Duquesne University

18.—

L

Auf den Diamanten- und Goldfeldern Südafrikas.

Digitized by the Internet Archive
in 2010 with funding from
Lyrasis Members and Sloan Foundation

http://www.archive.org/details/aufdendiamantenu00carl

In der Diamantenmine von Kimberley. (S. 516.)

Auf den Diamanten- und Goldfeldern Südafrikas.

Schilderungen von Land und Leuten, der politischen, kirchlichen und kulturellen Zustände Südafrikas

von

Carl Christoph Strecker O. M. I.

Mit Titelbild, 100 Abbildungen im Text und einer Karte.

Wappen von Transvaal.

Freiburg im Breisgau. 1901.
Herdersche Verlagshandlung.
Zweigniederlassungen in Wien, Straßburg, München und St. Louis, Mo.

Locus sapphiri lapides eius, et glebae
illius aurum. Iob XXVIII, 6.

Alle Rechte vorbehalten.

Buchdruckerei der Herderschen Verlagshandlung in Freiburg.

Vorwort.

Vorliegendes Werk ist zu stande gekommen infolge einer von Mitbrüdern an mich herangetretenen dankenswerten Anregung, das in den Archiven der Genossenschaft der PP. Oblaten der unbefleckten Jungfrau Maria aufgeschichtete Material über Südafrika zu verwerten und einem größeren Leserkreis zugänglich zu machen. Ich muß bekennen, daß ich anfangs zögernd an diese Aufgabe herantrat, denn ich war mir vollkommen bewußt, daß die Reiseskizzen, Schilderungen und Beschreibungen über Südafrika in den letzten Jahren fast ins Unermeßliche gewachsen sind. Indes nach aufmerksamem Durchlesen und Studium der Berichte unserer Missionare fand ich viel Neues, das ich in andern Büchern vergebens gesucht, und es kam mir unwillkürlich das geflügelte Wort der alten Römer in den Sinn: Semper aliquid novi ex Africa — „Immer etwas Neues aus Afrika".

Unter jenen, welche die südafrikanischen Zustände genau kennen und als Autorität in allen einschlägigen Fragen aufgeführt werden dürfen, gebührt den Missionaren sicherlich ein hervorragender Platz. Wie kaum einem andern ist ihnen, die jahrelang, oft ein ganzes Menschenleben hindurch unter den Eingeborenen wirken, die Möglichkeit geboten, alle Eigentümlichkeiten des gesamten Lebens und Treibens der Wilden zu belauschen und das zu erfassen, was sich dem Wanderer auf den ersten Blick und bei einem flüchtigen Aufenthalt nicht enthüllt. Ferner leben ein bedeutender Bruchteil der Missionare sowohl unter den Engländern wie unter den Buren, sind meistenteils Zeugen der politischen Vorgänge gewesen und stehen mitten im Getriebe aller wichtigen kirchlichen und kulturellen Fragen. Dies genügt, um zu zeigen, daß ihr Urteil wohl die Beachtung aller Ernstgesinnten verdient.

Zu den in den Annalen der Genossenschaft aufgespeicherten reichen Schätzen wollte mir ein günstig Geschick noch ungedruckte, der Öffentlichkeit

JAN 25 1963

unbekannte, aber sehr beachtenswerte Aufzeichnungen von Missionaren in die Hände spielen. Auch die Briefe, die ein deutscher Mitbruder in Südafrika seit Jahren an seine Angehörigen in der deutschen Heimat richtete, wurden mir zur freiesten Verfügung gestellt.

Trotzdem mir so ein äußerst wertvolles, in mancher Hinsicht erschöpfendes Material geboten war, habe ich mich doch nicht der Pflicht entzogen, die einschlägige englische, deutsche und französische Litteratur über Südafrika zu studieren. Alle Bücher habe ich freilich nicht durchlesen können, aber die besten unter den guten.

Während der ganzen Dauer meiner Arbeit, die ich schon vor zwei Jahren begonnen habe, bin ich mir der großen Schwierigkeit bewußt gewesen, was es heißt, aus der Ferne ein fremdes Land und unbekannte Menschen zu schildern. Aber ich glaube mir das Zeugnis selbst ausstellen zu dürfen, daß ich stets nach objektiver Wahrheit und nach einer durch keinerlei unlautere Motive getrübten Darstellung getrachtet habe. Wo ich mit meinem freien Urteil nicht zurückhielt, glaube ich mich durch die Sprache der Thatsachen gerechtfertigt, und dort, wo ich Lob und Anerkennung spendete, war es, um Gutes und Schönes zu verherrlichen. Über beides möge der freundliche Leser selbst urteilen.

Die Reiseskizzen, die teils ganzen Kapiteln zu Grunde liegen, teils in einigen andern eingestreut worden sind, möge man nicht als bloße Phantasiebilder betrachten; auch sie stammen in ihren Hauptzügen von den Missionaren. Lediglich der Frische und des Reizes der Darstellung wegen habe ich die Schilderungen einem einzelnen Reisenden in den Mund gelegt. Wenn ich mitunter einen leichteren Ton anschlug und bunte Blätter einwebte, so geschah es, um dem Ernst der politischen und religiösen Fragen, die ich behandeln mußte, das nötige Gegengewicht zu geben.

Die Kapitel „Transvaal“ und „Oranje-Freistaat“ waren bereits fertig geschrieben, als der Krieg zwischen England und den beiden Burenstaaten zum Ausbruch kam. Die Möglichkeit einer politischen Umwälzung, welche dieses eiserne Würfelspiel im Gefolge haben könnte, konnte indes mich nicht veranlassen, eine Änderung an dem Geschriebenen vorzunehmen. Ich legte hohen Wert darauf, die geschichtliche Vergangenheit, die Staatsverfassung und das eigenartige Leben und Gepräge der beiden Republiken in ihrer ganzen Bedeutung hervortreten zu lassen. Einen Überblick des jüngst

Geschehenen und einen Einblick in die gegenwärtigen Zustände Südafrikas findet der Leser in den letzten Kapiteln.

Die fremden Maße und Münzen habe ich deswegen angewendet, weil ich die Angaben in englischen Statistiken vorfand und diese der Genauigkeit halber einer deutschen Umrechnung vorzog.

Pfund Sterling (Pfd. St.)	=	$20_{,429}$ Mark
Schilling = 20. Teil eines Pfd. St.	=	1 „
Englische Meile	=	$1609_{,315}$ Meter
Englicher Fuß	=	$0_{,914}$ „
Ein Acre	=	4046 $m^2{}_{,7}$
Ein Karat (besonderes Gewicht für den Diamanten)	=	205 mg.

Südafrika ist kein klassisches Land der Kunst oder Wissenschaft, ist nicht verklärt durch den Zauber einer reichen Poesie, aber es ist ein Land, dem die ganze Welt ein wirkliches, großes Interesse entgegenbringt. Die Gold- und Diamantenfelder sind seine Schätze, sein Stolz, seine Anziehungskraft. Deutschland insbesondere hat allen Grund, seine Aufmerksamkeit dem Kap der guten Hoffnung zuzuwenden im Bewußtsein, daß hier seine niederdeutschen Stammesverwandten wohnen, die erste deutsche Kolonie in der Interessensphäre des Kap liegt und der deutsche Handel in den letzten Jahren ein nicht zu unterschätzendes Absatzgebiet dort gefunden hat.

St. Bonifatiuskloster zu Hünfeld bei Fulda, im Frühjahr 1901.

Der Verfasser.

Inhaltsverzeichnis.

Vorwort v.

I. Auf hoher See.

Einladung zur Reise nach Südafrika 1—3. London, Sonntagmorgen, Museen 3—6. Auf dem Schiffe. Seekrankheit. Sonnenaufgang. Golf von Biscaya 7—12. Lissabon 12—16. Portugal und Südafrika. Vasco da Gama. Camoens und die Lusiaden 16—24. Madeira 24—27. Reisegesellschaft. Meeresbetrachtungen 27—32. Ankunft in Kapstadt 32—33.

II. Am Kap der guten Hoffnung.

Kapstadts Lage 34. Hafen 36, 37. Stadt, Straßen, Bauten, Museen, Gärten, Kastell 37—42. Bevölkerung, Malayen 42—44. Aufstieg auf den Tafelberg 44—48. Umgebung von Kapstadt. Ausflug nach dem Kap der guten Hoffnung. Kapwein. Diaz, der erste Entdecker des Kap 48—54. Geologie Südafrikas 54—58. Besuch einer Burenfarm 58—63.

III. Die ältere Geschichte Südafrikas.

Entdeckung Südafrikas durch die Portugiesen 64. Besitzergreifung des Kap durch die Holländer 65. Riebeek, der erste holländische Kommandant und die ersten Ansiedler 65—70. Hottentotten und Buschmänner 71—75. Hugenotten 75—79. Zwistigkeiten zwischen den Gouverneuren und den Ansiedlern 79—85. Freiheitstaumel, Revolution und Republik 85, 86. Besitzergreifung durch die Engländer 86—89. Zurückgabe an Holland, neue Besitzergreifung durch England 89. Reformen. Kämpfe mit den Kaffern. Sklavenemancipation. Unzufriedenheit der Buren 89—97. Bruch mit England und Auswanderung nach dem Norden 97—99.

IV. Transvaal.

Fahrt in der Eisenbahn durch die Karru. Die Karruhochebene. Ankunft in Johannesburg. Erster Eindruck der Stadt 100—109.

Potschefstroom. Das Städtchen 109. Die Kämpfe der Buren gegen die Matabelen 109—111. Bildung der Burenrepublik, Einmischung der Engländer, Schlacht bei Boomplaats, der Burenführer geht nördlich über den Vaal 111—113. Entstehung neuer Republiken und nachherige Vereinigung dieser Republiken zur südafrikanischen Republik 113—114. Präsident Pretorius versucht Vereinigung mit dem Oranje-Freistaat 114—117. Präsident Burgers, traurige Zustände des Landes,

Annexion durch England 117—122. Freiheitskampf der Buren und die siegreichen Schlachten 122—137. Friedensschluß. Grenzen der Republik 137, 138.

Pretoria. Von Johannesburg nach Pretoria. Die Musterfarm Irene 138—140. Schilderung der Stadt Pretoria 140—144. Verfassung und Regierung Transvaals 144—146. Präsident Krüger 146—156. Das Burenvolk: Statistik, Charakter, Lebensweise, Sitten und Gebräuche, Sprache u. s. w. 156—171. Die Eingeborenen des Landes 171. Kirche und Schule. Katholische Kirche in Transvaal 171—179.

Johannesburg. Die Stadt 179—181. Bevölkerung 181—186. Die Frage der Ausländer 186—190. Jamesons Einfall 190—192. Die unmittelbaren Folgen des Einfalls 192—196.

Streifzüge durchs Land. Geographie, Klima, Fauna und Flora Transvaals 196—200. Besuch der katholischen Mission von Vleeschfontein. Die Tropfsteinhöhle von Krügersdorp. Skizzen aus dem Tagebuche eines deutschen Laienbruders: Ausflüge in der Umgegend, Schule der Eingeborenen, Heuschreckenplage, Rinderpest, Leopardenjagd 200—219.

V. Auf den Goldfeldern.

Afrika, das Goldland in früheren Jahrhunderten 220. Entdeckung der südafrikanischen Goldfelder, Karl Mauch, Begeisterung für das goldreiche Südafrika 221—222. Ist das Reich Monomotapa (Maschonaland) in Südafrika das Ophir der Heiligen Schrift? 222—226. Die Tati-Goldfelder 226. Goldfelder im Norden und Osten Transvaals 228—232. Das große Goldfeld des Witwatersrand: Geologie, Ausbeutung 232—236. Goldmühlen. Verschiedene Methoden der Goldausscheidung 236—240. Statistik der Gesamtproduktion an Gold in Transvaal 240—241. Maschinen 242. Das Personal der Goldmineninduſtrie 243—247. Goldgewinnung auf der Erde: Indien, Deutschland, Amerika, Kalifornien, Klondyke, Uralgebirge, Australien 247—250. Umgestaltung Transvaals durch die Goldfunde 251.

VI. Das Weihnachtsland (Natal).

Portugal und Natal 252. Die Zuluhäuptlinge: Dingiswayo, Chaka und Dingaan 252—258. Dingaan und die Buren, Verrat des Häuptlings, Niedermetzelung des Burenführers, Rache der Buren, die Dingaansschlacht 258—262. Gründung der Republik ‚Natalia‘ 262. Freundschaft der Buren mit dem Zuluhäuptling Panda und Feindseligkeit der Engländer 263. Schlacht bei Durban, Einschließung der Engländer, die Botschaft von Richard King, Niederlage der Buren, Annexion der Republik Natalia durch England 263—266. Die Buren ziehen nach Transvaal 266. Die englische Kolonie Natal: Bevölkerung, Regierungsform 267—269.

Die Kaffern. Äußeres, geistige Eigenschaften, Kleidung, Wohnung, Nahrung, Viehzucht, Sitten und Gebräuche, Religion, Zauberer 269—290. Die katholischen Gemeinden, die katholischen Missionare und Schwestern 290—297. Pater Kelly 297—302. Die protestantischen Missionen in Natal 302—305.

Städte Natals. Durban 306—311. Pietermaritzburg 311—316. Der Wasserfall bei Howick 316—318. Statistiken der Kolonie 318—320.

VII. In Kaffraria.

Von Durban nach St. Johns. Südafrikanische Operette 320—322. Die Thore von St. Johns 322—323. Im Ochsenwagen nach Umtata. Kaffrische Sagen.

Heuschreckenplage. Hagel 324—327. Umtata 327. Das Pondoland, Geschichte, Einwohner 329—336. Zu Pferde nach Mount Frere. Die afrikanischen Ponies. Der Missionar auf Reisen 336—341. Der Thitsa-Wasserfall 341. Mount Frere 341. Im Omnibus nach Kokstadt. ‚Dumm wie ein Kaffer'. Abenteuer bei einem Flußübergang 341—350. Kokstadt 350, 351. Die Trappistenmission von Lourdes. Die Trappisten in Südafrika, ihre Erfolge 351—360.

VIII. Im Norden des Weihnachtslandes.

Das Zululand. Die Zuluhäuptlinge Panda und Cetywayo 361—364. Kampf der Zulus mit England. Niederlage und Siege der Engländer 364—369. Annexion durch England. Cetywayo gefangen und dann wieder König 369, 370. Definitive Einverleibung 370. Geographie des Zululandes. Das Volk der Zulus. John Dunn 371—373. Der Tod des Prinzen Louis Napoleon. Kaiserin Eugenie in Natal 373—379. Das Swaziland 379—381. Das Amatongaland 381. Die portugiesische Kolonie Mozambique einst und jetzt. Die alten katholischen Missionen im Osten Südafrikas 381—392. Die Reise des P. Bompard von Durban nach Lourenzo Marquez 392—400.

IX. In der Südafrikanischen Schweiz.

Mgr. Jolivet 401, 402. Im Omnibus 402—404. In den Trappistenmissionen Matatiele und Hardenberg 404—407. Ritt über die Drakenberge. Die Draken- und Malutiberge. Muntere und tieftragische Intermezzos. Die schwarzen Sennen 407—418. In Roma 418. Die Geschichte des Basutolandes. Mosheſh, der große Basutokönig. Kampf mit England. Sieg der Basutos. Protektorat der Engländer. Mosheſh und sein Verhältnis zu den protestantischen und katholischen Missionen 420—426. Der Gewehrkrieg 426—431.

Die Basutos. Äußeres, Kleidung, geistige und sittliche Eigenschaften 431—433. Der südafrikanische Pic de la Mirandole 434. Raucher und Trinker 434. Wohnung, Hütte, Khotla 435, 436. Heiraten 436—439. Religion 439, 440. Sitten und Gebräuche, Zauberer, Hexenmeister, Medizinmann 440—445. Sprache 445, 446. Die katholischen Missionen im Basutoland 446—450. Protestanten im Basutoland 451.

X. Der Oranje-Freistaat.

Die ersten Bewohner. Die Bergenaars 452, 453. Die Buren. Kampf mit den Engländern. Annexion durch England 453—455. Entstehung des Burenstaates 455. Kämpfe der Freistaatler mit den Basutos 455—457. Die Frage der Diamantenfelder 457, 458. Statistik der Bevölkerung 458. Bündnis des Freistaates mit Transvaal 459. Charakteristik der Freistaat-Buren 459, 460. Viehzucht, Ackerbau, Handel 460, 461. Die Hauptstadt Bloemfontein 461—465. Tagebuchskizzen: Im Ochsenwagen durch den Freistaat; Erinnerungen aus alter Zeit; ein sonderbarer Politikus; das ‚Nacht-Maal'; der Burenkarren; von Bloemfontein nach Kimberley; der Weinsteinbaum; die Vogelwelt in Südafrika; die südafrikanischen Strolche; die Termiten; kaffrische Sagen und Sprichwörter 465—482.

XI. Auf den Diamantenfeldern.

Die Kapkolonie vor und nach der Auffindung der Diamanten 482, 483. Die ersten Diamanten in Südafrika 482—486. Der Diamant 486. Der Diamant im

Altertum, im Mittelalter, in der Neuzeit 486—488. Auffindung der Diamanten in Indien, Brasilien, Sibirien, China 488, 489. Die Diamanten in Südafrika am Vaalflusse 489, 490. Die trockenen Diamantenminen 490—492. Die große Mine von Kimberley 492. Kimberley einst und jetzt. Pater Hidien 492—495. Geologie der Diamantenfelder 495, 496. Entstehung der Diamanten 496—502. Gewicht und Preis der Diamanten 502, 503. Das Schleifen 503. Die Farbe der Diamanten 503, 504. Die Geschichte der großen, weltberühmten Diamanten 504—506. Falsche Edelsteine 506, 507. In den Minen. Die Arbeiten in den offenen Minen. Kompagnien und ihre Spekulationen. Unglücksfälle 507—514. Monopolisierung der Minen. Cecil Rhodes 514—516. Maschinen 517. Diamantenschmuggelei. Die Compounds 518—520. Die Diamantenminen des Oranje-Freistaates 520—521. Statistik der Gesamtdiamantenproduktion 521. Der kostbarste Diamant 522.

XII. Die britische Kapkolonie.

Kaffernkrieg 523. Die Deportationsfrage und die Anti Convict Association 524, 525. Erlangung einer gewissen Selbstregierung 525, 526. George Grey 526 bis 528. Der Plan der Vereinigten Staaten Südafrikas 529—531. Regierung der Kapkolonie 531, 532. Schulen 532, 533. Bevölkerung 533, 534. Engländer, Buren, Deutsche am Kap 534—537. Handel, Ackerbau, Viehzucht, Schafherden, Strauße 537—544.

Das Missionswerk bei den alten holländischen Ansiedlern 544. Protestantische Missionsthätigkeit am Kap 544—546. Die katholische Kirche; die Bischöfe Griffith und Ricards; Bischofsversammlung im Jahre 1895 547—561.

XIII. Cecil Rhodes und sein Werk.

Das Glückskind. Körperliche, geistige Eigenschaften 562, 563. Rhodes in Südafrika; auf den Diamantenfeldern 564. Der Realist 564. Monopolisierung der Minen 565. Große Pläne; sein Einfluß in Südafrika wächst; im Kap-Parlament; gewinnt die Afrikander für sich und bleibt Englands Freund; Gegensatz zu Krüger 565—568. Rhodes in seinem Heim 568, 569. Rhodes und die Annexion von Rhodesia. Chartered Company. Der Jamesonsche Einfall und seine Folgen. Eisenbahnprojekt 569—572.

Sein Werk. Betschuanaland wird verenglischt. Der Häuptling Khama 572 bis 574. Beschreibung des Betschuanalandes, Bodenbeschaffenheit, Wasser, Tiere, Ernte, Klima 574—576.

Einteilung: a) Britisch Betschuanaland. Geschichte. Die Städte Vryburg, Mafeking, Kuruman; die Reservationen für die Eingeborenen; die Betschuanas 577—581.

b) Kalahariwüste. Topographie. Bewohner: Buschmänner 581, 582.

c) Protektorat. Verschiedene Ortschaften; die Bewohner; die Missionen 582—584.

Matabelenland. Geschichte 585, 586. Matabelen 586—588. Wohnungen. Regierung. Religion 588, 589. Der Häuptling Lobengula 589. Sein Verhalten England gegenüber 589, 590. Rhodes; die Chartered Company und Lobengula; definitive Annexion 590—595.

XIV. Auf deutschem Boden (Deutsch-Südwestafrika).

Auf der Fahrt von Swakopmund nach Windhoek: Ochsengeschirr; Reisegruppe am Abend; wilde Tiere 596—600. Ankunft in Windhoek; bei den Oblaten 600, 601. Die katholische Mission 602. Die Regierungsstadt Windhoek 602, 603. Geographische Notizen 604, 605. Geschichte des Landes, deutsche Besitzergreifung 606 bis 608. Bevölkerung 608, 609. Buschmänner 609. Namas 609. Witbooi 610. Hereros 610—614. Bastards 614. Berg-Damaras 614—616. Ovambos 616. Klima 616. Bewässerungsfrage 616—618. Ackerbau und Viehzucht 618—621. Mineralschätze 621, 622. Strafkolonie 622, 623. Regierung 623, 624. Die Feldzüge gegen die Wilden 624—627. Christliche Missionen 627—629.

XV. Buren und Engländer in Südafrika.

Englands Kolonialmacht zu Beginn des 19. Jahrhunderts; Englands Kämpfe 630, 631. Das jetzige englische Kolonialreich 631—633. England und Afrika 633 bis 635. Stellung Englands im Kaplande 635, 636. Buren und Briten am Kap; verschiedene Strömungen; die Afrikandervereine; die Wirkung des Jamesonschen Einfalles bei den Kapburen 636—640. Englands Kolonialpolitik 640—643. Old England for ever; Zollverein; Imperialismus 643, 644.

XVI. Der Krieg an der Jahrhundertwende.

Vorzeichen des Krieges; Fehlschlagen einer Verständigung zwischen England und Transvaal 645—647. Zwei Grundsätze 647. Englands Oberhoheit in Transvaal 647, 648. Die Querelen der Uitlanders 648, 649. Verhalten des Transvaalschen Volksraads 649. England will Vorherrschaft in Südafrika 650. Die Verhandlungen zwischen beiden Regierungen 650—655. Ultimatum Transvaals 655. Entrüstung in der Welt 656. Kurzer Abriß der Kriegsoperationen von Oktober 1899 bis März 1901 657—659. Die Kriegsführung der Buren 659. Fremdenlegion 660. Guerillakrieg 660. „Marodeure" 662. Britische Generale 662—664. Grausamkeiten 664, 665. Katholische Priester und Schwestern im Kriege 665, 666. Englands Verluste 666. Vorschauende Betrachtung 667—668.

Schluß 669, 670.

Register 671.

Verzeichnis der Abbildungen.

Titelbild: In der Diamantenmine von Kimberley (S. 516).

I. Auf hoher See.

Bild		Seite
1.	Parlamentsgebäude in London	7
2.	Lissabon	13
3.	Vasco da Gama	19
4.	Bai von Funchal von Osten	25

II. Am Kap der guten Hoffnung.

5.	Kapstadt mit dem Tafelberg	35
6.	Der Tafelberg von Süden	45

III. Die ältere Geschichte Südafrikas.

7.	Holländischer Ostindienfahrer	67
8.	Buschmann	72
9.	Frau eines Buschmanns	73

IV. Transvaal.

10.	Ein Doornboom	105
11.	Postkutsche in Johannesburg	108
12.	Bischof Jolivet O. M. I.	129
13.	Wappen von Transvaal	138
14.	Pretoria von Daaspoort-Hill	141
15.	Hauptstraße in Pretoria	143
16.	Präsident Krüger	147
17.	Frau Krüger	153
18.	Burentypus	159
19.	Burenfamilie	161
20.	Straße in Johannesburg	181
21.	Palastgebäude in Johannesburg	183
22.	Marktplatz in Johannesburg	185
23.	Wildbock	198
24.	Südafrikanische Tiere	199
25.	Tsetsefliege	201
26.	Kudu-Antilopen	203
27.	P. Alois Schoch O. M. I.	213
28.	Leopard	217

V. Auf den Goldfeldern.

29.	Tati-Goldfelder	227
30.	Goldhaltiges Gestein aus Balmoral	235
31.	Goldmühlen in Johannesburg	239

VI. Das Weihnachtsland und die Kaffern.

Bild		Seite
32.	Indier in Durban bei einem religiösen Aufzuge	269
33.	Kaffernjüngling mit Glasperlenschmuck	271
34.	Kaffernmädchen	273
35.	Haarfrisur einer Kaffernfrau	275
36.	Kaffernkraal	277
37.	Kaffern beim Hüttenbau	279
38.	Geräte, Waffen und Schmucksachen der Kaffern	281
39.	Zauberer aus der Umgeni-Gegend	289
40.	Msgr. Allard O. M. I., Titular-Erzbischof von Taron	291
41.	P. Eduard Kelly O. M. I.	299
42.	Die St. Josephskirche in Durban	309
43.	Rathaus in Pietermaritzburg	312
44.	Parlamentsgebäude in Pietermaritzburg	313
45.	Katholische Kirche und bischöfliche Wohnung in Pietermaritzburg	315
46.	Kaffernmission in Pietermaritzburg	317
47.	Umgenifall bei Howick	318

VII. In Kaffraria.

48.	Die Thore von St. Johns vom Meere aus	322
49.	Marktplatz in Umtata	329
50.	Zuckerrohr-Pflanzung in Natal	331
51.	Mulattenschule der katholischen Schwestern bei Umtata	337
52.	Ein junger Missionar mit seinem Pony	339
53.	Katholische Missionsstation Mount Frere	343
54.	Kaffernfrau beim Maisreiben	357

VIII. Im Norden des Weihnachtslandes.

55.	Häuptling Cetywayo	371
56.	Zuluhäuptling im Kriegsschmuck	373
57.	Die Delagoa-Bai	383
58.	Das alte Jesuitenkolleg St. Paul in Mozambique	389

IX. In der Südafrikanischen Schweiz.

Bild	Seite
59. Der Champagne Castle	409
60. P. Alexander Baudry O. M. I.	418
61. Katholische Basutos an einem Festtage	419
62. Knabenschule in Roma	421
63. Moshesh, der König der Basutos	427
64. Inneres einer Khotla	437

X. Der Oranje-Freistaat.

65. Bloemfontein vor etwa 50 Jahren	463
66. Ochsenwagen, eine Furt passierend	471
67. Riesenexemplar des Weinsteinbaumes	473
68. Termiten und ihre Bauten	479

XI. Auf den Diamantenfeldern.

69. Privat-Waschungen der Diamanterde vor 30 Jahren	491
70. Katholische Kirche zu Kimberley	495
71. Querschnitt durch die Kimberley-Mine	497
72. Berühmte Diamanten	505
73. Göpel zum Herausschaffen der diamanthaltigen Erde	508
74. Diamantengrube von Kimberley in den ersten Jahren	509
75. Waschmaschinen im Freien	517
76. Eingeborene in den Compounds	519

XII. Die britische Kapkolonie.

77. Hottentotten vom Oranjefluß	535
78. Afrikanische Strauße	539
79. Bischof Dr. J. D. Ricards	555

XIII. Cecil Rhodes und sein Werk.

Bild	Seite
80. Cecil John Rhodes	563
81. Cobra	576
82. Puffotter	576
83. Kriegstanz der Matabelen	587

XIV. Auf deutschem Boden (Deutsch-Südwestafrika).

84. Katholische Mission in Swakopmund	597
85. Ansicht von Windhoek mit dem Anasgebirge im Hintergrund	601
86. Missionshaus der Patres Oblaten in Windhoek	602
87. Die der katholischen Mission angehörende Farm in Klein-Windhoek	603
88. Festung in Windhoek	604
89. Kriegerdenkmal in Windhoek	605
90. Scene aus Otjimbingue	609
91. Hendrik Witbooi, sein Sohn und andere Häuptlinge aus Deutsch-Südwestafrika	611
92. Autogramm von Hendrik Witbooi	612
93. Hererofrauen in Deutsch-Südwestafrika	613
94. Hütte der Berg-Damaras in Windhoek	615
95. Oberstleutnant Leutwein, Gouverneur von Deutsch-Südwestafrika	623

XVI. Der Krieg an der Jahrhundertwende.

96. Ladysmith	659
97. Burenbatterie, den Klip River passierend	661
98. Lord Roberts	662
99. Christian Dewet	662
100. Kriegführende Buren in den Drakenbergen	663

Am Schluß des Werkes: Karte von Südafrika.

I.

Auf hoher See.

Nach Süden, o nach Süden hin, beflügle dich, mein Kiel! — so sang nach eigens erfundener Melodie mein Bruder Richard heiter in den Tag hinein. Noch jung trug er sich mit hochfliegenden Reiseplänen; der Sonnenschein in deutschen Landen war ihm nicht glühend genug, und der unwirsche Nord war ihm zu kalt. Gleich den Schwalben zog es ihn nach dem Süden hin, nach jenen schönen Himmelsstrichen mit ihrer milden Luft und ewig goldenen Sonne. Was träumt und hofft gar mancher nicht alles in der Jugend schönen Tagen! Der unbefangene Kindesblick schaut in der Ferne eine große, herrliche, daseinsfreudige Welt, und der jugendliche Übermut will leben und weben in Abenteuern. Ein Stück von Richards Wanderlaune, zumal nach dem Süden, mochte wohl auf mich übergegangen sein, denn zwischen den zwanziger und dreißiger Jahren unternahm ich wie tausend andere eine Reise nach Südfrankreich, blieb 14 Tage an der Riviera und ebensolang in Rom. Von dieser sonnigen Stätte der Kunst und Poesie schrieb ich Richard, der inzwischen als Missionar nach Südafrika übergesiedelt war, den Goetheschen Spruch: „Kennst du das Land, wo die Zitronen blühn?" Als Antwort erhielt ich die folgenden Verse zurück:

Kennst du das Land, verklärt durch Sonnenglut?
Demanten glänzen in des Flusses Bette,
Viel goldner Staub im Erdenschoße ruht —
Ein Zauberland: der Freiheit lichte Stätte.
Kennst du es wohl? — Mein Kind, so komm zu mir,
Auf Schwingen eil geschwind, ich zeig' es dir.

Verführerischer mag der Reiz der Sirenen der Odyssee wohl kaum gewesen sein als diese Einladung. Ich will offen gestehen, daß ich der Versuchung beinahe erlegen und hinunter nach Südafrika gegangen wäre, nicht um daselbst mich häuslich niederzulassen, sondern um nach Touristenart das goldene und an Brillanten reiche Eldorado zu durchstreifen.

Vorderhand schlug ich mir jedoch den Gedanken aus dem Kopfe. Was hatte ich denn auch in diesem Ussif-u-trab — „dunkeln Erdteil", wie Afrika in einer alten arabischen Handschrift zum erstenmal genannt wird, was

hatte ich da zu suchen? Ich erinnerte mich eines englischen Schriftstellers, der meinte: „Drei verschiedene Afrika sind der modernen Welt bekannt: Nordafrika, wo man hingeht, um die verlorene Gesundheit wieder zu finden, Südafrika, wo einen das Gold hinzieht, und Mittelafrika, wo man Abenteuer erleben will.“ Ich war weder europa- noch vaterlandsmüde, fand meine engere Heimat trotz des tollen Getriebes falscher Bildung und unchristlicher Moral noch immer schön; Gold konnte ich missen, und krank und invalid war ich gottlob noch lange nicht. Und dennoch wollte das Schicksal, nein, wollte Gott mir rechte Gunst erweisen und führte mich in die weite Welt.

Ein englischer Freund und Schulkollege, Mr. Flynn, lud mich ein, mit ihm eine Reise nach Südafrika zu machen. Zu welchem Zwecke, sagte er nicht, und das war fatal, denn ich lehnte in liebenswürdiger Weise dankend ab, indem ich allerlei Gründe angab und, wenn ich mich noch recht erinnere, unter anderem auch einen finanziellen Stoßseufzer einfließen ließ. Flynn war darüber ganz stutzig geworden; er bekämpfte mein Zaudern und beschwichtigte meine Bedenken und fügte schließlich bei, daß es ihm Freude gewähre, den Zaubermantel des Doktor Faust mir zur Verfügung zu stellen. Es kostete mich Überwindung, nach solcher Rede süßem Klange mich unempfindlich zu zeigen; ich dankte indes für die goldene Brücke, die er mir über die angebliche Kluft des Unvermögens und über den Ozean nach Südafrika hinüber bauen wollte, und schützte als Entschuldigung für meine Weigerung wichtige litterarische Arbeiten vor, dann das Abraten meiner Freunde und endlich das eigene Opfer, europäische Kultur mit der wilden Einsamkeit inmitten der Kaffern zu vertauschen. Aber so eigensinnig ich war, so kalt und unentwegt wie ein rocher de bronze blieb der Engländer, und ohne noch weiter zu bitten, erwiderte er barsch mit dem Dichter: „Und bist du nicht willig, so brauch' ich Gewalt.“ — „In welcher Form?“ fragte ich ihn, „wie lautet das drohende Ultimatum?“ Die Antwort war, ich hätte doch wenig Interesse für wissenschaftliche Bildung; er ginge für ein gelehrtes Institut nach Südafrika, um einige wichtige Fragen zu studieren, somit hätte ich die beste Gelegenheit, an seiner Seite vieles zu lernen; Richard würde mir überdies manches mitteilen können, das ich noch nirgends gesehen, kurz, er malte den Zweck einer wissenschaftlichen Reise in so hellen bezaubernden Farben aus, daß ich mir einen leisen Vorwurf machte, nicht sogleich eingewilligt zu haben. Ich zögerte noch, als eine doppelte Philippika von Flynn und Richard miteinander eintraf. Da frage ich den freundlichen Leser — und ich nenne ihn so in aller Aufrichtigkeit —: kann mir es jemand verargen, daß ich nachgegeben habe und mich durch das unsanfte Liebeswerben dieses liebenswürdigen Paares aus meiner Opposition hinausdrängen ließ?

Schneller als ich geglaubt, versöhnte ich mich mit dem Gedanken an diese neue Reise, wurde munter und fidel, packte ein, studierte die Karte und

machte mich reisefertig. Rasch noch dieses, rasch noch jenes, Wasserstiefel und Reisedecke, Regenmantel und Sonnenschirm, und so gewappnet, den breiten Kalabreser auf dem Kopfe, Entschlossenheit und Eroberungslust in den Zügen, verließ ich mein heimisches Nest, siegesbewußt, fast wie Cäsar, als er sprach: „Ich kam, sah, siegte."

* * *

Es war in den letzten Tagen des September, als ich in Dieppe das Dampfschiff bestieg. Die Stimmung war gehoben, das Meer schien ruhig, und pfeilschnell durchfurchte unser Schiff die bläulichen Fluten. Das dunkle Gewölk, das sich am Himmel in regellosem Wirrwarr aufgetürmt hatte, wurde durch eine gelinde Brise vertrieben, und die durchdringende Herbstsonne grüßte nochmals den Scheidenden. Ich erfreute mich an diesem Schauspiel, das mir doch eigentlich nicht mehr neu war, ergötzte mich auch an dem unendlichen Meeresspiegel, den ich zum erstenmal sah. Aber so schnell mein Enthusiasmus gekommen, so schnell verschwand er. Es war mir, als wenn ich es fühlte, daß mir der alte Seegott die anfängliche Abneigung gegen die Reise nachtrage, und mit Schaudern sah ich das Schreckgespenst der Seekrankheit vor mir aufsteigen. Kaum 10 km vom Hafen entfernt, begann das Schiff seine gewohnte schwankende Wiegenbewegung und viele wurden sogleich seekrank. Auch mir ging es wie ein Mühlrad im Kopf herum, und ich empfand ein unbeschreibliches Gefühl im Magen. Ich fand jedoch eine Stellung, die mir einige Linderung verschaffte; sobald ich sie änderte, verdoppelte sich das Übel. Da hatte ich dann während der ganzen Fahrt beinahe unbeweglich an der Brüstung des Schiffes Posto gefaßt, gedankenlos in das Weite hineingeträumt und von ästhetischem Genuß rein gar nichts verspürt. Dieser Ärmelkanal! Man sollte meinen, der Schöpfer habe allen Zwist und alles Unheil, das entstanden, wenn England und Frankreich nicht durch Wasser getrennt wären, eben in den Kanal gelegt — Feuer und Wasser vertragen sich bekanntlich nicht. Wie einstens Kolumbus hochklopfenden Herzens nach Westen schaute, so schaute ich nach England, und als endlich die Küste erschien und wir in New Haven ausstiegen, war ich derart steif gefroren, daß ich zum Auftauen die ganze Strecke vom Hafen nach London brauchte, wo ich um 6 Uhr abends ankam. Mr. Flynn befand sich am Bahnhof. Meine sieben Sachen übergaben wir einem Packträger und bestiegen dann den Wagen, der uns an einen gemütlichen Herd brachte.

Ich war also in London. In London gewesen zu sein, klingt mir noch volltönender, als Paris gesehen zu haben, Paris, die capitale de la belle France, und wie der Franzose in natürlicher Selbstverherrlichung beizufügen pflegt, capitale du monde. Denn rühmt sich auch London nicht, die Lichtstadt, das Herz der Welt zu sein, wie seine Rivalin an der

Seine, so ist dagegen die englische Metropole die größte Stadt der Welt, der Mittelpunkt des weltumspannenden britischen Reiches und einer der Hauptplätze des Welthandels. London ist der gewaltige Brennpunkt, in den die weitestgehenden Strahlen münden, und was dort im hohen Zenith sich vollzieht, zittert nach ganz unten am Horizont, an den fernen Weltgrenzen. Niemals wird der Mensch diese Riesin unter den Städten durch und durch kennen lernen. Die Tausende von Schiffen, die jährlich von hier ausgehen und hier einlaufen, haben die Stadt zum Stapelplatz der kolossalsten Reichtümer gemacht, haben fürstliche und kaiserliche Kaufleute geschaffen. Aber auch die glänzendste Medaille hat ihre Kehrseite; so Paris, so London. Während in der Beschreibung der Stadt Paris der Gegensatz gezeichnet wird, wie ihre schimmernden Paläste und herrlichen Anlagen, ihre Kunstwerke der genialsten Meister und all die andere lichtvolle Eleganz und Pracht in ihren Falten die dunkelsten Nachtseiten des Lebens: die Sünde, das Laster und die Revolution bergen — so kann man London nur richtig schildern, wenn man das düstere, hagere Gespenst des Pauperismus herbeicitiert und es zwischen den goldenen Mammonstempeln furchterregend einherschleichen läßt. Werden doch in London während der Wintermonate 100 000 ohne jegliche Arbeit, dem Hunger und der äußersten Not preisgegeben. Es ist die Stadt der gewaltig erschütternden Gegensätze von Freud' und Leid, wie sie das Leben nur bieten kann.

Ich kam Freitagabend an und hatte somit Samstag Zeit und Muße, das Treiben in den Straßen zu beobachten. Mir fiel sogleich das englische Sprichwort ein: Time is money, Zeit ist Geld. Im Geschäfte und bei der Arbeit ist es nicht mehr der phlegmatische Engländer, wie er im Buche steht und im Volksmunde lebt, da drängt und rast er wie jeder andere Geschäftsmann und mehr als dieser. Am letzten Wochentag scheint das Leben in den Straßen seinen Höhepunkt erreichen zu wollen. Der Lärm ist geradezu ohrenbetäubend. Die Maschinenräder sausen und schwirren ganz unheimlich schnell, das Wagengerassel verdoppelt und verdreifacht sich, die Lokomotivpfeifen sind schriller als gewöhnlich, und die Stimmen der Ausrufer und Hausierer, von der Woche müde geworden, heiser und rauh. Alles ist in überlebendiger Bewegung, alles tobt, schreit, plärrt und kreischt, und dazwischen orgelt ein Italiener und spielt ein vierschrötiger Schotte auf der Dudelsackpfeife seinen letzten besten Trumpf. Gleichsam um uns mit dem Gedränge und dem Staub der Straßen auszusöhnen, nähern sich uns Mädchen und Knaben und bieten Sträuße feil, indem sie eindringlich in kindlicher Anmut bitten, den Sonntag recht hübsch zu feiern mit Blumenschmelz und Blumenduft.

Am Nachmittag wurde überall bei Zeiten Feierabend gemacht, um 2 Uhr waren schon zahlreiche Läden geschlossen und viele Fabriken und Werk-

stätten standen still. Man sagte mir, daß dies um deswillen geschehe, damit die Arbeiter in der Woche auch einen Vergnügungstag hätten; denn der Sonntag sei allerdings ein Ruhe-, aber kein Freudentag. Das Wetter war gerade schön — es herrschte Altweibersommer —, und ich sah in den Nachmittagsstunden hoch und niedrig, groß und klein in dichtgedrängten Scharen nach den in und um London liegenden großen Parks strömen, wo sie Zuschauer der hier stattfindenden Kampfwettspiele des Crickets, Radfahrens und Fußballs sind.

Als ich Sonntagmorgen erwachte, war alles in den Straßen so feierlich und still, daß ich beinahe mein Fenster aufgerissen und des Schäfers Sonntagslied „Das ist der Tag des Herrn" hinausgesungen hätte. Aber ich erinnerte mich noch im rechten Moment einer alten Parlamentsakte, nach welcher am Sonntag kein Theater, überhaupt kein Vergnügungslokal seine Thore dem Publikum öffnen, keine Musikkapelle ein Konzert veranstalten und auch kein Deutscher singen darf. Die britische Sonntagsgesetzgebung hat so wunderliche, originelle Paragraphen, daß wir in Deutschland darüber die Achseln zucken müssen. Sie ist in der Gluthitze der englischen Reformation entstanden, und John Bull ist von Haus aus ein konservativer Mann, der nicht so leicht an verjährten Statuten etwas ändert, viel lieber das Neue duldet. Wenn trotzdem heute gesungen, gefiedelt und gehörig getanzt wird, so beruht dies alles nur auf Duldung, und in meinem Falle hätte mir der Eifer eines bockbeinigen Puritaners wohl so ein Schnippchen schlagen können. Und das wäre kein einzeldastehendes Faktum gewesen. Auch dem Fürsten Bismarck hätte die englische Polizei einmal beinahe arg mitgespielt. Beim Betreten des englischen Bodens pfiff er leise ein Lied, wurde aber sogleich in seiner vergnügten Stimmung von einem freundlichen Nachbar gestört mit der Bemerkung: „Es ist Sonntag". Dies verdroß den Fürsten derart, daß er sofort wieder an Bord ging und nach einer andern Gegend fuhr. Von jener Zeit an war er stark gegen den englischen Sonntag eingenommen, was jedoch nicht so sehr wegen des Verbotes des Pfeifens geschah, als weil die Einrichtung der Sonntagsruhe mit seinen mehr materialistischen Prinzipien nicht recht harmonierte. Er wollte, daß auch Sonntags die Schlöte rauchen und die Essen dröhnen, damit der Arbeiter nicht um ein Siebentel des Lohnes, der Industrielle nicht um ein Siebentel des Gewinnes gebracht werde. Ich fand die Geschäftsstraßen heute wie ausgestorben. Der Eisenbahnverkehr war während des Gottesdienstes auf das Notwendigste beschränkt, alles feierte draußen, nur die höhere Gesellschaft blieb daheim. Ich beschreibe diese zwei Londoner Wochentage so ausführlich, weil ich dasselbe Bild, allerdings in Miniatur, in den englischen Städten Südafrikas wiedergefunden.

Ich durfte England und London nicht verlassen, ohne zuerst die Westminsterabtei, das Wahrzeichen des alten katholischen Englands, gesehen

zu haben. Dieser herrliche Bau, trotz der vielen beleidigenden Zuthaten späterer Zeit eines der vollendetsten Meisterwerke der Gotik in ihrer Blütezeit — der Hauptbau stammt aus dem 13. Jahrhundert —, machte auf mich einen überwältigenden Eindruck. Nebendran erhebt sich stolz und majestätisch das Parlamentsgebäude (Bild 1). Wiederum zwei Gegensätze. Die Westminsterabtei, die Ruhestätte so vieler berühmter Toten, ist ein großes und ernstes memento mori für die hohe Aristokratie, für die Herren in dem andern Gebäude, die von dort die ganze Welt überschauen und regieren. Dort lautes und glänzendes Leben, der Kampfplatz um Ruhmeslorbeeren, hier die Stille der großen Vergessenheit. Abends ging ich in einige Museen, die am Sonntagnachmittag dem Publikum offen stehen. Alle habe ich natürlich nicht besuchen können, und auch von jenen, deren Schätze ich bewunderte, habe ich keine nachhaltigen Erinnerungen mitgenommen: dazu war mein Gang durch dieselben viel zu flüchtig. Das naturhistorische South Kensington Museum hat mir namentlich gefallen. Der besuchende Fremde könnte hier Monate verweilen, wollte er alles genau betrachten, aber selbst Monate würden nicht genügen, um sich an den historischen Sehenswürdigkeiten und antiquarischen Raritäten, an den ägyptischen, griechischen und römischen Altertümern sowie auch an den vorsintflutlichen Tiergestalten satt zu sehen.

Dienstagmorgen verließen Flynn und ich die Stadt London. Draußen nur Regen, Nebel und sonstiger Niederschlag. Fröstelnd hüllten wir uns in unsere grauen Plaids, kauerten uns in den Winkel eines gut gepolsterten Eisenbahncoupés und verharrten so bis Southampton. Von den drei aufreibenden Tagen müde geworden, schlummerte ich bald ein. Flynn blieb wach, nicht so sehr, um den Schlaf des Teuren zu bewachen, sondern weil er als echter Engländer einige „sensations“ mitnehmen wollte. Bei meinem Erwachen fragte ich ihn, ob er viel Merkwürdiges erspäht habe, bekam aber den lakonischen Bericht: „Die Fahrt ging gewöhnlich abwärts durch Felder, Wiesen und Gärten; alle lebenden Wesen, die ich erblickte, waren weidende Kühe und Pferde, die uns groß anglotzten und dem Zuge gleichmütig nachschauten; zuweilen gab es auch Dörfer, aber der Zug eilte immer weiter — das war alles.“ In Southampton hatten wir einige Geschäfte zu erledigen; wir blieben dort bis Donnerstag und reisten dann nach Dartmouth weiter.

Dartmouth ist ein höchst interessanter Hafenort, von dem die Dampfer der Castlelinie nach Südafrika auslaufen. Es ist eine altenglische Stadt mit reich verzierten altmodischen Häusergiebeln, am Fuße einer bewaldeten Hügelkette gelegen. Die vom Flusse gebildete Bucht ist zwar klein und unbequem für größere Dampfer, aber weil von den steil abfallenden, mit sattem Grün bewaldeten Abhängen umringt, sehr malerisch. Unser

Schiff, auf dem wir die weite Reise machen sollten, lag vor uns, ein Riesenkoloß von 4000 Tonnen, der ordentlich qualmte und pustete und ungeduldig nur noch der Passagiere harrte. Mr. Flynn hatte alle unsere Geschäfte prompt abgewickelt, so daß uns auch die kleinste europäische Bürgerpflicht nicht mehr zurückhielt, und wir sogleich an Bord gehen konnten. Das „Ding" gefiel uns, alles war mit modernem Komfort ausgestattet, die Mitreisenden schienen freundlich, die wettergebräunten, rauhen Matrosen gar nicht so übel zu sein. Die letzten Minuten flogen rasch dahin. Da endlich rief der Kapitän: Anchor! Die Ketten rasselten, der Anker hob sich, die Maschine machte

Bild 1. Parlamentsgebäude in London. Im Hintergrund links Westminster. (Phot. Frith.)

einige unsanfte Rucke, das Schiff ächzte und dröhnte in allen Fugen und setzte sich dann langsam in Bewegung. Auf dem Deck waren die Passagiere versammelt, am Ufer stand die Menge, neugierig und schaulustig wie immer, doch dazwischen auch viele, die trauernd einem teuern Familienmitgliede Lebewohl sagten. Man grüßte und winkte sich gegenseitig mit Tüchern, Hüten und Mützen und warf sich Kußhändchen zu, einige riefen Hurra, andere weinten, denn für den einen oder andern war es auf Nimmerwiederkehr. Auch mich überlief es kalt und der Atem stockte, als das Schiff durch den weißen Gischt, der an den Schiffswänden hoch aufspritzte, in immer rascherem Tempo sich fortbewegte. Ich wußte, daß schon gar manch stolzes Fahrzeug,

das von der Schar am Strande laut umjubelt und hoffnungsfreudig auf die hohe See hinausgefahren war, gleich am ersten oder zweiten Tage zwischen sich bäumenden Wogenbergen in gähnenden Abgründen begraben wurde. Wir standen auf Deck, frische Abendluft umwehte uns. Mit der hereinbrechenden Dämmerung bot sich uns ein reizender Anblick dar. Überall tauchten aus der mit Dunst und Nebel gesättigten, graublauen Atmosphäre Flammen auf; Schiffe, Boote, Hafen, Stadt, alles war von tanzenden Lichtern umgaukelt, die lange, zitternde Feuerlinien im Wasser widerspiegelten.

Nicht lange blieb ich oben. Nach kurzem Plauderstündchen begab ich mich in meine Kabine, von der ich bis Kapstadt Besitzrecht hatte. An wirklichen Schlaf konnte ich nicht denken, die Verhältnisse waren zu neu. Dazu schlief neben mir ein Engländer, der ganz unhöflich schnarchte. Es war ein Wettstreit zwischen Mensch und Maschine, wer den tiefsten Ton hervorbringen werde. Die eine Musik war so schön wie die andere, und was Regelmäßigkeit des Taktes angeht, herrschte vollkommene Übereinstimmung. Zuerst belustigte ich mich über das eigenartige Freikonzert, nachher aber, als die Müdigkeit zu groß war, und ich nicht einschlafen konnte, wurde ich ärgerlich. Ich donnerte der englischen Dudelsackpfeife ein gebieterisches Halt zu, und sieh! — es schien, als ob mein kategorischer Imperativ Wirkung hätte: es folgte beim Musikanten ein gedehntes Gähnen. Aber als die Maschine fortbrummte, fing die englische Leier von neuem an. Mochte ich auch knurren und zanken, es half alles nichts; gegen schlafende Engländer kämpfen Götter selbst vergebens. Allmählich, d. h. nach einer Stunde, schlief ich ein. Aber das Schnarch-Melodrama spielte in meinen Träumen seinen Hexensabbat, und der andere Gedanke, das erste Mal auf dem Ozean zu sein, mit dem ich eingeschlafen, wob die Atlantis des katalanischen Dichters Jacinto Verdaguer hinein. Nur traf bei mir ein deutsches Schiff mit dem englischen zusammen. Trotz Sturm und Wogenprall lieferten sich beide ein tüchtiges Gefecht. Die Engländer eröffneten eine heftige Kanonade, ich antwortete und brachte sie zum Schweigen. Da bricht der Orkan los, der Blitz schlägt in die Pulverkammer des englischen Schiffes ein und sprengt es in die Luft. Leider wird auch mein deutsches Schiff mit in die Tiefe gerissen. Ich besitze Geistesgegenwart genug und sehe der Gefahr ins Auge, das Schicksal ist mir hold, und ich entrinne, ich weiß nicht wie, dem Untergang. Mit den Wellen verzweifelt kämpfend, schwimme ich nach Kapstadt, wo mich Richard am Ufer erwartet. Ich erwachte. Draußen war es stürmisches, trübes Wetter, noch trüber sah es in meinem Kopfe aus, aber ich faßte den Schlußakkord der nächtlichen Oper als ein glückverheißendes Omen auf. Als ich am Morgen den Kollegen erblickte, zauberte die Erinnerung an die Nacht ein Augurenlächeln auf beider Lippen. Der Engländer machte mir den Vorwurf, ich hätte einige Solos zum Besten

gegeben, wozu er als treuer Freund mich hätte begleiten müssen. Die Entschuldigung war unstreitig geschickt. Wegleugnen konnte ich es nicht, streiten wollte ich nicht, und so kamen wir denn überein, daß fürderhin unter keiner Bedingung ein Schnarch-Solo, wohl aber ein Schnarch-Duett gestattet sei. Dann gingen wir in den Eßsaal, wohin uns das Zeichen gerufen.

Der saloon oder dining room, der ziemlich groß und recht nett ausstaffiert ist, füllte sich langsam. Die Kellner, diensteifrig und jedes Winkes gewärtig, eilten von Gast zu Gast. Ich lernte hier meine Mitreisenden kennen. Gleich bemerkte ich den stereotypen Engländer, der in mehrfacher Auflage in langem, schlafrockähnlichem Überzieher träge hereingeschlendert kam, und goldblonde, schwanenhalsige Töchter Albions, die, wie ein Schwede hämisch bemerkte, im allgemeinen sich ihrer Schönheit nicht rühmen können. Ich setzte mich gleich mit Freund Flynn hin und griff gehörig zu. Ich hatte ja redlich bezahlt, warum sich zieren? Als ich dann noch die andern am Werke sah, besonders die bei Tische im höchsten Grade praktischen und verständigen Engländer, verflog auch der letzte Schatten von bescheidener Scheu. Ich muß hier gleich sagen, daß die kulinarischen Genüsse auf dem castle befriedigend ausfielen und sich keiner darüber zu beklagen hatte. Lady Plumpudding wiederholte wohl ein dutzendmal aus dem Gedächtnisse ein inhaltreiches, kurzes Wort, das sie ganz sicher in prächtiger Alpenlandschaft und im Schatten der Tasso-Eiche zu Rom schon gesagt: Very fine, indeed — nett, wirklich recht nett! Englisch waren die Gerichte, gigantisch groß, durchweg stark gepfeffert; auch an Saucen und andern Ingredienzien war kein Mangel. Doch genug davon. Nur muß ich noch ergänzen, daß, wenngleich der Wein reichlich floß, es doch nicht die besten Marken waren. Die Herren schienen es jedoch nicht zu bemerken. Wenn nur die Champagnerpfropfen im Saale lustig fliegen und der edle Saft im Glase schäumt, das genügt ihnen völlig. Nach dem Frühstücke fand die gegenseitige Begrüßung und Vorstellung statt und bildeten sich Gruppen.

Gleich in der ersten Stunde war unter den Passagieren ein Doktor aufgefallen — er sah wenigstens so aus —, dem eine boshafte Fee eine außerordentliche Suade als Morgengabe in die Wiege gelegt hatte. Tausend verblüffende Wahrheiten berührte er in rascher Folge und sprach über allerlei oft meilenweit auseinander liegende Gegenstände. Und wenn alles um ihn herum verdutzt dastand, lächelte er unbeschreiblich vornehm und altklug, als wollte er sagen, er wisse noch mehr.

Fast alle waren zugegen, nur wenige waren von der Seekrankheit befallen. Das Meer war unruhig, das Schiff schaukelte. Wir waren in die Strömung gekommen, die von Amerika herüber an den Küsten Frankreichs sich bricht. Mit Volldampf bahnte sich das Schiff seinen Weg. Mein Doktor, der sich unserer Gruppe angeschlossen hatte, hielt ein Kolleg über

Seekrankheit. Ich hätte etwas darum gegeben, wenn ich Palette, Pinsel und Farbe zur Hand gehabt hätte, um den Adonis zu fixieren. Er war in den besten Jahren, hoch und schlank gewachsen, trug feine, untadelhafte Wäsche und einen Scheitel in der Mitte. Das Gesicht war lang, glatt rasiert, doch ein wenig aufgedunsen; das Auge, das große, graue Auge strahlte mehr von Bonhomie als von Genie, im übrigen eine ganz nette Erscheinung, ein Mann von weltmännischer Glätte. Damen gegenüber zeigte er das verbindlichste Lächeln und kam bei ihm der galante Salonlöwe ganz zum Ausdruck. Er bekämpfte zuerst mit verächtlichen Worten die Theorie, welche da lehre, die Seekrankheit wäre ein Übel, das vom Magen ausgehe. Der Sitz des Leidens sei vielmehr im Gehirn, und der Magen werde erst an zweiter Stelle durch das Gehirn in Mitleidenschaft gezogen. Er bewies es auch wirklich überzeugend. Daß die Krankheit vom Gehirn komme, zeige die Beobachtung, daß zuerst Kopfschmerz, dann das Bedürfnis zu gähnen und ein Gefühl von Müdigkeit und Sehnsucht nach Ruhe sich geltend mache. Durch die schwankenden Schiffsbewegungen nehme das Gehirn besondere Impulse an, was so wahr sei, daß der Seefahrer auf festem Boden anfangs die Empfindung habe, als schwanke er. Eine Störung des Gehirns sei also vorhanden. Diese Störung, wie jede heftige Reizung des Gehirns, habe aber Erbrechen zur Folge, wie auch das Kind auf der Schaukel oder im Karussell oft bleich werde und sich erbreche. — Alle, die Damen insbesondere, zollten der Weisheit Beifall, ich auch. Er vergaß nicht, hernach beizufügen, er könne aus den oben angeführten Gründen den armen Seekranken nicht helfen. Und doch wäre seine Hilfe nötig gewesen.

Die Zahl der bemitleidenswerten Opfer wurde nämlich allgemach größer. Es war rührend zu sehen, wie sie litten, stöhnten und vor Schmerz sich krümmten. Hier kauert einer totenbleich, mit krampfhaft zusammengepreßten Lippen, dort wirft ein anderer einen verzweifelten Blick gen Himmel oder stiert vor sich hin. Und erst die Wirkung der Krankheit! Man konnte mit Schiller sagen, wie es im „Taucher" heißt:

Es will sich nimmer erschöpfen und leeren,
Als wollte das Meer noch ein Meer gebären.

Ich wandte von diesen Trauergestalten erschauernd den Blick ab; ich sah nur einen, der lächelte, aber es war ein Lächeln, wie es Dante in der Hölle gesehen. Ich wunderte mich, daß die starkblütigen Engländerinnen so wacker aushielten. Nur eine alte, dicke Matrone lag in einer Ecke und litt ganz fürchterlich; sie glaubte ihr Sterbestündlein gekommen und dachte an Tod und Ewigkeit.

Zum Diner erschien mancher nicht mehr. Sogar unser Doktor war ergriffen; bange Sorge malte sich auf seinem Gesichte; er war blaß wie ein Leichenbitter. Doch war er gekommen und setzte sich neben uns. Ich merkte

sogleich, daß diese Annäherung mehr Flynn als mir galt, und Flynn merkte dies auch. Er spielte immer den Liebenswürdigen und erzählte wieder von Ball, Theater und Pferderennen. Doch das Unglück schreitet schnell. Der feine Kavalier hätte sich des goldenen Goetheschen Spruches erinnern sollen:

Eines schickt sich nicht für alle,
Sehe jeder, wie er's treibe. . . .

Das erste Kapitel war fertig, und nun fing das zweite an.

Plötzlich verstummte mein Doktor. Die Augen rollten, das Gesicht verzerrte sich, er stand auf — war es Kopfweh, war es Hirnerschütterung, wie er heute früh so reizend doziert? O du armer, schöner Schüler Äskulaps! Die Wissenschaft besitzest du, denn noch soeben schrittest du stolzen Schrittes auf hohem Kothurn einher, und jetzt bist du krank und kannst dich nicht kurieren, wie du auch andern nicht helfen kannst. So seufzte ich. Aber auch mein Appetit war vergangen, ich verspürte etwas Unbestimmtes in Kopf und Magen . . . der Seefahrt ungemischte Freude wird keinem Irdischen zu teil.

Der erste Sonntagmorgen auf dem Meere — nie werde ich im Leben diese paar Stunden vergessen! Das Schauspiel ist zwar so alt wie die Welt und ist dennoch stets neu. Langsam steigt die Flammenkugel im fernen Osten über das Wasser empor. Die Nacht und die düstern Schatten erschrecken und huschen schnell über die aufwachenden Fluten hin, gleichwie die unfreundlichen, dunkeln Geister beim Nahen der lieben, lichten Engelein. Myriaden von kleinen Wasserfalten sind mit flüssigem Gold und Silber überschüttet, Myriaden von Lichtwellen brechen sich in den leichtbewegten Wogenwellen, die in schillernder Regenbogenpracht erstrahlen. Neben mir standen viele Passagiere, aber alle schwiegen und waren hingerissen von diesem erhabenen Schauspiel. Ich weiß nicht, was leis und lind mir durch die Seele zog. Ich vergaß die Erde, faltete die Hände und blickte empor zur Sonne, deren Glanz stetig wuchs, blickte empor zum Schöpfer des Alls, zum Gott der lichthellen Gnade. Und ein Wort, ein liebes Wort, das ich einstens gehört aus der seligen Mutter Mund, klang jetzt nach langen Jahren wiederum an mein Ohr, als ich dastand, unbewegt und tief ergriffen:

Damit es dich beten lehr',
Begieb dich ans Meer.

Ich sagte den Spruch vor mich hin, und für Augenblicke war es mir, als stiege ich über die Erde empor und wandelte mit der Seligen droben im Lichte. Allerdings war es nur Täuschung, Begeisterung des Schauens, aber das nil admirari, welches nüchterne Verstandesmenschen und nicht mehr klangvoll besaitete Herzen mir zusprechen mit selbstsüchtigem Dünkel, weise ich von mir. Ich will betrachten, ich will sehen mit Auge und Herz und ahnen

im Gefühle andächtigen Staunens und ehrfurchtsvollen Bewunderns den Unbegreiflichen, Unermeßlichen, Unendlichen, Gott, meinen lieben Vater. Ich weiß, daß man schon viel geschrieben vom Meer, aber ich meine, man wird sich nie ausschreiben und wird nie ergründen das Großartige, Wunderbare, Gewaltige des Meeres. Das Gewaltige des Meeres — doch nein, fort mit diesem Gedanken, der uns in freudigem Genusse stört, uns ohnmächtige Kinder des Staubes niederdrückt und überwältigt; und wiederum nein, ich fasse und überwältige auch den Begriff des Gewaltigen, denn Sophokles schon sagte: „Vieles Gewaltigen Allergewaltigstes ist doch der Mensch." Durch Sturmesbrausen und in finsterer Nacht steuert kühn und furchtlos der Seefahrer hinaus aufs weite, unermeßliche Meer, steuert ruhig voran und verläßt sich auf den festen Bau seiner Hände und vertraut auf seine Kenntnis der Mathematik des Weltalls.

Seltsam, nicht unerklärlich fand ich es, daß einige beim Anblicke des Meeres vollklingende, aber leere Worte hatten, ganz wie die sattsam bekannten globe-trotters — Weltbummler, wenn sie den Vesuv oder die Geysire, die Alpen oder die Niagarafälle besuchen. Gottes Schönheit und höhere Ideen sehen sie im Meere nicht, Gottes Welt ist nicht ihre Welt. —

Alle Passagiere hatten gewaltigen Respekt vor dem Golf von Biskaya gehabt. Für einige war der bloße Name schlafraubend und wie ein Alpdrücken gewesen. Als nun die See ruhig blieb, drückten wir einem Offizier unsere Freude aus, so friedlich an der Charybdis vorübergekommen zu sein; wir nannten es auch jetzt noch ein „unsicheres Loch". Da kamen wir aber an den Rechten. Mit Zornesblitzen schaute der Schotte, ein Seebär von altem Schrot und Korn, uns an und rief mit seiner lieblichen Baßstimme: „Man flunkert in den Büchern viel zu viel über die Biskaya. . . . Nichts als windiger Puff! Bitte, sagen Sie das den Leuten, wenn Sie mal ein Buch schreiben. . . . Sagen Sie, daß es gar nicht so schlimm ist, wie man's macht, und daß George Mac Donald es versichert hat!" . . . Mac Donald! — Der Name erinnerte mich an den alten mächtigen schottischen Clan, der eine Distel im Wappen führte. Eine Distel war ja dieser. . . . Doch nein! — „Ja, zu Befehl, Offizier, ich werde es thun." — Während ich Notiz davon nahm, raunte mir Freund Flynn ins Ohr: „Das mußt du schreiben, füge aber bei, Flynn hätte gesagt: ‚Hab' Angst wie zuvor.'" — Ich entledige mich hiermit beider Aufträge.

Montagabend kamen wir vor Lissabon (Bild 2) an, konnten aber erst am andern Morgen in den Tajo einfahren. Ich hatte mich schon gefreut, diese Stadt näher kennen zu lernen, von welcher der Portugiese in stolzem Patriotengefühl rühmt: Qui no ha vista Lisboa, no ha vista cosa boa — „Wer Lissabon nicht gesehen, hat nichts Gutes gesehen." „Tröste dich, so gewaltig ist es nicht," beschwichtigte mich Freund Flynn mit skep-

tischem Lächeln; er, der Byrons Childe Harold dreimal und vielleicht noch öfters gelesen, war nicht für Portugals Hauptstadt eingenommen. Byron,

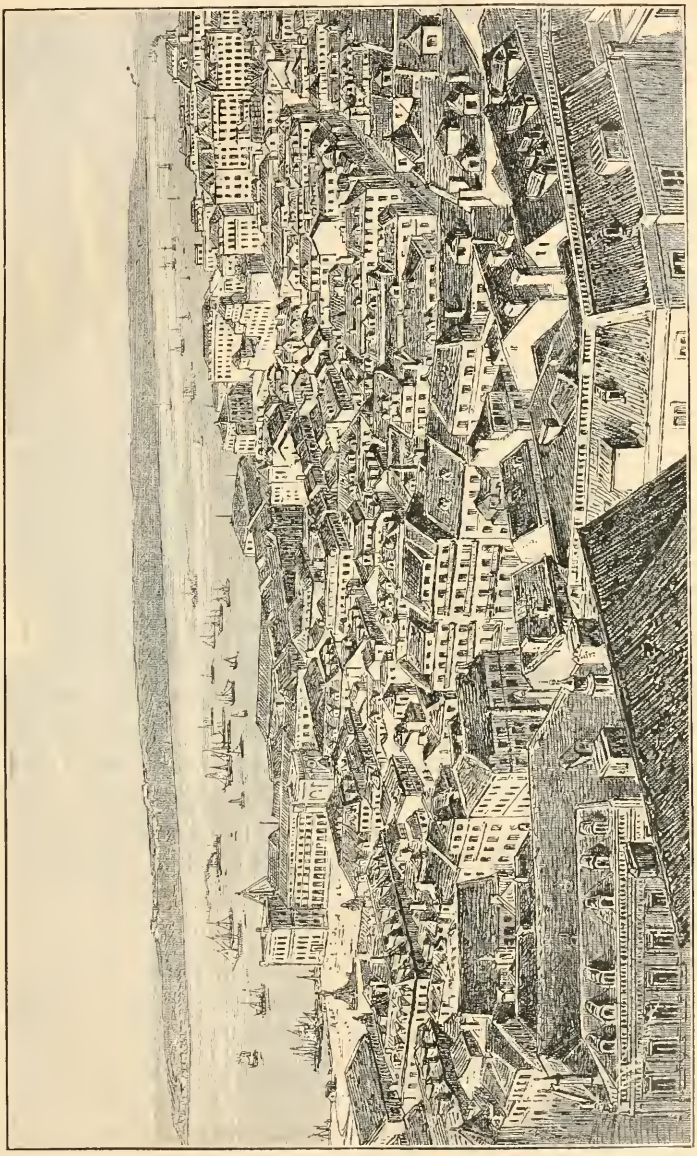

Bild 2. Lissabon.

welcher beim Anblick der wunderherrlichen Lage der Stadt ganz entzückt ist, flammt bald in hellem Zorne auf angesichts der Hütten und vielfach ruinenhaften Paläste, die gleich abschreckend schmutzig sind, und angesichts

der Bürger, die im Schmutze leben, weder gekämmt noch gewaschen und gar nicht reinlich gekleidet sind.

Ein Bild, so hold, wie man es schaut im Traume,
Von Gott geschaffen ist dies schöne Land;
Manch duft'ge Früchte winken dir vom Baume,
Und herrlich ist der Blick vom Hügelsrand.

. . . . . .

Lisboa, stolz, wird jeden hoch erfreuen,
Wenn überm stolzen Strome strahlt ihr Bild,
In Tagus Bett die Dichter Goldsand streuen,
Indes er jetzt von tausend Masten schwillt.

. . . . . .

Doch wer dann wandelt durch der Häuser Gassen,
Die von der Fern' so überherrlich schaun,
Ist gleich enttäuscht und kann es schier nicht fassen,
Was all er sieht — dem fremden Aug' ein Graun.
Palast und Hütte sind vom Staube braun,
Die Bürger all im dicksten Schmutz nicht zagen,
Ja, hoch und nieder mag sich nicht getraun,
Ein Kleid und Hemd, wie sich's gebührt, zu tragen, —
Nicht Kamm noch Seife gen Ägyptens Plagen.

Die Sonne ging gerade auf und warf ihre Strahlen auf die lange, breite Front von Palästen, die an der ausgedehnten Bai amphitheatralisch aufsteigen, und in deren Mitte das Mauerwerk der Citadelle St. Georg stolz sich erhebt. Man denkt unwillkürlich an Neapel und an die Stadt am Goldenen Horn, und es wäre für den Schiedsrichter wohl schwer, einem der drei Paradiesesorte des Erdenrundes die Palme zuzusprechen. Was den Schmutz betrifft, der Byrons bewundernde Betrachtung stört, müssen wir uns erinnern, daß alle Südstädte ihren „malerischen romantischen" Schmutz haben, sogar Neapel, das doch der wundervollste Erdenfleck sein soll. Flynn war in einer ganz ärgerlichen Verfassung. Seine nüchternen Bemerkungen, all dies sei nur eine Theaterdekoration, das Stück, das darin gespielt werde, sei herzlich schlecht, Portugal habe nicht mehr den Glanz, das Ansehen, die Noblesse von früher, es sei arm und verachtet wie sein Geschwisterstaat Spanien, das alles war nicht geeignet, meiner Begeisterung Eintrag zu thun. Ich dachte bei mir, weshalb mir den Genuß, der angenehm ist, trüben oder gar vergällen durch Betrachtung von Dingen, die zu ändern wir nicht im stande sind.

Das Schiff blieb einige Stunden, wir konnten aussteigen und die Merkwürdigkeiten der Stadt uns näher ansehen. In kleinen Gondeln kamen sie schon auf uns zugefahren: die Bootsleute, wettergebräunt und stark, mit ausdrucksvollem und scharf geschnittenem Gesichte, das ein rabenschwarzes Haar umwallte. In dem Feuer der Augen, den lebhaften Gebärden, in der

flinken Gewandtheit der Bewegungen, den freundlichen, klangvollen Stimmen erkannten wir den Südländer wieder, in dem doch feurigeres Leben pulsiert als im bleichen, ruhigen Nordlandskind. An das Nordland, das wir im öden, welken Herbst verlassen, erinnern auch nicht die belaubten Bäume, die blühenden Gärten, die milde Luft. Am Strande bieten mit lautem Singsang Frauen und Männer erquickende Früchte feil; sie drängen, aber unwirsch weise ich sie ab. Da kommt ein Mädchen und hält mir einen Blumenstrauß entgegen. Der Kutscher winkte schon zum Einsteigen, aber ich war wie gebannt und schaute auf das kleine Wesen, selbst eine noch lieblichere Blume als so manche in dem Strauße, den es mir darreichte. Noch nie hatte ich so ein anmutiges, schönes Kind gesehen, und wäre es nicht so ärmlich gekleidet gewesen, ich hätte hundert gegen eins gewettet, es sei in einem der Marmorpaläste von Lissabon geboren und erzogen. Ich nahm die Blumen, zog die Börse und gab dem Kinde ein Silberstück. Nochmals ruhten meine Augen auf diesem reinen Engel. Dann stieg ich in den Wagen. — Byron hatte nicht ganz unrecht mit seiner Schilderung. Einige Straßen sind eng, schmutzig, die Häuser altertümlich, mit gotischem Zierat überladen und — nicht schön. Andere Viertel sind wieder modern, an herrlichen Palästen reich. Seit dem großen Erdbeben von 1755 ist das elende Altertum stark geschwunden und hat sich Lissabon verschönert und vergrößert. In den zahlreichen Kirchen ist Marmor und Gold nicht gespart; der Reichtum, der da angesammelt ist, wirft ein günstiges Licht auf den frommen Geist der Lissaboner. Als ich die Alleen durchfuhr, erinnerte ich mich des Gedichtes von Em. Geibel, der den Zigeunerbuben klagen läßt:

Fern im Süd das schöne Spanien, Spanien ist mein Heimatland,
Wo die schattigen Kastanien rauschen an des Ebro Strand,
Wo die Mandeln rötlich blühen,
Wo die heiße Traube winkt,
Und die Rosen schöner glühen,
Und das Mondlicht goldner blinkt.

Ich hatte diese Verse aus dem Gedächtnisse soeben hergesagt, als ich ein junges Weib mit einem Kinde daherkommen sah. Was mir auffiel, war mehr das Mädchen, das die Frau führte. Die Kleine gestikulierte lebhaft, sie mußte sicher etwas Interessantes der Begleiterin erzählen; dabei paßte sie sorgsam auf, daß dieser kein Unheil beim Gehen geschehe. Die Frage, die ich stellen wollte, erratend, sagte mir der Kutscher, es sei eine Blinde, und die kleine Führerin sei ihr sechsjähriges Töchterlein Marie. Noch schien die Frau jung, war einfach, ja ärmlich, aber sauber gekleidet. Langsam fuhren wir an den beiden vorüber, und ich konnte das seltsame Paar näher betrachten. Die Kleine erkannte ich sofort wieder — es war meine Blumenverkäuferin. Instinktmäßig schaute ich auf die Mutter und sah auch ihre

Züge, weich und anmutig und darüber eine majestätische Ruhe ausgebreitet. Es war ein Kopf, so schön, wie ihn sonst nur die Künstlerhand aus weißem Marmor hervorzaubert. Ach! und diesem Antlitze fehlte das Leben! Ich fragte mich, woher diese Anmut, und wie es möglich sei, daß die Armut keine niedrige Gesinnung erzeugt; ich staunte, wie das Leid, das doch sicher in dem Herzen der Mutter wie des Kindes wohnte, diese Klarheit und Lieblichkeit der Züge nicht verwischt, dieselben eher verklärt hatte. Ich wußte keine andere Antwort als jene der Erfahrung, daß nämlich bei hochgesinnten Menschen der stete und alles durchdringende Gedanke an Gott, die Macht des übernatürlichen Lebens dem ganzen Wesen einen himmlischen Stempel aufdrückt. Ich rief der Kleinen, die mich alsbald wiedererkannte und mir zulächelte, und drückte ihr noch ein Geldstück in die Hand. „Mein liebes Kind," sagte ich herzlich, „bleib ein Engel auf Erden, dann wirst du glücklich sein trotz alles Leids und dereinst Gott anschauen." Sie verstand mich nicht, sie lächelte nur und dankte wiederholt. Möge Gott mein Gebet erhören; möge es die Kleine wie ein Vatersegen durchs Leben begleiten. Beim Weiterfahren schaute ich mich noch einmal nach den beiden um. Sie gingen auf eine Kirche zu, um dort wahrscheinlich für den unbekannten Wohlthäter zu beten. Das Bild der blinden Frau und der kleinen Marie schwebt noch heute lebhaft vor meiner Seele. Blind — in dieser herrlichen Welt von Lissabon, blind die Arme, die nie das Bild ihrer Tochter schauen kann, während diese alles sieht, nur nicht die hellen Augensterne der Mutter — welch ein unsäglicher Schmerz in beider Herzen!

Gern hätte ich auch Belem gesehen, von wo aus Vasco da Gama seine erste große Entdeckungsreise nach Südafrika antrat, aber wir hatten keine Zeit mehr. Als ich wieder an den Strand kam, bemerkte ich so recht, wie der ganze Handel in englischen Händen liegt. Fast hätte mich diese Wahrnehmung traurig gestimmt. Welche Umwälzung!

Ehemals war Lissabon eine Welthandelsstadt wie heute London und zählte eine halbe Million Einwohner; sein Hafen war der größte der Welt und vermochte kaum die Menge der Schiffe zu fassen, die in ihm Anker warfen und neue Reichtümer dem Lande zuführten. Heute ist diese glanz- und ruhmreiche Epoche fast zur Sage geworden.

Solange der Seeweg nach Indien unbekannt war, galten Venedig und Genua als die reichsten und blühendsten Seestädte Europas, die im regsten Verkehr mit dem Orient standen. Ungeheure Schätze von Gold und Perlen, Gewürzen und Seide wurden aus den indischen Ländern auf dem langen und beschwerlichen und ebendeshalb sehr kostspieligen Wege durch die asiatischen Wüsten dorthin gebracht. Seitdem aber das von frischer und kühner Forschenslust erfüllte Portugal den neuen Seeweg nach Ostindien entdeckt hatte, ererbte Lissabon den Reichtum und den Ruhm der Phönizier des Altertums und der

Markusrepublik des Mittelalters. Die portugiesischen Karavellen galten als die besten Segler, die Portugiesen als die geschicktesten und unerschrockensten Seeleute der Welt.

Ein Professor an einer englischen Hochschule, der mit uns fuhr, verfehlte nicht, uns die Geschichte Portugals zu skizzieren. Wir schenkten diesem Inbegriff aller Wissenschaft und Weisheit auf dem Schiffe unsere ganze Aufmerksamkeit, und ich besonders zeigte daran viel Interesse wegen der engen Verbindung dieser Geschichte mit den Annalen Südafrikas.

Nach langen Kämpfen gegen die Mauren und nach noch langsamerer Organisation der ihnen abgenommenen Landstriche, nach dem Unabhängigkeitskriege gegen Kastilien und der Besiegung der schweren inneren Zwistigkeiten erhebt unter dem König Johannes I. das kleine Portugal sein Haupt stolz empor und kündigt seinen Riesenlauf an. Der Prinz Henrique, dem die Geschichte den Beinamen des „Seefahrers" gegeben hat, ebenso kühn als unternehmend, er, der ernste und sittenstrenge Großmeister des Christusordens, plant in seiner Villa do Iffante (Sagres in Algarve) vor dem Kruzifixe, zwischen Atlanten, Globen und Quadranten, die großen Seezüge an der Küste Westafrikas entlang, die er selbst zum größten Teil leitete. Von einer mächtigen, religiös-patriotischen Begeisterung beseelt, will er unsterbliche Seelen für Christus und eine neue Welt dem Vaterlande gewinnen. Das Cabo de Nao, bisher die Grenze der portugiesischen Seefahrten, wird umschifft, Madeira 1419 entdeckt, das grüne Vorgebirge 1456 von Cadamosto erreicht und der Kongo von Diego Coano und dem Nürnberger Behaim 1484 zum erstenmal gesehen. All diese Reisen widerlegten das von dem alten Geographen Ptolemäus ererbte Vorurteil, daß Afrika nach Süden immer breiter werde. Ferner begann man der alten Sage, daß die Phönizier die Südspitze Afrikas umsegelt hätten, wieder mehr Achtung zu schenken. Im Jahre 1486 gelang es wirklich dem kühn voransteuernden portugiesischen Seemann Bartholomäus Diaz, das Kap der guten Hoffnung zu entdecken.

Diese glückliche Umschiffung der Südspitze Afrikas rief in ganz Portugal große Begeisterung hervor. Der König sandte unverzüglich zwei Offiziere mit einer Mission nach Kairo und Aden, um alle geographischen Einzelheiten über die Ostseite des dunkeln Erdteils zu sammeln. Was diese von den Arabern über die dortigen Goldfelder, die im Innern des Landes gelegen seien, erfuhren, berichteten sie getreulich ihrem Herrn und gaben ihrer Überzeugung Ausdruck, daß es für den Seemann ein leichtes sei, den afrikanischen Südzipfel zu umsegeln und dann nördlich zu steuern, um Sofala und das Goldland und von da auch Indien zu erreichen. Die Vorkehrungen, welche Johannes II. zu einer Seefahrt unternahm, zerschlugen sich leider, und es war erst seinem Nachfolger Emanuel vergönnt, den angegebenen Plan zu verwirklichen.

Emanuel, der Glückliche oder Große (1455—1521), war der Augustus Portugals. Er brachte das Land auf den Gipfel der Macht und des Glanzes. Nicht nur unbeugsame Gerechtigkeit und kernige Frömmigkeit, sondern auch eine weitblickende und weise Politik zeichneten ihn aus und machten ihn zum Helden seines Volkes. Der Wissenschaft und dem Handel eröffnete er eine neue Welt. Er war es, der den kühnen und erprobten Seemann Vasco da Gama aussandte, um die „gute Hoffnung" zu verwirklichen, die Portugals Herrscher beseelte, als diese den Namen des „Kap der Stürme", des cabo tormentoso, wie Diaz es nannte, in cabo da boa esperança, „Kap der guten Hoffnung", umwandelten. Vasco da Gama sollte den christlichen Priesterkönig aufsuchen, welcher an der Ostküste Afrikas über eines der größten und reichsten Länder der Erde herrsche. Die mittelalterlichen Erzählungen hatten sich nämlich der Berichte einzelner Reisenden bemächtigt und dieselben mit phantastischem, wundervollem Zauber umwoben, sie hatten ein Feenreich nach Ostafrika versetzt, dessen Reichtum und Luxus alle europäischen Begriffe überstieg. Einen unterirdischen Fluß gebe es dort, dessen Bett mit Edelsteinen und kostbaren Diamanten belegt sei; ungemein große Ameisen brächten aus dem Innern der Erde Gold hervor; ein Wurm, ein Salamander lebten im Feuer, und Steine fänden sich dort, die dem Erblindeten das Augenlicht zurückgeben und dann wieder unsichtbar machen könnten. Der Priesterkönig Johannes wisse seine Schätze nicht zu zählen; wenn er in die Schlacht ziehe, lasse er als Standarten 13 schwere Kreuze ganz aus massivem Golde und geschmückt mit den wertvollsten Edelsteinen vorantragen, und jedes Kreuz sei gefolgt von 10 000 Reitern und 100 000 Fußsoldaten. Emanuel schenkte wohl nicht all diesen Einzelheiten unbedingten Glauben, aber er zweifelte nicht an der Existenz des Priesterkönigs, er wollte mit ihm Freundschaft schließen und mit ihm die Heidenländer zum wahren Glauben bekehren.

Emanuel ließ vier Schiffe bauen, die den Forderungen eines so großartigen Unternehmens entsprachen. Er nahm das beste Holz, wählte für die Schiffe die schmale Form, um ihnen die Einfahrt in enge Wasserstraßen zu erleichtern, sorgte für einen reichlichen Vorrat an Lebensmitteln und sonstigem Bedarf. Die 160 Matrosen waren die besten des Landes, darunter manch tüchtiger Krieger. Das Kommando wurde Vasco da Gama (Bild 3) übertragen, der, obgleich erst ein Dreißiger, an Erfahrung, Mut und Energie alle Mitbewerber übertraf. Er war allerdings ein heftiger Charakter, der seinen Untergebenen peinliche Stunden bereiten konnte, aber er war auch der Mann, der mitten im tosenden Wogensturm kaltblütig blieb und den Ausspruch that: „Der Tausend, was fürchtet ihr doch! Sehet ihr nicht, daß das Meer erschreckt vor unserem Nahen?" da Gama führte den „Sam Gabriel", sein Flaggschiff von 120 Tonnen, selber; den „Sam Raffael"

von 100 Tonnen und das dritte Schiff, „Berrio“, eine Karavelle von 50 Tonnen, sowie noch ein kleineres Schiff für die Munition vertraute er zwei andern tüchtigen Gefährten an. Der Pilot des Flaggschiffes war Pedro Alemquer, derselbe, welcher Diaz auf seiner Entdeckung des Kap begleitet hatte. Die Nacht vor der Abreise brachte der Kapitän in einer am Strande gelegenen Kapelle im Gebete zu und verließ dann am andern Morgen, den 8. Juli 1497,

Bild 3. Vasco da Gama.

unter den Glückwünschen des Königs und des ganzen Volkes die Reede von Lissabon. Auf den Verdischen Inseln versorgten sie ihre Schiffe mit neuem Vorrat an Wasser, Holz und Lebensmitteln; hier trafen sie auch wieder den „Sam Raffael“, den Gamas Bruder befehligte und der unterwegs im Nebel verloren gegangen war. Die Flottille kam unter zahllosen Mühen und Gefahren am 4. November in der St. Helena-Bai an, wo sie eine ganze Woche verblieb. Man versuchte, von den Eingeborenen, den Buschmännern, Erkundigungen

über die Südspitze einzuziehen, aber jeglicher Austausch war wegen der Unkenntnis der Sprache unmöglich. Das Scharmützel, welches Ferdinand Velloso mit den Buschmännern hatte, bildet eine hübsche Episode in den Lusiaden. Alemquer, der Pilot, wußte hier nicht mehr genauen Bescheid, wie weit sie noch vom Kap wären. Am 18. November erreichten sie dasselbe, und acht Tage später warfen sie in der Bai St. Braz Anker. da Gama errichtete daselbst ein großes hölzernes Kreuz und einen Steinpfeiler, in den das königliche Wappen eingegraben war, zum Zeichen, daß er vom Lande Besitz nehme im Namen der Christenheit und Portugals. Dann fuhr er weiter, landete am Weihnachtsfeste in Durban, zog hinauf nach Mozambique und kam im Mai 1498 endlich nach Indien. Nach Lissabon zurückgekehrt, ward er gepriesen und mit Ehren überhäuft wie Kolumbus nach seiner ersten Heimkehr von Amerika. Der bequeme Seeweg nach Ostindien war entdeckt, der Handel Venedigs war in die Hände Portugals gefallen.

Wissensdrang und Thatenlust, Mut und Energie kann auch der Neid den Königen und Seefahrern Portugals nicht absprechen, und man thut ihnen schlechterdings Unrecht, wenn man ihre maritimen Entdeckungen nicht hoch genug anschlägt. Unsere kluge moderne Welt thut dies leider müberlegt und in stolzer Anmaßung. Jede größere Seefahrt zu jenen Zeiten war bei den aus dem Altertum ererbten dürftigen geographischen Überlieferungen ein Wagnis. Die Umschiffung Afrikas und die Auffindung des Seewegs nach Ostindien bleibt ebenso eine große ruhmwürdige That als die Entdeckung Amerikas durch Kolumbus. Johannes II. studierte Astronomie und Kosmographie und gab sich redlich Mühe, ein zuverlässiges Meßinstrument für die Ortsbestimmung in Entfernungs-Distanzen zu konstruieren. Die geographische Breite stellte man damals mittelst des Astrolabiums und des Quadranten fest, indem man den senkrechten Abstand des Nordpolarsterns von dem Horizonte bestimmte. Aber der Seefahrer war verwirrt, wenn er jenseits des Äquators weder den Nordpolarstern noch die ihm bekannten Sternbilder sah. Ferner bediente er sich innerhalb der beiden Wendekreise der winkelmessenden Instrumente zur Feststellung der Sonnenhöhe; aber die Sonne ist trügerisch, da sie nicht zwei Tage hintereinander dieselbe Bahn einhält, sondern beständig von einem zum andern Wendekreis wandert. Die Portugiesen hatten somit einen weiten Schritt in der Wissenschaft der Seekunde gethan, und es würde uns sicher schlecht anstehen, die alten Seefahrer als beschränkt und einfältig zu bezeichnen. Zeugen eines wahrhaft erstaunlichen Wissens sind die zur Ermittlung der geographischen Breite aufgestellten astronomischen Tafeln und Formen. Der deutsche Ritter Martin Behaim ersetzte das alte, auf Holzblöcken befestigte Astrolabium durch ein neues, aus Messing fein gearbeitetes, das am Maste aufgehängt wurde und vermöge seiner Schwere die senkrechte Lage bei allen Schiffsschwankungen beibehielt. Dieser Erfolg

war bahnbrechend für die Schiffahrt. Von da an konnten die Schiffe die Küste verlassen und sich auf die offene See wagen. Wenn Vespucci sich bemüßigt gefunden, von da Gama verächtlich zu reden, indem er behauptete, derselbe sei der afrikanischen Küste entlang geschlichen, so muß jeder Einsichtsvolle leicht erkennen, daß dieses „Hinschleichen" so feige gerade nicht war. Man halte die oben angeführten Gründe vor Augen und bedenke sodann, daß man damals die Küste nicht kannte. Auch fehlten die meisten nautischen Hilfsmittel von heutzutage, und endlich waren portugiesische Karavellen keine Schnelldampfer des Norddeutschen Lloyd, keine Schiffe von 600 Fuß Länge, 60 Fuß Breite, 40 Fuß Tiefe und 7000 Pferdekraft, oder Schnelldampfer von 16000 Tonnen und 24 Knoten Fahrt, wie man heutzutage baut. So recht bezeichnend war die Haltung der europäischen Regierungen, an die Johannes II. einen Aufruf gerichtet hatte, ihn mit Mannschaften zur Eroberung der heidnischen Länder zu unterstützen, wofür sie nachher nach dem Maße ihrer Teilnahme reichlich belohnt würden. Alle Höfe Europas, der Papst einzig ausgenommen, nannten das Unterfangen Portugals höhnend eine Abenteurerfahrt, sinn- und vernunftlos. Geben wir jedem das Recht und die Ehre, die ihm gebührt.

Vasco da Gama suchte also ein Goldland, gerade so wie ich die Goldfelder Südafrikas kennen lernen wollte. Ich gewann den portugiesischen Seefahrer darum noch lieber und interessierte mich für ihn und seine Geschichte. Ich vertiefte mich in das Heldenzeitalter und die Meeresherrlichkeit des portugiesischen Volkes, welche der unsterbliche Luis de Camoens in seinen Lusiaden besungen hat. Camoens ist ein magischer Laut für Ohr und Herz des Portugiesen, und die Lusiaden sind das herrlichste Denkmal der Litteratur, des Geistes und Ruhmes seines Landes. Ist Italien stolz auf seinen Dichterphilosophen Dante, England auf seinen unübertroffenen Dramatiker Shakespeare, Spanien auf seinen Calderon, so kann Portugal nicht minder stolz sein auf seinen großen Epiker Camoens, dessen Name in der Weltlitteratur einen ehrenvollen Platz einnimmt.

Camoens wurde 1524 zu Lissabon geboren, im Jahre, wo Vasco da Gama starb. Der Geist der Zeit, in welcher der talentvolle Knabe aufwuchs, war noch erfüllt von der edelsten nationalen Begeisterung. In Portugals Jugend lebte noch jener kühne, ritterliche Stolz, der es den großen Seefahrern und Eroberern gleichthun will. Neben diesem berechtigten Patriotismus war das ganze öffentliche Leben von jenem mächtigen Glaubensgeiste durchdrungen, welcher der Zeit, in der ein hl. Franz Xaver wirkte, eigen ist. Religion stand höher als irdische Güter. Unter solchen Einflüssen reifte Camoens zum Jünglinge heran. Schon frühzeitig erwarb er sich durch seine lyrischen Gedichte und seine dramatischen Versuche einen Ruf. Am Hofe wurde man auf den feingebildeten, lebensfrohen Kavalier auf-

merksam, und Lorbeeren schienen ihm zu winken. Aber Hofluft wird leicht gefährlich. Verschiedene, zum Teil unbekannt gebliebene Umstände, worunter nicht an letzter Stelle die Abneigung des Vaters einer Hofdame, um deren Hand er sich bewarb, und die Gegnerschaft mehrerer Neider verbannten den Zweiundzwanzigjährigen vom Hofe. Dies war der erste Ring einer langen Leidenskette. Auf weiten Reisen bis nach Indien und China und auf dem Schlachtfelde suchte der junge Dichter Vergessenheit. An den Ufern des chinesischen Meeres entwarf er den Plan zu dem großen Heldengedichte Os Lusiadas, das 1572 zu Lissabon im Druck erschien. Er drängte darin die gesamte Heldengeschichte seines Vaterlandes, von den heimischen Maurenkriegen angefangen bis zu den Thaten im fernen Osten Asiens, in ein glänzendes Bild zusammen und wählte Vasco da Gama, den Entdecker des Seeweges nach Ostindien, der seinem Volke am meisten ans Herz gewachsen, als Helden seiner Dichtung.

Die Lusiaden sind zugleich die Ilias und Odyssee Portugals; sie enthalten das Abenteuerliche der letzteren und das kriegerische, heroische Element der ersteren. Form und Sprache erinnern sehr an die Alten, besonders Virgil. Die poetischen Phantasiegestalten und die mythologischen Namen des alten Hellas und Roms treffen wir im ganzen Werke an, aber sie dienen lediglich als Staffage, sind nicht lebendige Wahrheit. Der Grundton des Epos ist vielmehr christlich und katholisch, der Held Vasco da Gama ist als Herold des weltüberwindenden christlichen Glaubens aufgefaßt, der an Gott glaubt und in kritischen Fällen seine zuversichtliche Hoffnung auf den Allerhöchsten, den Lenker aller Dinge, bekundet. Überall finden wir christliche Gedanken, freilich in antikem Gewande. Gerade diese Vermischung von antik-heidnischen und christlichen Ideen hindert den Genuß der Dichtung; hier haben wir die Schwäche des Werkes zu suchen, welche es übrigens mit allen Renaissance-Dichtungen teilt. Berühmte Kenner der Lusiaden rühmen die wohlgelungenen Charakterschilderungen, die farbenprächtigen Gemälde der Tropenwelt. Alexander von Humboldt feiert sogar Camoens als den größten Seemaler.

Aber wo ist Portugals Meeresherrlichkeit und Weltmacht hingeschwunden? Was ist aus dem mächtigen portugiesischen Kolonialreich geworden, das lusitanische Helden wie Albuquerque und Almeida in Südasien geschaffen hatten? Es klingt fast wie ein Märchen, daß Portugal einst das reichste Land der Welt gewesen sein soll. Ehemals vom Golde fast erdrückt, ist es, jetzt ebenso tief verschuldet, ein Gegenstand des Mitleides für die Nationen geworden. Die Mahnungen und Ermunterungen, die der Dichter Camoens gegen Ende seiner Lusiaden an den jugendlichen König richtete, fielen noch auf fruchtbaren Boden. Aber dieser König ist auch der letzte, den die Ruhmesharfe pries. Sein Name beschließt die Reihe der portugiesischen Helden. Camoens

sah schon die schweren, verderbenschwangeren Gewitterwolken, die am fernen Horizont heraufzogen, und die sich nur zu bald über das unglückliche Land entluden.

Still, Muse, still! mißhellig tönt die Leier,
Und dumpf und heiser klingt die Stimm' und kalt,
Vom Singen nicht, nein! weil die Ruhmesfeier
Des Vaterlands an taubem Ohr verschallt;
Die Gunst, wodurch sich höher schwingt und freier
Der Geist, versagt mein Volk, das ohne Halt
Versinkt in Geiz und Traurigkeit und Öde,
Mürrisch, vernüchtert, roh gesinnt und blöde.

Ich weiß es nicht, durch welch Geschick den Neuern
Geschmack und Stolz und Freude sind entfloh'n,
Die stets den Geist erheben und befeuern,
Daß allen Müh'n er trotzt mit heitrem Hohn.
(Übersetzt v. P. A. Baumgartner S. J.)

Der Reichtum, der in Lissabon zusammenfloß, öffnete einem unsinnigen, maßlosen Luxus, einem verderblichen Wohlleben Thür und Thor, erzeugte und nährte Habsucht und Bestechlichkeit, Betrug und Zügellosigkeit und ganz besonders die unselige Faulheit, welcher die Südländer überhaupt so leicht verfallen. Es war auch wie ein „Fluch der bösen That", der über Portugal kam, als es in seiner Gewinnsucht den Sklavenhandel anfing. „Die Völker sanken nieder und kamen nicht wieder empor," sagt Johannes von Müller, „weil ihr Geist erloschen war." Wie ein hell leuchtendes Meteor stieg die portugiesische Kolonialmacht auf, aber ebenso schnell sank sie in ihr Nichts zurück. Spanien gelangte in den Besitz beider Indien und erbte die Macht Portugals, Spanien rühmte sich, daß die Sonne in seinem Reiche nicht untergehe. Doch schon hatte das kräftig und entschlossen voranrückende Holland sein Auge auf Indien, auf Java und das reiche Ceylon gerichtet. Im Kriege gegen Spanien (1594) griffen die Holländer das mit jenem Lande vereinte Portugal an und nahmen diesem die in Indien liegenden Inseln weg, wo Philipp II. wegen der ausschließlichen Sorge für Europa und Amerika an Befestigung und Schutz wenig gedacht hatte. Die Niederländer waren ein Krämervolk, dem es um Verbreitung von Kultur und Christentum nicht zu thun war; die katholischen Kirchen, die sie in den portugiesischen Kolonien vorfanden, wurden in Warenhäuser umgewandelt. Holland galt als die reichste Nation, Amsterdam trat an die Stelle von Lissabon, und seine Börse war die Pulsader der Welt und der Mittelpunkt alles geschäftlichen Verkehres jener Zeit. England hatte den Niederlanden geholfen im Kampfe gegen Spanien und Portugal, jetzt rückte das aufstrebende Albion gegen die Nebenbuhlerin des Welthandels vor und zerstörte die Kreise holländischer Politik. In den heftigen Seekriegen zwischen Holland und Großbritannien (1652—1654)

ward letzterem Lande die Übermacht auf dem Meere gesichert. Der Erlaß der Cromwellschen Navigationsakte, die unter anderem vorschrieb, daß alle Waren aus Asien, Afrika und Amerika nur von englischen Schiffen eingeführt werden durften, versetzte dem holländischen Handel den Todesstreich. Im erneuerten Kampfe gegen Spanien in Amerika, gegen Frankreich in Indien und hernach ebenfalls in Amerika blieb England Sieger und Herrscher auf allen Meeren. Bis heute ist es die erste Seemacht und die erste Handelsnation der Welt und kann sich rühmen, im heftigsten Wettkampfe der europäischen Hauptmächte eine splendid isolation einzunehmen.

Unseres lieben Professors Sprache nahm jetzt einen selbstbewußten Ton an. Man sah es ihm an, es schwoll ihm der Kamm in Erinnerung an die Größe und Glorie Albions. Er gefiel sich darin, noch eine Stelle von dem bekannten Staatsmann und Politiker Dilke zu citieren: „Frankreich mag wachsen an Macht seiner Heere und seiner Flotte, Deutschland sowohl hierin als an Bevölkerung, Handel und Wohlstand; doch so viel gewaltiger ist der Zuwachs an Macht und Reichtum für das Britische Reich und die Vereinigten Staaten, daß, bevor noch das nächste Jahrhundert zu Ende geht, die Franzosen und Deutschen allem Anscheine nach nur Pygmäen sein werden, wenn an die Seite gestellt von Briten, Amerikanern oder Russen der Zukunft.“ Bei dieser chauvinistischen Phrase englischer Auguren, die stets rechts fliegende Vögel sehen und für die künftige angelsächsische Generation gar zu gern im Schatten deutscher Eichenwälder, die aber noch in der Eichel schlummern, ein Picknick bereiten möchten, konnte ich meinen Unmut nicht zurückhalten. Ich fühlte mich als Deutscher gezwungen, die letzten Ausführungen ins richtige Licht zu stellen. In aller Bescheidenheit, aber in vollem Ernste, machte ich den guten Herrn darauf aufmerksam, daß jeder weltkundige Mensch doch nicht mehr an das Monopol Englands in Handel und Industrie glaube. Was Deutschland angehe, sei es allgemein bekannte Wahrheit, daß der deutsche Kaufmann und der deutsche Industrielle überall, in allen Weltteilen erfolgreich mit den Engländern den Wettbewerb aufgenommen habe. Die deutsche Flotte sei noch jung; das junge Deutsche Reich habe freilich nicht so viele und so reiche Kolonien als England, aber deutscher Unternehmungsgeist und deutsche Waren seien überall rühmlichst bekannt und vielfach am höchsten geschätzt. Meine Bemerkungen, die ich durch Ziffern zu begründen wußte, machten den Herrn Professor und die zahlreichen englischen Zuhörer stutzig.

Wir trieben eines Tages wieder eifrig Politik, als Madeira in Sicht kam. — Mit einem Male war die Unterhaltung abgeschnitten, alles rannte und stob davon, stürmte aufs Deck, bewaffnete das Auge mit dem Krimstecher und schrie und jubelte laut: Madeira, Madeira, evviva Madeira!

Zuerst erblickten wir in weiter Ferne die kleine Insel Porto Santo, die ungefähr 10 deutsche Meilen Madeira vorgelagert ist. Auf ihr hat Christoph Kolumbus lange Zeit gelebt und eine Portugiesin von hier zur Frau gehabt. Von Porto Santo aus wollte er auch, anfangs noch in portugiesischen Diensten stehend, auf westlichem Wege Ostindien entdecken. Die Insel ist wenig anziehend, nackt und felsig und hat nur ein kleines Dörfchen.

Endlich stieg Madeira vor uns auf. Alle freuten sich, auch die alte Matrone fuhr aus ihrem kummerbleichen Seufzertum und ihrer quietistischen Weltverachtung auf: sie sollte jetzt von ihrem Leiden erlöst werden, sie war am Orte ihrer Wünsche. Madeira ist ja der berühmte Kurort, wo Schwind-

Bild 4. Bai von Funchal von Osten.

süchtige — aber ums Himmels willen, das war die gewichtige Dame beileibe nicht — und auch andere Kranke geheilt werden. Das ständig sich gleich bleibende Klima und der gute Wein sind die beiden Arzneien, von denen die Insel das Monopol hat. Bei den Fortbewegungen des Schiffes boten sich uns immer neue Scenerien dar. Wir sahen die Berge, die ihre Häupter in die Wolken erheben, unten mit hellgrünem Zuckerrohr bepflanzt, in der Mitte mit dem dunkeln Grün der Fichten und Tannen geschmückt. Wir bogen um die Ecke und sahen die Stadt Funchal wie auf einen Zauberschlag aus dem Meere auftauchen und in weitem Halbkreise sich vor uns ausbreiten (Bild 4). Der Anblick war märchenhaft. Die weißen Häuserreihen, die reichen, koketten Villen, die am Fuße des Hügels liegen oder an dem-

selben sich hinaufziehen, die vom Sonnenglanze beleuchtet aus dem Grün der Gärten und Anlagen gar lieblich hervorlugen und sich im blauen Meere spiegeln, das ruhig an dem flachen Festlande anschlägt — wirklich, das ist Madeira in all seiner Pracht. Hier möchte ich leben und begraben sein, wenn es mir in der deutschen Heimat nicht noch besser gefiele. Da wir einen längeren Aufenthalt bis gegen Abend hatten, ließen wir es uns nicht nehmen, Madeira zu besuchen. Mit den braunen, lebendigen Burschen, die in ihren Kähnen herangerudert kamen und in gebrochenem Englisch eine Unterhaltung mit uns anknüpften, wurden wir bald einig.

Funchal ist ein einfaches, aber prächtiges, fast hätte ich hinzugefügt, unvergleichliches Städtchen. Die Straßen sind mit kleinen, runden Steinen gepflastert, die durch das Befahren mit hölzernen Schlitten — dem einzigen Vehikel, das man hier kennt — abgeschliffen und platt geworden sind. Viele Passagiere nahmen sogleich einen Schlitten, der mit einem Baldachin überspannt und mit einem Ochsenpaar bespannt ist, in Beschlag. Das wollte mir jedoch nicht behagen. Ich zog vor, zu Pferd mir die Gegend anzusehen. An prächtigen Rennern, so wie man dieselben sich nur wünschen kann, ist hier kein Mangel. Stolz stand er da, der braune Hengst, den ich für einige Stunden gemietet hatte, hielt den Kopf hoch und stampfte ungeduldig mit dem Hufe. Kühn schwang ich mich auf ihn und trabte fort in frischem Galopp an den Häusern und Villen vorüber. „Komm, willst du mich reiten sehen", hätte ich mit Heinrich IV. bei Shakespeare sagen mögen zu den vielen Kranken, die ich auf allen Wegen und Stegen antraf. Bald glaubte ich mich in die Großartigkeit der Alpennatur, bald in die Lieblichkeit Italiens versetzt. Aus den Gärten winken die schweren goldenen Trauben, rotwangige Äpfel, Mangos, Guajavas und Feigen; die Luft ist mit dem köstlichsten Aroma erfüllt; alles grünt und blüht, keimt und reift, und dabei soll es im Januar noch schöner sein. Das ist ja ein paradiesischer Garten! Oben ein blauer, hell leuchtender Himmel, unten das azurne, bald sanft bald dumpf rauschende Meer, das ganze Jahr hindurch Blumen und Früchte und eine Temperatur, die im Winter nicht unter 17° C fällt, im Sommer nicht über 23° C steigt. Der holde, liebliche Frühlingsknabe mit dem Kranze von Rosen im Haar und dem Blumen- und Früchtekorb im Arm scheint hier zu Hause zu sein. Es gelüstet ihn nicht, fortzugehen. In den blauen Fluten kann er sich spiegeln, vom krystallhellen Himmelsdom lächelt ihm glänzender Sonnenschein, — ihm fehlt nichts. Ich kam auch in das Hospicio da Princeza D. Maria Amelia, weil Freund Flynn einen Auftrag für eine Dame hatte, die hier logierte. Es ist dies ein Spital für brustkranke Männer und Frauen Portugals unter der liebevollen Pflege der Schwestern vom hl. Vincenz von Paul, das von der Kaiserin-Witwe von Brasilien und Herzogin von Braganza,

Donna Amelia Augusta, gegründet wurde. Sie hatte zuerst ihre kranke Tochter, Donna Maria Amelia, die dem Kaiser Ferdinand Maximilian von Mexiko zur Braut und Lebensgefährtin bestimmt war, hierher gebracht. Die Tochter fand die Gesundheit nicht und starb bald darauf. Im Innern ist alles aufs schönste und bequemste eingerichtet, von den Gartenanlagen genießt man eine herrliche Aussicht auf Land und Meer. In der Hauskapelle bewunderte ich das Altarbild, die Mater dolorosa, welche die Dornenkrone ihres innig geliebten Sohnes mit gekreuzten Armen gegen die Brust drückt, während das trauerumflorte, aber ergebungsvolle Auge sich gen Himmel erhebt. Kein passenderes Gemälde hätte man wählen, kein wirksameres Vorbild der Geduld und Gottergebenheit im Leiden den Kranken geben können. Das Bild sowie den kostbaren Altar stiftete Maximilian im Andenken an die Geliebte.

Als Merkwürdigkeit Madeiras muß ich noch kurz das aus dem 15. Jahrhundert stammende Kloster Santa Clara erwähnen, das die Gebeine Zargos, des Entdeckers und ersten Lehenträgers der Insel, enthält; ferner das kleine Leprosenhaus, das bis auf das Mittelalter zurückgreift. Die Wallfahrtskirche U. L. Frau vom Berge überblickt von oben die Stadt und schaut weit über das Meer hinaus. Die Einwohner der Insel nennen sich begeistert Ritter und treue Diener ihrer Senhora do Monte; nie unterläßt es der Fischer, zu ihr in Wind und Wetter seine Zuflucht zu nehmen, und pilgert oft zu ihrem Heiligtum auf dem Berge. Aber trotz alledem kann man den Einwohnern von Funchal die Rüge nicht ersparen, daß die alte katholische Frömmigkeit durch die ständige Berührung mit den Fremden geschwächt worden ist, und daß sie Gefahr läuft, immer mehr zu verschwinden gleich den nationalen Sitten und Gebräuchen und der alten malerischen Tracht.

Als wir zum Schiffe zurückkehrten, sahen wir, wie einige Passagiere ihr Vergnügen daran hatten, kleine Geldstücke ins Meer zu werfen, denen die Jugend Funchals gierig nachsprang. Man kann sich das Schreien, Raufen und Balgen dieser fröhlichen Jugend, dieser leicht geschürzten Söhne Neptuns vorstellen, wenn einer aus der Tiefe auftaucht und das Geldstück, das er erhascht, triumphierend vorzeigt. Der Gedanke, daß es diesen Bengels mehr um das Geld zu thun, als der wildfremden Schiffsgesellschaft einen Gefallen zu bereiten, war geeignet, mir die Freude an dem Schauspiel zu verleiden; aber mich versöhnte gleich wieder der andere Gedanke, daß dies im Grunde doch nichts anderes sei als die in eine ganz aparte Tonart gesetzte Variation der Bitte um das tägliche Brot.

Von jetzt an sollen wir kein Land mehr sehen, bis wir nach Kapstadt kommen, denn die Insel St. Helena, dieser bekannte, im weiten Meere vereinsamte Felsen, auf dem der ehrgeizige, siegesberauschte Korse die Qualen eines Prometheus litt, werden wir nicht berühren. So blieb für die nächste Zeit noch das Schiff unsere Welt und das weite, weite Meer Gegend und

Umgegend! Ein Glück, daß auf dem Schiff alles bequem eingerichtet ist. Wenn es dir auf Deck zu heiß wird, dann geh hinunter; ist es im Gegenteil in der Kabine zu kalt, so steige empor, und du wirst eine wohlthuende Wärme empfinden. Der „Saloon" ist geräumig und luftig. Hier sitzest du, schreibst und ißt du, hier finden Konzerte statt. Auf dem Deck lebt und spaziert man; dort wird geplaudert, gelacht, geschäkert, gelesen und Bananas gegessen. Du kannst dich auch im Wurfspießschleudern üben, kannst einen Skat drehen oder beim königlichen Schachspiel sitzen. Groß im Zeitvertreiben sind besonders die Engländer. Seit einigen Tagen haben sie Wettspiele, sogenannte Sports veranstaltet. Wer mitspielt, muß einen bestimmten Einsatz von 6 Pences bis 2 Sh. zahlen, und wer den ersten Preis gewinnt, wird von männiglich beglückwünscht und hoch gefeiert. Die Damenwelt ist natürlich auch an den Spielen eifrigst beteiligt, — ein kleines Bild von den freieren Lebensgewohnheiten des englischen Volkes.

Verschiedene Engländer haben sich zu einem Athletenklub zusammengethan; die einfachen Gesellschaftsspiele, selbst die mit den Hanfseilringen, genügen diesen Kraftmenschen nicht, um ihre Nerven und Muskeln zu stählen. Mens sana in corpore sano, „gesunder Geist in gesundem Körper" ist die Devise des Engländers, deshalb seine fast leidenschaftliche Liebe für Turnspiele. „Englands Schlachten sind auf den Spielplätzen der Schulen vorweggewonnen worden," sagte mir einer der „Athleten", als ich ihrem Treiben zuschaute. „Ho, ho!" hielt ich ihm entgegen, „das sanum corpus, die Muskelstärke und Geschicklichkeit des Soldaten, genügt nicht, es bedarf auch der mens sana, des Feldherrntalentes der Führer." Mein Athlet schwieg.

Manchmal erblickt man am Horizont einen Dampfer, der still dahineilt und eine lange Rauchwolke nach sich zieht. Solange es nur geht, schaut man dem fremden Schiffe nach und giebt ihm tausend gute Wünsche mit auf den Weg. Soweit wäre das Leben auf dem Schiffe recht hübsch; schlimm mag nur das eine sein, daß man bei alledem an keine ernste Arbeit kommt. Man muß faulenzen. Glücklich, wer das kann. Der eifrige Geschäftsmann langweilt sich dabei zu Tode.

Die warmen Abende sind das schönste vom Tage. Man genießt dann zunächst das wunderherrliche Bild des Abendrotes, des Tages in seinen letzten Gluten. Langsam senkt sich die glühende Kugel in die Wellen, schon ist sie verschwunden, aber noch bleibt der Horizont purpurn und silbern gefärbt. Die Schatten steigen nieder, die Dämmerung bricht herein, und schnell wie von unsichtbarer Hand werden andere Coulissen vorgeschoben. Die Wellenfurchen, welche das Schiff aufwirft, scheinen von Feuer zu sein, Wasser und Feuer vermählen sich und leihen einander ihre eigenen Reize. Bietet sich für gewöhnlich dieser Anblick nur in der Nähe des Schiffes, weil nur hier das Wasser schäumt, so wird zuweilen, wenn plötzlich ein stärkerer Windhauch

die ruhig schlafende See aufstört, die ganze nasse Fläche zu einem wogenden, funkensprühenden Feuermeere. Das ist das Meerleuchten, ein Feenbild, das unvergeßlich in der Erinnerung haftet.

Wir kommen dem Äquator immer näher, fast senkrecht fallen die wenigen Sonnenstrahlen, welche das Gewölk durchläßt, auf den Kopf, und — der Leser glaubt wohl schon, wir hätten uns, wie einstens der arme Ikarus, die wächsernen Flügel verbrannt: ach nein — wir froren. Halb ernst halb scherzend sagte Flynn dem Kapitän, er müsse sich wohl nach Norden verirrt haben.

Doch sag, mein Lieber, wer war auf dem Schiffe? — Wer da war! Mit Schiller könnte ich sprechen: „Wer zählt die Völker, nennt die Namen, die gastlich hier zusammenkamen?“ Aus allen Himmelsgegenden waren sie zusammengeweht: Engländer, Schotten, Iren, Franzosen, Deutsche, Norweger, Holländer, kurz, eine ganze Musterkarte politischer Farben. Das fünfte Element, die Engländer, dürr, schlank und arrogant wie überall, war selbstverständlich am besten vertreten. Einen Cäsar trug unser Schiff zwar nicht, keiner war von königlichem Geblüte, ich erkannte keine inländischen Herzoginnen, keine ausländischen Fürstinnen, und wenn ich mich gut erinnere, auch keine Pfundmillionärsdamen; die meisten, wenn nicht alle, waren Durchschnittsmenschenkinder. Waren sie alle auch verschieden nach Rang und Stand, nach Alter und Stellung, nach Charakter und Bildung, Sprache und Heimat, gingen auch die Geistesrichtungen weit auseinander, so hatten sie alle doch ein und dasselbe Ziel: alle träumten von Südafrika, nur daß jeder wieder einen andern Traum in seinem Kopfe träumte.

Hier ein Jäger, der in die Wüsten des Innern Südafrikas eindringen will, um Wild zu erjagen; dort ein unternehmender Handelsmann, der im Lande des Goldes und der Diamanten ein Absatzgebiet für Woll- und Schnittwaren sucht. Und siehst du oben auf der Bank den jugendlichen Konquistador mit dem glänzenden Auge, mit einer Stirne, auf der Thatenlust, hochfliegender Enthusiasmus und Abenteuergier geschrieben steht, der, wie Flynn treffend sagte, in einer Tasche den Paß, in der andern Chinin und auf der Hand das Leben trägt? Ach, ich weiß nicht, was der noch alles will. Er ist reich an Hoffnungen und vertraut blind seinem Sterne. Wie anders sein Nachbar neben ihm! Dieser ist traurig und ergeht sich offenbar in Erinnerungen an vergangene schöne Tage. Sein Festtag ist längst vorüber, er hat überhaupt nicht lange gedauert. Rasch waren die Lichter niedergebrannt, und ehe er sich's versah, die Flaschen und Gläser leer getrunken. Die Gäste zogen sich einer nach dem andern zurück und ließen ihn allein, und nun fährt er nach Südafrika einer ungewissen Zukunft entgegen. Wieder ein anderer hat irgendwo gelesen: Health, wealth, excitement, the world's threefold desire, may be found in „Sunny South-Africa“. Der Arme

mit dem bleichen, hohlwangigen Gesichte und dem unsäglich müden Blick sucht in dem „sonnigen Südafrika“ keine „Reichtümer“, keine „Belustigung“, er sucht das kostbarste Gut: die „Gesundheit“. Spekulanten wollen das Basutoland besichtigen, um sich zu vergewissern, ob man dort Weizen anbauen und dieses Land zur Kornkammer Südafrikas machen kann; tüchtige Arbeiter, Maschinenbauer, Ingenieure gehen nach der Industriegegend von Kimberley und Johannesburg. Aber ich weiß ja nicht alles, was dieser und jener will, was dieser Gelehrte erstrebt, was jene andere leichtere Ware, allerdings elegant und modern, aber leichtfertig und sittenlos, in der Fremde zu erringen trachtet.

Diese bunt zusammengewürfelte Gesellschaft war unser theatrum mundi, wir mußten uns gegenseitig zurechtfinden, mußten, Lamm und Wolf, hübsch zahm bleiben. Wenn ich abends allein in meiner Kabine saß und an die Passagiere dachte, so kam es mir vor, als schaute ich in ein tausendfarbiges Kaleidoskop. Tausend Bilder tauchen vor meinem Geistesauge auf, tausend Gestalten entstehen und verschwinden, die einen still, die andern ungestüm gleich den Meereswogen. Ein jeder dieser kleinen Gesellschaft ist verschieden, stellt ein eigenes Stück des bunten Welt- und Menschenlebens dar. Der Geist erkennt in jedem, was der Naturforscher im Wassertropfen sieht, eine „Welt im kleinen“, eine Welt, in der man Gutes und Schlechtes, Licht und Schatten findet, gerade wie der Wassertropfen alle Lichterscheinungen, Glanz und Schatten des Sonnenlichtes widerspiegelt. Treffend hat Silvio Pellico bemerkt, daß das Menschenleben so voll Widersprüche ist, daß man keinen Charakter zeichnen kann, ohne immer wieder „und dennoch“ zu sagen. Auf engem Raume lernt man die Menschen besser kennen, lernen aber auch die Menschen sich besser ertragen. Fast möchte man sagen, daß die Parzen hier viel schneller und fleißiger die Schicksalsfäden der Sterblichen weben als draußen in der großen Welt.

In meinem Notizbuch finde ich neben diesen Personalskizzen allerlei „Meeresperlen“, bei manchen Daten viel Punkte und Striche und dann und wann einige spärlich gesäte lakonische Bemerkungen: . . . „Auf dem Meere ein ewiges Kommen und Gehen der Wogen, ein steter Wechsel, ganz wie bei launenhaften Leuten.“ . . . „Umgebung gemütlich, oft auch gleichgültig; mein Trost ist das majestätische Meer, das die Gedanken über die niedere Wirklichkeit erhebt.“ . . . „Gestern lag eine drückende Atmosphäre von Langeweile über uns, heute dagegen ist die Unterhaltung seit dem frühen Morgen frisch, anregend, belehrend, selten ein trivialer Mißton.“ . . . „Die Sonne strahlt hernieder, lächelt heiter, und die Wogen glitzern wie die schnell aufblitzende und ebenso erlöschende Hoffnung des Goldsuchers.“ . . .

Unser Arzt, der wieder genesen, durch das Leid aber nicht gebessert ist, sucht viel unsere Nähe auf. Er ist übrigens stolz auf den ausgezeichneten Gesundheitszustand der Passagiere, zu dem er herzlich wenig beigetragen hat. Gleichsam als wollte er uns von seines Wissens Umfang und Tiefe überzeugen, erzählte er, daß auf den Schiffen, die früher nach Südafrika fuhren, der Scharbock und andere Krankheiten mitunter fürchterlich hausten, und daß es gar nichts Seltenes war, wenn 50—80 Prozent der Schiffsmannschaft hinweggerafft wurden. Man sei sogar Schiffen auf weitem Meere begegnet, auf denen keine Seele mehr lebte, die ohne Steuermann auf den Wellen wie eine Planke herumtanzten. Und diese immer wiederkehrende Hiobspost habe die Leute so eingeschüchtert, daß es den Schiffsgesellschaften vielfach recht schwer gefallen wäre, für ihre Schiffe genug Leute zu finden. — Was der Arzt da erzählte, war ja alles gut und schön, wenn er nur nicht so undiplomatisch im Verkehr mit Damen gewesen wäre. Schließlich war er doch ein Pechvogel. Eine ältere Dame stellte ihm eines Tages folgende Preisfrage: „Ich setze den Fall, Gelehrte wollten den Atlantischen Ozean und alle darin befindlichen Fische wägen. Weshalb würde das Gesamtgewicht weniger betragen, wenn die Fische im Wasser bleiben, als wenn Fisch und Ozean gesondert für sich gewogen werden?" Da war der Romantiker mit seinem Latein zu Ende. Er suchte, kratzte sich hinter den Ohren — was, nebenbei gesagt, ganz unhöflich war —, stotterte etwas von Anmut des Augensternes, der auch nichts wiege, fand aber keine gescheite Antwort. „Das ist ein leicht lösbares Rätsel," erwiderte die Miß mit dem freundlichsten Lächeln der Welt; „ich glaube, es giebt noch schwierigere Probleme, die Sie gar nicht überwinden werden." Von dieser Stunde hatte der Doktor für die Damenwelt nur mehr einen Seitenblick, der das Wort von Shakespeare so recht deutlich zum Ausdruck brachte: „Unbeständigkeit, dein Name ist Weib!"

Wir andern Männer waren den Damen gegenüber bis ans Ende liebenswürdig und klagten nur über die Unbeständigkeit Neptuns, der in seinen alten Tagen noch Schrullen hätte und mitunter ganz wie ein Gigerl tanzalbern würde. Ein Matrose hatte uns Sturm angekündigt, und er traf wirklich ein. Der Schlußakkord sollte, wie in der Regel, etwas bewegt sein. Den Damen wurde angst und bange; die Matrosen, die grausamen! lachten trotz Wetter, Sturm und Graus und blieben kühl bis ans Herz hinan; wir Männer sahen ruhig der unsichern Zukunft entgegen.

Die Ferne war in Nebel gehüllt, das Meer schäumte und wogte, und es war noch ein Vergnügen, zuzuschauen. Bald aber türmten sich Wasserberge auf, das Schiff wurde hoch gehoben, und wenn es sich niedersenkte, spritzte der schäumende Gischt über Deck, so daß sich alle Passagiere in ihre Kabinen zurückziehen mußten. Die erste Nacht des Sturmes war

fürchterlich. Das Schiff neigte sich bald auf die eine, bald auf die andere Seite. Niemand konnte ein Auge zuthun. Unser Ohr vernahm beständig das Grollen und Rauschen der wild erregten Elemente und mitten im Brausen des Sturmes die kräftigen Kommandorufe des Kapitäns. In die schwarze Nacht ließ unsere Phantasie grelle Blitze niederfahren, die uns die gähnenden Abgründe zeigten, über denen wir tanzten, die zerklüfteten Felsen, die aus der Tiefe aufstiegen und unser Schiff zu fangen und zu zermalmen drohten. Auch der Kühnste war verzagt, viele glaubten, ihr Sterbestündlein sei gekommen, alle bekamen eine Vorstellung von den Fährlichkeiten und Schrecknissen des Meeres. Erst als an des Himmels Rande das goldene Geschirr des Helios aufstieg, legte sich der Sturm. Gegen Abend wurde das Meer ruhig, man atmete auf und faßte neuen Mut.

Friedlich in dem alten Bette
Fließt das Meer in Spiegelglätte,
Heiter lächeln Luft und See.

Alles war wieder gut. Von jetzt an wurde das Verdeck gar nicht mehr leer. Am Tage wehte eine gelinde Luft, in der Nacht spannte sich der wolkenlose südliche Sternhimmel über uns aus. Es gelüstete uns alle, das Kreuz des Südens zu sehen. Ich muß bekennen, daß die meisten nicht wenig davon enttäuscht waren und dasselbe lange nicht so schön fanden, als es in Büchern geschildert wird. Es ist klein und unbedeutend, wie der südliche Himmel überhaupt nicht die Pracht und den Glanz besitzt, den unser nordisches klares Sternenzelt in kalter Winternacht entfaltet.

Unser Ziel konnte nicht mehr fern sein. Gar oft hatten wir das Auge gen Osten gerichtet. Da plötzlich zeigte uns ein Matrose den Afrikastreifen am fernen Horizonte. Wir waren in der Höhe von Saldanha-Bai. Die Aufregung unter den Passagieren war groß, alle waren gleich mit Feldstechern bewaffnet, um die Aufrollung des Bildes zu beobachten. Mit dem Glase sah man wirklich eine duftverlorene Hügelkette, die allmählich in immer schärferen Umrissen hervortrat. Die Matrosen stimmten ein Lied an, einige fielen ein, andere gaben durch strahlende Gesichter und lebhafte Gestikulationen ihrer Freude, am Ziele zu sein, lebendigen Ausdruck. Endlich sah man die Küste klar und deutlich, eine öde, sandige Fläche, begrenzt am Horizont von nackten, schroffen Felsen. Weiter, weiter! dort taucht auch schon als zarte blaue Wolke, kaum vom Himmel sich abhebend, der Tafelberg aus dem Wasser auf, und je näher wir kommen, um so mehr tritt die gewaltige Steinmasse, die südafrikanische Martinswand hervor. Ein riesiger Opferaltar, der sich in den Himmel erhebt, sagte ich mir, ein Markstein der Unvergänglichkeit an der Seite der verschäumenden und in Duft aufgehenden Meereswogen, ein mächtiger Mahnruf an die Menschheit: „Empor die Herzen!“ Am Fuße des 1082 m hohen Tafelberges liegt

Kapstadt in großem Halbkreis. Es war ein heller Frühlingsmorgen, als unser Schiff langsam und majestätisch sich einen Weg durch den Wald von Masten bahnte und in den Hafen einfuhr. Die Matrosen sind in fieberhafter Thätigkeit, die Kommandorufe der Offiziere ertönen voll und stark, die Passagiere jubeln laut und harren ungeduldig des Augenblickes, wo sie den Boden Südafrikas zum erstenmal betreten. Der Anker fällt, die Schaluppen kommen ans Schiff heran. Ich schaue nach Richard. . . . Wo er nur sein mag! . . . Sieh, dort seh' ich ihn stehen; auch sein Auge hat mich erspäht. Im nächsten Augenblicke fallen wir uns beide um den Hals und sagen und schwören einander:

Up ewig ungedeelt!

II.

Am Kap der guten Hoffnung.

„In der ganzen Welt“, so sagt der englische Schriftsteller Froude in seinem Buche Oceana, „giebt es vielleicht keine zweite Stadt, die so herrlich gelegen ist als Kapstadt (Bild 5). Die grünen Klippen des Tafelberges scheinen über dieselbe zu hängen, gleichwie Poseidons Abhang die Stadt des Alkinous bedrohte. Ein Fichtenwald steigt vom Fuße des Berges hinauf, wo die Bäume noch Wurzel fassen können, und füllt unten das Thal aus bis zu den Häusern.“ Diese Schilderung, welche mir Richard am andern Morgen auf unserem Gange durch die Stadt vorhielt, gefiel mir nicht besonders und schien mir nichts anderes als eine Hyperbel zu sein. „In der ganzen Welt“, das ist sicherlich zu viel gesagt, als achtes Weltwunder habe ich Kapstadt nie preisen hören. Wenn andere Reisende die Hauptstadt der Kapkolonie wegen der schönen Lage am Meer mit Neapel in Italien, mit Rio de Janeiro in Brasilien und San Francisco in den Vereinigten Staaten vergleichen, und manche sogar der Metropole Südafrikas die Palme zuerkennen, so glaube ich doch hierin verschiedener Ansicht sein zu müssen. Ich vermute, daß die Kapstädter mit Vorliebe sich solcher Parallelen bedienen und alle nur möglichen, durch die reizende Lage am Meere berühmt gewordenen Städte des Weltalls aufsuchen und zusammenstellen, um eben dadurch ihrer Stadt einen duftigen Hauch von Schönheit zu verleihen, der den Reisenden beim nüchternen Urteile beeinflußt und zur philisterhaften Bewunderung hinreißt. Es fehlt nur noch, beizufügen, der Tafelberg sei, wenn nicht so hoch, doch unzweifelhaft romantischer als der Himalaya, hundertmal interessanter als der Chimborazo und weit bekannter als der Brocken; dann wäre das Bild farbenstrahlend. Bei allen menschlichen Urteilen kommt es eben auf den Standpunkt an, von dem man die Dinge betrachtet und den Vergleich anstellt. Trotz alledem ist Kapstadt schön, bedeutend schöner als selbst manch europäische Städtekönigin, und wenn man will, eine Perle von nicht zu unterschätzender Färbung in einer wahrhaft grandiosen Fassung: den blauen Atlantischen Ozean auf der einen und den gewaltigen Felswall auf der andern Seite. Den Hintergrund der Stadt bildet der 1082 m hohe Tafelberg, der mit seinen kahlen, senkrechten Wänden einen überwältigenden Ein-

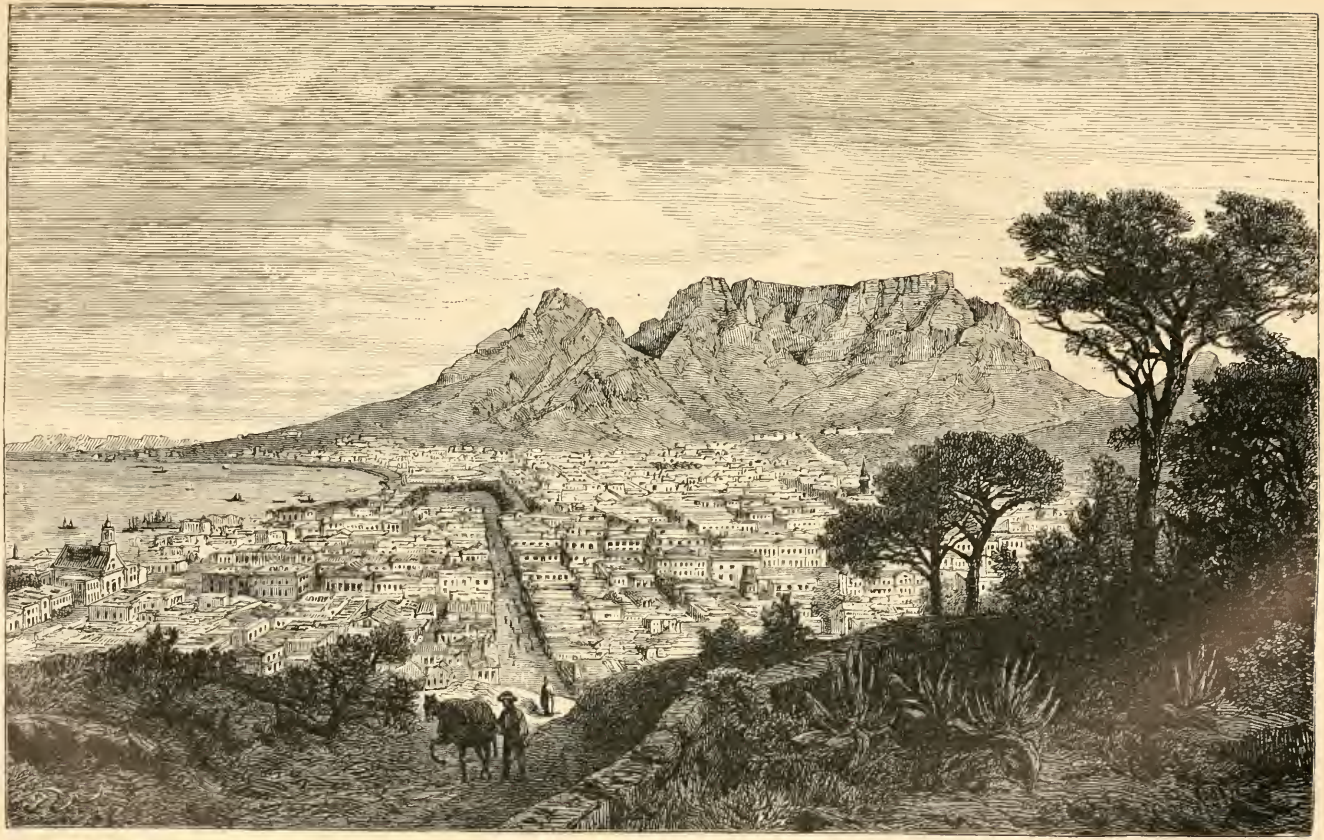

Bild 5. Kapstadt mit dem Tafelberg im Hintergrund.

druck hervorruft. Zur Linken liegt der „Teufelspik“, von den alten Seefahrern auch „Berg der Winde“ genannt, weil durch seine Schluchten der Südostwind oft ganz grauenhaft heult und an das Gebrüll der bösen Geister erinnert. Zur Rechten erhebt sich der „Löwenkopf“, eine schlanke Bergpyramide, welcher der „Löwenrumpf“, ein minder hoher Hügel von mehr rundlicher Form, vorgelagert ist. Letzterer wird vielfach auch St. James Mount und Signal Hill genannt.

Von diesen allgemeinen Konturen Kapstadts und dann von dem Nebenumstande, daß die Stadt 1902 das 250jährige Jubiläum ihres Bestehens feiert, sprachen wir beide, als wir am ersten Morgen nach der Ankunft zum Hafen gingen, um mein Gepäck in Empfang zu nehmen.

Der Hafen ist einer der besten Südafrikas. Die größten Schiffe können einlaufen und finden hier sichern Schutz. Die natürliche Beschaffenheit der Tafelbai zur Anlage eines Hafens erkannten bereits die Portugiesen, die jedoch hierfür keine Hand rührten, weil die Ermordung des indischen Vizekönigs d'Almeida und eines beträchtlichen Teiles seiner Mannschaft an dieser unwirtlichen Küste sie mit Abscheu gegen den Ort erfüllte; sie errichteten statt dessen eine Station für ihre langen ostindischen Fahrten auf der Insel Helena. Die meerkundigen und sonst so schlauen Holländer dachten ein ganzes Jahrhundert lang nicht daran, aus der Tafelbai einen schützenden Hafen zu machen, obgleich mehrere ihrer großen stolzen Schiffe, die hier Anker geworfen hatten, von den Stürmen erfaßt, an den Felsen zerschellt und in die Tiefe gesunken waren. Im Jahre 1722 beklagte man den Untergang von sieben holländischen und drei englischen Schiffen, den Verlust von 600 Menschenleben und vielen Gütern im Werte von einer Viertelmillion Pfd. St., und fünf Jahre später zerstörte ein Sturm sieben andere holländische Schiffe und schmälerte somit ganz erheblich die Kraft der Ostindischen Kompagnie. Erst 1733 berichten die Annalen von dem ersten schüchternen Versuche, einen Wellenbrecher zu bauen. Das Mauerwerk wurde begonnen, aber wegen der übermenschlichen Arbeit und der unerschwinglichen Kosten unvollendet gelassen. Die Schiffe warfen nach wie vor während der stürmischen Wintermonate in der mehr geschützten und sichern Simonsbai Anker, und Kapstadt verlor allmählich an Ansehen und Reichtum. Da trat Sir Coodes 1860 mit einem neuen Plane auf. Der Wellenbrecher, den er vorschlug, sollte einen äußeren Hafen bilden, und durch das Losbrechen der hierzu nötigen Steine aus dem anstoßenden Felsen sollte zugleich ein geräumiger Binnenhafen gewonnen werden. Dieser Plan gefiel der Regierung und wurde angenommen.

Den ersten Spatenstich führte Prinz Alfred von England, der gerade um diese Zeit Südafrika bereiste. Acht Jahre lang arbeitete man unverdrossen an dem Wellenbrecher, der in einer Länge von 1870 engl. Fuß nordöst-

lich in das Meer hinausgebaut wurde. Obgleich der Hafen von universeller Bedeutung ist, so war es doch die Kapkolonie allein, welche die Arbeiten unternahm, eifrig fortführte und mit Erfolg vollendete. Und wenn auch die Ausgaben für diesen Bau seit Mitte 1860 bis heute 2 173 000 Pfd. St. betragen, werden die jährlichen Interessen der in der Höhe von 1 579 854 Pfd. St. gemachten Anleihe unschwer aufgebracht. Im Jahre 1896 fuhren 919 große Schiffe in den Hafen ein; der Wert der Güter, die via Kapstadt in die Kolonie eingeführt wurden, belief sich auf 4 905 994 Pfd. St. oder 25 % der ganzen Einfuhr der Kolonie; die Ausfuhr betrug 8 871 435 Pfd. St. oder 51 % der gesamten Ausfuhr; die Zollgebühren erreichten die Summe von 761 574 Pfd. St. Der Hafen von Kapstadt wäre von unermeßlicher Wichtigkeit für den allgemeinen Völkerverkehr, für Handel und Schiffahrt geworden, wenn der Suezkanal nicht zu stande gekommen wäre. Der neue ostindische Seeweg hat dem alten seine Weltbedeutung und die fabelhaften Einnahmen geraubt; das beweist schon die folgende Tabelle des Verkehrs im Suezkanal:

Jahr.	Zahl der Schiffe.	Tonnengehalt.	Passagiere.	Einnahmen der Kanal-Verwaltung. Pfd. St.
1870	486	437 000	27 000	185 000
1893	3341	7 659 000	186 000	2 840 000
1895	3443	8 448 000	216 938	3 137 040

An den Hafen dicht angrenzend liegt die Convict Station, das Zuchthaus, in dem durchschnittlich 1000 Mann untergebracht sind, die in den Werften und auf den Straßen und Wegen in und um Kapstadt beschäftigt werden. Ein bedeutendes Kontingent dieser edlen Zunft liefern die Diamantfelder von Kimberley. Ist bei einem Minenarbeiter die Versuchung, ein kleines Steinchen als Privatbesitz sich anzueignen, so stark gewesen, daß der Arme derselben unterlag und als Dieb ertappt wurde, so wandert er nach der Hauptstadt in die Convict Station. Die Insassen kommen übrigens aus allen Himmelsstrichen zusammen, es giebt da Kaffern, Zulus, Hottentotten, Mischlinge und die sogen. I. D. Bs., d. h. Illicit Diamond Buyers — unberechtigte Diamantverkäufer. Von letzteren werden wir später ein Wort sagen.

Beim Ausgang aus dem Hafen gelangt der Passagier durch ein Gitterthor, wo er angehalten und von den Zollbeamten nach etwaigen steuerpflichtigen Waren gewissenhaft befragt wird. Draußen steht eine Reihe zweiräderiger Cabs, wie man sie in London kaum zahlreicher sieht. Sie sind mit guten Pferden bespannt und werden von schwarzen Gesellen, meistens Hottentotten, mit bewundernswerter Geschicklichkeit durch das ärgste Gedränge und Gewirre der Straßen gelenkt. Die Stadt macht hier gerade keinen

guten Eindruck. Dies Viertel der Farbigen ist primitiv und sehr unreinlich, die Straße schmutzig; die dunkeln Menschen, die uns hier begegnen, wenn auch nach europäischer Art gekleidet, scheinen arm und verwahrlost. Nicht hoffnungsfreudiger stimmt den Ankömmling der widrige Geruch, der aus den nahegelegenen Fischräuchereien herüberdringt.

Die schmutzige Dockroad führt zur Adderley-Straße. Da ändert sich mit einemmal das Bild, denn man sieht sich plötzlich in die eigentliche Stadt versetzt. Die Adderley-Straße ist die Hauptader Kapstadts, in welcher ein großer Menschenschwarm ständig hin und her flutet. Der Geschäftsverkehr ist hier am regsten, die Läden und Magazine sind glanzvoll, die Häuser ganz modern. Ehemals hieß sie Heerengracht, d. h. der Spazierweg für Herren. Das war in der guten altholländischen Zeit, wo die Fichtenallee die beliebte Promenade für die Beamtenwelt und die andern vornehmen Herren und ihre Damen war, wo die abendliche Erholung regelmäßig Punkt 9 Uhr schloß, wenn auf dem Kastell ein Kanonenschuß ertönte. Das ehemalige patriarchalische Leben und die alten Gebräuche sind aber längst geschwunden und vergessen, wurde doch sogar die Benennung der Straße von einer jüngeren Generation rücksichtslos umgemodelt. Die holländische Heerengracht erhielt den Namen eines englischen Abgeordneten, der sich große Verdienste um die Kolonie erwarb, ebenso wie die andere holländische Straße „Keizergracht" zu Ehren des General-Lieutenants, der das erste Parlament eröffnete, in Darling Street umgetauft wurde. Die Adderley-Straße kommt an Prunk und verschwenderischer Pracht den Straßen unserer Hauptstädte gleich. Da sieht man Häuserkonglomerate und reiche Paläste, einen großen Bahnhof, ein hohes Postgebäude, viele Handelshäuser und Banken und ein neues Theater. Auch die holländisch-reformierte Kirche, das erste Gotteshaus am Kap, zu dem am 28. Dezember 1700 der Gouverneur van der Stel den Grundstein legte, steht hier. Von der alten Kirche ist freilich nur der Turm geblieben, der die Glocken enthält, welche 1727 von Holland herüberkamen. Die im Jahre 1760 neu erbaute Kirche faßt 3000 Personen, ist einschiffig und fällt jedem Besucher auf durch die große Spannung des Gewölbes. Hier ruhen die Überreste der alten holländischen Gouverneure, so daß man versucht ist, der Kirche den Namen „Westminsterabtei von Südafrika" zu geben.

Die Adderley-Straße endigt in die Regierungsallee. Letztere bildet einen Teil der berühmten Gärten, welche der Gouverneur Simon van der Stel anpflanzte; sie ist $^3/_4$ engl. Meilen lang und von hohen, breitarmigen und vollbelaubten Eichen beschattet, von denen mehrere über 200 Jahre alt sind. Beim Eintritt in die Allee, gleich zur Linken, erhebt sich stolz das Parlamentsgebäude, wohl eines der schönsten Bauwerke Südafrikas. Es wurde erst 1886 vollendet, kostete 220 000 Pfd. St. und hat eine Front-

länge von 264 Fuß auf 141 Fuß in der Breite und 63 Fuß in der höchsten Höhe. Die Basis besteht aus Paarl-Granit, das übrige aus Ziegelsteinen, alles ist mit reicher Zementornamentik verziert. Recht imposant sind die Säulenhallen an den beiden Haupteingängen, von denen die eine sechs einfache und die andere acht Doppelsäulen zählt. Große, sorgsam gepflegte Garten- und Parkanlagen dehnen sich ringsum aus; in ihrer Mitte steht ein hohes Marmorstandbild der Königin von England. Dem Parlamentsgebäude gegenüber liegt die Stadtbibliothek, deren im griechischen Stile gehaltene Hauptfassade auf die Botanischen Gärten schaut, die sich rechts von der Avenue ausdehnen. Die Bibliothek, die 1822 gegründet und durch Prinz Alfred 1860 dem Publikum geöffnet wurde, enthält schon über 50 000 Bände, darunter 5000 Bände, die der Gouverneur der Kapkolonie, George Grey, dem Lande schenkte. Bemerkenswert sind mehrere bedeutende Werke über die Sprachen der Eingeborenen Afrikas, Australiens und Neuseelands. Ihre Reichhaltigkeit verdankt die verhältnismäßig junge Bibliothek dem Opfersinn mehrerer Herren, die ihre Privatsammlungen zu Nutz und Frommen des Volkes vermachten — ein wirklich nachahmenswertes Beispiel für Leute, die ihrem Lande Gutes thun wollen. Wir finden hier noch höchst wertvolle Manuskripte aus dem 10. Jahrhundert, Prachtwerke aus den ersten Zeiten des Bücherdruckes: so ein Meßbuch (Missale romanum), das Margareta von Valois gehörte, eine der ersten bekannten Kopien des Romans „Die Rose", einige englische Bücher, die aus Caxtons Presse hervorgingen, die ersten und zweiten Ausgaben der Shakespeareschen Dramen und zwei alte Mappae mundi (Faksimile-Kopien), die eine von 1489, die andere von 1546, beide Zeichnungen der inneren afrikanischen Seen enthaltend; im großen und ganzen stimmen beide mit den modernen Atlanten überein. Dem Haupteingange der Bibliothek gegenüber hängen drei große Ölgemälde, die jedem Eintretenden in die Augen fallen; das mittlere ist das große Porträt des Prinzen Alfred, das zur Rechten zeigt die Landung von van Riebeek in der Tafelbai und das andere die Landung von Bartholomäus Diaz in der Algoa-Bai.

Die Botanischen Gärten haben keine große Ausdehnung, sie messen nur 40 Acres, sind aber recht schön und wirklich sehenswert. Was für den Berliner die Linden, den Einwohner Londons die Regent Street, den Wiener der Prater und sein Ring, den Pariser das Boulognerwäldchen, das sind dem Kapstädter und in weiterem Zusammenhange dem Südafrikaner diese Botanischen Gärten. Und er darf stolz auf dieselben sein, denn solch eine Vereinigung der Flora des Südens und Nordens, diese kunstvolle Zusammenstellung von 8000 Bäumen und Sträuchern aus allen Zonen auf engem Raume findet man nicht so leicht anderswo wieder. Eichen, Ahorne, Linden, Ulmen, Fichten, alles Bäume aus den nördlichen Gefilden, wiegen

ihre Kronen neben dem zierlichen Deodar vom Himalayagebirge, dem Kampferbaum von der Insel Sumatra, dem hohen Blaugummibaum von Australien und dem hochstrebenden stattlichen Araucaria von Norfolk Island. Zudem sind alle Fruchtbäume des Nordens und des Südens hier vertreten und erblickt man überall auf Schritt und Tritt wahre Blumenhaine, die in den buntesten Farben blühen. Nur eines vermißt man sowohl in den Botanischen Gärten als in allen andern Anlagen: sie sind allerdings ewig bunt und ewig jung, aber es fehlt ihnen der frische, grüne, schwellende Rasen, das Grundkleid des Frühlings — dazu ist es hier aber zu trocken.

Die Durchschnittstemperatur Kapstadts beträgt im Winter 12° C, im Sommer 20°. Der Sommer dauert am Kap vom Dezember bis März, der Herbst vom März bis Juni, der Winter vom Juni bis September und der Frühling vom September bis Dezember.

In den Botanischen Gärten, vor der Bibliothek, erhebt sich das Standbild von Sir George Grey. Seine Entstehung verdankt es einer öffentlichen Subskription des ganzen Volkes, dessen Liebe und treues Angedenken der ehemalige Gouverneur durch seine maßvolle und wohlwollende Regierung sich zu erwerben verstand. Greys Traum war es gewesen, Kapstadt auf die Höhe einer europäischen Großstadt zu bringen. Nichts sollte am Fuße des Tafelberges fehlen, weder der Palast der eigenen Gesetzgebung, noch Bibliothek, noch Museum oder Universität, und um nicht mit der That zurückzubleiben, vermachte er dem Lande unverzüglich seine eigenen Bücherschätze. Was der Staatsmann vor 30 Jahren anstrebte, steht heute in voller Wirklichkeit vor uns.

Das südafrikanische Museum, das am 13. April 1897 eröffnet wurde, ist ein Gebäude moderner Stilart, sehr geräumig und höchst praktisch im Innern eingerichtet. Bewundernswert ist die Sammlung der südafrikanischen Antilopen, Löwen, Reptilien verschiedener Art, Vögel (4000 Ex.), Buschmannsskelette, Überbleibsel der merkwürdigen Ruinen von Zimbabwe, von denen später noch die Rede sein wird. Die geologische Abteilung zeigt Diamanten, Gold in seinem Muttergestein und verschiedene Quarze. Gleichfalls von historischer Bedeutung sind die Pokale aus geschliffenem Glase, welche die ersten Hugenotten, die nach Südafrika kamen, aus Frankreich mitgebracht hatten. Als Kuriosum zeigt man einen hochlehnigen altmodischen Stuhl, auf dem, wie die Überlieferung sagt, der Gouverneur Noord tot gefunden wurde einige Minuten nach dem Tode eines Soldaten, den er hängen ließ, und der ihn mit sich vor den Richterstuhl Gottes gefordert hatte.

Obgleich erst 250 Jahre alt, hat Kapstadt nicht mehr viel Altes. Wie in andern Städten wird der alte Charakter geflissentlich verwischt und ausgemerzt und alles mit dem Firnis des modernen Zeitgeschmackes überglättet. Die Häuser, die von den ersten holländischen Ansiedlern herrühren, ver-

schwinden mehr und mehr. Es sind dies geräumige, zweistöckige Häuser mit flachen Dächern und weiß angestrichen, oft mit Stukkatur überladen. Vor dem Hause auf der Seite der Straße läuft die ganze Front entlang eine Terrasse, an der wilder Wein und Geißblatt emporwachsen. Auch mit dem alten Kastell, diesem „Rest aus alter Zeit", wollte man aufräumen, um einen geeigneten Platz für eine nüchterne Kaserne nach Stilart fin de siècle zu gewinnen. Die Regierung stieß aber unverhofft auf Schwierigkeiten, da diese Reliquie aus ehrwürdiger und denkwürdiger Vergangenheit den Kapstädtern doch zu heilig war. Das jetzt dem Verfalle nahe Kastell erinnert mit seinen Erdwällen, Läufen, Glacis und Bastionen an die Befestigungswerke des 16. und 17. Jahrhunderts. Es ist nicht das ursprünglich von Riebeek gebaute Fort; dies war zur Verteidigung der Küste gegen einen Angriff vom Meere keineswegs geeignet, und ein neues, das noch jetzt bestehende Fort, schien unumgänglich notwendig. Der erste Stein zu diesem wurde 1666 gelegt. Die Arbeiten wurden anfänglich flau betrieben, weil man vor den großen Unkosten zurückschreckte, und wurden nicht eher wieder aufgenommen, als bis zum Tage, wo Streitigkeiten zwischen England und Holland ausgebrochen waren und die Gefahr nahe lag, eine englische Flotte könne in der Tafelbai erscheinen, um sich des wichtigen Haltepunktes auf der ostindischen Fahrt zu bemächtigen. Was man verpaßt hatte, sollte durch einen um so glühenderen Eifer nachgeholt werden. Der Gouverneur ging selbst mit gutem Beispiele voran. Mit seiner Gemahlin begab er sich auf die Baustätte, trug zwölf Körbe Erde aus den Laufgräben, während seine Frau sich mit sechs begnügte, und gab dadurch allen Bürgern einen deutlichen Wink, es ihm hierin nachzuthun. Das wirkte. Alle nahmen regen Anteil an dem Bau des wichtigen Verteidigungswerkes, und nach drei Jahren war das „Castle" beendet. Es ist fraglich, ob das Fort gegen die damaligen Geschütze hätte standhalten können oder ob es nicht aus südöstlicher Richtung von einem höher gelegenen Punkt feindlichen Geschossen ausgesetzt gewesen wäre. In Holland und am Kap hielt man es allgemein für uneinnehmbar und nannte es stolz die „Grenzfeste Indiens". Ein Artillerist war jedoch anderer Meinung, und er nahm auch keinen Anstand, ganz offen zu erklären, daß er das Kastell vom Teufelspik aus in Grund und Boden hineinschießen könne. Dies kühne Wort kam dem Gouverneur zu Ohren, der den Artilleristen sofort als Aufwiegler und Verschwörer ergreifen und ins Gefängnis werfen ließ. Nach der ersten Aufwallung jedoch begann der Gouverneur stille Zweifel zu hegen, ob die stolze Grenzfeste von den umgebenden Hügeln herab wirklich außer Schußweite wäre. Ein Landmesser wurde gerufen, um die Entfernung zwischen dem Teufelspik und dem Kastell festzustellen, und als seine Berechnung nicht befriedigend ausfiel, wurde, wie die Chronik der Kapkolonie erzählt, dem Unglückspropheten, d. h. dem

Artilleristen, folgende Strafe diktiert: er solle eine Kanone auf den Berg fahren und sie gegen das Kastell abfeuern; würde die Kugel das Ziel erreichen, dann sei er aller Schuld los und ledig gesprochen, wenn nicht, dann habe er den Schuß zu bezahlen. Die „Alt Grietje" entsprach dem Wunsche des Artilleristen nicht. Es vergingen noch zwölf Jahre, bis allen klar wurde, daß jede Kanone neueren Modells das Fort leicht erreichen werde. Man kann sich übrigens einen Begriff von den ungeheuern Kosten solch eines Baues machen, wenn man bedenkt, daß die Arbeiter und das ganze Material aus Holland bezogen werden mußten. In den letzten Jahren diente das „Castle" als Gefängnis und beherbergte unter anderem den seiner Zeit berühmten Zuluhäuptling Cetywayo.

An Kirchen und Kapellen ist in Kapstadt kein Mangel. Was den Protestantismus betrifft, ist er hier wie überhaupt in ganz Südafrika in allen Schattierungen vorhanden. Bis zum Jahre 1780 war die holländisch-reformierte Religion die Staatsreligion und die allein begünstigte, aber seitdem sind andere Bekenntnisse allmählich eingedrungen, und giebt es heute in Kapstadt eine wesleyanische, methodistische, deutsch-lutherische, kongregationalistische, schottisch-presbyterianische, baptistische, frei-protestantische Kirche, eine mohammedanische Moschee, die Kirche der Siebzig-Tage-Ankömmlinge, das Bethaus der Heilsarmee und die jüdische Synagoge. Die katholische Marienkirche zeichnet sich durch ihren einfach schönen Stil und ihre Reinlichkeit aus.

Kapstadt zählte zu Anfang des 18. Jahrhunderts 300 Häuser, zu Anfang des 19. Jahrhunderts 1200 und eine Bevölkerung von 5500 Weißen und Farbigen und 10000 Sklaven, und nach der Zählung von 1897 schon 51083 Seelen, worunter 25253 europäischen Ursprungs. Um sich ein getreues Bild von der Stadt und ihren Einwohnern machen zu können, muß der Tourist während der schönen Jahreszeit, gegen Weihnachten, nach dem Tafelberg kommen. Da ist das tausendfach verworrene Schreien und Lärmen verdoppelt, das Gewirre und Gedränge geradezu beängstigend. Weiße, braune, schwarze Menschenkinder beiderlei Geschlechts in allen möglichen und unmöglichen Trachten und Frisuren gehen, laufen, reiten, fahren wild durcheinander, plaudern und schreien, jeder in seiner Sprache, und man sollte meinen, alle wären sichtlich bemüht, ihre Eigentümlichkeiten zur Geltung zu bringen. In jeder Stunde ändert sich das Bild; die Stadt wird zum bunten, kosmopolitischen Babel. Alle fünf Weltteile, alle Länder scheinen ihre Vertreter nach der Südspitze Afrikas gesandt zu haben. Die Hottentotten und Kaffern, denen wir auf Schritt und Tritt begegnen, werden uns noch später beschäftigen; hier sollen nur die Malayen vorgestellt werden, deren Heimat in Südafrika bloß Kapstadt und deren nächste Umgebung ist.

Die Malayen bilden ein Fünftel der Bevölkerung von Kapstadt und den angrenzenden Vororten; in der Stadt zählen sie 10000 Seelen. Den

andern Farbigen sind sie an Intelligenz und Wohlstand so weit überlegen, daß sie den Weißen in vielem nicht nachstehen. Bei Beginn der holländischen Regierung wurden sie als Sklaven von den malayischen Inseln hierhergebracht, und als die Sklaverei aufgehoben, gelüstete es sie nicht mehr nach dem alten Vaterlande, das sie gänzlich vergessen zu haben scheinen; sie blieben also hier, richteten sich häuslich ein und wurden treue Unterthanen der Krone Englands. Wenn man den alten Berichten über die Malayen Glauben schenken muß, stand diese heruntergekommene gelbe Menschenrasse auf einer niedrigen Stufe. Die Schönheit der jugendlichen Gestalten verblühte schnell infolge überanstrengender Arbeit, unregelmäßiger Lebensweise, übermäßigen Fastens und ausschweifender Schwelgereien, den Zügen der älteren Generation war der Stempel der Verkommenheit aufgedrückt. Heute, wo die Sklaverei abgeschafft ist und eine Vermischung mit andern Rassen stattgefunden hat, trifft diese Porträtmalerei nicht mehr zu und giebt es unter den erwachsenen Malayen recht schöne und edle Typen. Viel halten die Malayen auf ihr Äußeres. Wenn man sie sieht, gekleidet in rauschende blaue, gelbe oder weiße Seide, mit goldenen Ketten und goldenen Ohrgehängen reichlich geschmückt, so könnte man glauben, sie wären indische Fürstensöhne und -töchter. Die besser situierte Dame kleidet sich in die teuersten Stoffe, pflegt mit Sorgfalt das schöne Haar und könnte fürwahr Anspruch auf eine belle brunette machen, wenn sie nur nicht, wie es bei den meisten malayischen Frauen der Fall ist, unförmlich dick in der Taille wäre und beim Gehen so unästhetisch watschelte. Die ärmeren Klassen begnügen sich mit farbigem Kattun, was sich zu dem kaffeebraunen Gesichte und den schwarzen Augen gar nicht übel ausnimmt. Werfen sich die Malayen in ihren schimmernden Staat, so kennt man sie nicht wieder. Gestern lungerten die Frauen am Hafen, um die schmutzige Wäsche der Passagiere und Schiffsagenten zu erwischen, und wir beachteten sie kaum trotz der weißroten und blaugelben steifen Linnenröcke; der Herr Gemahl, der uns vom Kutscherbocke verbindlichst zugrinste, gefiel uns in seinen breiten Hosen und seinem kurzen Jackett, mit seiner turbanähnlichen Kopfbedeckung und dem spitzen Napoleonsbart nicht sonderlich; aber heute, da sie Fest- und Ruhetag haben — in der Woche sind es, nebenbei bemerkt, drei solcher gemütlichen Tage —, heute ist dem Luxus Thür und Thor geöffnet. Wie die Juden bei uns, so haben die Malayen ihre eigenen Sitten und Gebräuche beibehalten, haben ihre eigenen Handwerker, Schmiede, Köche, Kupferschmiede, Händler, Dienstboten, Kutscher, Wäscherinnen. Das Viertel, das sie bewohnen, gleicht nicht den andern Teilen der Stadt; sie haben alte, kleine, steinerne, weiß angestrichene Häuser mit flachem Dache und wohnen in kleinen Zimmern, in welche durch die lukenartigen Fenster nur spärliches Licht hineindringt und worin es vielfach recht schmutzig aussieht. Sie gehören alle dem Islam an und hängen zäh

an dem von ihren Vorfahren ererbten Glauben. Die reine Lehre Mohammeds hat allerdings nicht mehr Geltung unter ihnen, abergläubische Gebräuche haben sich eingeschmuggelt, und Weintrinken — es braucht kein Champagner zu sein — ist bei ihnen an der Tagesordnung. Dafür haben sie in andern Punkten, wo der Koran den sinnlichen Naturtrieben schmeichelt, die ursprüngliche Lehre hochgehalten; es besteht bei ihnen noch immer die Vielweiberei. Den Sultan von Konstantinopel feiern sie als Oberhaupt ihrer Religion und bestürmen ihn mit Bittschriften, wenn sie Geld für Moscheen benötigen oder mit der englischen Regierung in gewissen Angelegenheiten nicht harmonieren. Das hindert sie jedoch nicht, treu zu England zu halten und besonders der Königin Viktoria von Herzen ergeben zu sein. Sie sprechen meistens kapholländisch, aber auch englisch. Jene von ihnen, die nach Mekka gewandert sind, verstehen vielfach selbst das Arabische. In geschlossenen Zusammenkünften und bei großen Festlichkeiten üben ihre Priester durch Beschwörungen und Zauberkünste eine geradezu diabolische Macht auf die Gemüter aus, so daß der mohammedanische Fanatismus den jungen Generationen gleichsam in Fleisch und Blut übergeht und, menschlich gesprochen, es eine reine Unmöglichkeit ist, sie zum Christentum zu bekehren.

* * *

Wir hatten uns Kapstadt mit philosophischer Ruhe angesehen und in die Kreuz und Quer durchwandert; bald aber ward die Jugend unruhig und schrie nach einer Besteigung des Tafelberges und einem Ausflug in die reizende Umgebung der Stadt. Vorerst lautete die Parole: Hinauf zum Berge! An einem schönen Morgen in aller Frühe brachen wir auf; es waren unser fünfe, alle hoch zu Pferd. Ein Freund von Richard war Führer und trabte voran. Die Gefahr, irre zu gehen und in die grauenvollen Schluchten und Abhänge zu stürzen, war demnach beseitigt. Ohne Führer würde ich keinem raten, allein auf dem Berge herumzukraxeln, denn derselbe wird mitunter urplötzlich von so dichten Wolken eingehüllt, daß der überraschte Tourist Halt machen muß, will er sich nicht irgendwo verlieren und sein kostbares Leben aufs Spiel setzen. Dies Wolkenspiel wird von den Kapstädtern Tafeltuch genannt. Der Hottentotte, der früher am Fuße der steilen Felswand wohnte, hatte mehr Respekt vor der auf und ab flutenden weißen Masse: für ihn bedeutete sie das Stirnrunzeln des Gottes der Stürme. Es ist wirklich ein großartiges Schauspiel, wenn in klarer Luft oben an der scharf hervortretenden grauen Wand des Berges Nebelflocken, kleine Lämmerwolken sich bilden, hin und her tanzen, langsam zunehmen und schließlich mit riesiger Schnelligkeit wachsen. Plötzlich wird der auf der Höhe verdichtete Wasserdampf von einem über den Berg hinstreifenden Südostwind erfaßt und in die Tiefe getrieben, und es entspinnt sich in dem Wolkenmeer

ein ergrimmter Kampf, so daß die sonderlichsten Gebilde entstehen und wieder vergehen, und die lebhafte Phantasie bald eine vom Berge herabstürzende Schneelawine, bald einen wahren Niagarafall zu erblicken wähnt. Aber während unwillkürlich das Ohr sich spitzt, ob nicht ein Krachen, ein Dröhnen und ein brausender Donner dem Sturze folgt, kommt ein Windhauch von

Bild 6. Der Tafelberg von Süden.

unten, zerstiebt die ringenden Elemente und giebt dem Berge seine alte klassische Klarheit und Ruhe wieder.

Unser Ausflug gestaltete sich recht gemütlich. Bald zu Pferd bald zu Fuß wanderten wir durch die Schluchten an den Felswänden vorüber und ließen aus frischer Kehle freudige Lieder in die Höhe hinauf und in die Tiefe hinunter schallen. So ernst und aller Schönheit bar der Tafelberg von weitem erscheint, so schön und interessant wird er bei näherem Hinzutreten (Bild 6). Geschwätzige Bächlein murmeln den Abhang entlang, und

Blumenschmuck verschönert die Felswand. Als die ersten Ansiedler der Kapkolonie dem Tafelberg sich nahten, mußten sie gegen die blutlechzenden Bestien, die hier hausten, die Flinten stets in Bereitschaft halten. Van Riebeck ließ förmliche Jagden abhalten und bezahlte den Pelz eines Löwen mit 25, den einer Hyäne mit 16, den eines Leoparden mit 12 Schillings. Heute sind die wilden Gesellen von hier ganz verschwunden, und hätte nicht Freiligrath in seinem bekannten Gedichte „Löwenritt" des jähen Tafelberges bunt wechselnde Signale erwähnt, so würden wir deutsche Touristen gar nicht an den Wüstenkönig gedacht haben. Höchstens die Namen der beiden Nachbarn des Tafelberges hätten uns die Idee nahegelegt. Als wir endlich nach mehrstündigem Ritt und Marsche oben angelangt waren, machte uns ein unholder Bergkobold einen fatalen Strich durch die Rechnung — das Tafeltuch war ausgespannt und verdeckte Kapstadt. Wir warteten stoisch ab, bis es aufgerollt wurde. Ärgerlich war es doch, denn wir mußten uns mit dem Gedanken vertraut machen, vergebens Mühe und Zeit geopfert zu haben. Den Mut und Vertrauen einflößenden Worten des Führers schenkten wir bald keine Achtung mehr. „Ernst ist das Leben, heiter die Kunst", sagte Richard, indem er freundlich lächelnd auf uns Trotzköpfe blickte und zugleich mit dem Finger auf einen Zipfel des Wolkenmeeres hinzeigte, wo ein Kampf sich abzuspielen begann. Der Wirrwarr im Tafeltuche ward immer größer, und bald sahen wir, wie ein leiser Zephyr spielend die Lämmerwölkchen vor sich hertrieb. Alle schauten den Felsen hinunter. Und sieh! ehe wir's geahnt, ganz wie dem Heineschen Mond die Lotosblume, so hier die Stadt

. . . . entschleiert uns freundlich
Ihr frommes Blumengesicht.

Während alsdann die andern leuchtenden Auges und in weihevoller Stimmung Kapstadt, die großen Häuserquadrate, die Botanischen Gärten, das Parlamentsgebäude, das Kastell, die verschiedenen Kirchen betrachteten, alles und jedes mit Namen benannten und eine mehr oder minder interessante Schilderung daran knüpften, auch köstliche poetische Skizzen von der Stadt, dem Hafen und dem grauen Meere niederkritzelten, stahl ich mich seitwärts, um im Geiste in aller Ruhe und Gemütlichkeit einige hundert und tausend Jahre in die Vergangenheit zurückzuwandern. Ich dachte an den alten griechischen Geschichtschreiber Herodot, der erzählt, daß phönizische Seeleute vom Roten Meere aus die Ostküste Afrikas entlang fuhren, die Spitze Südafrikas umsegelten, dann weiter sich an der Westküste „hinaufschlichen" und schließlich durch die Herkulessäulen (Straße von Gibraltar) und das Mittelländische Meer in ihre Heimat zurückkamen; wie es heißt, war es eine ägyptische Flotte, die der Pharao Necho 600 Jahre v. Chr. mit den als Matrosen berühmten Phöniziern bemannt hatte. Ein gelehrter Bücherwurm hat sogar aus etlichen dunkeln Stellen die von der ganzen Welt an-

gestaunte Neuigkeit herausgelesen, daß eine andere ägyptische Flotte bereits im Jahre 1400 v. Chr. sich bis zur Südspitze Afrikas wagte. Leider habe ich die alten Pergamentrollen, die diese Mär erzählen, nie zu Gesicht bekommen und wenige treffliche Verteidigungsreden dafür gefunden. Und hat der alte Herodot obiges mit seinem eigenen Griffel der Nachwelt überliefert, dann brauche ich mich von Pietät gegen den Vater der Geschichtschreibung nicht so weit fortreißen zu lassen, daß ich alles auf Treu und Glauben hin annehme, selbst wenn der berühmte Geograph Karl Ritter für die phönizische Umseglung eine Lanze bricht. Die Phönizier waren allerdings kühne und geschickte Seeleute, sie drangen in ihren kleinen, gebrechlichen Segelschiffen bis nach Indien vor, aber die oben angeführte Reise ist zweifelsohne ein weit größeres und schwierigeres Unternehmen, zu dem drei Jahre kaum ausreichten. Sie sollen freilich von Zeit zu Zeit ausgestiegen und ans Land gegangen sein, um sich von neuem zu verproviantieren; sie sollen am Ufer gesät und bis zur Ernte gewartet haben, was bei dem günstigen afrikanischen Klima keinen allzu großen Zeitraum in Anspruch nahm; mit einer reichen Ernte beglückt, gingen sie dann wieder aufs Schiff und fuhren weiter. Ich weiß nicht recht, wie man mit solchen Erklärungen zufrieden sein kann; ich wenigstens erblicke, abgesehen von obigen Scheingründen, ganz andere Schwierigkeiten. Was für die Portugiesen als Entschuldigung angeführt worden ist, wird für die Phönizier zum Gegenbeweise. Nicht nur zur See erwuchsen ihnen die mannigfaltigsten Schwierigkeiten und Gefahren, auch zu Lande ward ihnen von seiten der wilden Horden, die aus natürlichem Mißtrauen jeden Fremden mit schelem Auge ansehen und als Feind betrachten, manches Hindernis bereitet. Bei genauer Abwägung aller Gründe für und gegen die bei Herodot erzählte phönizische Reise erscheint die Thatsache der Umschiffung des Kap, offen gestanden, sehr zweifelhaft. Hat sie aber stattgefunden, so ist diese erste Reise nicht sehr verlockend gewesen, denn nirgends mehr ist die Rede von einer ähnlichen Expedition. Daß die Araber bis Sofala vorgedrungen sind, wird niemand bestreiten.

So viel ist sicher: bis 1486 war Südafrika für Europa eine terra incognita, und nur wilde Hottentotten und umherschweifende Buschmänner schaukelten sich auf leichtem Kahne in der Tafelbai. Der Ort, wo Kapstadt heute liegt, war ein Sumpf, wo nicht einmal Hütten standen, sondern Seekühe im Morafte spielten. — Ich war vollständig in das graue Altertum vertieft und hörte nicht das Rufen der Miß Flynn, der Schwester meines Freundes, die in Kapstadt wohnt. Als sie schließlich auf mich zueilte und mich einen trockenen Philister schalt, schaute ich erstaunt auf und mußte dann, als ich ihre ärgerliche Miene sah, unwillkürlich laut auflachen, was freilich eines Gentleman nicht würdig war. Das mußte ihren Unwillen steigern, denn sie that hierauf den barbarischen Ausspruch: von diesem tarpejischen Felsen

müsse man alle wissenschaftlichen Köpfe hinunterstürzen, sie seien doch alle unverträglich und unerträglich. Ich war über sothane Drohung gerührt, nahm meinen Stock und Hut, ging mit ihr und gelobte Besserung. „Wo ist der Bruder?“ fragte ich sie, als wir umschauten und diesen nicht gewahrten. Mit schelmischem Lächeln sah ich, wie die Schwester beunruhigt wurde. Wir suchten nach allen Richtungen, fanden ihn aber erst nach längerem Suchen und Rufen an einem einsamen Plätzchen, ganz in geologische Studien vertieft. Ich beantragte sofort, die vorher gefallene Androhung kalten Herzens an diesem frostigen Philosophen auszuführen. Da gab es aber Lärm, und wie einstens der alte Römer Cato, so wiederholte die Miß, allerdings in ganz andern Tönen und mit anderem Ausdruck, ihr caeterum censeo. Großmütig ließ ich diesmal Gnade für Recht ergehen. Zur Erneuerung der alten Freundschaft setzten wir uns zusammen und brachten unsere Vorräte ans Tageslicht. Todmüde, aber zufrieden von all dem Gesehenen, kehrten wir abends in unser Heim zurück.

Folgenden Tages verspürten wir merklich, daß wir von der in der Stadt herrschenden Epidemie angesteckt waren. Auch uns hatte der Zug in die Weite ergriffen, der allen Kapstädtern eigen ist. Dem jugendfrischen Horaz, dem es im glänzenden Rom nicht behagte, geben sie recht und sagen und singen mit ihm:

Glückselig, wer, den Staatsgeschäften fern,
Gleichwie die Menschheit alter Zeit
Mit eignen Rindern sein ererbtes Gut bepflügt,
Von allen Wucherplagen frei.

So ganz jeglicher Sorge frei wünscht der Kapstädter indes nicht zu sein, er will sein Tusculum haben und dabei Handelsmann bleiben. Die zu Geschäften nötige Zeit verbringt er in der Stadt; ist aber die Uhr abgelaufen, dann entführt ihn der Tramway dem Staub und Geräusch der gepflasterten engen Straßen und versetzt ihn in eine Landidylle, wie man sich keine schönere denken kann. Zwei Tage nach unserem gemeinschaftlichen Ausflug auf den Tafelberg war die reiselustige Gesellschaft wieder auf den Beinen, um westlich, um Kapstadt biegend, am Meeresufer zu lustwandeln, am Kap der guten Hoffnung zu stehen und dann zurück von Osten her in die Stadt wieder einzuziehen. Nur wählte sie diesmal zweiräderige, offene Wagen.

Rasch bringt uns die Kutsche durch die Vororte Green Point und Sea Point hindurch, denn es drängt uns, nahe ans Meer zu kommen. Auf beiden Seiten des Weges liegen anmutige Villen, links erhebt sich der befestigte Löwenrumpf, der auch Signalhügel genannt wird, weil von oben aus die ankommenden Schiffe mittels Flaggenzeichen angekündigt werden. Das Klima ist hier schon ein völlig anderes, besseres als

in Kapstadt und in den östlichen Vororten. Der Regen, der von Südosten kommt, ist vielfach durch den Tafelberg und Löwenrumpf angehalten, das Wasser fließt wegen der schrägen Richtung schneller ab, der Südostwind dringt hier nicht hin, und man genießt überdies die Wärme der Nachmittagsonne und die würzige Luft vom Meere. In den Felsen, welcher Sea Point überragt, ist ein mächtiges Kreuz eingehauen, das nach der Überlieferung von den ersten Bewohnern des Kap, den Portugiesen, herstammen soll. Der senkrechte Einschnitt ist offenbar von der Natur selbst gemacht, die beiden Arme mögen schon von Menschenhand stammen. Ein breiter, gut unterhaltener Weg windet sich den Hügel hinan, und ganz überrascht sehen wir plötzlich das Meer zu unsern Füßen. Eine Stelle des Weges, dessen rechte Seite steil in das Meer herabfällt, erinnert mich lebhaft an die Corniche-Straße an der Riviera. Wir sehen von oben die zürnende Flut, gleichsam als wollte sie im Siegeslaufe alles überrumpeln, zertrümmern, vernichten; aber der Fels schüttelt das aufbrausende Kind von den Falten seines grauen Mantels ab und bleibt fest und unentwegt. Gott hat überall einen Grenzwall den erzürnten Wogen gesetzt. Prächtig ist der Anblick, wenn die Welle über die Felsklippen, die unten auf dem Grunde liegen, hinweghüpft und der schäumende Gischt sich im Kreise dreht, oder wenn sich die Wogen langsam heranwälzen und dann wieder zurückschlagen. Als ich dastand und dies Schauspiel beobachtete, klang es unaufhörlich aus Frauenmunde: Very fine, indeed! während Flynns derbe Stimme: Großartig, phänomenal schön! dazwischen brummte.

In kurzer Zeit gelangten wir an die Hout Bai, die einem See, einem schottischen „Loche" nicht unähnlich ist. An diesem trauten Ruheplätzchen, in dieser frischen Natur, die nichts weiß von Entweihung durch das fried- und freudlose Treiben der Geschäftswelt und in ihrer einfachen Schönheit tausendmal mehr Wert hat als der blendende Modeflitter der Großstädte, hätte ich gern länger weilen mögen. Es geht doch nichts über das ruhige Landleben und das stille Familienglück. Nicht daß ich als ein Rückständiger gelten will, der mit der Welt entzweit in schmollender Zurückgezogenheit daheim am Kamine sitzt, ganz in süßem Märchenschlummer befangen, das Talglicht höher schätzt als Gas und Elektrizität und den Gang des Ochsenpaares dem Fluge des Dampfrosses nicht nachstellt, der vor Wissenschaft und Fortschritt angstvolles Grauen empfindet und stetig jammert, daß die Welt aus ihren Fugen gehe; nein, diese Philisterseele bin ich nicht — aber die Hout Bai mit ihrem stillen Frieden gefiel mir außerordentlich gut.

Fast wäre trübe Melancholie in meinen Sinn eingezogen und hätte ich über den dunkeln tiefen See, in dessen Wassern so unendlich viel Sehnen und Weh verschlossen ist, eine mystische Betrachtung angestellt, als Richard mir „Träumer" zurief und dann als Cicerone in prosaischem Anfluge er-

klärte, daß die Holländisch-Ostindische Gesellschaft ehemals hier Anker geworfen und die Bai befestigt habe. Der Ort scheint auch von strategischer Bedeutung zu sein, wird aber zur Zeit nur von Fischern besucht. Im Thale, das sich hinter der Bai ausdehnt, liegen herrliche Obstgärten, welche die feinsten Früchte der ganzen Gegend liefern. Wir erklommen den Hügel Houts Bay Nek, von wo aus wir bei der Klarheit und Durchsichtigkeit der hiesigen Luft eine weite Aussicht fast bis nach Kapstadt und Muizenberg genossen. Besondere Aufmerksamkeit schenkten wir den Silberbäumen, die hier in großer Anzahl wachsen und deren Blätter, vom Windhauche berührt, in der Sonne glitzern und blinken und zu den dunkeln Fichten, Nußbäumen und Eichen, die ihnen benachbart sind, einen glänzenden Gegensatz bilden. Stamm, Ast, Zweig und Blatt, der ganze Baum hat einen silbernen Glanz und erweckt fast den Eindruck, als sei er aus edlem Metall von Künstlerhand geschaffen, gerade so, wie ihn die Großmogule in ihren Gärten hatten. Die sammetweichen Blätter werden gewöhnlich beim Jahreswechsel in Massen gesammelt und mit aufgedruckten oder fein gemalten Glückwünschen und Grüßen in alle Weltteile versandt.

Nach einer einstündigen Fußtour kamen wir nach Constantia, für das Ohr eines jeden Südafrikaners ein trauter Laut, weil dort der beste Wein der Kolonie wächst. Auf der Farm Groot Constantia, welche der Regierung angehört, zählt man allein 140 000 Rebstöcke. In dieser wie in der andern angrenzenden Farm High Constantia ist ein für die Weinkultur höchst geeigneter Boden, und sind die Klimaverhältnisse so günstig, daß man einen Wein von demselben köstlichen Aroma und Geschmack anderswo nicht haben kann. Auch in Europa hat der Constantia-Wein guten Klang. Ein schweres Unglück hat die Weinkultur Südafrikas getroffen, als 1886 die Phylloxera ihre Verheerungen begann. Auch die Farm Constantia sah sich stark mitgenommen und mußte sich dazu entschließen, amerikanische Reben kommen zu lassen und den Kapreben aufzupfropfen. Die ersten Weinreben, die am Kap im Jahre 1653 eingeführt wurden, stammen von den Ufern des Rheins. Ihnen folgten andere aus Deutschland und Frankreich, so daß die alte Chronik Südafrikas schon von einer großen Ernte im Jahre 1659 berichtet. Es ist demnach unrichtig, wenn man die Einführung des Weinbaues von der Ankunft der 1688 aus Frankreich kommenden Hugenotten datiert. Möglich, daß sich diese besser auf die Pflege der Reben verstanden als die Deutschen und Holländer, welche dort waren, daß sie Verbesserungen vornahmen, andere Sorten einführten und die Weinkultur emporbrachten, aber die ersten südafrikanischen Winzer waren sie nicht. Im Jahre 1710 konnte der Gouverneur der Kapkolonie dem Generalgouverneur der Niederlande mit freudigem Stolze berichten, daß die Zahl der Weinreben von einer halben Million im Jahre 1687 nunmehr auf 2 729 300 gestiegen und daß

bereits beträchtliche Ausfuhren nach Java und Europa im Gange seien. Die Holländisch-Ostindische Gesellschaft schloß einen Vertrag mit kapländischen Winzern ab, in dem sie sich ein sehr großes Quantum von Wein vorbehielt und den Rest andern Ländern überließ. Das wollen wir ihr aber gar nicht verargen. Richard, der uns obigen Vortrag über kapländische Rebenkultur hielt, gab uns noch schließlich eine richtige Idee von dem südafrikanischen Weinland, als er uns nachstehende Tabelle, welche berufene Autoritäten in diesem Fache aufgestellt haben, vorführte. Die von einem Hektar Oberfläche geernteten Trauben ergaben:

Ungarn (1861—1892) durchschnittlich . . .	24	Hektoliter Wein
Deutschland	24	„ „
Österreich (1874—1881)	$18^1/_2$	„ „
Schweiz	42	„ „
Frankreich (1873—1883)	$18^1/_4$	„ „
Italien	$14^1/_2$	„ „
Spanien	17	„ „
Griechenland	$17^3/_4$	„ „
Algerien	$25^1/_2$	„ „
Vereinigte Staaten	$14^1/_2$	„ „
Australien	$14^1/_2$	„ „
Kapkolonie { Küstendistrikte	$86^1/_2$	„ „
Kapkolonie { Binnenlanddistrikte 178 u. sogar	287	„ „

Überzeugt, daß Probieren allweg besser als Studieren ist, suchten wir uns ein gemütliches Plätzchen im Schatten eines Baumes und öffneten den Proviantsack, um zu sehen, was darin verborgen. War es doch, wie Tacitus sagt, eine Eigentümlichkeit der alten Deutschen, daß sie ernste Beratungen gepflogen bei festlichen Gelagen, damit dabei eine größere Begeisterung herrsche. Von Essen und Trinken geziemt es sich nicht zu sprechen, ich will deshalb gleich wieder auf das wissenschaftliche Gebiet zurückkommen. Während wir alle Kapwein tranken, hielt Freund Flynn fest an Madeira und sprach verächtlich von Constantia. Dies brachte ihm von seiten Richards den Namen Sheridan ein, wobei es jenen sichtlich erfreute, daß ein Deutscher in der englischen Geschichte so bewandert wäre. Auf meine wiederholte Anfrage, was dieser Name denn eigentlich zu bedeuten habe, erhielt ich folgende Aufklärung. Die englischen Minister und Würdenträger stehen im Rufe, gern Wein zu trinken und eine gewisse Vorliebe für den Constantia-Wein zu haben, der zu seiner Güte noch die andere Eigenschaft besitzt, recht teuer zu sein. Eines Tages war der bekannte englische Dichter und Redner Sheridan beim Lordkanzler Thurlow zu Tisch geladen. Unter andern Weinen kredenzte der Diener in feinen Spitzgläschen Constantia-Wein. Sheridan mundete dieser ausgezeichnet, und es hätte ja gar kein Grund

vorgelegen, sich des Vergnügens zu berauben, diesem Labsal noch weiter zuzusprechen, wenn der Gastgeber damit einverstanden gewesen wäre. Dieser Wein war aber ein teures Tröpfchen und nur in wenigen Flaschen vorhanden. Sheridan entging die nur mühsam unterdrückte und verdrießliche Gemütsbewegung des Lordkanzlers nicht, und halb mutwillig halb ärgerlich stieß er seinen Tischnachbar an und flüsterte ihm ziemlich laut ins Ohr: Pass up that decanter, for since we cannot double the Cape, I must return to Madeira. „Gieb her den Krug, denn da wir nicht um das Kap herumkommen, müssen wir nach Madeira zurück."

Von Constantia fuhren wir weiter nach Muizenberg, das an der Falschen Bai gelegen und ein beliebtes Sommerbad ist, zugleich aber auch ein Ort, umwoben von geschichtlichen Erinnerungen. Als nämlich 1795 die Engländer das Kap erobern wollten, befestigte der holländische Gouverneur die Stadt Muizenberg. Die Lage der Stadt gleicht ganz den Thermopylen. Wie dort, so hätte es auch hier nur einer kleinen Zahl geübter und entschlossener Schützen bedurft, den in der Falschen Bai landenden feindlichen Truppen den Weg nach Kapstadt zu versperren. Die holländischen Milizen pflanzten hier ihre Kanonen auf und erwarteten den Feind, der jedoch sich nicht zu überstürzen schien, sondern sich damit begnügte, alle holländischen Schiffe in der Falschen Bai zu beschlagnahmen und Simonstown zu besetzen. Während der scheinbaren zweimonatlichen Unthätigkeit arbeiteten die Engländer im geheimen und gewannen durch Geld und Versprechungen den Übertritt der holländischen Soldtruppen. Als die Engländer ganz unerwartet die treu gebliebenen Milizen in Muizenberg am 7. August überrumpelten, waren diese vor Schrecken derart betäubt, daß sie an ernsten Widerstand nicht dachten und sich schleunigst nach Kapstadt zurückzogen. Mit dieser Niederlage war die englische Eroberung des Kap besiegelt.

Die Falsche Bai wird von Schiffen nicht viel besucht, weil die Südostwinde mit aller Gewalt sich hier fangen. Einen Begriff von der Heftigkeit dieser Winde, die durchschnittlich jedes Jahr vier Monate lang am Kap wehen, giebt die Thatsache, daß in den Straßen Kapstadts, welches durch den Tafelberg schon viel geschützt ist, mitunter kleine Steinchen aufgewirbelt und die Menschen am Gehen gehindert werden. Nur die Bucht von Simonstown, die südlich von Muizenberg gelegen ist, bietet selbst bei schlechtem Wetter den Schiffen sichern Schutz. Die Regierung beabsichtigt hier ein großes Trockendock anzulegen, wo sogar die Kriegsflotte einlaufen könne.

Abgesehen von den vier Monaten Wind ist das Klima während des Sommers ausgezeichnet, und fehlt es nicht an Badegästen und Kranken, die hier Heilung suchen. Es ist ein außerordentlicher Unterschied der Jahrestemperatur zwischen den Wassern in der Tafelbai und denen in der Falschen Bai; dieselbe ist im Hafen von Simonstown um zwei Grad höher als im

Hafen von Kapstadt, weil jenen schon die warmen Fluten des Mozambique-Stromes berühren. Hier ist die Grenzlinie zwischen dem kälteren Atlantischen und dem wärmeren Indischen Ozean. In Simonstown befindet sich ein großes Kolleg, welches 400 Schüler zählt und in ganz Südafrika geschätzt ist. In der Stadt giebt es eine katholische, eine holländische und eine wesleyanische Kirche. — Wir übernachteten in Simonstown und verschoben die Abreise nach dem Kap der guten Hoffnung auf den andern Morgen.

Zuerst gab es noch eine kleine Diskussion, wie wir die erste und auf ewig denkwürdige Reise zum Kap der guten Hoffnung machen wollten. Die einen — besser die eine — wollte zu Wagen, der andere zu Fuß und ein dritter zu Pferd. Da die Fahrt zu Wagen nach dem Kap sehr teuer ist, blieben nur zwei Möglichkeiten übrig. Richard schlug vor, die Tour zu Fuß zu machen; er habe überdies ein furchtbares Reißen im rechten Bein, so daß an einen ruhigen Trab auch auf dem gutmütigsten Tiere nicht zu denken sei. Ich natürlich hatte wieder Percys Worte im Munde: „Komm, willst du mich reiten sehen?" Mit der Antwort zögerte nur noch Flynn. Aufrichtiger als Richard, bekannte er schließlich, daß er dem Pferde nicht hold sei; aus geschwisterlichem Widerspruch wolle er aber keinen Wagen und zu Fuß könne er unmöglich die Strecke zurücklegen. Es war der reinste polnische Reichstag. Um den armen dicken Flynn nicht zu lange unschlüssig in der Luft schweben zu lassen, entschlossen wir uns doch schließlich, einen Phaethon für drei Personen zu bestellen und einen guten Renner für mich.

Die Strecke von Simonstown nach dem äußersten Ende des Kapzipfels kann auf Romantik auch nicht den leisesten Anspruch erheben; wir sahen ringsum nur Sand und Fels und glaubten uns in eine schaurig öde Wüste versetzt. Die Augenweide würde auch den phantasiereichsten Dichterjüngling nicht zu einer Vierzeile begeistern können, und ich meine, hätte Jupiter Pluvius uns an diesem Tage Grimassen geschnitten, so wäre uns für das ganze Leben ein abschreckendes Andenken geblieben. Sogar mein Pferd, das anfangs stolz und feurig dreinschaute und allerlei Kapriolen machte, ließ bald trübsinnig den Kopf hängen und humpelte dahin, wie weiland die Mähre des Schwaben im Heiligen Lande. Nach drei Stunden gelangten wir müd und schlaff an unser Ziel.

Auch das Bild, das die Südspitze uns darbot, war kein entzückendes Panorama; den poetischen Reiz, welchen die früheren Schilderungen auf mich ausübten, vermißte ich gründlich. Überall nur Greuel der Verwüstung. Die brandenden Wogen haben an den Felsen genagt und gigantische Trümmer aufgerichtet, damit der Mensch schaue, wie groß ihre Macht und raubgierig ihr entfesselter Zorn. Zahllose Möwen umkreisen in hohem Fluge die steilen, zerklüfteten Spitzen oder wiegen sich auf dem weißen Gischt der Wogen keck und leicht. Auf einer 840 engl. Fuß hohen Klippe erhebt sich ein Leucht-

turm, um ihn ragen ungeheure Felsklötze aus dem Meere auf, darunter auch der Pfeiler, der den Namen Vasco da Gamas trägt. So sympathisch mir dieser Name ist, hätte ich doch gern gesehen, wenn die dankbare Nachwelt auch dem ersten Europäer, der hier vorüberkam, dem guten alten Bartholomäus Diaz, ein würdiges Denkmal gesetzt hätte.

Bartolomeo Diaz wurde 1486 von Johannes II. mit zwei Schiffen, ein jedes von 50 Tonnen und einem kleineren, das die Lebensmittel trug, nach dem unbekannten, an Gold und Diamanten reichen Lande ausgesandt. In Angra Pequeña errichtete er ein Marmorkreuz und wurde auf seiner Weiterreise an der Mündung des Oranjeflusses von heftigen Südostwinden aus seiner Bahn geworfen und nach Süden getrieben. Er steuerte weiter nach Osten, fand kein Land, fuhr nördlich, erreichte die Algoa-Bai und warf Anker an dem Orte, wo heute die Stadt Port Elisabeth sich erhebt. Er hatte das Kap umsegelt, ohne es zu wissen. Auf seiner Rückreise bekam er dasselbe zu Gesicht und nannte es zur Erinnerung an den hier ausgestandenen Schrecken Cabo tormentoso — das Kap der Winde.

Camoens hat über das Sturmkap den mythologischen Schleier geworfen. Der gewaltige Riese Adamastor erzählt dem vorübergehenden Gama, wie er einstens sich in die berückend schöne Thetis verliebt habe. Als aber die hochmütige Kokette ihn wegen seiner abstoßenden Gestalt verschmähte, erstarrte er vor lauter Gram zum Felsungetüm.

Zu harter Erd' erstarrt die Fleischeshülle,
Der Knochenbau versteint sich graß und kalt,
Indes sich weit hinein ins Flutgebrülle
Ausreckt und streckt die riesige Gestalt;
Kurz, meinen Leib in seiner Läng' und Fülle
Macht zum entlegnen Kap die Allgewalt
Der Götter, und zu größ'rem Gram und Harme
Legt Thetis um mich stets die feuchten Arme.
(Übers. v. P. A. Baumgartner S. J.)

Warum hat Adamastor nicht Diaz seine rührende Liebesgeschichte erzählt? Ich konnte hierauf keine erfreuliche Antwort geben. Dem einen lacht heiteres Erdenglück, ihn bekränzt das Schicksal mit Ruhmeslorbeeren, während der andere, ebenso verdienstvoll und der Ehre wert, leer ausgeht und mit seinem Los sich bescheiden muß, will er zufrieden sein. Wie im alten Rom tüchtigen Feldherren und Männern von Talent und Charakter das ihnen gebührende Lob von den minderwertigen Nebenbuhlern nicht gegönnt wurde, weil diese im Wahne befangen, jede Auszeichnung könnte ein Giftkorn böser Thaten sein, so war auch dem Portugiesen Diaz die Ehre versagt, die zweite Flotte auf dem von ihm entdeckten Wege nach Ostindien zu führen. Festgehalten in untergeordneter Stellung, mußte der tapfere Held es fühlen, wie überflüssig er geworden.

Ungeachtet des Dichters Mahnung: „Der Mensch versuche die Götter nicht", stellte ich dem Ungeheuer eine Bitte und eine Frage: nicht die Bitte, mir eingehender seine Liebeshändel zu erzählen, sondern die entsetzlich prosaische Frage, wie die riesige schöpferische Kraft im Anfang der Zeiten Südafrika aufgebaut hat und wie das Land physisch und geologisch beschaffen ist.

Das Innere Südafrikas ist ein Hochland, zu dem man auf drei verschiedenen übereinanderliegenden Terrassen emporsteigt, die unwillkürlich an die Umfassungsringe eines Amphitheaters erinnern, wozu dann das Meer als Arena betrachtet werden müßte. Diese steilen Mauern, die fast unvermittelt aus der Erde hervorspringen, heißen „Ränder", und dies ist die richtige Bezeichnung. Nur wenige Pässe führen durch diese Felsenwand zu den drei Hochplateaus, die sich oben an der Spitze der Ränder ausdehnen. Die erste Stufe im Kaplande nimmt den 34. Grad südl. Br. ein, erstreckt sich von der Falschen Bai bis zur St. Francis Bai und ist von den Langen-, Outeniqua- und Langkloofbergen gebildet, die eine Durchschnittshöhe von 1000—1300 m erreichen. Diese Berge sind schroff und zackig und von tiefen Schluchten zerrissen, durch die sich Flüsse und Bäche einen Weg zum Meere gebahnt haben. Die Scenerien der ersten Stufe sind unvergleichbar romantischer und anziehender als die Landschaftsbilder des Innern. Am Fuße der Berge, in den „Kloofs" (Schluchten) dehnen sich kleine Waldungen und größere Baumgruppen aus, wo vielfach Villen und reiche Gehöfte freundlich hervorschimmern. Im Glanze der Mittagssonne erscheinen die Abhänge und Felswände matt und grau und nackt, beim Sonnenauf- und -niedergang aber bietet sich dem Auge ein herrliches Farbenspiel.

Die Witteberge, Kleeneberge, Groote Zwarteberge, Baviaanskloof, Konga und Winterhoek, die durchschnittlich 1200—1500 m über den Meeresspiegel sich erheben, sind der zweite „Rand", von dem sich das zweite Hochland, die „Große Karru", in der Breite eines Grades ausdehnt. Das Wort „Karru" (auch Karroo geschrieben) ist der Sprache der Hottentotten entnommen und bedeutet soviel als harten, trockenen Boden. In der That ist sie ein rotes oder graurotes, sandiges Erdreich, das unter der glühenden Sonnenhitze aufgesprungen ist und nur spärlichen Graswuchs und noch spärlicheres Laubholz aufweist. Die mittlere Höhe im Westen beträgt 1200 m, neigt sich aber nach Osten hin, wo sie nur mehr 850 m hat. Die Büsche, die man in der Karru allerorts erblickt, sind klein und verkrüppelt, stehen vereinzelt und erscheinen auf dem roten Boden wie das struppige, wollige Haar auf dem Hottentottenkopf. Gleichwie über das erste Hochland, so sind über die Karru kleinere Hügel zerstreut, welche die Form einer Kuppe oder eines Kegels haben und deshalb im Lande Kopje, d. h. Köpfchen, genannt werden. So sehr diese Kegel durch ihre Gestalt an den Tafelberg erinnern, hat doch das geflügelte Wort: „Es giebt nur einen Tafelberg", bis heute standgehalten.

Der dritte Steilrand in der Kapkolonie hat eine geringere Erhebung als die beiden ersten Stufen; er ist gebildet von den Roggeveld-, Nieuweveld-, Winter-, Koudveld- und Kompaßbergen. Letzterer Gebirgsstock hat die höchste Spitze in der Kapkolonie, nämlich 2738 m, und ist der Ursprung der Storm- und Drakenberge, die nach nordöstlicher Richtung sich hinziehen, sowie einer andern Gebirgskette, die nach Südosten bis zur Mündung des Keiflusses ausläuft.

Der Wanderer, der von Süden kommt, muß stetig steigen und klettern und drei Terrassen erklimmen, bevor er das innere Hochland erreicht; dieselbe Naturerscheinung wird ihm aber auch an der West- und Ostküste Südafrikas entgegentreten. Im Westen der Kapkolonie erreichen die drei „Ränder" ihre höchste Spitze in dem Sneeuw-Kop, „Schneespitze", der 1831 m hoch ist; auf der dritten Stufe beginnt die große Ebene Nieuweveld, die zum Oranjefluß abfällt. In der deutschen Kolonie folgen auf der 50 km breiten Küstenterrasse die zweite Stufe mit 600—700 m Erhebung und endlich die dritte mit 1100—1200 m. Bei Schilderung der Kolonie Natal, die ein besonderes Kapitel dieses Buches umfaßt, werden wir gleichfalls die Wahrnehmung machen, wie das Land in Stufen zu den Drakenbergen aufsteigt. Nachdem wir so in kurzen Strichen die jetzige physische Gestaltung der Südspitze des dunkeln Erdteils gezeichnet haben, müssen wir auch den Versuch anstellen, die Geologie des Landes näher kennen zu lernen.

Die Geologen vergleichen Südafrika mit einer großen Hohlmuschel, deren Ränder an der Meeresküste und im Norden und Westen des Oranje-Freistaates aus archäischem und paläozoischem Grundgebirge gebildet sind, deren Inneres jedoch aus der sogen. Karru-Formation besteht, die um so jüngere Lagerungen aufweist, je mehr man dem Zentrum der Muschel sich nähert. Während in nicht allzusehr in grauer Vergangenheit zurückliegenden Perioden die sekundären und tertiären Meere über das europäische und asiatische Festland in wildem Spiel hin und her wogten und an der Bildung der Berge und Gebirge, wie der Pyrenäen, Alpen, Apenninen, Karpathen u. a., arbeiteten, tauchte das südliche Afrika schon gegen Ende des primären Zeitalters aus den Wassern empor, um nie mehr darunter zu verschwinden. Unmittelbar nach der Steinkohlenperiode bildete sich ein großes, weit ausgedehntes Festland, das sich von der jetzigen Ostküste Südafrikas bis nach Madagaskar, Indien und höchst wahrscheinlich bis Südaustralien erstreckte. Die geologische Verwandtschaft des Bodens Australiens, Indiens und Südafrikas scheint wenigstens dafür zu sprechen. Infolge größerer Erdsenkungen wurde Afrika von Australien dann von Indien und zuletzt von der Insel Madagaskar durch den Ozean getrennt. Im Innern des südafrikanischen Festlandes bildeten sich allmählich über dem granitischen Grundgebirge die jüngeren Sedimentschichten, die bis zum Beginn der sekundären Periode

reichen. Beträchtliche Zeit war Südafrika nun noch Gegenstand der langen erosiven Thätigkeit der meteorologischen Einflüsse, welchen unser Erdball überhaupt ständig unterworfen bleibt. Diese Arbeit bewirkte teils die Abrundung und Aufhebung der Bergspitzen, teils das Ebnen und Plätten des Hochlandes.

Livingstone sagt an irgend einer Stelle seiner Schilderungen Südafrikas: „Das Knochengerüst des Granit ist versteckt, tritt aber hie und da unter der Haut hervor." So drastisch der Vergleich, so richtig ist er. In der That erkennt der Geologe die älteren Lager der Primärperiode im Westen der Kapkolonie, im Bokkeveld und im Namaqualand, findet sie in noch größerer Ausdehnung an der Südspitze, wo er sie ununterbrochen von Kapstadt bis zur Algoa-Bai verfolgt, dann aber am Großen Fischflusse verliert. Auf der ganzen Strecke zwischen diesem Flusse und dem St. Johns River verschwindet das granitische Gebirge im Meere und sind nur die Karru-Schichten sichtbar. Diese Lücke in der Fortsetzung des alten Grundgesteins ist ein starker Beweis der schon angegebenen Hypothese, daß in alten Zeiten Südafrika eine größere Ausdehnung nach Osten hin hatte und aller Wahrscheinlichkeit nach mit Indien und Australien zusammenhing. Erst in Natal tritt das Urlager wieder hervor, von wo aus es sich in nordwestlicher Richtung durch Transvaal, die Kalahariwüste bis zum Namaqualande erstreckt.

Über das archäische Grundgebirge haben sich die Karru-Formationen gelagert, die meistenteils aus Sandstein, Schiefer und Kalkstein bestehen. Da in den oberen Schichten keine Spur von Meerestieren, dagegen ausnahmsweise Fossilien von Landtieren vorkommen, ist man, wie bereits weiter oben gesagt, zu dem Schlusse gekommen, daß diese Schichten nicht vom Meere bedeckt wurden und demnach in das Ende der paläozoischen und den Anfang der mesozoischen Zeitperiode gestellt werden müssen.

Die große Senkung des südafrikanischen Festlandes fand zur Zeit der Steinkohlenformation statt, weshalb die alten Schichten, wie die devonische, silurische und archäische Form, verschiedenartig gekrümmt und dislociert sind. Diese schiefen, oft sogar senkrechten Schichten bilden die Grundlage, auf welcher später die Karru-Schichten sich niederlagerten, welche ihrerseits, weil keiner weiteren größeren Bodenbewegung mehr unterworfen, ungefähr horizontal blieben. Diese horizontalen Schichten sind einige tausend Fuß dick und erstrecken sich vom Kap der guten Hoffnung bis nach Kimberley und Johannesburg. Sie enthalten die Steinkohlen- und Diamantenlager, während in den schrägen Lagerungen, d. h. in den älteren Schichten, die goldhaltigen Adern des „Witwatersrand" und die andern südafrikanischen Goldminen gefunden werden. Das granitische Grundgebirge und seine nächsten Formen sind allerorts und nach allen Richtungen hin von weißen Quarzadern durchflossen, die mehrfach goldhaltig sind, deren Ausbeutung aber wegen des geringen Gewinnes sich nicht lohnt.

Durch die genaue Vergleichung der in den Karru-Schichten aufgefundenen Fossilien ist man zu der Erkenntnis gekommen, daß es drei verschiedene, mehreren Perioden angehörende Schichten sind.

Die untere Schichte ist das Boulderbed oder das Dwyka-Konglomerat. Letztere Bezeichnung mag sie wohl daher bekommen haben, daß sie bei einem Flusse dieses Namens entdeckt wurde. Das Konglomerat ist ein kiesartiges Felsgestein, schwärzlich, rötlich und Stücke von älterem Gestein enthaltend, wie Granit, Gneis, Quarz, Jaspis, Porphyr ꝛc. Die Form der einzelnen Teilchen wechselt von der Größe eines Stecknadelknopfes bis zu der eines Kindskopfes. Nach einigen Geologen wäre das Dwyka-Konglomerat eine vulkanische Asche, die sich im Wasser mit dem andern Gestein verbunden hätte. Mehrere Pflanzenarten wurden in dieser Schichte vorgefunden, die ziemlich deutlich anzeigen, daß der Ursprung der Schichte in das Zeitalter der oberen Steinkohlen- und der unteren permischen Formation zurückversetzt werden muß. Das Boulderbed bildet fast die ganze Oberfläche der Hochebene von 650—1300 m Höhe, sowie auch die Basis der Karru-Berge. Ferner gehört die aus Sandstein, buntscheckiger Thonerde, schwarzem und braunem Schiefer mit häufiger Beimischung von Diabas und Melaphyr gebildete Kimberley-Formation zu dieser unteren Schichte. Die mittlere Karru-Schichte oder das Beaufort-Bed besteht aus Quarzsandstein mit braunem Schiefer. Zu ihm gehört die Kette der Drakenberge. Die Steinkohlenflötze in der Umgegend von Johannesburg sowie zahlreiche Fossilien von Reptilien aus der Triasformation sind in dieser Lagerung enthalten. Die obere Karru-Schichte ist von weißem und gelblichem Sandstein und rötlichem Schiefer mit häufigen Steinkohleneinschaltungen an der Basis. Unter den in der Schichte aufgefundenen Petrefakten erkannte man Säugetiere, Reptilien, Fische und Pflanzen, die der oberen Triasperiode angehören.

So unvollkommen durchforscht Südafrika auch bis jetzt geblieben, scheint es doch äußerst reich an Mineralien zu sein. Die Kupferminen von Namaqualand, die 1852 gefunden wurden, haben einen ziemlich hohen Gewinn abgeworfen, die im Jahre 1867 entdeckten Diamantminen die Zukunft Südafrikas gesichert, und die Goldfelder Transvaals die Augen aller Welt auf eines der reichsten Länder der Erde hingezogen und ihm zu ungeahntem Aufschwunge verholfen. Silber, Blei, Kohlen und viele andere Mineralien sind in der letzten Zeit mit gutem Erfolge ausgebeutet worden, und es klingt gar nicht unwahrscheinlich, wenn die Geologen uns versichern, daß Südafrika ein unerschöpfliches Mineralienkabinett sei, dessen Wert kaum überschätzt werden könne.

Lange haben wir uns unten am Kap aufgehalten, lange geträumt von vergangener Zeit, dazwischen allerhand „geistreiche“ Bemerkungen über die Sorgen und die Not der Gegenwart gemacht und manch schönes Hoffnungsbild hervorgezaubert von unserer weiteren Fahrt durch Südafrika. Aber ewig konnten

wir hier nicht bleiben. Auf der Rückreise nach Kapstadt berührten wir das liebliche Wynberg, das noch als Vorort der Hauptstadt gilt. Die ersten Ansiedler hatten sich dieses Plätzchen ausgesucht, Bäume und Alleen angebaut und aus den Weideplätzen Äcker für Landbau und Reben geschaffen. Gegen die Südostwinde geschützt und von einem stets milden Klima begünstigt, hat das kleine Städtchen sich gut entwickelt und ein immer schöneres Gewand angelegt. Es zählt 5000 Seelen. Seine schmucken Häuser und vornehmen Villen und die prächtigen Alleen von mehrhundertjährigen Eichen machen Wynberg zu einem sehr beliebten Aufenthaltsort der Kapstädter. Die Wynberger Eichen sind im ganzen Lande bekannt. Von den ersten niederdeutschen Ansiedlern war die Eiche gepflanzt als der edelste Baum und als eine Erinnerung an die alte Heimat. Sie hat feste Wurzeln gefaßt, ist kräftig, wetterstark und groß geworden, gerade wie die Handvoll Niederdeutscher in diesem Lande zu einem mächtigen Volke herangewachsen ist. Diesem Volke aber ist die Eiche, unter deren Schatten viele Generationen sich so gern zusammenfanden, zugleich eine Mahnung geworden, sich durch den extravaganten Luxus, den glänzenden Reichtum und die verfeinerte Genußsucht der Söhne Albions nicht irre machen zu lassen, sondern treu festzuhalten an den alten, angestammten niederländischen Sitten. Aus Wynberg tretend, gelangen wir in dicht angrenzende kleinere Ortschaften: Kenilworth, Claremont, Newlands und Rondebosch. Letzteres Städtchen mit 3400 Seelen konkurriert, was Schönheit anbelangt, mit Wynberg und ist stolz darauf, die feinsten Villen und Häuser der Kapkolonie aufzuweisen. Hier liegt auch die hübsche idyllische Residenz des Herrn Cecil Rhodes. Das Haus, aus alter Zeit stammend — schon van Riebeek erwähnt es in seinem Tagebuche —, erinnert an die beste Epoche der holländischen Architektur, deren Eigentümlichkeiten hier mit lobenswertem Kunstsinn erhalten worden sind. Nachdem wir so nacheinander diese kleineren Orte durchstreift hatten, kamen wir über Maitland und Woodstock nach Kapstadt zurück.

Noch am selben Abend begaben wir uns zum Hansahotel, wohin uns einige Freunde Richards geladen. Ich war gespannt auf diese Zusammenkunft, zumal ich gehört hatte, daß über 700 Deutsche in Kapstadt zu finden seien, und nicht nur arme deutsche Schlucker, sondern tüchtige deutsche Männer, die in der englischen Regierungsstadt volle Achtung genießen. Kaum hatten wir die Schwelle des hell erleuchteten Hotels überschritten, als uns schon deutsche Laute entgegenschwirrten. War das ein Jubel für mich! „Deutsche Worte hör' ich wieder, seid gegrüßt mit Herz und Mund!" Im Herzen wallte es von edlen patriotischen Regungen. Und nun noch der echt deutsche, brüderliche Empfang! Nicht überzart, aber herzlich — „deutsche Leute, so waren, so sind sie heute", wie Weber sagt. Im Saale heimelte es mich sofort an: an der Wand das Bild des deutschen Kaisers, auf dem Tische bayrisch Bier,

auf allen Gesichtern deutsche Gemütlichkeit, in allen Herzen ungekünstelte Freude. Lange blieben wir sitzen im trauten, fröhlichen Kreise, doch nicht allzulange, denn am andern Morgen hatten wir vor, eine Tour nach Stellenbosch zu machen, wo uns ein Kapbur erwartete. Ich muß gleich sagen, daß ich mich ordentlich freute, den Kapburen einmal näher kennen zu lernen.

Ernüchternd wirkte die Eisenbahnfahrt nach Stellenbosch; es war der gemeinste europäische Bummelzug. Die Gegend hinter den hügeligen Ausläufern des Teufelspik ist eine große, dürre, nur mit spärlichem Grün bewachsene Fläche, die man Kapflatte nennt. Der Südostwind muß hier sein tolles Spiel treiben, wie ich es an den kleinen Sandhügeln sah, die er zu seiner Kurzweil aufbaut und wieder auseinanderweht. Hie und da steht ein schmuckes Häuschen inmitten eines angebauten Erdenfleckchens, und daran grenzt gewöhnlich ein kleiner Obstgarten. Der Gesamteindruck ist ein wehmütiger. Ich schaute nach den Hottentotten-Holland-Bergen aus, sah aber rein nichts davon, da Nebel, Sonne und Wind gegenseitig um die Herrschaft der Felsenwände stritten. Erst als wir in das Thal von Stellenbosch kamen, ging mir das Herz auf: reiche Wälder dehnen sich hier aus, Weinberge zeigen sich stolz und selbstbewußt, und große Bauernhöfe zeugen von Reichtum. Stellenbosch, ein Städtchen von 5500 Einwohnern, ist nebst Kapstadt die älteste Niederlassung der Europäer in Südafrika; es soll im Jahre 1681 vom Gouverneur van der Stel angelegt worden sein. Lange Jahre hindurch galt es als das Ultima Thule der Zivilisation, was dahinter lag, war die Wildnis und Barbarei der Hottentotten und Buschmänner, ein undurchforschtes Land. Das Städtchen ist von einer Hügelkette eingeschlossen, und fast möchte ich hinzusetzen, abgeschlossen von aller Außenwelt, so ruhig liegt es da, gleichgültig gegen das tolle Jagen und Rennen der Großstadt, unberührt von jeder fieberhaften Sucht nach Geld und Gewinn, nach Genuß und Wohlsein. Modern ist es nicht, ebensowenig wie die 200jährigen Eichen, die den Weg entlang, zwischen den Wohnungen stehen, oder wie die alten, aus der ersten Zeit der Niederlassung stammenden Häuser, die mit ihrer Giebelfront, ihren moosbewachsenen Strohdächern, den kleinen Fensterscheiben und der vor der Front hinziehenden meterhohen Terrasse, den Stempel des ehrwürdigen Altertums beibehalten haben. Seit einigen Jahren ist der stille Ort ein Mittelpunkt der Erziehung und Wissenschaft geworden; seine Kollegien, protestantisch-theologische, landwirtschaftliche und Kunst-Schulen, ziehen Studierende aus ganz Südafrika herbei. Da das milde Klima sich zu dem landschaftlichen Reize gesellt, ist diese Anziehungskraft nur um so stärker. Im Sommer spenden die dichten Laubkronen der hohen Eichen kühlenden Schatten, der Hügelgürtel schützt vor den Südostwinden, die nahen „Alpen" laden zu den angenehmsten Ausflügen ein.

Wo blieb aber unser Freund Jan, der uns doch an der Bahn abholen wollte? Er hatte sich verspätet, wie das gewöhnlich geschieht, wenn es einen hohen Besuch giebt. Richard machte mit der Schilderung des Heims eines echten Afrikanders mir den Mund wässerig. Anfangs glaubte ich, sein Haus und Hof sei nicht besser als eine Zigeunerbude oder ein elender Hottentottenkraal, weil ich glaubte, der Ausdruck „Afrikander" bezeichne etwas Wildes. In der That gaben die ersten Ansiedler den Hottentotten und Buschmännern diese Bezeichnung, später nannten sich die holländischen und niederdeutschen Ansiedler selbst so, und heute gilt als Afrikander jeder Bürger Südafrikas, sei er Engländer, Holländer, Schwede oder Russe, wenn Südafrika sein Vaterland, seine Heimat ist. Die Kapburen — Bur oder Boer, wie man will — sind die Abkommen der ersten Ansiedler. Aber bei dieser Schilderung wurde der Geschichtsunterricht unterbrochen. In schnellem Galopp sahen wir den Freund mit seinem Wagen uns entgegenkommen, und auf 20 m Entfernung begrüßte uns schon sein freudig strahlendes Vollmondsgesicht. Der Empfang war gerade nicht nach dem Komplimentierbuch. Der Alte blieb oben auf dem Wagen sitzen und ließ uns hinaufsteigen. Dag, Ohm, sagte ich, ihm die Hand reichend, die er fest schüttelte. Richard machte ihm unterdessen klar, daß der feine Herr, nämlich ich, aus Deutschland käme und sein eigener Bruder wäre. Kaum saßen wir auf unserem Platze, als die Maultiere auf einen ganz sonderbar klingenden und von mir bisher nie gehörten Laut aus des Herrn Munde Kehrt machten und in der Richtung zurücktrabten, woher sie gekommen. Jan war ein großer, schwerer Mann mit ziemlich grob geschnittenem, wetterhartem Gesichte, auf dem Kopfe saß ein breiter Filzhut, der genugsam zeigte, daß er schon lange Jahre Wind und Wetter, Regen und Sonne getrotzt. Da ich kein Kapholländisch verstand und der Gastwirt lieber holländisch als englisch sprach, konnte ich nicht viel erzählen. Zum Zeitvertreib betrachtete ich mir bald die untere bald die obere Gestalt meines naturwüchsigen teutonischen Recken. Er trug keinen Frack und keine Glacéhandschuhe, seine Fußbedeckung waren zwar keine ungeschlachten Kloben, aber auch keine chinesischen Damenstiefel. Ich verglich ihn mit einem Pommer, und doch befriedigte mich dieser Vergleich nicht ganz. In dem von einem üppigen Vollbarte umrahmten Gesichte sah ich keinen Anstrich moderner Kultur, sah nicht die ausdrucksvollen Züge, in denen sich die große Welt mit ihren Leidenschaften, ihren Forderungen und vorzugsweise ihren Entbehrungen abgespiegelt, er war — salva venia — ein unbeleckter Bär. Aber dieses Gemisch von Kraft und Freundlichkeit, diese patriarchalische Einfachheit in Tracht und Sitte, dieses treue, ehrliche Auge, diese ruhige Stirne, all dies sprach mich an. Ich sah, daß er kerngesund an Leib und Seele war, und das schätze ich als das Beste an jedem Menschenkind. So hatte ich mir immer den Holländer vorgestellt,

wenn ich in der Jugend die liebliche Geschichte vom „Kannitverstaan“ von J. P. Hebel las. Da störte mich der gute Mann in meiner Betrachtung: er stellte an mich die gewöhnlich erste Frage bei einem Besuche, welches meine Meinung sei über Land und Leute — ich glaubte wenigstens, daß er das fragte. Ich war ein ehrlicher Mensch und antwortete richtig: Kan nit verstaan. Von diesem Moment an bekam die englische Sprache den Vorrang.

Nach einer halbstündigen Fahrt langten wir im Bauernhof an. Der Giebel, der in großen Schnörkeln in die Luft emporragt und die Jahreszahl 1754 zeigt, erinnerte mich lebhaft an ein altes Haus, das ich in Holländisch-Limburg gesehen. Es war ganz derselbe Stil. Auch die Scheunen, Schuppen und Remisen scheinen aus alten Zeiten zu sein. Die gute „Tant“ stand unter der Veranda in der Thür, die sie mit ihrer Beleibtheit so ziemlich ausfüllte, und erwartete hier festen Fußes die fremden Gäste. Nach Burenetikette legte sie ihre derbe Rechte in die meine und erschwang sich unter mütterlichem Lächeln zu einer Freundschaftsversicherung, die ich mit einer andern erwiderte, einer deutschen natürlich, die sich sicherlich auch sonstwo gut ausgenommen hätte. Ich trat ein. Die alten Möbel, die schweren Tische, Bänke, Stühle von altertümlichem Zuschnitt und für eine Ewigkeit zusammengefügt, paßten genau zu Haus und Leuten. Da erschienen auch die Kinder des Hauses. Der Herr Papa stellte die Häupter seiner Lieben wie die Orgelpfeifen auf; nur ein teures Haupt fehlte, aber auch dieses machte bald von der Wiege aus sein Recht als Familienmitglied geltend. Nachdem die ältere Truppe mit schüchternem Blicke die beiden Fremden beschaut und bestaunt und unisono ihnen einen guten Tag gewünscht hatte, wurden sechs Stück abkommandiert; nur zwei größere Mädchen durften bleiben, um den Tisch zu decken. Ich war wirklich gespannt auf diesen „guten Tag“. Während die Gnädige mit ihren Töchtern in der Küche hantierte, unterhielten wir uns mit Jan über politische Tagesfragen. Anfangs saß ich still auf meinem Stuhle und musterte mit neugierigen Blicken — nach Burenart — alles um mich herum. Dann beobachtete ich die politischen Anzeichen an unserem Burenküchenhimmel und hatte bald herausgefunden, daß er sich ganz heiter gestaltete. Hin und wieder sagte ich aus innerer Freude ein Wörtchen, das meine Gegenwart verriet. Regen Anteil nahm ich erst am Gespräche, als eine Bibel gezeigt wurde, die eine ganze Geschichte erzählte und durch die Hände vieler Generationen gegangen war. Die Blätter waren vergilbt, teilweise vergriffen; der Name des alten Ahnherrn, der das Kleinod von Holland herüber in die neue Heimat gebracht, und der Name seiner Frau standen oben an, es folgten die Kinder und Kindeskinder, Geburts-, Tauf- und Heiratsdatum, alles getreulich vermerkt. Durchs Fenster zeigte uns der Alte sein Besitztum und gab in

kurzer Zusammenstellung an, was ihm die Eltern und, wie er ganz selbstverständlich hinzufügte, der Himmel gegeben. Außer dem Kapholländischen sprach er ziemlich gut englisch, wie die meisten begüterten Buren. Als Richard die politische Lage streifte und auf das Bild der Königin von England, das an der Wand hing, hinwies, bemerkte ich, daß die Tonart, welche unser Afrikander anschlug, auch nicht von weitem eine revolutionäre Klangfarbe hatte; er war vielmehr stolz auf den Glanz des englischen Kaisertums, und ein gewisser Zug von Ritterlichkeit zog ihn zur Königin hin. Ein weiter politischer Blick ist ihm wie angeboren, und so altfränkisch er aussieht, so schlau und witzig ist er. Mit rosaroten Brillengläsern sieht er die Welt nicht an, ist aber auch kein Pessimist. Was die Zukunft ihm in allernächster Zeit bringen würde, wußte er nicht. Er deklamierte soeben mit einem zu seinem Gesichte vortrefflich stehenden Pathos: Engels, Engels, alles Engels, Engels, wat gij siet en hoor . . . als die Thür aufging und ein dampfendes Becken auf der Bildfläche erschien. Das Freundschaftsmahl begann. Ohne viele Zeremonien folgte ich der Einladung, es war ja gern gegeben. Das lukullische Essen werde ich unter keiner Bedingung beschreiben, um nicht in Verdacht zu fallen, es wäre nur deshalb so reichlich gewesen, weil meine Augen einen unersättlichen Appetit verraten hätten. Die „Tant“ gab die nötigen Randglossen zu ihren kulinarischen Leistungen, machte uns auch mehrmals darauf aufmerksam, daß nicht das Kochbuch dies zu stande gebracht, vielmehr ihr hausbackener Menschenverstand und ihre eigene Kunst. Als wir dann an das Eingemachte kamen, was wahrscheinlich auch ihre zarten und geschickten Finger zubereitet hatten, entschlüpfte mir ein Ausdruck des Staunens und der Bewunderung. Na, so schlecht leben die Buren nicht, dachte ich bei mir. Hernach besichtigten wir raschen Fluges die Stallungen, in denen viel Leben herrschte, und die reich gefüllten Scheunen. Um mir Freude zu machen, gab der Bur mir seinen 5 m langen Peitschenstiel in die Hand und forderte mich auf, damit zu knallen. Das war aber unmöglich, es ging mir wie einem Kinde. Der Bur hielt sich vor Lachen die Seiten, nahm dann selbst das riesig lange Mordinstrument in die schwielige Hand und zeigte mir, daß er damit dem vordersten Ochsengespanne die Fliege vom linken Ohr abhauen könne. Die Stunden, die ich bei Freund Jan zugebracht, gingen nur zu schnell vorüber. Zufrieden, mit neuen Ideen bereichert kam ich zu Hause an und hatte die Genugthuung, wie einstens Titus diesen Tag nicht zu den verlorenen rechnen zu müssen. Ich hatte die Buren, von denen man in Kapstadt so viel sprach, kennen gelernt und konnte nun mit besserem Verständnis die ältere Geschichte Südafrikas studieren.

III.

Die ältere Geschichte Südafrikas.

Die Geschichte Südafrikas beginnt mit der Ankunft der Europäer gegen Ende des 15. Jahrhunderts. Die Kunst des Schreibens muß den Eingeborenen ganz unbekannt gewesen sein, denn nirgends findet sich ein Denkmal schriftlicher Aufzeichnungen, und durch die beständige gegenseitige Bekriegung der einzelnen Stämme ist eine mündliche Überlieferung verloren gegangen. Gelegentliche Entdeckungen in Flußbetten und Flußanschwemmungen zeigen indes, daß das Land von den ersten Zeiten an bewohnt war, berechtigen aber auch zu dem Schluß, daß die Eingeborenen ehemaliger Zeit sich nicht zu höherer Geistesbildung erschwungen hatten als die wilden Stämme, die man noch heute in diesem Teile Afrikas antrifft. Nur die Ruinen von Groß-Zimbabwe im Matabelenlande, von denen weiter unten eingehender gehandelt wird, weisen auf ein hochbegabtes und in der Kultur vorangeschrittenes Volk hin.

Die ersten Europäer, welche nach Südafrika kamen, waren die Portugiesen unter der Führung von Diaz und Gama. Im Jahre 1503 erschien der Portugiese Antonio Saldanha in der Tafelbai und war wohl der erste Europäer, der den Tafelberg erklomm. Sieben Jahre später landete hier d'Almeida, Vizekönig von Indien, auf seinem Heimwege nach Portugal, nachdem er die Macht des ottomanischen Reiches im Indischen Ozean vernichtet hatte. Am Fuße des Tafelberges traf er mit den Eingeborenen zusammen und wurde mit ihnen in ein Gefecht verwickelt, in dem er samt seinen 65 Soldaten der Überzahl der Wilden erlag und selbst das Leben verlor. Seit dieser Stunde mußte wohl ein panischer Schrecken in die Glieder der Portugiesen fahren, jedesmal, wenn sie des Tafelberges ansichtig wurden, denn ohne Unterbrechung fuhren sie, die Scylla und Charybdis meidend, von St. Helena nach Sofala.

Als 1580 Franz Drake auf seiner Reise um die Welt an das Kap der guten Hoffnung kam, war er von dessen Schönheit derart entzückt, daß er keinen Anstand nahm, es als „den schönsten Erdenfleck und das schönste Kap" zu bezeichnen, das er auf seiner langen Weltreise gesehen. Die Engländer schenkten dem Kaplande wie überhaupt ganz Afrika wenig

Beachtung, und ihre Indienfahrer begnügten sich mit der Insel St. Helena als Stützpunkt und Erfrischungsstation.

Im Jahre 1595 warfen die ersten holländischen Schiffe auf ihrem Wege nach Indien in den Gewässern der Tafelbai Anker. Für die von jetzt ab öfters hier vorbeifahrenden holländischen Schiffe richtete man eine eigentümliche Poststation ein: die Briefe, die nach der europäischen Heimat oder nach Indien befördert werden sollten, legte man an einer bestimmten Stelle unter die Steine, von wo sie die vorbeifahrenden Segler mitnahmen.

In der Besorgnis, der gegenseitige Wettstreit würde die Aufreibung aller zur Folge haben, vereinigten sich 1602 die Privatgesellschaften Hollands, welche Handel in Ostindien betrieben, zu der Holländisch-Ostindischen Kompagnie (Bild 7), nach dem Vorgange und Vorbilde der einige Jahre zuvor gebildeten Englischen Kompagnie. Gleich im ersten Jahre ihres Bestehens errichtete die Kompagnie an der Tafelbai eine Station mit der Bestimmung, die nach Indien segelnden und von dort zurückkehrenden Schiffe mit Wasser, frischem Gemüse und sonstigen Lebensvorräten zu versehen. Auf den damaligen langen Seefahrten war nämlich Skorbut eine gefürchtete Seemannskrankheit, gegen die man sich am besten durch den Genuß frischen Gemüses schützte. Im Jahre 1620 erschienen zwei eifrige und für ihr Vaterland besorgte Kapitäne, Andreas Schillinge und Humphrey Fitzherbert, mit vier Schiffen in der Tafelbai, nahmen auf eigene Faust das Land in Besitz und stellten es unter englische Oberhoheit. Obgleich die englische Fahne von der Höhe des Signal Hill wehte, sahen sich weder König Jakob I. noch die Englisch-Ostindische Kompagnie veranlaßt, das Vorgehen der beiden Kapitäne zu besiegeln und schon jetzt festen Fuß in Südafrika zu fassen.

Einen schärferen Blick für die Bedeutung der Tafelbai zeigten die Holländer, thaten indes einstweilen nichts, das Werk der Ansiedlung energisch in die Hand zu nehmen. Im Jahre 1648 litt eines ihrer reich beladenen Schiffe auf der Rückreise von Indien hierselbst Schiffbruch. Die Mannschaft desselben rettete sich in der Nähe des Tafelberges ans Land und brachte hier einige Zeit zu, um das nächste Schiff abzuwarten. Als die Teerjacken später nach Holland zurückkehrten, waren sie voll hohen Lobes über Südafrika, sprachen mit Begeisterung von der „Fruchtbarkeit des Bodens, dem milden Klima, den herrlichen Weidegründen für Viehherden und dem günstigen Charakter der Eingeborenen". Die Anregung fiel bei der Holländisch-Ostindischen Kompagnie auf guten Boden. Der Rat der Siebenzehn beschloß, die Spitze von Südafrika in Besitz zu nehmen, am Fuße des Tafelberges ein Fort zu bauen und ringsum Gärten anzulegen. Ein im Dienste der Kompagnie stehender Arzt, der schon mehrmals die Reise nach Ostindien gemacht hatte, Jan Anthony van Riebeek, wurde zum Kommandanten der Expedition ernannt. Riebeek, klein von Statur, sehr

hitzig, aber von zäher, eiserner Willenskraft und Ausdauer, hatte sich auf seinen Reisen in ferne Länder umfangreiche Kenntnisse gesammelt und war der geeignetste Mann zur Ausführung eines solchen immerhin gewagten Unternehmens. Am 24. Dezember 1651 verließ er mit drei Schiffen und über hundert Mann von holländischer, deutscher und anderer Abkunft den Hafen von Texel und landete nach einer verhältnismäßig schnellen Fahrt in der Tafelbai am 6. April 1652. Die Ereignisse des tagtäglichen Lebens, die vom ersten Tage der Ankunft Riebeeks geschahen, sind bis in die kleinsten Einzelheiten in den Archiven der Kolonie aufgezeichnet. Das erste, was er that, war, den Segen des Himmels auf sein Werk herabzuflehen, „damit das Interesse der Holländisch-Ostindischen Kompagnie befördert, die Gerechtigkeit aufrecht erhalten und die wahre reformierte christliche Lehre eingepflanzt und unter den wilden Eingeborenen verbreitet werde".

Dokumente aus den Jahren 1652—1655 lassen ersehen, daß die Holländer aus strategischen Gründen mit dem großartigen Plane umgingen, die Peninsula des Kap der guten Hoffnung, auf der Kapstadt erbaut ist, in eine Insel umzuschaffen. Der Rat der Siebenzehn befürchtete nämlich, daß die englische Nation, „die ihren König geköpft habe und eine Republik einführte", eine starke Flotte bei St. Helena sammle, um das Kap den Holländern wegzunehmen. Als sich jedoch das Verhältnis mit England wieder besserte, kam der Bescheid von Holland, den Plan fallen zu lassen. Bezeichnend für den alten Hader zwischen den Holländern und Engländern hinsichtlich des Kap ist wohl folgende Stelle aus einem Dokument vom Jahre 1652, welches der Rat der Siebenzehn an van Riebeek richtete: „Wir haben guten Grund, anzunehmen, daß die englische Regierung auf grundlose Prätentionen hin das Land am Kap durch zahlreiche Kriegsschiffe bewachen lassen will, um die Handelsschiffe der Holländisch-Ostindischen Gesellschaft zu überfallen und unser Fort am Kap in ihre Macht zu bekommen . . .; es ist unzweifelhaft, daß die englische Nation niemals die Absicht hat, auf friedlichem Fuße mit uns zu stehen, sie will in ungerechter Anmaßung allein die Herrin auf dem Meere sein, was keine andere Nation sich erlauben kann, und besonders wir, die Nation der freien Niederlande, nicht zugeben werden, nachdem wir 81 Jahre lang für die Freiheit gekämpft haben und dieselbe mit großen Ehren und zu unserem Wohlergehen erlangten."

Was Riebeek nicht unterließ, war der Bau eines kleinen Forts, das die Mannschaft schützen könne sowohl gegen einen etwaigen Angriff vom Meere aus als auch gegen tückischen Verrat von seiten der Wilden. Gleichzeitig wandelte man die nächste Umgebung des Forts in einen Garten um und trat durch Tauschhandel in nähere Berührung mit den Wilden, die reiche Viehherden besaßen. Die ersten Anfänge waren nicht allzu rosig, und bald schon gab es für die Ansiedler bittere Nahrungssorgen. Die

Wilden sträubten sich, den fremden Ankömmlingen Lebensmittel zu überlassen, und die Hirsche, Antilopen und anderes Wild, dessen es in der Umgegend in reichlicher Menge gab, spotteten der Verfolgung mit den damaligen Schußwaffen. Glücklicherweise barg die Tafelbai viele Fische, und auf dem Robben-Island gab es Seevögeleier und junge Robben — eine karge Nahrung fürwahr, aber doch genügend in der Not.

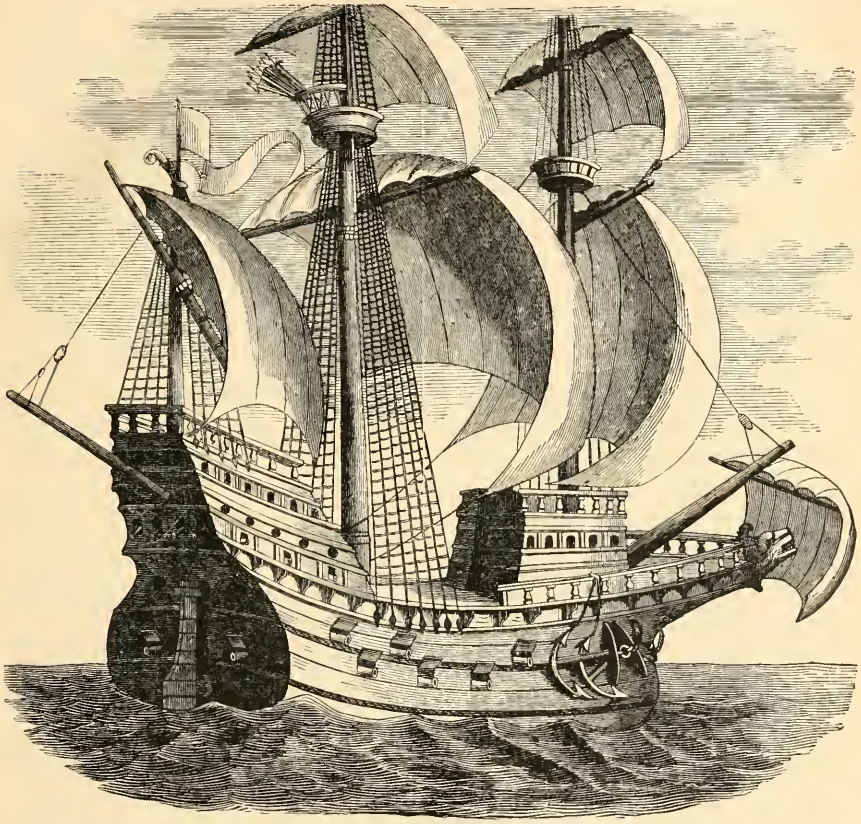

Bild 7. Holländischer Ostindienfahrer.

Überdies war der erste Winter, den Riebeek in Südafrika durchzumachen hatte, bitter kalt. Es goß in Strömen vom Himmel herab. Das Regenwetter begann schon im Monat Juni; Krankheiten verschiedener Art stellten sich ein, und der Tod riß tiefe Lücken in die kleine Mannschaft. Als daraufhin die Garnison zu murren und meutern begann, war die Gefahr aufs höchste gestiegen. Da zog der Kommandant ernstere Saiten auf. Einer, der den Zahlmeister mit seinem Fettgansfleisch zum Teufel wünschte, erhielt hundert Hiebe mit dem Gewehrkolben, und einem andern, der in

der Absicht, die Kolonie zu verlassen, fortgelaufen, nach viertägigem Umherirren aber schon zurückkehrte und flehentlich um Wiederaufnahme bat, wurde dieselbe Tracht Prügel verabreicht. Mit dem Frühling zog neues, freudiges Leben in die Gemüter; die Gegend legte ihr schönstes Gewand an, und mit Freuden sahen die Farmer, daß der Same, den sie in den jungfräulichen Boden gesenkt, rasch aufkeimte. Auch die Eingeborenen zeigten sich nunmehr zugänglicher, weil sie erfahren und gesehen, daß die Farmer nichts Böses gegen sie im Schilde führten. Sie überließen ihnen das Vieh für Messing und Kupferdraht und gaben Elefanten- und Flußpferdzähne, Straußeneier, Straußenfedern und junge Strauße für allerhand geringfügige Kleinigkeiten. Unter all diesen übte besonders der Tabak und noch mehr ein pimpeltje, d. h. der Fusel, magische Wirkung auf die Wilden aus. Die Farmer waren unermüdlich im Arbeiten. Bald erblickte man große Flächen, auf denen Weizen, Korn, Hafer, Gerste und Mais vortrefflich gediehen. Weinreben, von den Ufern des Rheins herübergebracht, trugen reichliche Frucht; Orangen, Oliven, Maulbeeren, Datteln, Feigen und andere Fruchtarten pflanzte man mit Erfolg; Pferde wurden von Java, Wollschafe, Tauben, Hunde und Kaninchen von Europa aus importiert. Sogar der Holzhandel blühte empor, und die Fischerei ernährte den Mann.

Nichts lag van Riebeek so sehr am Herzen, als mit dem Goldkönig von Monomotapa am Sambesi-Flusse Verbindungen anzuknüpfen und ihn dazu zu bewegen, die reichen Schätze seines Landes, wie Gold, Perlen und Elfenbein, eher zum Tafelberg befördern zu wollen als nach Sofala, dem Lande der Portugiesen. Sein Vorhaben blieb jedoch nur Wunsch, denn trotz der schönsten Belohnungen, die man in Aussicht stellte, fand sich weder Rittersmann noch Knapp, der in dies unbekannte Land durch wilde Horden vordringen wollte.

Die Beziehungen zwischen den Eingeborenen und den neuen Ansiedlern waren bisher freundschaftliche gewesen. Die Hottentotten zeigten sich zugänglich, und die Holländer suchten den Anweisungen der Kompagnie gemäß die Wilden durch Wohlwollen für sich zu gewinnen. Damit war der Handel leichter und der Verkehr im Innern des Landes freier und sicherer. Wohl war eines Morgens ein weißer Schäferjunge auf dem Löwenhügel erschlagen aufgefunden und die Herde von einem wilden Stamme weggetrieben worden, aber man drückte ein Auge zu und bändigte den Zorn im Interesse der öffentlichen Sicherheit. Riebeek vergißt nicht, in seinen Aufzeichnungen zu bemerken, daß die Wilden mitunter ihre Mucken und Launen haben und sich dann wenig geneigt zeigen, Herden umzutauschen; er erwähnt auch, daß es ihm ein leichtes gewesen wäre, ihre Herden einfach wegzunehmen, die Hottentotten zu töten oder als Gefangene nach Indien zu schleppen, aber er fügt bei, daß er solch ein Vorgehen verabscheue und jedem das Seine gesichert sehen wolle.

Drei Jahre waren seit der Niederlassung verflossen. Viel Gutes war in der kurzen Zeit geschaffen, und Besseres war angebahnt. So tauchte denn der Gedanke auf, daß es von großem Vorteil wäre, wenn sich freie Familien aus Holland hier ansiedeln und Land anbauen würden, teils um die Garnison zu verstärken, teils um die Ausgaben der Kompagnie zu vermindern. Die diesbezüglichen Unterhandlungen kamen 1657 zum Abschluß. In Holland erachtete man es nicht für zeitgemäß, neue Ansiedler nach dem Kap zu schicken, kam aber mit der Kolonialregierung überein, neun Soldaten aus der Garnison zu verabschieden, damit sie den Anfang machten. Die Kompagnie schenkte ihnen Vertrauen, weil sie Protestanten und gutmütigen Charakters waren. Die einen ließen sich am Liesbeekflusse nieder, an der Stelle, wo jetzt Rondebosch liegt, die andern blieben in der Nähe des Forts. Behagte ihnen das Leben des Bauers nicht, so kamen sie einfach in die Garnison zurück, und andere nahmen alsogleich ihre Stelle ein. Die meisten von ihnen waren Deutsche, Dänen, Portugiesen, Flamländer, nur vereinzelt Holländer. Sie nannten sich Buren oder Burghers. Ihre Zahl wurde mit der Zeit immer größer und größer. Die Kompagnie überließ ihnen auf Kredit Vieh, Gerätschaften und Fruchtsamen; sie konnten so viel Land anbauen, als sie wollten, und waren während dreier Jahre steuerfrei. Erst nachher mußten sie ein Zehntel des Bodenertrages sowie ein Zehntel des Viehes der Kompagnie überlassen. Für den Tauschhandel mit den Wilden waren Bestimmungen erlassen worden, welche die Buren unter die Kontrolle des Kommandanten stellten.

Sowohl Riebeek, als auch die Buren waren sich darüber klar, daß, wenn sie am Kap Ackerbau in größerem Maßstabe betreiben wollten, sie sich nach anderweitigen Arbeitskräften umzusehen hätten. Die Eingeborenen, Buschmänner und Hottentotten, kamen dabei nicht in Betracht: sie waren von Natur aus träge und durften überdies nicht durch den Schein von Zwang zu unliebsamen Feindseligkeiten gereizt werden. Riebeek ließ deshalb Sklaven von den holländischen Besitzungen, von Madagaskar und von den malayischen Inseln kommen. Der Sklavenpreis war in Indien gering. Die Ansiedler zogen aus diesen neuen Arbeitskräften den größtmöglichen Nutzen und dehnten ihr Besitztum immer weiter aus. Um dem Gesetze zu entgehen, das alle Malayen, welche die holländisch-reformierte Religion annehmen, für frei erklärte, bestanden die praktisch angelegten Holländer darauf, die Malayen im Mohammedanismus zu erhalten, was ihnen um so leichter wurde, als diese fest an der Vielweiberei hingen und lieber im alten Schlendrian Frondienste thaten, als selbständig zu sein und für sich zu sorgen. Die Buren kauften soviel Malayen an, daß deren Zahl die der Europäer weit überstieg und man sich einer gewissen Furcht nicht entschlagen konnte. Denn die Malayen waren bekannt als geschickte Giftmischer, Gifteinflößer, auch ihr

nationaler Gebrauch, das Mordlaufen — Amok — wurde immer allgemeiner. Nichts ist grauenerregender als der Amok. Hat ein Malaye sich irgend etwas zu Schulden kommen lassen, das ihn in der Achtung seiner Mitbürger erniedrigt, ihm das Leben verleidet oder ihn dem Tode preisgiebt, so entschließt er sich in seiner Verzweiflung zum Mordlaufen. Nach seiner Meinung rettet diese Todesart ihm die Ehre. Er bewaffnet sich mit einem scharfen Dolche, der noch häufig in Gift getaucht ist, verläßt sein Haus und rennt wie ein Wahnsinniger durch die Straßen, alle niederstechend, die ihm im Wege sind, Männer, Frauen und Kinder, Europäer und Malayen, und ruht und rastet nicht eher, als bis er von mächtigerer Hand gefesselt wird oder vor Ermüdung zusammenbricht und stirbt. Ein Gouverneur konnte sich der Angst nicht verschließen, daß eine Revolte dieser Menschenrasse leicht ausbrechen könne, die den Frieden der Kolonie störe und für die Europäer schlimme und nachhaltige Folgen nach sich ziehe. So verbot er denn 1767 jede weitere Einführung von Malayen und stellte für die Übertreter schwere Strafen fest.

Verwicklungen zwischen den Eingeborenen und den Buren konnten naturgemäß nicht ausbleiben. Als die Hottentotten aus dem Innern des Landes an die Tafelbai kamen und sahen, wie die Weißen das Land bebauten und es als ihr Eigentum betrachteten, machten sie kurzen Prozeß, stahlen den Buren die Herden weg und trieben sie in die Wüste. Die Weißen hatten das Nachsehen. Damit war aber auch der Krieg erklärt. Mit Hilfe der Mannschaft einiger eben in die Tafelbai einlaufenden Schiffe ging Riebeek den Wilden entgegen. Zwei Scharmützel fanden statt, wobei neun Eingeborene getötet und ein Häuptling verwundet wurde. Angesichts dieser unerwarteten, ernsten Wendung krochen die Hottentotten zu Kreuze und baten um Frieden, der ihnen auch gewährt wurde, unter der Bedingung jedoch, daß der Salt- und Liesbeekfluß die Grenzen der holländischen Kolonie bilden sollten. Dies geschah im Jahre 1659.

Riebeek war ein gestrenger Herr, der nicht mit sich spaßen ließ. In der Kolonie hieß er nur der kleine Gauner, der kleine Schurke. Den Fremden gegenüber ließ er sich wiederholt zu den schärfsten Maßregeln hinreißen. Als eines Tages eine Verschwörung entdeckt wurde, woran sich hauptsächlich Schotten und Engländer beteiligten, die, der angeblichen Tyrannei des Gouverneurs überdrüssig, sich nächtlicherweile eines in der Tafelbai ankernden Schiffes bemächtigen und auf demselben fliehen wollten, beschloß Riebeek, alle Schotten und Engländer vom Kap zu verjagen.

Nach elfjähriger Verwaltung war van Riebeek seines schwierigen, verantwortungsvollen Postens müde. Er war Hypochonder geworden und pflegte alles durch schwarze Brillen zu schauen. Er schilderte das Kap als „einen einsamen, melancholischen Ort, der zu nichts anderem geeignet sei, als zum Tausch von Schafen und anderem Vieh mit den dummen, faulen

und schmutzigen Hottentotten, eine bloße Haltestelle für die nach Ostindien fahrenden und von dort zurückkehrenden Schiffe. . . . Was er habe machen können, habe er gethan". Der rege Fleiß und die Treue des ersten Kommandanten im Dienste der Kompagnie wurden rühmlichst anerkannt und in großartiger Weise belohnt, indem man ihm die Verwaltung von Malakka übertrug.

* * *

Die Eingeborenen, welche die Holländer am Kap vorfanden, waren die Hottentotten und Buschmänner. Erstere nannten sich „Khoi-Khoin", d. h. Männer der Männer, erhielten aber von den Holländern wegen der seltsamen Schnalzer in ihrer Sprache den uns mehr geläufigen Spitznamen. Die Hottentotten sind mittlerer Größe, schlank, dünn und gut proportioniert. Ihre Hände und Füße sind auffallend klein, ihre Hautfarbe ist gelb und olivenfarbig. Das Gesicht ist rund mit hervorstehenden Backenknochen, die Augen kastanienbraun oder schwarz, die Nase breit und dick an der Wurzel, das Kinn spitz, der Mund breit und die Lippen aufgeworfen. Das wollige Haar wächst in kurzen, gekräuselten Büscheln, die Barthaare stehen spärlich. Die Frauen sind meistens kleinerer Statur als die Männer. Es ist ein Hirtenvolk, das mit seinen zahlreichen Herden ständig auf der Suche nach guten Weideplätzen ist, ein Nomadenleben führt und deshalb nur unter einfachen Hütten und abbrechbaren Zelten wohnt. Für Ackerbau und Handwerk zeigen die Hottentotten wenig oder gar kein Interesse. Ihre Nahrung besteht aus Milch und Butter, dem Fleisch wilder Tiere, aus eßbaren Wurzeln und wilden Früchten. Sie bedecken sich mit Schaffellen und reiben ihren Körper öfters mit einer aus Holzkohle, Fett und den zu Pulver geriebenen Blättern des Diosma zubereiteten Salbe ein, so daß sie ständig schmutzig sind und einen widrigen Geruch verbreiten. Von Natur aus sind sie mild und freundlich gesinnt und halten die Gastfreundschaft in hohen Ehren, im Kriege aber werden sie wild und sind wegen ihrer Assegaie, Keulen und Bogen gefürchtet. Sie teilen sich in mehrere Horden ein, an deren Spitze je ein Häuptling steht. Die Sprache der Hottentotten ist ziemlich schön für ein Naturvolk, ist auch regulär, aber die Schnalzer schrecken die Europäer ab. Es bleibt wohl ewig ein unlösbares Problem, woher die Hottentotten eigentlich gekommen und weshalb sie nur an der Ost- und Westküste Südafrikas und den Oranjefluß entlang zu finden sind und nicht noch anderswo.

Unter den 20 Stämmen, die zur Familie der Hottentotten gehören, sind die Buschmänner (Bild 8—9) bemerkenswert. Sie stehen auf der Schönheitsleiter noch einige Sprossen tiefer als die Hottentotten, was wahrlich viel heißen will. Die Holländer nannten diesen zwergähnlichen Stamm Bosjesmans oder Buschmänner, während sie von den andern farbigen

Stämmen als „Bogenmänner" bezeichnet werden. Ihre Körpergröße überschreitet nicht $1^1/_2$ m. Pfeil und Bogen sind ihre gewöhnlichen Waffen, Wurfspeer und Keule gebrauchen sie seltener. Sie leben über das ganze Land zerstreut in Höhlen, unzugänglichen Felsenschluchten und auf Bergen, sind fast ganz nackt, treiben weder Ackerbau noch Viehzucht und ernähren

Bild 8. Buschmann.

sich ausschließlich von der Beute der Jagd. Kurz gedrängt, wie sie sind, besitzen sie eine außerordentliche Kraft und Ausdauer im Laufen und Ringen. Jagen und Umherschweifen ist ihr Leben. Systematisch stehlen sie nicht, aber plagt sie der Hunger, dann kennen und machen sie keinen Unterschied zwischen Mein und Dein, greifen mitunter den Menschen an und setzen ihm nach mit vergifteten Pfeilen. Die andern Wilden fürchten sie deshalb und verabscheuen sie aus tiefster Seele. Die Weißen und Farbigen

sind aber daran schuld, daß die Buschmänner oft ihre unversöhnlichsten Feinde wurden, weil sie zuerst den Buschmann wie ein wildes Tier verfolgten und niederschossen. Er ist grausam, rachgierig und raublustig geworden durch ungerechte Behandlung von seiten seiner Stammesbrüder und der Weißen. Die Ethnographen und Philologen haben nachgewiesen, daß die

Bild 9. Frau eines Buschmanns.

Buschmänner von derselben Familie sind wie die Hottentotten. Ihre religiösen und sittlichen Begriffe sind dürftig, ihre Sprache rauh, arm und unbeholfen; die Kulturstufe, auf der sie stehen, ist die denkbar niedrigste.

Gleich den Indianerstämmen Nordamerikas sterben beide Rassen, Hottentotten und Buschmänner, allmählich aus. Dr. Fritsch in seinem bedeutenden Werke über die Ethnologie der Eingeborenen Südafrikas schätzt die Zahl der Hottentotten zur Zeit Riebeeks auf 150 000; laut der Zählung von 1891

gab es in der Kapkolonie nur mehr 50388, von welchen 5296 als Buschmänner betrachtet wurden. Nördlich vom Oranjeflusse, wo noch unvermischte Hottentotten leben, soll ihre Zahl nach Dr. Hahn im Jahre 1877 sich auf 16850 belaufen haben, fiel aber nach 16 Jahren auf 12000. Die verschiedenen Kriege mit den Weißen und untereinander, ansteckende Krankheiten und last not least der Branntwein, den europäische Händler einschmuggelten, haben das ehemals bedeutende Volk der Hottentotten stark vermindert.

Die Buschmänner haben sich „verewigt" durch ihre „Hieroglyphen", die man in den Höhlen gefunden, in denen sie sich längere Zeit aufhielten. Diese Bilderschrift, der man vom Kap bis zum Sambesi begegnet, ist ganz merkwürdig. Sir Marshall Clarke schildert z. B. die große Buschmannshöhle Shong-hong in den Malutibergen folgendermaßen: „Es ist nur ein überhängender Felsblock; auf dem Hintergrunde sah ich Scenen aus dem Jägerleben, Kriegstänze, Raubzüge gegen andere wilde Stämme und die Zeichnungen der verschiedenartigsten Tiere; das Elenntier, das Flußpferd und der Springbock sind gut erkennbar. Auch die ungestalte Form des Regengottes fällt auf. In allen Schlachten ist der Buschmann unabänderlich als Sieger dargestellt. Er spannt geschickt den Bogen mit seiner kleinen Hand und bewegt sich wiegend auf den wohlgebildeten Beinen, indem er den Wurfspieß schleudert. Die Feinde haben durchweg große plumpe Hände, und die Fliehenden erregen durch ihre wadenschwachen Beine, die Besenstielen gleichen, das Mitleid des Schauenden. Während die Männer den Feind angreifen und verfolgen, sind ihre Frauen und Kinder damit beschäftigt, die Herden des geschlagenen Feindes wegzutreiben." Die Figuren, Zeichnungen oder Arabesken, wie man will, sind nicht in Stein gehauen oder gemeißelt, sondern in dunkel- oder hellroter, brauner, weißer und schwarzer Farbe auf die Felsen gemalt. Woraus bestand die Farbe zu diesen Zeichnungen, denen Zeit, Luft und Feuchtigkeit nichts anhaben? Man hat das Geheimnis bis heute nicht finden können, aber es ist mehr als wahrscheinlich, daß sie dieselbe von einer Raupe gewannen, die im Lande lebt. So fanden sie auch den Giftstoff, in den sie ihre Pfeile tauchten, nicht in einer Pflanze, sondern in einer Raupe, welche die Betschuanen ngua nennen und deren Inneres ein solch scharfes Gift enthält, daß die Pfeile noch nach hundert Jahren tödlich sind.

Darwins Behauptung, die Buschmänner seien nur die Mittelstufe zwischen Affen und Menschen, kommt schon durch die Vergegenwärtigung dieser Zeichnungen stark ins Schwanken. In den verschiedenen Lagen und Stellungen des menschlichen Körpers, wie er hier gezeichnet, liegt eine gewisse Kunst, die man sicherlich nicht bei einem wilden Volksstamme gesucht hätte, wie sie kein Affe und kein sonstiges Tier je an den Tag gelegt, wie nur ein mit

Verstand begabtes Wesen sie zum Ausdruck bringt. Darwin hat diese Figuren nie gesehen, er hat sich nicht sonderlich darum gekümmert, bei ihm sind alle Deduktionen meistens a priori. Einen Raffael oder Rubens haben die Buschmänner allerdings nicht gekannt, ihre Zeichnungen beanspruchen nicht, daß man sie in Stichen und Kopien für die Kunstwelt vervielfältige, aber sie verdienen zweifelsohne die volle Achtung der Ethnologen.

Die ersten Streitigkeiten mit den Hottentotten im Jahre 1659 hatten die Holländer eines Besseren belehrt. Nicht durch schneidiges Vorgehen und herrisches Auftreten hielt man die Wilden in Schach: das einzige Mittel, dieselben zu gewinnen, bestand darin, sie als Eigentümer des Landes zu betrachten und Grund und Boden mittelst regelrechter Kontrakte von ihnen abzukaufen. So erwarb 1672 die Holländische Kompagnie von zwei Häuptlingen den ganzen vom Kap bis zur Saldanha-Bai sich erstreckenden Länderstrich durch den Austausch von Branntwein, Tabak, Perlen und andern Sachen, die in sich kaum einen Wert von 10 Pfd. St. hatten, in der Schätzung der Wilden aber ungemein viel galten.

Allgemach mußten die Hottentotten sich dazu verstehen, den Weißen Platz zu machen und sich immer mehr ins Innere zurückzuziehen, denn diese ländergierigen Buren drangen unaufhaltsam vor. Die ständig wieder auftauchenden Zwistigkeiten der einzelnen wilden Stämme untereinander leisteten den Weißen nicht unerhebliche Dienste. Zu allem Unglück brachen im Jahre 1713 die Pocken unter den Eingeborenen aus, kleinere Stämme starben gänzlich weg, andere wurden stark dezimiert, und in kurzer Zeit waren die Buren Herren der Situation.

Von den Nachfolgern Riebeeks ist nichts Außergewöhnliches in der Geschichte verzeichnet worden. Unter Goske, der 1672 nach der Tafelbai kam, wurde der bisherige Titel „Kommandant" in „Gouverneur" umgewandelt und das monatliche Gehalt von 8 auf 25 Pfd. St. erhöht. Einen Namen unter den Nachfolgern Riebeeks hat sich Simon van der Stel (1679) gemacht; er ist unter den ersten Gouverneuren einer der hervorragendsten. Von ernstem Willen beseelt, die holländische Herrschaft im Kaplande zu begründen und die Wohlfahrt und Einheit der Kolonie immer mehr zu befestigen, ging er energisch vor und scheute vor niemand zurück. Die Buren waren mit seiner Regierungsmethode zufrieden; solange es ihnen gestattet war, die Grenzen ihres Besitzes weiter auszudehnen, verstummten alle Klagen. Van der Stel fand bei seinem Amtsantritte gar manches in notdürftigem Stande: der Ackerbau war stark vernachlässigt, der Wohlstand ging zusehends zurück, und überall vernahm man das laute Murren und Klagen der Buren, daß sie nur Mühe und Arbeit hätten, aber nicht die Früchte ihres Schweißes genießen dürften. Sogar ein Offizier der Kompagnie, Kommissionär Verburg, schrieb 1672: „Die Kolonisten nennen

sich freie Männer, sind aber solchermaßen eingeengt und in jeder Beziehung gefesselt, daß von Freiheit gar keine Rede sein kann. Bestimmungen und Befehle, die von Zeit zu Zeit gegeben werden, sind zu kleinlich und viel zu streng, die, dem Buchstaben nach ausgeübt, nur den Ruin der Buren herbeiführen würden. Solche Zustände sind für eine junge emporblühende Kolonie unerträglich; sie muß mit Freiheit, Milde und Wohlwollen gehegt und gepflegt werden." Solche und ähnliche Vorstellungen von höherer Stelle bewirkten schließlich Linderung und verständigere Maßregeln.

Der neue Gouverneur war der geeignetste Mann, die zugestandene neue Freiheit ins Leben überzuführen. Auf seinen Vorschlag sandte die Kompagnie, nachdem sie sich selbst durch den Kommissionär Baron van Rheede van Drakeenstein von der Notwendigkeit und dem Vorteile, das Kap anzubauen, überzeugt hatte, etwa 50 Mechaniker und Farmer, sowie eine Anzahl junger Mädchen aus den beiden Waisenhäusern von Amsterdam und Rotterdam nach Kapstadt. Van der Stel widmete dem Lande seine ganze Kraft, und rasch und kräftig blühte die Kolonie empor: im Jahre 1684 konnte man zum erstenmal von einer Ernte berichten, deren Ertrag den Bedarf der Kolonie und der Garnison weit überstieg.

Die Kolonistenbevölkerung erhielt erheblichen Zuwachs durch die Einwanderung französischer Hugenotten. Ludwig XIV., der Frankreich zur Einheit der Religion zurückführen wollte, war auf den unglückseligen Gedanken verfallen, die französischen Calvinisten durch Zwangsmaßregeln der alten Kirche von neuem einzugliedern. Das in der Geschichte oft genannte Edikt von Nantes, das den französischen Protestanten Religionsfreiheit gewährte, hob er am 18. Oktober 1685 auf und untersagte ihnen jegliche Ausübung ihrer Religion. Die Hugenotten, durch eine lange Reihe von Anfeindungen, durch mehrfache Erfolge und besonders durch das unaufhörliche fanatische Zureden ihrer Prediger aufs höchste erbittert, wagten dem mächtigen König zu trotzen. Da sie jedoch keine leeren und nutzlosen Demonstrationen vornehmen wollten, wanderten sie scharenweise nach England, Deutschland, der Schweiz, Dänemark und Holland aus, wo sie von den dortigen Calvinisten als Märtyrer und treue, bis zum Tod entschlossene Verfechter ihres Glaubens aufs herzlichste aufgenommen wurden. Die Brüder in Holland waren insbesondere eifrigst bemüht, den Emigranten eine neue Heimat zu bieten. Unter anderem legten die Generalstaaten dem Direktorium der Ostindischen Kompagnie die Bitte nahe, sie möchte den um ihrer Religion willen Verbannten in der afrikanischen Besitzung ein Heim und ein neues Vaterland anweisen. Die Gesellschaft war im innersten Herzen dieser Zuwanderung nicht gewogen, weil sie eine allzu große Machtstellung der ohnehin schon mürrischen Buren befürchtete. Schließlich ging sie doch auf den Vorschlag ein, setzte aber als

Bedingung, daß die neuen Einwanderer ihr Treue geloben mußten; freie Fahrt wurde ihnen gewährt, auch erhielten sie Korn und andere Samenarten gegen spätere Vergütung.

Die Hugenotten zählten mit Mann, Weib und Kind an 300 Köpfe. Unter ihnen fanden sich die Namen hoher Familien und alter französischer Adelsgeschlechter: Armiel Durand, Duplessis, Malherbe, Rousseau, Jourdan, Fouche, de Villiers, Dutoit, Malan, Marais, Ruelle, Mesnard, Joubert, Vivier, Pelanchon, Hugo, Retief, Cordier, Bourbonnais, Fibre u. a. Ungemein herzliches Entgegenkommen fanden sie von seiten der holländischen Bevölkerung des Kap; das Land im Thale des sogen. Bergriver wurde ihnen zugeteilt. Sie lebten sich ziemlich rasch in die neuen Verhältnisse ein, ganz nach dem alten Wahrwort: Not bricht Eisen. Die Hände, die vielleicht früher niemals einen Pflug berührt hatten, waren unermüdlich thätig in der Urbarmachung des Bodens und in der Anlage von Kornfeldern und Gärten. Der Weinbau besonders erhielt durch sie einen neuen Aufschwung. Ihren Farmen gaben sie die Namen ihres ehemaligen Vaterlandes: Le Parais, Lamotte, Cabrier, Normandie, Rhône, Champagne, Languedoc, Bourgogne, Dauphiné u. a.

Ein Franzose, François Leguat, der das Kap im Jahre 1698 besuchte, entwirft von den Verhältnissen seiner Landsleute folgendes Bild: „In einigen Teilen des Kap sind die Landschaften wunderschön, besonders in jenen Gegenden, in denen unsere neuen Einwanderer sich niedergelassen haben. Das Klima ist gut, klare Bäche und Flüsse tragen zur Fruchtbarkeit des Bodens bei, der sich zum Weinbau außerordentlich eignet, ohne indessen für jegliches Getreide ungünstig zu sein. Die kleineren Hügel sind mit Reben bepflanzt, die der Glutsonne ausgesetzt und vor schädlichen Winden bestens geschützt sind. Am Fuße des Hügels entspringt gewöhnlich eine Quelle, deren Wasser die Gärten berieselt, die mit allen möglichen Baum- und Pflanzenarten angefüllt sind, sowohl mit europäischen als auch mit indischen. Da hat z. B. einer eine große Anzahl Ochsen, Schafe und Pferde, die nach dortigem Gebrauche das ganze Jahr hindurch im Freien weiden und draußen soviel Nahrung finden, daß kein Winterfutter nötig ist. Für Fremde ist der edle Mann, Taillefer mit Namen, die Freundlichkeit selbst. Er hat die besten Weine der ganzen Gegend, und man vergleicht sie nicht mit Unrecht mit unserem Champagner. So ist denn das Kap ein Zufluchtsort der armen französischen Protestanten geworden, sie sind dort glücklich und leben in gutem Einvernehmen mit den Holländern, die, wie jedermann weiß, sehr offenherzig und frank sind."

Die Anfänge waren allerdings gut. Die Hugenotten hatten ihren Prediger Pierre Simon, der ihnen jeden Sonntag zu Stellenbosch und Drakenstein Gottesdienst in französischer Sprache hielt. Wie es aber im

gewöhnlichen Menschenleben zu gehen pflegt, folgten auf den ersten Sonnenschein bald trübe Tage. Der Gouverneur, von einem unbesiegbaren Mißtrauen gegen die Ankömmlinge erfüllt, legte seine Gefühle offenkundig an den Tag, als im Jahre 1698 oder 1699 die Hugenotten von Drakenstein eine selbständige religiöse Versammlung bilden und ein eigenes Kirchspiel errichten wollten. Van der Stel empfing die vor ihm erscheinende Abordnung höchst ungnädig und sagte barsch heraus, daß er über ihr Vorhaben erstaunt und ungehalten sei, da er darin nur den ersten Schritt der Auflehnung eines Teiles der Hugenotten gegen die Kompagnie erblicken könne. Er gebrauchte scharfe Worte der Mißbilligung und schickte die Deputierten mit der ernsten Mahnung zurück, „ihre französische Frechheit zu zügeln, sich einzuschränken und des Eides der Treue gegenüber der Kompagnie eingedenk zu sein". Die schönen Tage von Aranjuez waren für die Franzosen nunmehr vorüber. Eine Politik der Einseitigkeit und Rücksichtslosigkeit kam auf, wie dieselbe sogar im „schönen Frankreich" unbekannt geblieben, und es entstand eine ganze Reihe drakonischer Gesetze, welche den Eigensinn der Ansiedler zermalmen und ihnen alle französische Eigenart nehmen sollten.

Zuerst wurden alle Bewohner des Landes durch einen Machtspruch in die holländisch-reformierte Kirche einverleibt, dann wurden Heiraten der Franzosen untereinander einfach verboten und Mischehen zwischen Franzosen und Buren vorgeschrieben. Sogar das Kleinod der französischen Sprache sollte ihnen geraubt werden. Französische Laute klangen als revolutionär, sie wurden im öffentlichen Leben verpönt, die Kinder durften in den Schulen nur mehr holländisch lesen und schreiben lernen. Seit dem Jahre 1709 wurden Adressen und Gesuche an die Regierung, die in französischer Sprache abgefaßt waren, nicht mehr angenommen und bald unter Strafandrohung verboten; 1724 ward in einer Kirche die letzte französische Predigt gehalten. Das war also der Judaskuß der calvinistischen Glaubensbrüder gewesen.

Der Streit zwischen den Holländern und den Hugenotten wurde mit jedem Tage erbitterter. Der französische Stolz bäumte sich gegen solch eine ungerechte Behandlung auf: „Wir haben dem Zorne des Franzosenkönigs getrotzt, haben alles geopfert, um unserer Überzeugung treu zu bleiben; wir müßten uns schämen, wenn wir heute als Memmen vor einem van der Stel uns verkriechen wollten." Die Holländer antworteten aber erbarmungslos: „Keiner darf mehr mit den Franzosen umgehen; gebet euer Brot lieber den Hottentotten oder den Hunden als den Hugenotten." Der Kampf wogte einige Zeit heftig hin und her, bis die Franzosen der Mehrzahl unterlagen und sich wohl oder übel fügen mußten. Indes gab es unter ihnen mehrere Familien, die von Unterwerfung nichts hören wollten, ins Innere des Landes zogen und dort mit den Eingeborenen sich vermischten. Sie fristeten ein

menschenunwürdiges Dasein, nahmen die Sitten und Gebräuche der Eingeborenen an und verehelichten sich vielfach mit Kaffernmädchen. Heute noch findet man allenthalben Wilde der niedrigsten Klassen, die mit stolzer Brust sich Abkömmlinge der alten adeligen französischen Hugenotten nennen.

Simon van der Stel legte 1699 sein Amt nieder und zog sich auf die ihm angehörige Constantia-Farm bei Wynberg, deren Reben er selbst gepflanzt hatte, zurück, ganz wie in der alten römischen Geschichte der Kaiser Diokletian. Er ist nicht der Urheber aller jener Gewaltmaßregeln gegen die Hugenotten, wie einige mit Unrecht behaupten, die meisten kamen erst später auf. Die Kompagnie schätzte den verdienten Gouverneur sehr hoch, zumal es ihm gelungen war, im Kriege Frankreichs gegen Holland zwei französische Seeschiffe mit einer Ladung im Werte von circa 50 000 Pfd. St. in der Tafelbai zu kapern.

Im Amte folgte ihm sein Sohn Wilhelm Adrian van der Stel (1699). Unter diesem begannen die ersten gefährlicheren Unruhen unter den Buren, die ihre Freiheit allzusehr beschränkt sahen und sich vom Gouverneur unterdrückt glaubten. Mit vielen großen Männern teilt Ad. van der Stel das Los, von einer Partei erniedrigt und verwünscht, von der andern als Ritter ohne Furcht und Tadel verherrlicht zu werden. „Fast zwei Jahrhunderte lang ist er im ungünstigsten Lichte hingestellt und mit schwerwiegenden Anklagen überhäuft worden, für die jedoch die Direktoren der Holländisch-Ostindischen Kompagnie ausschließlich verantwortlich sind," so schreibt Leibbrandt, der Archivar der Bibliothek von Kapstadt, der 1897 ein auf Quellenstudium beruhendes Buch für die Rehabilitation Ad. v. d. Stels veröffentlichte. Das Direktorium befolgte in der That eine einseitige und engherzige Realpolitik und zeigte sich bei seiner Gewinnsucht und Monopolisierung wenig wählerisch in seinen Mitteln. Unter den Beamten gab es allerdings feile Seelen, aber sie bildeten doch Ausnahmen, und zu diesen zählte Ad. v. d. Stel nicht. Die Burghers dieser Zeit waren auch nicht entfernt so religiös gesinnte Menschen, wie man sie zu schildern pflegt, sie vergaßen allzuleicht die Gebote der Gerechtigkeit und Menschenfreundlichkeit. So drangen im Jahre 1702 45 Buren holländischer und französischer Herkunft mit einer Anzahl Hottentotten ins Innere vor, ermordeten alle Eingeborenen, die sie antrafen, und raubten zahlreiche Viehherden. Ähnliche Vorkommnisse waren nichts seltenes. Darum muß jeder es nur billigen, daß der Gouverneur gegen derartige Freveltaten energisch einschritt und die Schuldigen vor Gericht zog. Die Zahl der Verbrecher war jedoch so groß, daß er einstweilen von einer Bestrafung abstand und zuerst das Direktorium um Rat anging; er beschränkte sich darauf, den Tauschhandel mit den Wilden strengstens zu untersagen. Die Buren zeigten sich dem Befehle gegenüber widerspenstig, grollten mit dem angeblich strengen Herrn und sammelten Unterschriften

für ein Protestschreiben an die Ostindische Kompagnie. Um Verdächtigungen und Lügen waren sie nicht verlegen, der Gouverneur war gezeichnet als ein „ehrloser, heimtückischer Mensch, schamloser Verleumder, dessen Wahlspruch laute: besser ein armes Volk zum Unterthan als ein reiches; er sei geradezu eine Plage für die Kolonie, seine Freunde seien Diebe, die mit fremdem Geld ihre Taschen füllten; der Gouverneur und seine Getreuen hätten die besten Plätze der ganzen Kolonie inne". Nicht alle beteiligten sich an diesem Pamphlet. Von den 550 freien Bürgern, die es in der Kolonie gab, erklärten 240, daß sie den Gouverneur als einen Mann der Ehre und Tugend schätzten, der für das öffentliche Wohl sich aufopfere und allen Kolonisten mit Gerechtigkeit und Wohlwollen begegne. Von der Gegenpartei sagten noch andere vor Gericht aus, daß sie ihre Unterschrift im Augenblicke der Aufregung gegeben und die Anklagen nur vom Hörensagen wüßten.

Als diese Machenschaften dem Gouverneur zur Kenntnis kamen, war er darüber entrüstet. Er schickte seine Männer aus, um Erkundigungen einzuziehen, wer diese Protestversammlung veranstaltet, sie geleitet und wer sich daran beteiligt habe. Zugleich proklamierte er, daß er einen jeden, der Unterschriften gegen die Kolonialregierung sammle, als Unruhestifter mit dem Tode bestrafen werde. Und er blieb nicht bei der Drohung. Viele ließ er festnehmen und ins Gefängnis werfen, andere schickte er nach Holland und Batavia, und trieb wieder andere durch die Furcht, die sein strenger Sinn ihnen einflößte, weit ins Innere, wo diese sich vor dem „Wüterich" sicher fühlten.

Die Holländische-Ostindische Kompagnie sah mit großem Mißbehagen, daß Streitigkeiten zwischen den Buren und der Obrigkeit ausgebrochen waren. Vor der Untersuchungskommission, die sie ernannte, legte van der Stel auseinander, er habe sich diese Feindschaft einer kleinen Partei nur dadurch zugezogen, daß er unparteiisch und unerbittlich streng an den Verordnungen der Kompagnie festhalte und den Buren den ungesetzlichen Handel mit den Hottentotten sowie das Schmuggeln mit den Schiffen verbiete. Trotz dieser Selbstverteidigung sah sich die Gesellschaft angesichts der Erbitterung der Ansiedler in die Notwendigkeit versetzt, eine Änderung vorzunehmen und den Gouverneur sowie mehrere Beamte ihres Amtes zu entheben. Die von ihnen gefällten Verurteilungen zu Verbannung und Gefängnis wurden für null und nichtig erklärt und alles auf den früheren Thatbestand zurückgeführt. Die Offiziere mußten ihre Ländereien abtreten und durften keinen Handel mehr treiben. Man sollte meinen, daß mit diesen Maßnahmen der Haß der Buren gegen van der Stel befriedigt worden wäre: aber nein, sie konnten und wollten nicht sehen, daß van der Stel noch immer sein volles Gehalt aus der Kasse der Kompagnie bezog. Es gingen deshalb einige Buren nach Amsterdam, um den Direktoren der Kompagnie mündlich die Angelegenheit vorzutragen und die Entfernung des ehemaligen Gouverneurs

aus der Kolonie zu betreiben. Mehrere angesehene Männer nahmen sich der Buren an und bewirkten, daß van der Stel sowie die alten angeklagten Offiziere für immer aus dem Dienste der Kompagnie entlassen wurden. Um diese Zeit, im Jahre 1714, zählte die ganze Burenbevölkerung:

647 Männer	93 männliche Dienstboten
341 Frauen	1178 männliche Sklaven
467 Söhne	240 weibliche Sklaven
484 Töchter	221 Sklavenkinder.

Nach der Einwanderung der Hugenotten erhielt die Burenbevölkerung keinen bedeutenden Zuwachs mehr.

Ein Jahr zuvor hatten die Blattern in ganz Südafrika schrecklich gewütet und gegen 25 % der weißen Bevölkerung hinweggerafft. Ungleich größer war die Zahl der Opfer unter den Eingeborenen. Das folgende Jahr brachte die Viehseuche, welche nicht nur das Hornvieh wie gewöhnlich stark mitnahm, sondern diesmal auch die Pferde dezimierte. Leicht begreiflich, daß der Gemütszustand der Buren kein freudiger war. Der neue Gouverneur Pasques de Chavonnes, der 1714 sein Amt antrat, war ernstlich bemüht, den Beschwerden nach besten Kräften abzuhelfen und bessere Zustände anzubahnen. Die Buren erhielten jetzt Sitz und Stimme in den Gerichtshöfen, jedesmal wenn über ihre Interessen verhandelt wurde, und die Einfuhr und der Handel erfuhren eine ihren Wünschen entgegenkommende Regelung. Vollständig damit zufrieden erklärten sie sich indes noch lange nicht. Nur ungern sahen sie, daß sie einzig und allein in den Kaufläden der Kompagnie eingeführte Artikel kaufen und die Bodenerzeugnisse, wie Korn und Wein, sowie das Vieh nur an die Kompagnie veräußern durften, und zwar zu einem nicht von ihnen, sondern vom Käufer selbst festgestellten Preise. Jeder Handel mit fremden Schiffen an den Küsten war im allgemeinen verboten, und nur wenn die angebotenen Waren die Bedürfnisse der Kompagnie überstiegen, durfte der Überschuß an fremde Schiffe verkauft werden, aber auch dann nur mit Erlaubnis der Kompagnie, die nebenbei von den Waren hohe Steuern erhob. Ausländern irgend welche Gartenprodukte zu überlassen war unter keiner Bedingung erlaubt.

Ein jeder muß gestehen, daß die neue Ära nicht glückverheißend für die Buren ausgefallen war. Die Segnungen des Friedens konnten nicht von langer Dauer sein, und gar bald sollte die Fackel der Revolution im ganzen Lande aufleuchten. Die Buren sagten sich: Unsere Produktion ist beschränkt, die Kompagnie hat die Hand über alles, sie macht und thut, was sie will, von Unternehmungsgeist kann unter solchen Verhältnissen bei uns keine Rede sein. Ist es nicht eine grausame Tyrannei, nur mehr ein bestimmtes Maß zu säen und von der Ernte einen Teil zu einem bestimmten Preise an die Kompagnie abzutreten? — Viele waren dieser Drangsalierung

müde und zogen in das Innere des Landes, um endlich frei zu werden. Das war der Anfang des „Trekking", das nachher in immer steigendem Maße bis in die letzten Zeiten hinein von den Buren fortgesetzt wurde. Diese Verminderung des weißen Elementes sah die Kompagnie mit einem nassen Auge, konnte und wollte aber nichts dagegen thun. Nur geringer Ersatz ward ihr aus dieser Auswanderung zu teil, indem die verlassenen Farmen dem Fiskus verfielen.

Das Leben und Treiben der in das Innere des Landes geflüchteten Buren war ein unsäglich trauriges. Losgetrennt und weit entfernt von aller Zivilisation und dem Verkehr mit weißen, gebildeten Menschen, machte sich die Einsamkeit peinlich fühlbar. Es gab keine Märkte, keine Straßen, keine Schulen und keine Kirchen; über ein weites Gebiet zerstreut, sahen sich die Verbannten untereinander nur vereinzelt und in großen Zwischenräumen. Einzig ihr zähes Festhalten am Althergestammten hielt sie aufrecht und machte ihre Lage einigermaßen erträglich. Jeden Tag fand die übliche Hausandacht statt. Das Familienhaupt las einen Abschnitt aus der großen, vergilbten Bibel vor und verrichtete die verschiedenen Gebete, denn mit dem Joche der Tyrannen hatten sie nicht den Glauben der Heimat abgeschüttelt. Um den Buschmännern mit den giftigen Pfeilen in der Hand und der grausamen Lust am Morden und Brennen im Herzen erfolgreich zu begegnen, thaten sich die Buren zusammen, bildeten Kommandos und verteidigten tapfer und treu Haus, Herd und Freiheit. Dreißig lange Jahre stand dies eigenartige Bürgerheer von Weißen auf fremdem Gute, in wilder Natur, von wilden Menschen umgeben, jeden Tag von Gefahren umringt, jeden Tag zum Kampf auf Leben und Tod gewappnet. Auf beiden Seiten stritt man um hohe Güter. Die Buschmänner erklärten, daß Südafrika ihre ureigenste Heimat sei, in der sie ganz nach ihrem Sinn leben und herrschen wollten, und die Buren erwiderten, daß es sich um einen Kampf ums Dasein handle, und sie mit vollem Recht Teilung des Bodens verlangten, der groß genug für beide sei. Man kann sich im Ernste die Frage stellen, ob nur das Gewehr oder der giftige Pfeil diese Abmarkung hätten vollbringen können, und ob vielleicht nicht vielmehr der Hang zu Krieg das einfachere und redliche Mittel, die friedliche Übereinkunft, verdrängt habe. Die Buren hätten doch wissen sollen, daß man mit Gewalt von wilden Menschen nichts erhält, daß diese, von Natur argwöhnisch, niemals den Fremden gegenüber sich wohlwollend zeigen und nur durch Ernst gepaart mit Milde besiegt werden. Alle Schuld den Buren zuzuschreiben, wollen wir indes nicht wagen, ebensowenig wie wir uns bestreben, sie reinzuwaschen. Gesündigt wurde hüben und drüben. Den Zuwachs von andern Buren erschwerte die Kompagnie dadurch, daß sie alle Mittel versuchte, die Ansiedler der Kolonie innerhalb einer nahen Grenze festzuhalten. Sie veröffentlichte mehrere Erlasse, durch welche es strengstens

verboten war, ohne Erlaubnis die übernommene Farm zu verlassen. Kein Vorwand würde Geltung finden, dagegen waren harte Strafen, Konfiszierung jeglichen Eigentums, sogar Todesstrafe in Aussicht gestellt. Aber die Buren kümmerten sich wenig um solche Drohungen und gingen dorthin, wo es ihnen gefiel, ebenso wie die Elefantenjäger, die nach Wild suchten, und die Tauschhändler, togtgangers, die mit Eingeborenen in Verkehr treten wollten.

Die Kolonial-Regierung machte sich unterdessen immer mehr verhaßt durch bureaukratische Einmischung in die häuslichen Familienangelegenheiten. So erschien z. B. im Jahre 1755 ein langer Erlaß, „um dem Luxus und der Großthuerei unter den Staatsdienern Einhalt zu thun". „Trotz unserer wiederholt gegebenen wohlwollenden und treu gemeinten Ermahnungen", heißt es in demselben, „bringen sich die Staatsdiener und die Burghers in Kapstadt und in den umliegenden Faktoreien durch ungeregelten Luxus und die Sucht des Großthuns an den Rand des Verderbens, und diese Leidenschaft hat einen so hohen Grad erreicht, daß der Rat der Siebenzehn mit Ekel erfüllt und seinen Abscheu ganz außerordentlich auszudrücken gezwungen ist. Um den Untergang der Staatsdiener und Burghers, die keine Vorsicht kennen und von unerträglichem Stolz und von Eitelkeit geleitet sind, zu verhüten, und damit dieselben nicht fortfahren in dem Drange, sich gegenseitig im äußeren Scheine zu übertreffen und es den ersten Beamten gleich zu thun, wodurch Mangel an Ehrfurcht vor den Vorgesetzten bekundet würde, was besonders der Fall ist bei solchen, die größere Mittel besitzen als jene, welche höher im Range stehen — erlassen wir nachstehendes Placaat." Dasselbe enthält unter anderem auch den Befehl, daß nur die hohen Beamten in feinen Kutschen und mit sechs Pferden fahren, und nur die Damen der höchsten Kreise Diamantringe, Perlenhalsbänder u. s. w. tragen dürften. Kurzum, es war ein Erlaß, der die Parteilichkeit an der Stirne trug und die förmlich verachteten Buren noch mehr verbittern mußte.

Wenn im Vergleich zu ihren Brüdern in der Kolonie die Buren im Innern in mancher Hinsicht besser bestellt waren, so ward ihnen doch kein ruhiges Leben vergönnt. Der Boden der Karru wurde mit Blut getränkt, ständiger Kampf war die Tageslosung. Nicht nur im Norden drangen die Buren vor,. kämpften und tobten die wilden Rassen, auch im Osten der Kolonie wurden die Grenzpfähle immer weiter hinausgepflanzt. Hier stießen die Weißen auf die gefürchteten Kaffern der Ama-Kosa-Nation. Als diese sich nicht gutwillig jenseits des Fischflusses, welcher als die Grenze des Gebietes der Kompagnie erklärt worden war, zurückziehen wollten, bildeten die Buren auch hier ihre Kommandos und machten mit dem Gewehr ihre Forderungen geltend. Die Kaffern wurden geschlagen und ihre Herden weggenommen. Es war der erste Kaffernkrieg, der im Jahre 1781 stattfand.

Um dieselbe Zeit verbündeten sich Holland und Frankreich gegen England. Als das Gerücht ging, letzteres habe eine Flotte nach Südafrika geschickt, um das holländische Kap in Besitz zu nehmen, eilte eine französische Flotte unter Admiral Suffren ohne Verzug ebendorthin. Bei den Kap-Verdischen Inseln holte Suffren die englische Flotte ein und lieferte ihr ein Treffen, in dem die englischen Schiffe unbedeutenden Schaden erlitten. Suffren setzte dann seine Fahrt fort, landete seine Truppen in der Simonsbai und marschierte von hier aus sofort nach Kapstadt. Das Kap unter solcher Bedeckung anzugreifen hielt der englische Kommodore Johnstone für unsinnig; er begnügte sich damit, auf seinen Streifzügen eine bedeutende Anzahl von Schiffen der holländischen Kompagnie zu kapern und zu zerstören. Als im Jahre 1783 der Friede geschlossen wurde, war die holländische Handelsflotte beinahe gänzlich vernichtet.

Auch in der südafrikanischen Kolonie ließ der Krieg seine Spuren zurück. Da jegliche Verbindung mit dem Mutterlande abgebrochen war, waren dem Gouverneur von den Buren bedeutende Geldanleihen für die Erhaltung des Kap großherzig angeboten worden. Van Plettenburg hatte die Summen dankend angenommen und sein Manneswort gegeben, nachher die Schulden gewissenhaft zu zahlen. Der Krieg war zu Ende, aber der Gouverneur machte keine Miene, sein gegebenes Versprechen einzulösen. Ganz natürlich und leicht verständlich, daß sich allenthalben der Unwille unwiderstehlich Bahn brach, und daß scharfe Verurteilungen über solche Vorgänge überall laut wurden. Schon vorher, 1779, hatten die Buren darauf gedrängt, daß der Handel freigegeben, eine bessere Regierung eingesetzt, jeder Korruption, wie sie so oft und augenscheinlich unter van Plettenburg vorkam, vorgebeugt werde.

Als diese Proteste bei der Regierung am Kap nichts fruchteten, begab sich eine Abordnung von Buren nach Europa, um bei der Kompagnie selbst eine Denkschrift einzureichen. Dieselbe war im Sinne obiger Forderungen abgefaßt und wies mehrere hundert Unterschriften auf. Nach längerem Warten und Hoffen fanden die gestellten Anträge und berechtigten Anklagen teilweise Erhörung. Es wurden Maßregeln getroffen, dem Mißbrauch der Offiziersgewalt zu steuern; in den Gerichtshöfen durften neben den Beamten der Kompagnie eine gleiche Anzahl Buren sitzen; nur der freie Handel wurde rundweg abgeschlagen. „Wenn dieser gewährt würde," so hieß es in der Begründung der Absage, „dann wäre das Kap keine untergeordnete Kolonie mehr, sondern ein unabhängiger Staat." Wenn auch durch die erlangten Begünstigungen erfreut, reizte diese Antwort die Buren um so mehr, als ihnen alles am freien Handel gelegen war. Die tiefgehende Erregung und allgemeine Entrüstung sollte bald zum Ausdruck kommen.

Der große amerikanische Unabhängigkeitskrieg hatte die Buren mit Bewunderung und Begeisterung erfüllt. Sie sprachen viel von dem großen

Feldherrn und Staatsmann George Washington, sprachen auch von den allgemeinen Menschenrechten. Die Unzufriedenen stellten den Engländern, deren Joch die Amerikaner abgeschüttelt, die Holländer an die Seite, deren Regierung in den Kolonien unerträglich geworden. Ihnen schwebte das Bild einer afrikanischen Republik vor Augen, nur wollten sie nicht gleich zu den Waffen greifen, wie dies in Amerika geschehen. Der Sturm vermochte jedoch nicht die Frucht der Freiheit vom Baume zu schütteln — sie war noch nicht reif genug.

Die Kompagnie war infolge der wiederholten Schläge, deren Opfer sie in der letzten Zeit geworden, auf dem Wege zum Bankrotte und machte verzweifelte Anstrengungen, sich über Wasser zu halten. In allen Kolonien waren Unruhen ausgebrochen, überall herrschten die trostlosesten Zustände. Der Statthalter der Niederlande schickte im Jahre 1793 nochmals zwei Kommissionen ans Kap, um endlich Ordnung zu schaffen und der drohenden Gefahr vorzubeugen. Diese waren eifrigst bemüht, einerseits die Buren-Postulate thunlichst zu erfüllen und anderseits die Interessen der Kompagnie nicht zu beeinträchtigen. Den Burghers ward erlaubt, nachdem sie zu dem von der Kompagnie bestimmten Preise das derselben notwendige Getreide überlassen, das übrige nach Indien oder nach Holland zu verkaufen, aber auf holländischen Schiffen. Handel mit fremden Schiffen blieb nach wie vor untersagt. Diese Zugeständnisse waren zu gering, um den Sturm der Empörung, der immer heftiger wurde, zu beschwichtigen. „Wir leben von Gott und den Fremden!" riefen die Kolonisten trotzig und verlangten weitere Rechte. Als Steuern und Abgaben verlangt wurden, entgegneten die Grenzbewohner, sie verteidigten ihr Land auf eigene Faust, ohne Beihilfe des Staates, und sie sähen deshalb die Verpflichtung nicht ein, auch noch Steuern zu entrichten. Es herrschte eine schwere, drückende Gewitterluft, und wie am politischen Himmel Europas zogen auch in Südafrika dunkle, unheilschwere Wolken herauf. Schon rollte der Donner, Blitze zuckten, es schien, als sollten sich die Tage der Umwälzung und des Sturmes, die in Europa Throne gestürzt und Völker verwirrt hatten, an der Südspitze des dunklen Erdteils erneuern.

Im Februar 1795 kamen die Bürger von Bruintjes-Hoogte nach Graaff Reinet mit der Erklärung, daß sie nicht länger mehr der Holländisch-ostindischen Gesellschaft gehorchten und von jetzt ab frei sein wollten. Sie nötigten den Landdrost, das Magistratsgebäude binnen weniger Stunden zu räumen, und dieser, schwach und ohne Schutz, mußte nachgeben. Bald an dieser bald an jener Stelle der Kolonie kamen Aufstände vor. Die Kapholländer bildeten sieben Provinzen, thaten sich zusammen und erklärten sich als selbständige Republik. Und schon glaubten sie, die Stunde der Freiheit habe geschlagen, schon stiegen verführerische Hoffnungsbilder vor ihrer Seele auf, als mit einem Male durch Sturmeshauch der flüchtige

Traum zerfloß. Den Buren des Kaplandes könnte man mit vollem Recht das berühmte Säkulargedicht Schillers in den Mund legen:

Edler Freund, wo öffnet sich dem Frieden,
Wo der Freiheit sich ein Zufluchtsort?
Das Jahrhundert ist im Sturm geschieden,
Und das neue öffnet sich mit Mord.

Seine Handelsflotten streckt der Brite
Gierig wie Polypenarme aus,
Und das Reich der freien Amphitrite
Will er schließen wie sein eigen Haus.

Zu des Südpols nie erblickten Sternen
Dringt sein rastlos ungehemmter Lauf;
Alle Inseln spürt er, alle fernen
Küsten — nur das Paradies nicht auf!

Wie den Engländern war auch den Buren kein Paradies geschaffen; sie erlangten die sehnlichst erwünschte Freiheit nicht. Doch greifen wir den bewegten Ereignissen nicht vor.

Die Truppen der französischen Konvention überfluteten im Jahre 1795 Holland und machten es zu einer französischen Provinz. Der bisherige Statthalter der Niederlande, der Prinz von Oranien, flüchtete nach England, von wo aus er mit den andern europäischen Mächten gegen Frankreich operierte. Im Einverständnis mit dem Prinzen richtete England sein Augenmerk auf die Kapkolonie. Man sagte sich, daß, wenn die französische Flotte das Kap in Besitz nähme, die englischen Schiffe, die nach Indien segelten oder von dort zurückkehrten, stets belästigt werden könnten. Der Prinz gab um so leichter seine Einwilligung zu dem Eroberungsplan, als er wußte, daß viele für die Revolution schwärmende Kapstädter eine französische Flotte erwarteten und selbst unter den Kapbehörden seiner Person wenige ergeben waren. So ging denn eine englische Kriegsflotte von Spithead ab unter dem Admiral Elphinstone und dem General Craig. Der Prinz von Oranien seinerseits richtete ein Schreiben an die Beamten des Kap, in welchem er sie ersuchte, die Engländer, die keine andere Absicht hegten, als die Kolonie gegen die französische Invasion zu schützen, als Verbündete aufzunehmen. Inzwischen hatte aber der Gouverneur des Kap, Sluysken, von der Kompagnie Ordre erhalten, die Landung jeglicher fremden Macht nach Kräften zu verhindern, da man nicht voraussehen könnte, welchen Ausgang die Dinge nehmen würden. Es war dem Gouverneur nicht leicht, dem erhaltenen Befehle nachzukommen. Neben der gänzlichen Erschöpfung der Finanzen war er in einen Krieg mit den benachbarten Eingeborenen verwickelt, und herrschte eine beständige Unruhe unter den Einwohnern selbst. Gegen diese verschiedenen Feinde standen dem Gouverneur alles in allem nur 3000 Mann zur Verfügung, Soldaten, Buren und Hottentotten.

Am 11. Juni erschien das englische Geschwader am Kap, und ein englischer Offizier überreichte dem Gouverneur das vom Prinzen von Oranien verfertigte Schriftstück. Die Buren weigerten sich energisch, dem darin ausgesprochenen Befehle nachzukommen, weil die Ordre nur vom Statthalter unterzeichnet sei. Selbst die persönlichen Vorstellungen des englischen Generals Craig, der feierlichst versprach, am Bestehenden nichts ändern zu wollen, die Rückgabe an Holland nach dem Frieden verbürgte, freien Handel mit England und Indien anbot und endlich auf die von den Wilden drohende Gefahr hinwies, fand bei den von Freiheitsideen verwirrten Kolonisten kein Gehör. Man traf auf beiden Seiten Anstalten zum Kampfe. Da fiel den Kolonisten ganz zufällig eine der Wachsamkeit der Engländer entgangene Zeitung in die Hände, durch welche die Proklamierung der Republik in Holland und die Abschaffung der Statthalterschaft bekannt wurde. Dadurch noch mehr den Engländern abgeneigt, zogen die Kapkolonisten alle Truppen und Geschütze in dem befestigten Muizenberg zusammen, um den Weg nach Kapstadt zu verteidigen. Unterdessen nahmen die Engländer alle Schiffe, die im Hafen von Simonstown ankerten, in Beschlag und warteten geduldig auf den günstigen Zeitpunkt zu einem Angriffe auf die Burenstellung. Unthätig waren sie jedoch nicht, denn es gelang ihnen, die holländischen Soldtruppen zu bestechen und durch die Lockspeise guter Zahlung herüberzuziehen. Am 7. August griff Craig Muizenberg plötzlich an. Im ersten Augenblicke flohen alle Milizen und zogen sich in aufgelöster Flucht nach Kapstadt zurück. Die englische Macht von 4000—5000 Mann hatte den 900 Milizen gegenüber leichtes Spiel, und am 16. September 1795 vollzog Sluyskens die Übergabe des Castle und der Stadt an den König von Großbritannien.

Arg verrottete Zustände trafen die Engländer im Kapland an. Jede einsichtige und verständnisvolle Verwaltung hatte seit langem vollständig gefehlt, die Behörden selbst hatten eine ungenaue und unvollkommene Kenntnis von Land und Leuten. Die Kolonisten glaubten über eine Miliz von 15 000 bis 20 000 Mann zu verfügen, während die ganze Bevölkerung der Kolonie kaum 20 000 Köpfe betrug. Der Handel war unbedeutend, das Geldwesen lag danieder, die Mineralschätze des Landes waren unerschlossen, dem Weinbau und der Bodenkultur wurde seit langem nicht gehörige Beachtung geschenkt — und dies alles, weil man das Kap einzig als eine Erfrischungsstation für die indischen Schiffe betrachtete. Die Einnahmen betrugen jährlich nur $^1/_2$ Million Mark, während die Ausgaben sich auf 2 400 000 Mark beliefen. England war gleich darauf bedacht, die Buren für sich zu gewinnen; es sorgte redlich, daß wirklich eine bessere, glücklichere Zeit für die schwer heimgesuchte Kolonie anbrach. Die neue Verwaltung steuerte vor allem den oben angeführten Mißständen, hob die lästigen Steuern auf und beseitigte die drückenden Monopole der Holländisch-Ostindischen Gesellschaft.

Der Gouverneur Earl of Macartney war ein tüchtiger Beamter mit einer festen, eisernen Hand. Er schuf eine eigene landwirtschaftliche Behörde, führte bessere Ackergeräte ein, vereinfachte die Verwaltung, versah die Regierungsposten mit erprobten Männern, gestaltete das Justizwesen von Grund aus um und verbannte die übliche Folter und die andern grausamen Körperstrafen. Durch das Anlaufen der indischen Flotte bekam der bis dahin daniederliegende Handel einen neuen Aufschwung: von 1795 bis 1800 sah Kapstadt 742 Schiffe in seiner Bai Anker werfen. Bald überstiegen die Einnahmen die Ausgaben, die neue Verwaltung machte sich allerorts recht vorteilhaft fühlbar und gewann mit jeder neuen Verbesserung neue Freunde und Anhänger.

Nur die Buren, welche weiter im Innern des Landes wohnten, waren mit dem Wechsel der Herrschaft unzufrieden. Recht unangenehm empfanden sie es, daß die Engländer ihnen nachsagten, durch den fortwährenden Einbruch mit ihren Herden in das Gebiet der Eingeborenen störten sie den Frieden. Ferner sahen sie mit Mißbehagen, daß protestantische Missionare zu den Wilden gingen, die nach Ansicht der Buren keinen christlichen Unterricht brauchten, und daß jene sich ganz entschieden gegen das Sklavenwesen aussprachen.

Wenn auch durch die neue Umgestaltung der Dinge und die andern volksbeglückenden Zukunftspläne, wie sie jeder Sieger dem Besiegten vorspiegelt, die aufrührerische Bewegung stark gedämpft worden war, so hatte die Freiheitsliebe stellenweise die Köpfe derart verwirrt, daß die vollständige Ruhe nicht ins Land zurückkehrte. Die britische Flagge war in Graaff-Reinet kaum aufgehißt worden, als die Buren sie auch schon herunterrissen. Englische Truppen erschienen alsbald, nahmen die Häupter des Aufruhrs gefangen und schüchterten die andern ein. Die Unruhestifter sollten einer exemplarischen Strafe unterworfen werden. Die Ausführung des Urteils zog sich jedoch in die Länge, und als einige Zeit nachher das Kap wieder an Holland abgetreten werden mußte, entgingen die Gefangenen der angedrohten Bestrafung.

Auch mit den Wilden hatten sich die Engländer zu befassen. Gleichfalls von der Freiheitsepidemie angesteckt, waren die Hottentotten es überdrüssig geworden, noch länger Sklaven und Knechte zu sein. Von den rebellischen Buren waren sie zum Kampfe gegen England mit Waffen versehen worden. Jetzt, da England die Feuerwaffen nicht in den Händen dieser Kinder lassen wollte und auch den Hottentotten nicht sogleich eine Strecke Landes anwies, schlugen sich diese zu ihren bisherigen Feinden, den Kaffern, die in immer größerer Zahl von Osten her in die Kolonie einfielen, und im Verein mit diesen begannen sie das Plündern und Morden an allen vom Militär entblößten Stellen. Buren wie Engländer setzten sich machtlos dem verderben-

bringenden Strome entgegen, und es wäre vielleicht zu einem furchtbaren Kriege gekommen, gleich dem von San Domingo und Haiti (1791), wenn der englische General Dundas nicht zur milden Behandlung des Feindes seine Zuflucht genommen und einen Waffenstillstand abgeschlossen hätte.

England war auf dem besten Wege zum endgültigen Erfolge, als der Friede von Amiens das Kap den Holländern zurückgab. 1803 verließen die Engländer Kapstadt, und ein neuer holländischer Gouverneur, General Janssens, trat sein Amt an. Er war voll Wohlwollen und huldigte liberalen Anschauungen, versprach die Buren fortan zu beschützen und zu unterstützen und den Ackerbau in jeglicher Weise zu befördern. Er anerkannte die im Gebiete der Kompagnie lebenden Hottentotten als freie Bürger und betrachtete deren Zivilisation als eine seiner Hauptaufgaben. Ebenso suchte Janssens sich in gutes Einvernehmen mit den angrenzenden Kaffern zu setzen und that sein mögliches, daß die im Dienste der Kolonisten stehenden Sklaven als Mitmenschen betrachtet und demgemäß milder und freundlicher behandelt wurden. Für die Geistlichen, die Schulen und die Soldaten wurde gleichfalls in entsprechender Weise alles vorgesehen.

Dies war alles im Werden begriffen, als der zu Amiens geschlossene Friede gebrochen wurde. Von neuem entbrannte 1805 der Krieg zwischen Frankreich und England. Kaum hatte England vernommen, daß Napoleon sein Auge auf die Kapkolonie richte, als es sofort in aller Stille ein Geschwader von 6 großen Kriegsschiffen, 50 Transportschiffen und 6654 Mann an Bord nach Südafrika aussandte. In dem Kanal zwischen Robben Island und den Blaubergen nördlich von Kapstadt nahm die englische Flotte am 5. Januar 1806 Stellung. Janssens konnte dem Feinde mit nur 2000 Mann entgegentreten, worunter viele Hottentotten und Malayen. Aber schon beim ersten energischen Angriffe nahmen diese schwarzen Gesellen schleunigst Reißaus, am 9. Januar öffnete Kapstadt seine Thore, und am 13. übergab sich Janssens, der mit einer Handvoll Getreuer sich in die nahen Berge zurückgezogen hatte, dem englischen General Sir David Baird. Im Frieden zu Paris (1815) anerkannten und besiegelten die europäischen Mächte die Besitzergreifung des Kap durch England. Die Bevölkerung der Kolonie betrug um diese Zeit:

26 720 von europäischer Abkunft,
17 657 Hottentotten,
29 256 Malayen u. a.
73 633 Einwohner.

(Nach Seidel gab es nur 62 000 Einwohner; nach Zimmermann 29 500 Malayen und 20 000 farbige Freie.)

Die von der britischen Krone angestellten Gouverneure bekundeten eine anerkennenswerte Rücksichtnahme auf die alten Gesetze und Einrichtungen

der Buren und einen unermüdlichen Eifer, die Kolonie für europäische Besiedelung und Bewirtschaftung im größeren Maßstabe geeignet zu machen. Earl Caledon (1807—1811) eröffnete eine Postverbindung mit dem Innern des Landes und setzte an verschiedenen Orten Gerichtshöfe ein, die für die Wahrung der Rechte sowohl der Weißen als auch der Eingeborenen Sorge zu tragen hatten. Während seiner Regierung wurde 1808 der weitere Handel mit Sklaven in der Kapkolonie verboten. Wiederum brausten die Buren auf, denn dadurch war es ihnen unmöglich gemacht, neue Sklaven zu erhalten. Auch ihre Farmen wurden von den Schwarzen, die das Verbot zu ihren Gunsten ausbeuteten, vielfach geplündert, und die Hottentotten verlangten von den Weißen eine bessere Behandlung als in der Vergangenheit. Die protestantischen Missionare stellten sich auf die Seite der Eingeborenen und warfen den Kolonisten allerlei Unthaten und Grausamkeiten vor, während diese über die Faulheit, Dieberei und Tücke der Hottentotten Klage führten. Ein Burenkrieg stand vor der Thüre, und es ist dem verständigen Gouverneur zu verdanken, daß er noch rechtzeitig unterdrückt wurde. Ein ernstes, aber auch unparteiisches Eingreifen brachte die Aufrührer zum Schweigen; schuldig befundene Ansiedler wie auch Eingeborene wurden bestraft. Die Hottentotten wurden zur Ordnung gerufen und erhielten Pässe, die ihnen das Verbleiben nur in gewissen Distrikten und an gewissen Orten erlaubten; ihren Kindern wurde eine Zeitlang die Arbeit zur Pflicht gemacht.

Der folgende Gouverneur Sir Cradock (1812—1814) verlieh den Bürgern eigenen Grund und Boden. Besondere Sorge richtete er auf die Erziehung der Kinder in den Schulen, steuerte den räuberischen Einfällen der Kaffern durch eine militärische Macht, die unter dem Oberbefehle des Obersten Graham, unterstützt von den Buren, in die waldige Gegend des Zuurberges vordrang. Nach einem zweiwöchentlichen Manöver wurden die Kaffern auf die Ostseite des Fischflusses zurückgeworfen. Der Tod des Burenlanddrosten Stockenstrom forderte in diesem Kriege den Zorn der Weißen heraus. Stockenstrom, der ein allzu großes Vertrauen in die Redlichkeit der Kaffern setzte, begab sich mit einigen Offizieren auf den Zuurberg. Hier wollte er in friedlicher Weise mit den Kaffern verhandeln und sie dazu bewegen, sich freiwillig jenseits des Fischflusses zurückzuziehen; wenn sie darauf eingingen, sollte kein Schuß auf sie abgefeuert und alle Feindseligkeit ein für allemal eingestellt werden. Der Feind zeigte sich nicht abgeneigt. Während der Unterhandlungen jedoch meldeten einige Kaffern, daß unten im Thale bereits Blut geflossen sei. Sogleich warfen sich die wütenden Schwarzen auf die Weißen und töteten Stockenstrom und mehrere der Gesandtschaft. Mit knapper Not retteten nur wenige ihr Leben durch die Flucht. Über diesen Verrat und die blutige That ergrimmt, rückten die Briten vereint mit den Buren gegen die Kaffern und schlugen sie auf

allen Punkten. An der Stelle, an welcher die Soldaten des Colonel Graham ihr Quartier hatten, erhebt sich heute die Stadt Grahamstown.

Lord Charles Somerset folgte 1814 Cradock als Gouverneur. Seine Politik ging dahin, die Ansiedler vor Kafferneinfällen sicherzustellen und die Kaffern unschädlich zu machen. Zu diesem Zwecke versuchte er dem Häuptling Gaika die Oberhoheit über alle übrigen Stämme zu verschaffen. Gaika fiel als Gegenleistung die Aufgabe zu, dafür zu sorgen, daß die Beziehungen zwischen den Eingeborenen und der Kapregierung stets freundliche blieben. Dies geschah im Jahre 1817. Doch schon bald zeigte sich, daß diese Maßnahme verfehlt sei. Die Absichten Somersets scheiterten vollständig an der Selbstsucht, der Freiheitsliebe und dem Unabhängigkeitssinn der Kaffern. Kaum hatten diese die Absicht Gaikas erkannt, als sie sich gegen den Häuptling empörten und ihn als Verräter bekriegten. Der Kapregierung fiel es zu, ihrem Schützling zu Hilfe zu eilen und von neuem in den Krieg zu ziehen. Gegen 10000 Kaffern scharten sich unter dem berüchtigten Häuptlinge und Propheten „Linkoh" (Linke Hand) zusammen, welcher vorgab, mit der Geisterwelt in Verbindung zu stehen, und mittels großen Wortschwalles und glänzendster Versprechungen das ganze Volk zum Kampfe gegen die Engländer hinriß. Mit seinen wilden Horden fiel er in die Kapkolonie ein und griff die Stadt Grahamstown an, in welcher die englischen Truppen sich mit Waren und Munition zurückgezogen hatten. Den Oberbefehl führte Oberst Wiltshire. Mit 320 Mann erwartete dieser den Angriff der nach Tausenden zählenden drei feindlichen Heerhaufen. Unter fürchterlichem Kriegsgeheul stürmten die Wilden heran, als plötzlich die Kanonen der Engländer zu spielen begannen und ungeheure Lücken in die Reihen der Kaffern rissen. Nicht minder schrecklich wirkte das Klein-Gewehrfeuer. Die Assegai-Männer waren auf diese energische Defensive nicht gefaßt, sie verloren bald den Mut und stoben nach allen Richtungen erschreckt und wild auseinander. Der Krieg wurde beendigt durch die freiwillige Auslieferung des Häuptlings Linkoh, der nach Robben-Island verbannt wurde.

Dieser Krieg war für die Weißen insofern lehrreich gewesen, als zur Sicherung gegen erneute Einfälle die Grenze besser als bisher befestigt wurde. Mit den Kaffernhäuptlingen schloß die Kapregierung ein Übereinkommen ab, dahin lautend, daß der Chumie- und Keiskamma-Fluß die östliche Grenze des Kaplandes bilden und das Land zwischen diesen beiden Flüssen als neutraler Boden angesehen werden sollte. Zu gleicher Zeit wurden protestantische Missionare zu den Kaffern gesandt, die mit dem Christentum Ruhe und Zivilisation unter die wilden Horden zu verbreiten versprachen.

Somerset ging selbst an die Grenze, um die Gegend in Augenschein zu nehmen. Das Land am Kersken-, Fisch- und Buschmannflusse schien ihm als „unerreichbar dastehend in der Welt, was Schönheit und Fruchtbarkeit

des Bodens angeht". Da die Buren nicht zahlreich genug waren, um alles Land anzubauen, so wandte sich der Gouverneur nach England. Trotz der englischen Besitzergreifung hatten sich bis zum Jahre 1820 wohl einige englischen Kaufleute, aber keine englischen Farmer in der Kapkolonie angesiedelt. Jetzt fiel die Einladung Somersets in seinem Vaterlande auf günstigeren Boden. Es war gerade nach der Beendigung des napoleonischen Krieges, wo Englands Handel vollständig daniederlag und für die frei gewordenen Arbeitskräfte es nichts Verlockenderes gab als die Auswanderung in ferne Länder. Das englische Parlament befürwortete die Einladung Somersets und votierte die Summe von 50 000 Pfd. St. für die Kolonisation in Südafrika. In kurzer Zeit hatten sich nicht weniger als 90 000 Personen gemeldet, von denen jedoch nur 5000—6000 angenommen werden konnten. Die ersten Schiffe, welche die englischen Auswanderer nach Südafrika brachten, der „Nautilus", „Ozean" und „Chapman", warfen am 20. April 1820 in der Algoa-Bai Anker; in der Folgezeit landeten hier noch 23 andere Schiffe. An dem Landungsplatze, einem damals noch unbekannten, von nackten Sandhügeln umgebenen Fischerdorf, erhebt sich heute die schöne Stadt Port Elizabeth, deren Dasein laut verkündet, daß britisches Geld und britischer Unternehmungsgeist Gegenden, die als unwirtlich verschrieen waren, binnen kurzer Zeit in segensreiche Auen umzuwandeln vermögen.

Die englischen Einwanderer zerstreuten sich in die westlichen Distrikte der Kolonie, die Schotten unter Pringle hingegen ließen sich in dem Somerset-Distrikt am Baviaan River nieder; die andere, größere Anzahl der Eingewanderten (3800) nahm das Land zwischen dem Fisch- und Buschmannfluß in Besitz. Durch Fleiß und Ausdauer schuf sich hier ein tüchtiger Volksstamm sein Glück.

Die bereits ansässigen Buren niederdeutscher Herkunft brachten der neuen Einwanderung wenig Sympathie entgegen, weil sie sich sagen mußten, daß die Engländer von der englischen Regierung überall Bevorzugung erfahren würden. Gleich im Anfang seiner Verwaltung hatte Somerset es mit den Buren gründlich verdorben, indem er mehrere derselben, die sich den Verordnungen der Regierung widersetzt hatten, hinrichten, einkerkern oder verbannen ließ. Die Geschichte ist zu interessant, als daß wir sie dem Leser vorenthalten dürfen. Ein Farmer Namens Frederik Bezuidenhout in Nagters Nek war wegen Mißhandlung eines Schwarzen bei den englischen Gerichten angeklagt worden. Alsbald erschien auf seinem Gehöft ein englischer Gerichtsbote in Begleitung von Soldaten, um den Missethäter festzunehmen und auszuliefern. Für ein „Verbrechen", das in seinen und seiner Landsleute Augen gar nicht strafwürdig war, sich einkerkern zu lassen, damit war Bezuidenhout unter keinen Umständen einverstanden. Er wandelte sein Wohn-

haus in eine Feste um, setzte sich zur Wehr und gab, da die Soldaten seinen wiederholten Aufforderungen, zu weichen, nicht Folge leisten wollten, Feuer, ohne jedoch zu treffen. Der Übermacht wäre er unzweifelhaft erlegen, und deshalb floh er heimlich mit einem erprobten Knechte. Wie ein gehetztes Wild wurde der Farmer von der Truppe verfolgt und schließlich in einer Höhle entdeckt. Der Flüchtling verteidigte sich mit Löwenmut, als ihn eine feindliche Kugel so unglücklich traf, daß er nach kurzer Zeit verschied. Sein Tod war das Signal zum Aufruhr. Die Sippe des Ermordeten und seine zahlreichen Freunde schwuren, den Toten zu rächen, verbanden sich mit dem kriegslustigen Kaffernhäuptling Ngquika, und es wäre beinahe den Buren schon damals gelungen, ihre Selbständigkeit zu erzwingen. Doch ein Unstern leuchtete über der ganzen Empörung. Die Führer der Aufständischen gerieten, noch bevor es zum Kampfe kam, durch Verrat in die Hände der Engländer. Als trotzdem die Buren vorrückten, wurden sie nach verschiedenen kleineren Gefechten, die für sie unglücklich ausfielen, am Winterberge eingeschlossen und fast völlig niedergemacht. Etwa 70 Überlebende wurden als Gefangene teils mit langjährigem Kerker teils mit Verbannung bestraft, fünf von ihnen hingerichtet.

Das Verhalten des englischen Gouverneurs in diesem Punkte, sein allzu strenges Vorgehen muß als ein unkluges und durchaus verfehltes bezeichnet werden. Die Besiegten gewinnt der Sieger durch Güte und Gerechtigkeit, nicht aber durch Strenge, noch weniger durch Gewalt, denn das gereizte Gefühl des besiegten Volkes ist ein krankhaftes, das leichter sich verschlimmert, als es sich heilen läßt. Somerset hätte den weisen Mahnungen, die 1800 der englische Staatssekretär niederschrieb, Gehör schenken sollen: „Wenn ich den Landesteil betrachte, über welchen diese Ansiedler zerstreut sind, den rauhen und unkultivierten Stand, in dem sie leben, und die befremdenden Begriffe von Unabhängigkeit, die unter ihnen herrschen, so befürchte ich, daß jeglicher Versuch der Einführung der Zivilisation und einer strengen Durchführung der Gesetze sehr langsam vor sich gehen wird, ja sogar, wenn ein solcher Versuch unvorsichtig und rücksichtslos gemacht werden sollte, er den Geist der Widersetzlichkeit hervorrufen oder die Ansiedler veranlassen wird, sich noch weiter von dem Sitze der Regierung zu entfernen; so würde aber den wohlgemeinten Gesinnungen, mit denen solche Maßregeln getroffen wurden, ein Erfolg nicht entsprechen. Meiner Ansicht nach besteht die geeignete Politik den Buren gegenüber darin, sich so wenig als möglich in ihre häuslichen Verhältnisse und innere Ökonomie zu mischen, sie vielmehr zu betrachten als entferntere Gemeinden, die von der Regierung abhängen, als wie Unterthanen, die mit eiserner Notwendigkeit sich allen Gesetzen und Einrichtungen der Regierung unterwerfen. Gegenseitige Vorteile, die durch Tausch und Handel entspringen, Vertrauen und Gerechtigkeit in allen

Beziehungen zu ihnen, verbunden mit thatkräftigem Schutze und gelegentlichen Beweisen von Güte und Wohlwollen seitens der Regierung, scheinen mir die besten Mittel zu sein, sich ihrer Treue und Anhänglichkeit zu versichern."

Somerset ging einen diametral entgegengesetzten Weg. Durch despotisches und willkürliches Vorgehen griff er in die Rechte der Buren ein, beeinträchtigte die Freiheit der Presse, indem er eine strenge Zensur anordnete, und verweigerte die Erlaubnis zu Versammlungen, in denen öffentliche Angelegenheiten erörtert werden sollten.

Gegen die Übergriffe Somersets sahen die Buren sich genötigt, nach London zu appellieren. Sie klagten über hohe Steuern, Verschwendungssucht und Willkürakte des Gouverneurs und setzten durch, daß eine Kommission ernannt wurde, welche die genaue Sachlage in Südafrika untersuchte (1823). Noch bevor die Untersuchung zu Ende war, wurde Somerset beurlaubt; er reiste nach England, scheinbar, um dort seine Verteidigung zu führen, in Wirklichkeit jedoch, um seinen Rücktritt anzubahnen, der auch bald darauf erfolgte (1827).

Die Kommission beendigte ihre langwierige Arbeit kurze Zeit nachher. Die Berichte über ihre Wirksamkeit enthielten eingehende, interessante Darlegungen der bisherigen Verwaltung, der Finanzlage, des Handels, der Verhältnisse des Landes und der Bestrebungen der Einwohner. Die wirtschaftlichen Verhältnisse waren inzwischen recht günstige geworden. Die indische Flotte und die große Truppenmacht, die in St. Helena Napoleon bewachte, bezogen all ihren Bedarf an Lebensmitteln aus der Kapkolonie. Die Zahl der Ansiedler vermehrte sich stark. Der Wert

der Ausfuhr betrug	1806—1814	durchschnittlich	im	Jahre	6 000 Pfd. St.
	1815—1825	„	„	„	112 500 „
der Einfuhr „	1806—1814	„	„	„	100 000 „
	1815—1825	„	„	„	350 000 „

Die jährlichen Einnahmen 1806—1814 durchschnittlich 100 000 Pfd. St.
„ „ „ 1815—1819 „ 124 000 „
„ „ „ 1820—1825 „ 123 000 „

Die Thätigkeit der Kommission blieb nicht wirkungslos, sie schuf eine neue Ära. Mehrere Beschlüsse waren dazu angethan, die berechtigten Wünsche und Forderungen zu erfüllen, die Ansiedler zu neuer, freudiger Arbeit anzuspornen und eine feste Basis für die Wohlfahrt des Landes zu legen. Das Gute, das so geschaffen wurde, stellte aber die ebenso unkluge als unzeitgemäße Politik, die England fortan einschlug, schnell wieder in Frage: die englische Regierung benutzte nämlich diese Gelegenheit, um die Kolonie zu anglisieren. Der Gouverneur, der bisher im Gegensatz zu andern englischen Kolonien nach eigenem Ermessen, ohne irgend einen Rat regiert hatte, erhielt nunmehr einen Beirat von sechs Mitgliedern, der aus vier hohen Beamten und zwei Kolonisten bestand. Alles Papiergeld wurde

gesammelt, die Papierdollars, die einen Nominalwert von 4 Schilling besaßen, aber bis auf ein Drittel des Wertes gefallen waren, wurden zum Kurs von $1^1/_2$ Schilling eingezogen oder durch Metall und englische Noten ersetzt. Auch die Grenzen der Kolonie wurden im Norden und Nordosten vorgeschoben und die Kolonie in eine westliche Provinz mit der Hauptstadt Kapstadt und in eine östliche mit der Hauptstadt Port Elizabeth eingeteilt. Die Richter, welche früher der Gouverneur ernannte, waren nunmehr von der Krone abhängig.

Tiefer greifend jedoch und für die Buren verletzender waren folgende Bestimmungen. Die alten holländischen Einrichtungen wurden abgeschafft, andere Magistrate und Beamte ernannt. Zu den Beamten wählte man meistens englisch sprechende Männer, die oft weder Holländisch noch Afrikanisch verstanden, und verabschiedete die alten Landdroste und „Heemraden", denen die Burghers ihr ganzes Vertrauen schenkten, weil sie in der Regel sehr einflußreiche und tüchtige Farmer des Distriktes waren und das Bindeglied zwischen dem Burenvolk und der Regierung bildeten. In allen größeren Städten und Ortschaften wurden englische Schulen eröffnet, die es als eine ihrer Hauptaufgaben betrachteten, das alte Holländische zu verdrängen und das Englische in der Kolonie immer mehr und mehr einzubürgern.

Endlich erschien auch als letzter Trumpf die Magna Charta der Eingeborenen, worin es hieß, daß die Hottentotten und freien Farbigen, die innerhalb der Kolonie gesetzlich residierten, vollen und ungeschmälerten Anspruch hätten auf alles und jegliches Recht, Benefiz und Privileg, das andere britische Unterthanen genießen. Zu all diesem wurden nun auch die Bedingungen von Dienstverträgen festgestellt, Löhne in Tabak und Branntwein untersagt, die Beschwerden der Dienstboten untersucht und die Schuld der Arbeitgeber gebührend bestraft.

Man kann sich leicht vorstellen, mit welchen Gefühlen diese Bestimmungen von den Buren aufgenommen wurden. Sie wollten England gehorchen, aber sie verlangten von der Regierung alle ihnen zukommenden Rechte und eine humane Behandlung. Wie ihre Vorfahren in den Niederlanden den Geusenpfennig auf der Brust trugen, auf dem die Worte standen: en tout fidèle au roi, dabei aber nicht als Geusen, d. h. Bettler gelten wollten, weil sie dies in Wirklichkeit nicht waren, so schworen auch die Buren England die Treue, waren aber nicht geneigt, als Bettler an der Krippe der Regierung zu stehen und alles von der Gnade und Barmherzigkeit der hohen Herren zu erwarten. Das gewaltthätige Zurückdrängen des holländischen Elementes, des alten Charakters, der holländischen Sprache und das unter der Ägide der Regierung wachsende und steigende Vordringen des englischen Volksteiles erfüllte die Buren mit heftigem Zorn. Auch die Humanitätsmeierei der Engländer den Eingeborenen gegenüber war ihnen zum Ekel. In diese neuen Einrichtungen

konnten sie sich nicht zurechtfinden, ihre Mißstimmung und Unzufriedenheit stieg stetig, und doch hatte schon der alte Groll das höchste Maß erreicht.

Ein Glück, daß der Gouverneur klug genug war, einzulenken und durch Abänderungen der ursprünglichen Erlasse die gereizten Buren einigermaßen wieder zu versöhnen. Er veranlaßte, daß das Erfordernis der Kenntnis der englischen Sprache für Geschworene aufgehoben und der Kreis der dazu fähigen Leute erweitert wurde. Ferner gewährte England 1833 dem Kapland die volle Verfassung einer Kronkolonie; der ausführende Rat bestand aus 4 der höchsten Beamten und der gesetzgebende Körper aus 10—12 Mitgliedern, von denen nur 5 Beamte waren, die übrigen aber aus der Reihe der Kolonisten gewählt wurden.

Eines blieb jedoch, und dies war die Ursache alles späteren Unheils: die Negerhumanität. Schon bei der Bekanntmachung des Verbotes des Sklavenhandels im Jahre 1808 war die Erbitterung der Buren eine so hochgradige gewesen, daß die englischen Beamten Weisung von oben erhielten, gegen die Burghers rücksichtsvoll und nachsichtig zu sein, um dieselben nicht noch mehr zu reizen. Die protestantischen Missionare hatten jedoch Argusaugen, brachten jede Übertretung der Gesetze zur Anzeige und ruhten alsdann nicht, bis der Fehler durch strenge Bestrafung gerächt war. Daß sie bei ihrem allzu großen Eifer unbegründete Thatsachen mit andern thatsächlich geschehenen verquickten, mitunter schon auf den bloßen Verdacht hin den einen oder andern verklagten, steht außer Zweifel. So läßt Dr. Philips, ein Prediger der Londoner protestantischen Missionsgesellschaft, in seinen Büchern sich zu manchen Übertreibungen, Entstellungen und gehässigen Anklagen aus schwärmerischer Liebe für ein menschenwürdiges Dasein der eingeborenen Stämme hinreißen. Es fanden sich sogar Anschuldigungen gegen die Beamten darin, die ihm einen Prozeß eintrugen. Philips verlor ihn und hatte bedeutende Unkosten zu tragen.

Die Missionare setzten 1816 durch, daß ein genaues Verzeichnis aller Sklaven der Kolonie, der Geburten und Todesfälle derselben angeordnet wurde, und erlangten ferner, daß, wenn die Geburt eines Sklavenkindes binnen sechs Monaten nicht eingetragen sei, dasselbe ipso facto frei wäre. 1823 wurden noch andere Bestimmungen vorgeschrieben, so die Sonntagsruhe für die Neger, das Verbot der Trennung der Kinder von den Eltern, der Unterricht für die jungen Sklaven und eine geregelte Arbeitszeit. So besserte sich die Lage der Sklaven allmählich, und drei Jahre später wurden sogar Beamte zur Überwachung der Einführung des Sklavenschutzes aufgestellt und die noch wichtigere Maßregel getroffen, daß sich die Sklaven mittels einer von den Beamten abgeschätzten Summe loskaufen konnten.

Es ist leicht erklärlich, daß sich die Sklavenhalter vielfach gegen solche Verordnungen sträubten und sie unbeachtet ließen. 1832 fand in Kapstadt

eine Versammlung von 2000 Sklavenbesitzern statt, auf der sie in heftigen Reden gegen die neuen Gesetze protestierten und unter anderem besonders hervorhoben, daß sie in der Ausnützung der Arbeitskräfte der jungen Neger beschränkt seien und die älteren und schwächeren ernähren müßten. Ihr Protest verhallte aber wirkungslos. Die Berichte der protestantischen Missionare und anderer hatten derart die öffentliche Meinung beeinflußt, daß das Prinzip der Humanität den Farbigen gegenüber immer stärker betont wurde. Im Londoner Parlament wurden salbungsvolle Reden über die Leiden der Eingeborenen gehalten, aber nicht beherzigt, daß der ideale Sinn und die Großmut auch mit Thatsachen zu rechnen habe und Realpolitik treiben müsse. Es liegt unleugbar ein hochherziger Zug in dem Bestreben, ein besseres, menschenwürdigeres Dasein den Sklaven zu verschaffen, für ihre Menschenrechte einzutreten, den Fluch ihrer Unfreiheit zu mildern und jeder Ungerechtigkeit ihnen gegenüber zu wehren; aber der Gerechtigkeit edelste Zier ist es, nach keiner Seite hin zu verletzen und das von ihr geschaffene Gute nicht durch dunkle Schatten zu verdüstern. Selbst englische Geschichtschreiber geben zu, daß die Farbigen durch das ihnen erwiesene übertriebene Wohlwollen verhätschelt und zu einem unerträglichen Hochmut verleitet wurden. Diese „teuren, edlen Brüder", wie sie die Engländer zärtlich nannten, haben durch das ganze 19. Jahrhundert zahlreiche Proben dafür abgelegt, daß sie noch in den Kinderschuhen steckten, als man sie für Freie und Gleichberechtigte erklärte, und nicht die nötige Eigenschaft besaßen, ihr Anrecht auf die Würde des freien Mannes geltend zu machen.

Die Vorlage der Sklavenemanzipation, die im Jahre 1833 im englischen Parlamente durchdrang, hätte in der Kapkolonie den größten Sturm der Entrüstung und schreckenerregendes Unheil angerichtet, wenn nicht zugleich eine Entschädigung den Sklavenhaltern in Aussicht gestellt worden wäre. Der langjährigen Drangsalierungen waren die Buren müde, und sie erklärten sich deshalb bereit, gegen eine genügende Entschädigung ihren Sklaven die Freiheit zu schenken. Von den für die Sklavenhalter in allen englischen Kolonien ausgeworfenen 20 Millionen Pfd. St. sollten 3 041 290 Pfd. auf die Kapkolonie fallen. Hier gab es um diese Zeit (1834) 39 021 Sklaven, davon 21 613 männliche. In den der Kapkolonie eigenen Bestimmungen hieß es, daß alle Kinder unter sechs Jahren vom 1. Dezember 1834 ab frei wären, und alle gesunden Erwachsenen vom 1. August 1834 bis zum 1. Dezember 1838 wöchentlich 45 Stunden Arbeit leisten und hernach aller Arbeitsverpflichtung enthoben seien. Für die alten und kranken Sklaven war nicht genugsam gesorgt, und diese wußten thatsächlich nicht, was sie mit ihrer sehnlichst erwünschten Freiheit eigentlich machen sollten.

Aber auch diese Hoffnungen der Buren wurden getäuscht. Im Jahre 1835 traf die Kunde ein, daß das englische Parlament willens sei, nur ein Drittel

der Entschädigungssumme zu gewähren, und daß die Auszahlung einzig in London erfolgen könne. Die Aufregung, die darob im Kaplande entstand, war eine unbeschreibliche. Diese Anordnung bedeutete für die reichen Sklavenhalter die empfindlichsten wirtschaftlichen Verluste und für die ärmeren Landwirte, die ganz auf die Arbeit einiger Sklaven angewiesen waren, den Bankrott. Überall kochte und gärte es unter der Burenbevölkerung. Der lang unterdrückte Groll gegen die englische Regierung durchbrach die Schranken, und hier und dort trat der Aufstand offen zu Tage und bedrohte die öffentliche Sicherheit. Entweder volle Vergütung oder gar nichts! sagten die einen, und auf den Gesichtern und in dem Verhalten dieser hartköpfigen Bauern sah man deutlich, daß es ihnen ernst war und die Beeinträchtigung ihrer Rechte unheilvolle Folgen nach sich ziehen könne. Nur eine kleine Zahl zeigte versöhnlichere Stimmung, wurde indes gleichfalls betrogen. Die Agenten der Regierung, die mit der Aufgabe der Abschätzung und Verteilung der Entschädigungssumme betraut waren, legten Proben haarsträubender Parteilichkeit und Ungerechtigkeit an den Tag und schienen keine andere Aufgabe zu haben, als ihre eigenen Taschen zu füllen.

Um ihr Hab und Gut betrogen, verarmt und ganz in der Gewalt einer unfreundlichen und übelwollenden Regierung, hielt es die Buren nicht länger mehr in der Kapkolonie. Der Landbau war hier unmöglich geworden, da die nötigen Arbeiter fehlten und die alten Sklaven, welche die gewährte Freiheit zu Bettlern, Tagedieben und Landstreichern gemacht hatte, als Knechte nicht dienen wollten. So begann denn das Verziehen, das „Trekken", wie die Buren sagen, in das Innere hinein. Im Norden suchten sie ein neues Land, eine neue Heimat. Sie büßten allerdings viel ein, überließen der Regierung ihr früheres Besitztum, gingen einer unsichern Zukunft entgegen, mußten sich auf den Kampf mit den wilden Horden gefaßt halten, — aber dies alles erschien den Kolonisten ein geringeres Übel, als ohne Freiheit und jegliche Ordnung zu leben. Gesetzmäßigkeit galt ihnen als höchstes Gut, als erste Bedingung eines gedeihlichen Fortschrittes. Von London hatten sie nichts mehr zu erwarten. Da kam der Staatssekretär für die Kolonien, Lord Glenelg, und brachte das Maß der Leiden zum Überfließen.

Im Dezember 1834 war nämlich Krieg ausgebrochen. In einem Scharmützel der englischen Truppen mit den Kaffern wurde ein Kaffernhäuptling Namens Klu-Klu verwundet, was alle Stämme zur Empörung reizte. Unter Anführung von Hintza überschritten am Weihnachtstage 1834 10000 Mann die Grenze, Tod und Verderben vor sich her verbreitend. Alle weißen Ansiedler, Holländer wie Engländer, waren auf diesen Sturm nicht vorbereitet und konnten demnach keinen energischen Widerstand leisten. Binnen einer Woche waren 50 Farmer getötet, Hunderte von Gehöften zerstört und niedergebrannt, das Vieh fortgeführt. Erst nach

mehrmonatlichem Kampfe gelang es unter vielen Mühen und Opfern, die Ruhe wiederherzustellen. Diese Verluste konnten die Stimmung der Buren nicht bessern. Was aber das schlimmste war: eine Note Glenelgs setzte diese erneute Erhebung der Kaffern einzig und allein auf das Konto der Buren und erklärte ganz unverblümt, daß die Wilden mehr Anspruch auf Verzeihung hätten als die mürrischen, halsstarrigen, stets unzufriedenen Burghers.

Dessen hatte es gerade noch bedurft, um auch die zögernden Buren zum Trekken zu überreden. Die Ansiedler verkauften ihre Farm, oft unter dem reellen Werte, und begaben sich mit ihren Wagen, Ochsen, Pferden und Schafen auf die Wanderung. In verschiedenen Abteilungen, deren Stärke oft an die 1000 Köpfe betrug, verließen sie die Kolonie. Wohl versuchte die Regierung sie von dem Trekken abzuschrecken, aber alle Überredungskunst blieb ohne Erfolg. Von allen Seiten trekkte man dem Norden zu: von den Distrikten Somerset, Cradock, Winterberg, von Alexandria und Uitenhage, sogar von George, Swellendam und Beaufort-West.

Die erste Abteilung verließ die Kapkolonie 1836 unter der Führung von Louis Trichard von Oliphants Hoek in Alexandria. Dieser Auszug nahm ein unseliges Ende. Von den 96 Menschen, die gegen Norden zogen, wurden mehrere von den Wilden ermordet, andere starben am Fieber in der Nähe der Delagoa-Bai, zwei Kinder, die den Eingeborenen in die Hände fielen, wuchsen als Wilde auf, und nur 26 retteten sich nach Natal. Die zweite Karawane ging vom Tarka- und Colesberg-Distrikte aus und zog unter Hendrik Potgieter gleichfalls nördlich. Gert Maritz führte die Buren des Graaff-Reinet-Distriktes. Die größte Abteilung in der Stärke von ungefähr 5000 Mann stellte sich unter die Führung von Pieter Retief, welcher nach Natal zu ziehen beabsichtigte. Dieser war als Sprosse einer alten Hugenottenfamilie in dem Distrikte von Paarl geboren und aufgewachsen, später aber nach Osten gezogen. Bei seinen Mitbürgern genoß er ein unbegrenztes Vertrauen. Unter den Ausgewanderten organisierte er eine möglichst einfache Form der Regierung, fußend auf den alten holländischen Verordnungen, die ehemals in der Kolonie in Kraft gestanden, und erließ folgende Proklamation: „Wir verlassen jetzt das fruchtbare Land unserer Heimat, in der wir unermeßliche Verluste und andauernde Bedrängnis erduldet haben, und wir stehen auf dem Punkte, in ein fremdes und gefahrdrohendes Land einzuziehen, aber wir gehen mit dem festen Vertrauen auf den allsehenden, gerechten und barmherzigen Gott, den wir allzeit fürchten und dem zu gehorchen wir uns demütig bemühen werden."

IV.

Transvaal.

Die Ausflüge auf die Höhen des Tafelberges waren allerdings romantisch, der Blick von der Felsenwand herab über das ruhige oder streitsüchtig brandende Meer war wirklich großartig, das gastfreundliche Heim in Kapstadt traut und warm, aber stets und immer wieder drängte es mich, nicht länger an der Meeresküste zu verbleiben und endlich das Eldorado Südafrikas, die Transvaalhochebene mit ihren Goldfeldern, aufzusuchen.

So wurde denn rasch ein Reiseplan entworfen. Richard fuhr mit mir nach Johannesburg, Flynn war schon einige Tage vorher abgereist, um uns dort die Wege zu ebnen. Die direkte Fahrt von Kapstadt nach Johannesburg über Bloemfontein schien uns die geeignetste und schnellste. Als ich aber sah, daß dies eine Streckenlänge von 1624 km sei und der Passagier nicht weniger als 54 Stunden im engen Eisenbahncoupé eingepfercht sitzen müsse, da wurde es mir ganz schwül im Kopfe. Und wie gespenstisch mir erst der hohe Fahrpreis vorkam! Ich rechnete und rechnete wieder und hatte mich nicht verrechnet — es waren beinahe 300 Mark. „Tröste dich und laß die Grillen, du trüber Pessimist," sagte Richard grollend und begütigend zugleich; „denk doch, du kommst ins Goldland; vielleicht entdeckst du auf deinen Wanderungen eine reiche Golbader, vielleicht werde ich dazu einen Goldklumpen finden, und dann sind wir beide über des Lebens Sorgen und Mühen erhoben." Der Humor verließ uns im Sonnenlande auch keinen Augenblick, die trübe Anwandlung des Finanzministers verschwand rasch wieder.

Am Mittwochabend gingen wir zusammen auf den Bahnhof. War das aber ein Gewühl und Gedränge! Wirklich gerade so wie an deutschen Bahnhöfen, wenn irgendwo Kirmes ist. Die Menschenmasse war in fieberhafter Aufregung. Ich hatte indes kein Auge für die verschiedenartigen Trachten und Gesichtszüge, und ich horchte wenig oder gar nicht auf die fremdartigen, mitunter auch bekannten Laute, die in der Luft schwirrten. Mit den andern drängte ich durch die Menge, denn es war mir darum zu thun, ein gutes Coupé im Wagen erster Klasse zu erstürmen. Da die ganze Gesellschaft staute, genierte ich mich nicht, mit den Ellbogen zu manövrieren, drückte den Hut in die Augen, faßte krampfhaft meine Reisetasche und schob

und wurde zugleich geschoben. Ohne breit oder platt gedrückten Hut und ohne Verlust eines meiner Rockschöße erkämpfte ich mir tapfer einen Platz, und Richard, der mir gefolgt, kam an meine Seite. Hier war glücklicherweise mehr Spielraum. Schon etwas Gutes, dachte ich bei mir. Indes angesichts des wohleingerichteten Wagens verflog auch der letzte Rest von Furcht vor Unbequemlichkeit der langen Fahrt. Durch ein Doppeldach und gehörige Ventilation war für Abkühlung der Luft gesorgt, und an den beiden Enden des Wagens waren geräumige Plattformen angebracht, von wo aus wir frische Luft und unbeengten Ausblick ins Freie genießen konnten. Zudem bemerkte ich jetzt zu meiner freudigen Überraschung, wie die zarte Aufmerksamkeit der liebenswürdigen Miß Flynn uns arme Reisende mit einem Korbe voll Trauben, Pfirsichen, Äpfeln und andern erfrischenden Sachen versehen hatte. Ich musterte vorher meine Umgebung. Mit uns zwei Deutschen waren im selben Wagen zwei Kapstädter, ein Bur aus Transvaal, ein Franzose mit Frau Gemahlin, ein Engländer und noch mehrere andere, deren Dialekt und Heimat ich jedoch nicht zu erraten vermochte und mit denen ich auch nie sprach. In den Coupés ist Platz für vier Personen, die auf den Polsterbänken während der Nacht bequem ausruhen können. Richard, der mit den Fremden umzugehen verstand, sicherlich besser als ich, versicherte mir, daß die dreitägige Reise nicht langweilig werden würde. Bald hatten wir ein Gespräch mit den Kapstädtern angeknüpft, und es bedurfte auch keines siebenjährigen Krieges, um den anfangs mürrisch dreinschauenden Bur zum gesellschaftlichen Unterhalter und redseligen Erzähler umzuwandeln. Der dicke Engländer jedoch lag behaglich in seiner Ecke, brütete stumm vor sich hin oder träumte in die Welt hinein, während der windige Franzose, keiner fremden Sprache mächtig, seinen tausend Liebhabereien, Fertigkeiten und Künsten oblag, Romane las, hin und her poetisierte, bald diese bald jene Stellung einnahm, gleich als habe er Quecksilber im Leibe, oder auch wie ein Zeishahn herumsprang, zum nicht geringen Mißvergnügen der andern Insassen, wenn die Hitze etwas drückend wurde.

Auf die Hitze des Mittwochnachmittags hatten wir bei unserer Abfahrt einen herrlichen Abend. Die Abendluft war kühl und weich, und als sich die Schatten der Nacht herabsenkten, erschloß sich der Himmel im schönsten Glanze. Das schwache silberne Mondlicht blitzte und lachte in die zauberische Felsenwelt herein und malte unbestimmte Linien in der Gebirgslandschaft, durch die wir fuhren. Der Aufstieg war für die Lokomotive beschwerlich, und der Zug bewegte sich in sehr gemäßigtem Tempo voran. Doch schon am andern Morgen waren wir auf der bekannten Karru-Hochebene. Ich hatte bisher immer gehört, die Karru sei eine öde, baum- und trostlose Steppe, die eine Ausdehnung von über 100000 engl. Quadratmeilen

habe, und deshalb konnte ich mich bei Beginn der Reise eines beängstigenden Gefühles nicht erwehren, wenn ich daran dachte. Doch eigene Erfahrung verbesserte auch hier wieder meine irrigen Schulmeinungen.

Was mich betrifft, habe ich die Fahrt durch die Karru nichts weniger als eintönig gefunden. Überall in Gottes Natur findet des Menschen aufmerksamer Geist die Spuren des Schöpfers und seiner Herrlichkeit wieder. Allerdings ist der Charakter der Karru wie derjenige der Wüste ernste Hoheit. Der Reisende in der Sahara und der Tourist in der südafrikanischen Hochebene haben das unwillkürliche Gefühl, den Geist Gottes um sich zu spüren, den Geist Gottes, wie er im Anfang über der Schöpfung schwebte und wie er von hier durch das laute Treiben der Menschen noch nicht verscheucht worden ist. Es ist so still, so feierlich, es ist alles so geheimnisvoll wie in einem der großen Dome. Man ist ergriffen, die eigene Ohnmacht und Nichtigkeit kommt dem Menschen in diesem unendlichen Raume so lebhaft zum Bewußtsein, man fühlt sich angetrieben, niederzufallen und Gott als den großen Geist anzubeten und zu preisen. In der Hervorbringung dieser Gefühle sind Wüste und Karru gleich. Aber die Wüste ist zu ernst, und die rötlichbraunen Hügel, der grell hellbraune Sand, die ausgedörrten roten Felsstücke, die Öde und Leere befriedigen den Menschen nicht. Ganz anders die Karru. Für ein empfängliches Gemüt birgt die Blumen- und Farbenpracht der Gräser und der kleinen Sträucher, die über die weite Fläche in überschwänglicher Güte von Gottes Hand hingesät sind, einen unaussprechlichen Reiz; die kleinen, lieblichen Erscheinungen verdrängen das niederdrückende Gefühl der Einsamkeit inmitten dieser ernsten Natur und erfreuen und ergötzen Auge und Geist des Reisenden. Und denke dir dazu einen ewig blauen Himmel, das hellste Sonnenlicht, eine klare, trockene Luft, das gesündeste Klima der Welt und eine ungestörte Ruhe: ganz verlockend fürwahr für viele, viele Menschen. Und wenn gelegentlich auch hier die Fata Morgana ihr tolles Spiel mit dem Menschen treibt, indem sie in der Ferne die herrlichsten Seen, dichte Waldungen und paradiesische Auen dem Auge vorzaubert, so darf diese Täuschung uns keineswegs dazu verleiten, die Karru mit der trugvollen Saharawüste im selben Atemzuge zu nennen.

Baumlos ist die Hochebene, das muß ein jeder gestehen; die ungünstigen Feuchtigkeitsverhältnisse machen hier den Baumwuchs ganz unmöglich; die tropische Sonne verbrennt und dörrt alles. Nur in den Thälern, wo bei der Regenzeit das Wasser durchzieht und wo die Feuchtigkeit länger andauert, stehen in kleinen, vereinzelten Gruppen Mimosenbäume. In größerer Anzahl bemerkte ich verschiedene Busch- und Strauchartеn, die mehr verkrüppelten Bäumen gleichen. Die kleinen Büsche und Sträucher verkümmern während der Trockenheit nicht, sind bedeutend widerstandsfähiger als das Gras und liefern somit ein ständiges Futter für die zahlreichen Viehherden, die auf der

Hochebene weiden. Während eines großen Teiles des Jahres ist die Karru selbst nach den Schilderungen der Buren nicht interessant. So weit das Auge schaut, sieht es nur eine verwelkte und verdorrte Grasfläche, in welcher der kahle, rote Boden immer schärfer und abstoßender hervortritt. Hat aber ein befruchtender Regenguß den harten, ausgebrannten Boden durchfeuchtet, da zeigt es sich, wie noch die widerstandsfähigen Knollen- und Zwiebelgewächse im Boden schlummern; schnell, wie auf Zauberschlag, sproßt das herrlichste Grün hervor, und es entfaltet sich eine Pracht, die selten sonstwo anzutreffen ist.

Der erste Tag unserer Fahrt zeigte uns die Karru in all ihrer Schönheit. Vom unumwölkten Himmel strahlte die Sonne im hellsten Glanze hernieder. Das Thermometer stieg auf 33° C, doch die Hitze war trocken und erträglich, die Luft klar und durchsichtig wie Krystall. An den fernen, mehr oder minder einsam gelegenen, schroff und unmittelbar aus dem Boden sich erhebenden Felsen, Kopjes genannt, sah man deutlich die Felsenriffe, die Abstufungen, die Abhänge, das den rauhen Stein bekleidende Buschwerk. Vor uns aber breitete sich ein reicher Blumenteppich aus, der nur von dem üppigen niedrigen Pflanzenwuchs durchsetzt war. Der Anblick dieser Bäumchen und fußhohen Büsche mit ihren goldgelben, lichtgrünen, weißen und roten Blüten ist wirklich bezaubernd. Meilenweit zieht sich dieses Bild hin, und doch herrscht Abwechslung darin. In den nördlichen Gegenden der Karru befindet sich eine Art von Akazie, der „Doornboom" (Bild 10), bekannt wegen seiner mächtigen weißen Stacheln. Ein anderer, mit scharfen, gekrümmten Haken besetzter Busch, der für den harmlos Vorbeipassierenden ein Fangapparat wird und deshalb von den Buren den bezeichnenden Namen Wacht een beetjen, „Wart ein bißchen" erhalten hat, steht in großer Menge an den Wasserbächen, die sich hier in der Regenzeit bilden.

Der Reisende, welcher die Flora Südafrikas nach derjenigen der Karru beurteilen wollte, würde sich ein schlechtes Zeugnis als Botaniker ausstellen. Diese Hochebene sowie der westliche Teil des Betschuanalandes und der Kalahariwüste ist allerdings eine Buschregion, ein Heidegebiet, aber in den andern Teilen Südafrikas giebt es mehr als Sträucher und winziges Gebüsch. Südafrika hat wegen seines außerordentlich verschiedenartigen Klimas eine sehr reiche Flora, ja die Gelehrten behaupten, daß es eine der reichsten Floren der Erde besitzt. Man findet dort an 12000 verschiedene Arten von Pflanzen, von denen mehrere Hundert endemisch sind. Die Kolonie Natal an der Ostküste, der Garten Südafrikas, besitzt ein fast tropisches Pflanzenreich. An Waldungen ist das Land jedoch arm; nur an der Südküste zwischen Port Elizabeth und der Mossel Bai, an den Abhängen der Drakenberge und an gewissen Stellen der Ostküste entlang begegnet man ausgedehnten Baumflächen. In den Städten hat man mit Erfolg Baum-

schulen, Parke und Alleen angelegt. Viele Pflanzen und Blumen in den Gärten und Treibhäusern Europas stammen aus der Kapkolonie, und es gab Zeiten, wo die Ausfuhr von Liliaceen, Orchideen und Irideen und all den andern seltenen Formen der südafrikanischen Flora in großem Stile betrieben wurde.

Diese blühenden Flächen von Heidekraut und „Bosjes" werden unterbrochen, nicht durch Städte oder Dörfer, sondern durch vereinzelt stehende Kaffernhütten. Auch sieht man der Bahnlinie entlang in bestimmten Entfernungen die kleinen, recht nett aussehenden Häuschen der schwarzen Bahnwärter, vor welchen Vater, Mutter und alles, was Leben hat, den vorbeigehenden Zug begrüßt, wo besonders die schwarzgebrannten kleinen Trabanten mit struppigem Haar ihrer unbändigen Freude über das Dampfroß in stürmischen Kundgebungen Luft machen. Ab und zu erscheint in der Ferne eine Farm mit dem weißgetünchten Wohnhause, den geräumigen Schuppen und zahlreichen Stallungen — das ganze Gehöft umgeben von schattigen Bäumen und breiten Wasserflächen, inmitten von Äckern und Wiesen. Um den Hof herum auf den mit Drahtzaun eingefriedigten Plätzen weiden große Viehherden, der Reichtum der fleißigen Ansiedler. Merinoschafe, Angoraziegen, Rindvieh und Pferde finden auf diesen wohlgepflegten Weideorten reichliche Nahrung. Strauße sahen wir wiederholt auf langen Strecken. Es scheint, daß die Straußenzucht in der Karru gute Fortschritte gemacht hat. Wenn man diese gezüchteten Strauße einherstolzieren und galoppieren sieht, sollte man meinen, sie hätten Kenntnis davon, daß der Verkauf der kostbaren Straußenfedern ebensoviel beträgt als die Ausfuhr des Angoragarns, der Schafwolle und der Rinderfelle, und über eine Million Pfd. St. einbringt. Dies sind die einzigen Tiere, die wir auf der Hochebene angetroffen haben; wie ich gehört, soll die wilde Fauna, wie Löwen, Büffel u. a., seit der Mitte dieses Jahrhunderts vollständig von hier verschwunden sein.

Im 17. und 18. Jahrhundert war die Kapkolonie wie Südafrika überhaupt das schönste Gebiet für einen unerschrockenen Nimrod. Man sah damals noch überall Löwen, Leoparden, Büffelherden, Affen, wilde Strauße, Giraffen, das Zebra und das Gnu und an dreißig Arten von Antilopen. Unten an der Südküste tummelten sich Elefanten, Rhinocerosse und Flußpferde, und die Antilopen, die Böcke, denen man heute nur mehr in kleinen Gruppen begegnet, waren ehemals so zahlreich wie Heuschreckenschwärme. Zählte die südafrikanische Fauna auch nicht so viele endemische Arten als die Flora, so war sie doch ebenso reich als diese. Heute jedoch ist die Südspitze arm an wilden Tieren. Die vordringenden Weißen mit dem Gewehr in der Hand haben sie nach Norden vertrieben, ohne sie jedoch gänzlich vernichtet zu haben, denn in gewissen Gegenden der Kapkolonie und der andern südafrikanischen Länder treiben Hyänen und Leoparden noch immer ihr Unwesen.

Am zweiten Tage unserer Fahrt war es außerordentlich heiß, und gegen Abend herrschte eine erdrückende Gewitterschwüle, bei welcher der Schlaf nicht über uns kommen wollte. Ein jeder schwitzte und pustete und wischte von der Stirn den rinnenden Schweiß. Plötzlich erhob sich ein starker Wind; gelbe und rote Staub- und Sandwolken prasselten gegen unsere Fenster, die rasch verschlossen wurden, und verhüllten zeitweise des Tages Licht. Stöhnend durchzog die Maschine das Unwetter. Blitze erhellten im grellen Scheine Schlag auf Schlag die Dunkelheit. Hier und dort zuckten auf dem Boden Feuerflammen empor, und das entzündete Gras qualmte und flackerte durch

Bild 10. **Ein Doornboom.**

die Nacht. Da endlich strömte reichlicher Regen hernieder und die Temperatur wurde wieder erträglich.

Am nächsten Morgen in aller Frühe hielt unser Zug, und wir traten in die frische Natur. Alle freuten sich über das reiche Land und die mit fleißiger Hand bestellten Äcker des Oranje-Freistaates und last not least über das glücklich überstandene Ereignis der vergangenen Nacht. Sogar der Engländer, der bis dahin keinen Laut von sich gegeben, erschwang sich zu der genialen Bemerkung: „Es hat diese Nacht geregnet." Ob dieser kurzen Rede geistreichem Inhalt waren wir alle nicht wenig verblüfft, und der Bur brach in ein lautes Gelächter aus, zu dem die andern schließlich Chorus machten. Allein diese humoristische Abfertigung brachte den Engländer nicht

außer Fassung; er ergänzte ruhig seinen Gedanken, indem er beifügte: „Und es hat auch geblitzt.“ Dann zog er sein Notizbuch aus der Tasche und verewigte diesen Erguß englischer Prosa und schrieb wohl daneben einen psychologisch-ästhetischen Essay. „Und doch habe ich niemand beleidigt!“

Die Landschaftsbilder des Oranjegebietes, insofern wir sie vom Zuge aus betrachten konnten, diese großen, ziemlich dicht bewachsenen Grassteppen scheint mir Fritsch in seinem Buche „Drei Jahre in Südafrika“ recht treffend geschildert zu haben:

„Kaum vermochte eine andere Pflanze den mächtigen Graswuchs zu durchdringen, nur der Weg zeigte sich geziert mit Blumen, unter welchen besonders die zart gefärbten Blüten eines Hibiscus in die Augen fielen. Aus den wogenden Grassteppen ragen die Berge wie Maulwurfshaufen hier und da am Horizont auf und unterbrechen wenigstens etwas die weite ermüdende Fläche. Auf den Höhen wachsen Karru- und wilde Olivenbäume, stellenweise erheben sich einige Mimosen zwischen dem Gestrüppe oder ein anderer Baum mit schlankem Stamme und buschiger Blätterkrone (Cussonia spicata). In der Ebene selbst zeigt sich kein Baum, kein Strauch, außer an den Stellen, wo der fleißige Farmer durch Überrieseln des Bodens günstigere Bedingungen für das Wachstum erzeugt hat. Dort wachsen dann üppige Trauerweiden und Obstbäume, schon von großer Ferne die Annäherung an eine Farm zeigend. Diese Bäume gewähren dem Pfleger Schatten und Nahrung, solange er an dem Platze weilt; doch sobald er weiterzieht, sterben auch die Anpflanzungen aus: ein deutliches Zeichen, daß die klimatischen Verhältnisse des Landes ohne besondere Pflege keinen Baumwuchs aufkommen lassen.“

Die heitere Stimmung der Fahrt wurde in etwa gedämpft, als auf dem transvaalschen Gebiete die Zollbeamten über uns herfielen und unsere Persönlichkeiten und unsere sieben Sachen einer gestrengen Musterung unterzogen. Waren diese Herren von der Maut doch unhöfliche Kerls! Ein Kapstädter hatte in seinem Schnappsack allerhand Sachen, die nicht unverfänglicher und unschuldiger Natur waren, er wußte aber mit einem besondern Händedruck und verständnisvollem Augenspiel die Aufmerksamkeit davon abzulenken. Ich wußte jetzt, daß Geld auch hier allmächtig sei. Als die Reihe an mich kam, erklärte ich trocken, daß in meinen Effekten nichts Zollpflichtiges wäre. In barschem Tone forderten die Zöllner mich auf, daß ich öffne; ich zögerte und parlamentierte, aber meine diplomatische Erklärung hatte eine Kriegserklärung zur Folge. Als ich öffnete und nur mehr einige Überreste von Lebensmitteln ans Tageslicht traten, verfinsterte sich das Argusauge der Herren, während ich über die Nutzlosigkeit der langen Prozedur vergnüglich schmunzelte. Die Pässe der Passagiere wurden mit wichtiger Amtsmiene aufmerksam und lange geprüft, alle Koffer durchsucht, die von einigen Reisenden

mitgebrachten Feuerwaffen mir nichts dir nichts abgenommen. Schade, daß sie nicht die polizeiwidrigen Revolutionsgedanken hinter der Schädelmasse der „verfluchten Uitlanders" entdecken können.

Mehrere Stunden vergingen, bis der Zug wieder in Bewegung kam. Bald fahren wir an den wogenden Hügeln des „Rands" vorbei, die zur Zeit mit dem lieblichsten Grün bekleidet sind. Auf beiden Seiten des Bahngeleises zeigen sich Fabriken, hohe, aus Eisenblech gebaute, rauchende Kamine und liegen Haufen von Schutt. Arbeiterhütten, Schuppen aus Wellblech, Telegraphen- und Telephondrähte vermehren sich, die Bergwerke werden immer zahlreicher, die Luft immer schwärzer und der Lärm und das Stampfen der Goldmühlen zeigen deutlich an, daß wir auf den Goldfeldern sind. Samstag gegen Mittag erreichten wir Parkstation, den Bahnhof von Johannesburg. Johannesburg, die „Königin von Witwatersrand", „des Landes, wo die weißen Wasser fließen", die Hauptstadt des Goldlandes, die golden City, die reichste und schönste Stadt Transvaals, liegt vor uns.

Vor zwanzig Jahren war dieser Erdenfleck unbekannt und unbedeutend; als aber die reichen Goldminen dahier entdeckt wurden, entstand mit riesenhafter Schnelligkeit eine ganze Stadt, eine Großstadt. Johannesburg zählt 40 000—60 000 Seelen, und die Arbeiter in den umliegenden Minen mitgerechnet, 100 000—120 000. Die Stadt ist ein Wunderwerk menschlicher Kraft und Geduld. Fern von jedem andern bedeutenden Ort, inmitten eines nur halb zivilisierten Landes gelegen, mußte alles, die Steine, die eisernen Träger und Stützen, die Möbelstücke, die Maschinen und Minengeräte, selbst die Lebensmittel von außen mit Ochsengespannen herbeigeschafft werden, denn damals gab es noch keine Eisenbahnen. Heute findest du hier die herrlichsten Baumgruppen, reizende Villen, fürstliche Schlösser, großstädtische Kaufhäuser, Banken, Theater und Museen; die Hotels sind ganz modern und bieten jeglichen Genuß; die Vergnügungslokale und die Ladenfenster tragen einen Reichtum zur Schau, daß man glaubt in Berlin oder Hamburg zu sein.

Indes befriedigt uns Johannesburg nicht: es ist etwas Unfertiges an der Stadt. Sie machte auf mich den Eindruck eines Mannes, der schleunigst sich angekleidet, aber damit nicht fertig geworden ist, den Rock noch auf dem Arme trägt, den Kragen anknöpft, dabei läuft und rennt, um ja nicht den Zug zu verfehlen. Neben den prachtvollen Palästen und Schauläden steht gar oft eine armselige Hütte oder ein elender Schuppen; die Hauptstraßen sind breit und gut angelegt, aber ungepflastert. Allenthalben wird in den Straßen Quarzschutt abgeladen. Weht nun an manchen Tagen der Wind stärker als sonst, dann wirbeln hohe Staubwolken auf, und fängt es an zu regnen, so bilden sich breite Pfützen und Schmutzlöcher.

Fürwahr, den Eindruck einer im Werden begriffenen modernen Stadt macht Johannesburg auf den Besucher. Und das Äußere zeigt zur Genüge, wes Geistes Kinder die Johannesburger sind. Die Gebäude sind das Kennzeichen der Natur, des Charakters und des Lebens einer Stadt. In unsern im Mittelalter gebauten deutschen Städten und auch in den andern aus jüngerer Zeit ragen die Gotteshäuser weit über das gewöhnliche Häusermeer empor und geben dem Ganzen eine gewisse Weihe. Johannesburg hat nur Hotels, Geldhäuser, Kaufläden. Gold, der unselige Golddurst, auri sacra fames, das ist das Leben und der Atem der Stadt. Alle Geldspekulanten der Welt sind hier zusammengelaufen. Es wallet und flutet ein

Bild 11. Postkutsche in Johannesburg.

unruhiges Menschenleben in den Straßen, und in den Abendstunden schlägt der fieberhafte Pulsschlag der Stadt noch schneller. Indier, Chinesen, Araber, Engländer, Holländer, Franzosen, Spanier, Amerikaner rasen an uns vorbei, grüßen uns nicht, bemerken uns nicht; auch deutsche Laute dringen an unser Ohr, aber ehe man Zeit hat, die Freunde der alten Heimat anzusprechen, sind sie schon vorüber die flüchtigen Söhne der Stunde, die ruhelosen Menschenkinder.

Von Johannesburg, wo ich für längere Zeit mein Hauptquartier aufgeschlagen, bereiste ich das Land nach den verschiedensten Richtungen hinaus (Bild 11). Was ich gesehen, gehört und gelesen und all meine Studien über Transvaal habe ich unter vier Abschnitte gruppiert: mit Potchefstroom,

der alten Landeshauptstadt, habe ich die politische Geschichte des Landes verknüpft; die Beschreibung der gegenwärtigen Regierungsstadt Pretoria gab mir Veranlassung, die staatlichen Einrichtungen, das Haupt und den Körper des Staates, d. h. Krüger und das Burenvolk, zu schildern; in Johannesburg, der Stadt der Industrie und des Goldbergwerkes, schenkte ich der Frage der Ausländer besondere Aufmerksamkeit; endlich vereinigte ich unter dem Titel Streifzüge durchs Land besondere Angaben über Geographie, Klima, Fauna und Flora des Landes und meinen Besuch nach der katholischen Missionsstation Bleeschfontein.

Potchefstroom.

Potchefstroom ist durch den Grondwet (Landesverfassung) zur Hauptstadt des Landes bestimmt worden, wenngleich Pretoria heute der Sitz der Regierung ist. Ein freundliches Landstädtchen, liegt Potchefstroom nur einige Meilen oberhalb der Mündung des Mooi-River — des schönen Flusses — in den Vaal; es wurde 1837 von Potgieter gegründet. Anfänglich hieß diese Burenansiedlung Mooi-Rivier, wandelte sich aber bald um in Potchefstroom, zu welchem Namen die erste Silbe des Gründers Potgieter, dessen Eigenschaft als Chef der Ansiedlung und der Strom, an dem sie liegt, beitrugen. Andere legen den Namen dahin aus, daß er aus Silben der drei tüchtigen Burenführer Potgieter, Scherf und Stockenstroom entstanden sei. Die Lage des Städtchens ist entzückend. Der Mooi-River, der es durchschneidet, bewässert die Gärten und verbreitet Frische und Fruchtbarkeit. Das Klima ist derart gepriesen, daß Potchefstroom als der Lustgarten Transvaals gilt und während voller neun Monate des Jahres den zahlreichen Fremden einen angenehmen Aufenthaltsort bietet. Die Straßen sind von schattigen Weidenbäumen eingefaßt, die Häuser zu beiden Seiten der Straßen liegen zwischen Laubwerk in hübschen Gärten versteckt. In der schönen Jahreszeit steht alles im reichsten Blumen- und Blütenschmuck, und das Städtchen, von den umliegenden Hügeln betrachtet, erscheint als ein einziges großes Blumenbeet. Einen neuen, ungeahnten Aufschwung erhielt Potchefstroom durch die Auffindung von Goldfeldern in seiner unmittelbaren Nachbarschaft.

Für Potgieter war es kein leichtes, die Stadt zu gründen, denn er hatte von dem Betschuana-Häuptling die Erlaubnis zur Ansiedlung zwischen dem Vet- und Vaal-River nur unter der ausdrücklichen Bedingung erhalten, daß er ihm Schutz und Hilfe gewähre gegen die gefürchteten Matabelen. Diese bildeten ein großes, unabhängiges Reich, das sich vom Limpopo bis zum Vaal erstreckte; ihr Häuptling Moselekatse, der „Löwe des Nordens" oder der „Napoleon der Wüste" genannt, war ein tüchtiger Offizier in der Armee des großen Zulukönigs Chaka gewesen, der seinerseits der „Napoleon der Zulus" hieß.

Die armen Buren, die aus der Kapkolonie ausgewandert waren, gaben sich der Täuschung hin, sie hätten das Gelobte Land gefunden; ohne Furcht vor den Feinden zerstreuten sie sich mit den Viehherden über das weite Gebiet. Ihr Sicherheitsgefühl war jedoch illusorisch, denn als Potgieter eines Tages von einem Kundschaftsritt zurückkehrte, fand er die Seinigen von einer großen Panik ergriffen. Mehr als 1000 Matabelen hatten sich auf das unbewachte Lager geworfen, 13 Holländer und 12 eingeborene Knechte ermordet und viele Pferde, alles Hornvieh und die großen Schafherden mit sich fortgetrieben. Seit diesem traurigen Ereignis war es allen klar geworden, daß ein befestigtes Lager dringend notwendig sei. Man traf Anstalten zur Herstellung einer Wagenburg, wie sie bei den alten Deutschen im Gebrauch gewesen. 50 Wagen wurden im Kreise aufgestellt, alle fest miteinander verbunden und die Zwischenräume mit Dorngestrüpp ausgefüllt. Es war an einem Oktobermorgen des Jahres 1836, als einige ausgesandte Posten die Kunde von dem Herannahen einer großen Matabelenarmee ins Lager der Buren brachten. Sofort wurden die Pferde gesattelt, und nach einer kurzen religiösen Andacht ritten die Farmer, Potgieter an ihrer Spitze, hinaus gegen die Feinde. Die Matabelen, gegen 5000 an der Zahl, wurden von Kalipi, dem tüchtigsten Feldherrn Moselekatses, befehligt. Rasch gaben die Buren eine kräftige Salve auf die heranrückenden Wilden ab, zogen sich dann schnell zurück, um von neuem ihre Gewehre zu laden und das Manöver zu wiederholen. Sie setzten diese Kampfesweise so lange fort, bis sie genötigt wurden, sich gänzlich ins Lager zurückzuziehen. Die Matabelen glaubten nun die Buren in der Falle zu haben. Die Wagenburg in großem Kreise umschließend, legten sie sich für kurze Zeit in einiger Entfernung zur behaglichen Ruhe nieder. Dann sprangen sie plötzlich auf und stürzten unter entsetzlichem Gebrüll, ihrem gewöhnlichen Kriegssignal, auf die Verschanzung. In dieser befanden sich nur 40 kräftige Männer, aber sie hatten Gewehre und trafen sicher, und die Frauen verstanden sich aufs Laden. Obgleich die Anstürmer mit einem dichten Kugelregen überschüttet wurden, versuchten sie die Wagenburg zu durchbrechen, mußten jedoch davon abstehen, da die Wagen so fest zusammengestellt waren, daß sie nicht von der Stelle gebracht werden konnten. Unaufhörlich schleuderten sie nun ihre schweren Assegaie in das Innere des Lagers. Es war ein heißer Kampf auf beiden Seiten. Wie einstens die Mädchen von Saragossa, so kämpften die mutigen Burenfrauen an der Seite der Männer: die einen luden den Schützen die Gewehre, die andern stachen die durch die Dorneneinzäunung hereinkriechenden Matabelen mit Messern und Pfriemen nieder. Das Feuer, welches die Verteidiger der Wagenburg unterhielten, war so heiß, daß Kalipi es schließlich für gut fand, sich zurückzuziehen. Wirklich sah man eine halbe Stunde nach Beginn des ersten Angriffs die Matabelen in wilder Auflösung

begriffen. Die Buren setzten den Fliehenden nach, erschlugen noch viele und jagten dem Feinde einen großen Teil des erbeuteten Hornviehes und große Schafherden ab. Nach der Schlacht fand man 1130 Wurfspieße im Innern der Wagenburg; von den Verteidigern waren nur 2 getötet und 12 verwundet worden. Es ist dies die berühmte Schlacht von Vechtkop, die in der Geschichte Südafrikas zu den glänzendsten Waffenthaten zählt. Die Buren konnten sich jetzt frei am Vaalflusse niederlassen, und nur höchst selten noch hörte man in der Folgezeit, daß der eine oder andere von den Matabelen angefallen und ermordet worden sei.

Inzwischen hatte sich ein anderer Teil der Buren unter der Führung von Gert Maritz mit zahlreichen Familien und gegen 100 Wagen in der Umgegend von Bloemfontein angesiedelt und so den Grund zu dem heutigen Oranje-Freistaat gelegt. Sie erklärten die neue Heimat als eine unabhängige Republik und wählten einen Präsidenten mit einem Beirate von sieben Mitgliedern. Der erste Akt dieser neuen Regierung bestand darin, ein kleines Armeekorps von 100 bis 200 Mann zu bilden, um im Verein mit den Brüdern am Vaalflusse den Matabelen-Häuptling Moselekatse für die feige und ungerechte Überrumpelung und Ermordung ihrer Landsleute zu bestrafen. Am frühen Morgen des 17. Januar 1837 überfielen sie ganz unverhofft die zu Mosega in einem herrlichen Thale gelegenen Matabelenhütten. Einen Augenblick waren die noch schlaftrunkenen Bewohner wie verstört, doch bald erinnerte sie das Knattern der Gewehre und das Zischen der Kugeln an die Buren. Sofort griffen die Matabelen-Krieger zu den Waffen und rückten dem Feinde entgegen. Zu einem eigentlichen Widerstande kam es jedoch nicht: der Häuptling war abwesend, und sein Stellvertreter fühlte sich nicht stark genug, dem wohlausgerüsteten Feinde eine Schlacht zu liefern. So drangen denn die Buren siegreich vor, verjagten die Matabelen und zerstörten 15 Dörfer. Hunderte von Schwarzen wurden getötet und etwa 6000 Stück Vieh und fast sämtliche früher gestohlenen Wagen fielen wieder in ihre Hände. Sie selbst hatten diesmal keinen einzigen Toten zu beklagen. Stolz, wie ehemals die Schotten, als sie die Pikten in die Flucht geschlagen, konnten die Ansiedler jetzt sagen: Nemo me impune lacesset: Niemand wird mich ungestraft herausfordern. Moselekatse verging alle Lust, sich noch ferner mit den Buren einzulassen.

Potgieter war somit von dieser Seite gesichert; er glaubte auch von jeder Einmischung der Kapkolonie in die inneren Angelegenheiten seines neu gegründeten Staates unbehelligt zu bleiben. Die beiden kleinen Republiken vergrößerten sich zusehends; der Vaalstrom bildete jedoch nicht die Scheidelinie, beinahe die Hälfte des heutigen Freistaates gehörte zur Republik Potchefstroom.

Aber auch hier sollte ihres Bleibens nicht sein. Der Gouverneur der Kapkolonie, Sir George Napier, erließ eine Proklamation des Inhaltes, daß

die Buren ihrer Verpflichtungen gegen die englische Regierung durchaus nicht entbunden seien, und daß die englische Gerichtsbarkeit sich bis zum 25. Grad südlicher Breite erstrecke. Das ertrugen die Buren nicht. Potgieter, der mit den Engländern absolut nichts zu thun haben wollte, zog von Potchefstroom weg nach Norden und gründete neue Niederlassungen, und zwar kleine freie Republiken in Origstad, Zoutpansberg und Lydenburg. Ohne scheinbare Zusammengehörigkeit im Lande zerstreut wohnend, waren sie doch vollkommen einig untereinander und standen Schulter an Schulter, wo gemeinsame Interessen es erforderten. Die Zahl dieser kleinen Staaten vergrößerte sich allmählich durch neue Auswanderer, welche aus der Kapkolonie heraufzogen oder aus Natal zurückkamen. Im Jahre 1844 riefen sie einen „Volksraad" in Potchefstroom zusammen und einigten sich dort über eine Art von Verfassung in 33 Artikeln.

Unterdessen hatten die Buren, die unter Pieter Retief über die Drakenberge nach Natal hinübergezogen waren, gegen die kriegerischen Zulus einen schweren Stand. Die wiederholten Überfälle wiesen sie wohl stets siegreich ab, aber an eine wohlthuende Ruhe und Sicherheit war unter solchen Verhältnissen nicht zu denken. Noch anderes kam dazu. Kaum hatten sie sich in dem unter unsäglichen Mühen den Wilden abgerungenen Lande einigermaßen eingerichtet, als auch hier Englands Eifersucht ihren Spuk trieb und die Macht wieder einmal das Recht überwältigte. Pretorius, der Knechtschaft und Unterdrückung überdrüssig, zog mit seinen Freunden über die Drakenberge zurück ins Vaalgebiet.

Andreas Pretorius war eine hervorragende Gestalt, ein tapferer Kriegsmann, ein tüchtiger Organisator, ein glühender Patriot, der alles einsetzte für das Glück und die Wohlfahrt seines hart bedrängten Volkes. Mr. Tudhope sagte von ihm: „Seine Stellung erforderte die Übung großer Geduld und eiserner Festigkeit, und wenn auch einige seiner öffentlichen Akte vom wahrheitsliebenden Geschichtschreiber nicht gerechtfertigt werden können, so berechtigen doch seine Hingabe an sein Land, sein ehrliches Vorgehen und seine Uneigennützigkeit, daß er anerkannt werde als der Washington der Republik, d. h. der Erste im Kriege, der Erste im Frieden, der Erste im Herzen seiner Mitbürger." Wie zum Herrscher geboren stand Pretorius an der Spitze fast aller Buren. Er gründete ein neues Gemeinwesen zwischen dem Vaal- und Oranje-Fluß und nannte dies Gebiet Oranje-Freistaat.

In ihrer friedlichen Beschäftigung mit Landbau und Jagd wurden die Buren von neuem durch den alten Störenfried aufgeschreckt. Zu Anfang des Jahres 1848 wurde der Oranje-Freistaat durch Sir Harry Smith als britisches Gebiet erklärt. Die Kolonisten stützten sich zwar auf die vordem mit den Engländern geschlossenen Verträge, aber alle Einwendungen wurden hochmütig überhört. Harry Smith gab dem Lande den Namen Orange

River Sovereignty, setzte in Bloemfontein einen britischen Residenten ein und teilte das Gebiet in drei Distrikte: Bloemfontein, Caledon und Winburg, wo er Landeskommissäre anstellte, welche die Farmen registrieren, Besitztitel verleihen und Grundsteuern von 2—8 Pfd. St. auferlegen sollten. Die Buren protestierten, und als alles nichts half, griff Pretorius zu den Waffen. Er bedrohte die in Winburg und Caledon weilenden englischen Residenten mit Verhaftung und forderte alle Ansiedler, die nicht am Freiheitskampfe teilnehmen wollten, auf, sich binnen acht Tagen über den Oranjefluß zurückzuziehen. Dann erschien Pretorius vor Bloemfontein und vertrieb alle Engländer. Am 21. Juli sandten die Buren ein Manifest an Harry Smith, worin sie die Aufhebung der englischen Besitzergreifungsakte verlangten. Der Gouverneur antwortete hierauf, indem er hohe Preise auf den Kopf Pretorius' und der andern Burenführer setzte und mit 800 Soldaten und 200 Eingeborenen gegen die Aufständischen marschierte. Pretorius konnte den Engländern nur 500 Mann entgegenstellen. Die Feinde trafen am 29. August 1848 in der Nähe von Bloemplaats zusammen und es begann eine Schlacht, von der Smith gesteht, daß es eine der erbittertsten gewesen sei, die er je erlebt habe, daß er nie schneller, wütender, geordneter habe schießen sehen, als es von den Buren bei Bloemplaats geschah. Das Kriegsglück neigte sich auf die Seite der Engländer. Diese zählten 22 Tote und 38 Verwundete, während die Buren nur 7 Tote zu verzeichnen hatten. Die Engländer besetzten Bloemfontein, errichteten daselbst ein Fort und konfiszierten den ganzen Besitz der aufständischen Buren. Pretorius gelang es, über den Vaal zu entkommen. Er wurde bald darauf zum Generalkommandanten der „Hollandsche Afrikaansche Republik" ernannt. Leider kam es zwischen ihm und Potgieter zu scharfen Auseinandersetzungen, da ein jeder seine eigene Regierungsauffassung zur Geltung bringen wollte. Potgieter sträubte sich, mit den Engländern noch weitere Beziehungen zu haben, während Pretorius vor allem von der Kapkolonie die feste Zusicherung ertrotzen wollte, ungestört zu leben und zu sterben. Dank den energischen und geschickt geführten Verhandlungen des letzteren kam schließlich am 17. Januar 1852 ein Vertrag zu stande, der nach dem Orte, wo er unterzeichnet wurde, die Sand River Convention (Sandfluß-Vertrag) genannt wird und der den „ausgewanderten Farmern jenseits des Vaalflusses das Recht gewährleistete, ihre eigenen Angelegenheiten zu leiten und sich nach ihren eigenen Gesetzen zu regieren, ohne jede Einmischung der britischen Regierung". England verzichtete auf alle Verträge mit den eingeborenen Stämmen jenseits des Vaals, und die Buren versprachen, die Sklaverei nicht mehr zu billigen. Beiderseitig gewährte man freien Handel und Auslieferung der Verbrecher und setzte ein Verbot fest, die Eingeborenen nicht mit Waffen zu versehen.

Im Jahre 1853 starben die beiden Waffenbrüder Hendrik Potgieter und Andreas Pretorius, im jungen Staate die Keime innerer Unzufriedenheit und gegenseitiger Zwietracht zurücklassend. Alles war in Gärung. Die Verfassung schien vielen unklar und unbestimmt, die Ausübung der Gesetze stieß auf hartnäckigen Widerstand. Unter sich uneinig, stimmten jedoch alle in der Ansicht überein, daß man den Fremden den Zutritt zu ihrem Lande verwehren müsse. Dies dauerte bis zur Entdeckung der Goldfelder, wo der starke Strom der Einwanderer dieses Absperrungssystem über den Haufen warf.

Zu den Bürgerkriegen gesellten sich die Aufstände der eingeborenen Stämme. Im Jahre 1853 unternahmen die Buren eine Expedition gegen den Bakwena-Häuptling Secheli. Von sehr hochmütigem Charakter, hatten diese Wilden fortwährend die Buren belästigt, indem sie die angrenzenden Gebietsteile raubend und plündernd durchzogen. Die Predigt der anglikanischen Missionare hatte wenig Einfluß auf diese rohen Menschen ausgeübt, die Sittenlosigkeit und Raubgier war dieselbe geblieben. Livingstone weilte fünf Jahre lang unter den Bakwenas in Kolobeng, das nur 30 km von Gaberone entfernt lag, und es war ihm gelungen, den Häuptling ganz für die englische Hochkirche zu gewinnen. Die Buren rückten gegen den Hauptkraal der Bakwenas vor und brachten ihnen eine so große Niederlage bei, daß sie sich an den Rand vollständiger Vernichtung geführt sahen. Kolobeng ging mitsamt dem Missionshause in Flammen auf. Von dieser Zeit an vertauschte Livingstone die Predigerbibel mit dem Wanderstabe und dem Notizbuche des Naturforschers und erwarb sich durch seine Reisen und Entdeckungen im Innern Afrikas dauernde Verdienste um die Wissenschaft. Ein Jahr später zogen die Buren gegen den Häuptling Makapan, dessen Leute weiße Ansiedler auf die grausamste Weise getötet hatten. Als der Schwarze mit seinem ganzen Stamme in eine große Höhle, wie es deren viele im Lande giebt, flüchtete, besetzten die Buren alle Ein- und Ausgänge derselben, so daß der ganze Stamm vor Hunger und Durst elend umkam.

Erst im Jahre 1856 versammelten sich die Vertreter der einzelnen Buren-Republiken zu Potchefstroom und einigten sich über eine Konstitution, die „Grondwet" genannt wird. Nach dieser liegt die gesetzgebende Gewalt in den Händen eines „Volksraads", der sich aus den Vertretern der verschiedenen Distrikte zusammensetzt, während die Exekutivgewalt durch einen vom Volke gewählten Präsidenten ausgeübt wird. Die Gleichstellung der Weißen und Schwarzen in Kirche und Staat wurde nicht angenommen. Die einzelnen Republiken schlossen sich allmählich diesem Übereinkommen an, und bis zum Jahre 1860 waren alle in der sogen. „Zuidafrikaansche Republik" vereinigt. Der erste Präsident derselben war Marthinus Wessels Pretorius, der Sohn von Andreas Pretorius. Er legte sich den Namen Pretorius II. bei. Ihm fehlten sowohl die hohen geistigen Fähigkeiten seines

Vaters, als auch der zielbewußte Antagonismus gegen die Engländer, welcher jenen beseelte. Seine Aufgabe erblickte er darin, Transvaal dem Oranje-Freistaat, der 1854 seine Unabhängigkeit erlangt hatte, immer näher zu bringen.

Pretorius träumte sogar von einer Solidarität der beiden Republiken. Waren doch alle „Trekker" von derselben Rasse, sprachen alle dieselbe Sprache, hatten alle eine Bibel und einen Glauben. Überdies mußte die innige Vereinigung notwendig eine größere Macht gegen alle jene bilden, die sich erkühnten, die Freiheit der beiden Staaten anzutasten. Zu diesem Zwecke ging er im Jahre 1857 mit zehn Transvaaler Burghers nach Bloemfontein. Auf dem Wege zur Hauptstadt des Freistaates vermehrte sich sein Gefolge um 40 Mann aus dem Freistaate selbst. Der Rat war gerade versammelt, und Pretorius glaubte schon, im Fluge das erwünschte Bündnis zu stande zu bringen. Nicht wenig rechnete er dabei auf den guten Klang des Namens Pretorius, der allen Buren im Freistaate wohl bekannt war. Als der Präsident der Südafrikanischen Republik vor der Versammlung des Freistaates mit seinem Vorhaben herausrückte, zugleich aber die höchste Stellung im Freistaate zu beanspruchen schien, war der Volksraad über dieses Ansinnen so entrüstet, daß er dem hohen Besucher nur eine Frist von 24 Stunden gewährte, um das Gebiet des Freistaates zu verlassen. Nicht viel hätte gefehlt, und es wäre zu einem Bruderkriege zwischen den beiden Republiken gekommen. Es hatte sich nämlich eine Menge Freistaatler für Pretorius erklärt, die man nun nach dem Abzuge des Präsidenten gefangen nahm und als Aufrührer vor Gericht stellte. Pretorius und der Kommandant Krüger eilten den Bedrängten zu Hilfe, und es ist einzig der Diplomatie Krügers zu verdanken, daß die Sache in Frieden beigelegt und die sogen. Aufrührer begnadigt wurden.

Das Schicksal wollte es, daß im Jahre 1858 der Freistaat um eine Einigung bei der Republik Transvaal anfragte. Ersterer war nämlich in einen Krieg mit den Basutos und andern Kaffernstämmen verwickelt und suchte deshalb Unterstützung bei dem Bruderstaate. Pretorius hatte sich mit Krüger bereits in Bloemfontein zur Regelung der Angelegenheiten eingefunden, als ein Schreiben von George Grey anlangte, worin der Gouverneur der Kapkolonie mitteilte, daß wenn die geplante Vereinigung der beiden Republiken zu stande käme, England sich nicht mehr an die Verträge von Sand River und Bloemfontein für gebunden erachten würde. Ob im Falle der Vereinigung eine neue und für die Republik ebenso günstige Konvention wieder zu stande käme, wäre sehr fraglich. Durch diese Androhung eingeschüchtert, ging die Versammlung unverrichteter Sache auseinander. Pretorius gab indessen den einmal gefaßten Plan nicht auf.

Als im Jahre 1860 Boshoff, der Präsident des Freistaates, abdankte, leitete Pretorius alle Fäden in seine Hand. Die drei Monate Urlaub, die

er sich von seinem Volksraad erbeten hatte, benutzte er, um nach Bloemfontein zu gehen und dort den Präsidenteneid abzulegen. Transvaal war jedoch mit dieser Handlungsweise seines Präsidenten durchaus nicht zufrieden, zumal eine große Partei im Transvaaler Rat gegen die geplante Vereinigung war. Pretorius legte infolgedessen die Präsidentschaft in der Heimat nieder und ging definitiv nach Bloemfontein.

Mit der Abreise Pretorius' II. entbrannte der Bürgerkrieg in Transvaal. Der erwählte Präsident Schoemann geriet mit dem Volksraade in Zwist, es kam zum offenen Kriege, in dem Krüger, der nachmalige Präsident, ihm eine doppelte Niederlage beibrachte. Erst als Pretorius am 17. Februar 1863 die Präsidentschaft des Freistaates niederlegte und nach Transvaal zurückkehrte, um hier seine Wiederwahl zum Präsidenten dieser Republik zu betreiben, legten sich die hochgehenden Wogen des Haders und der bürgerlichen Uneinigkeit. Volle Eintracht beglückte die Transvaalburen jedoch nicht. Als im Jahre 1866 ein allgemeiner Aufstand der Eingeborenen in Zoutpansberg ausbrach, wurde es Krüger sehr schwer, Soldaten zu sammeln, und obgleich es bald wieder zum Frieden kam, war die Autorität der Republik bei den Eingeborenen noch lange nicht hergestellt. Diese Unruhen erschöpften überdies den ohnehin bescheidenen Staatsschatz. Um allen Anforderungen zu genügen und die Rechnungen für die Munition zu begleichen, wurde Papiergeld in Umlauf gesetzt. Im Jahre 1870 belief sich dies schon auf 70000 Pfd. St., und, was hervorgehoben werden muß, die Noten repräsentierten nur den vierten Teil ihres Nominalwertes.

Um diese Zeit entstanden anläßlich der Annexion der Diamantfelder von Kimberley durch England Grenzstreitigkeiten betreffs eines kleinen Landstriches in der Südwestecke der Republik Transvaal, der zugleich von der Kapkolonie, dem Oranje-Freistaat und Transvaal beansprucht wurde. Man kam überein, den Gouverneur des Kap als Schiedsrichter aufzustellen, und Pretorius unterzeichnete ohne vorherige Verständigung mit dem Volksraade. Als der zu Ungunsten Transvaals ausgefallene Schiedsspruch in die Öffentlichkeit drang, erhob sich ein Sturm des Unwillens gegen den Präsidenten, der so eigenmächtig vorgegangen war. Man wies darauf hin, daß dieser Akt null und nichtig sei, da die Gegenzeichnung des Staatssekretärs der Republik fehle. Pretorius hielt es unter solchen Umständen für das beste, abzudanken (1871).

Nach dieser Abdankung ging eine Deputation zu Brand, dem tüchtigen Präsidenten des Freistaates, und bat ihn dringend, auch die Präsidentschaft von Transvaal anzunehmen, um den Plan einer Vereinigung der beiden Republiken zu verwirklichen. Der vorsichtige und besonnene Staatsmann sah aber in den Absichten der Einheitspartei eine Gefahr für die höchsten Interessen von ganz Südafrika; er bekannte, daß England diese Vereinigung

zweifellos als eine Herausforderung betrachten würde, und weigerte sich, die angebotene Kandidatur anzunehmen. Durch die Verweigerung geriet Transvaal in eine peinliche Lage. Das Gerücht von der Entdeckung der Goldfelder auf transvaalschem Gebiete hatte eine große Menge fremder Einwanderer in das Land gezogen. Wo sollte man in dieser kritischen Zeit den geeigneten Mann finden, der die Zügel der Regierung in die Hand zu nehmen im stande war? Im Lande selbst gab es keine hervorragende Persönlichkeit, die alten Führer hatten sich in ihren Söhnen nicht verewigt. Die Wahl fiel endlich 1872 auf Thomas François Burgers, Prediger der holländisch-reformierten Kirche in Kapstadt, der durch seine streng kirchlichen Ansichten und durch seinen Plan einer großen holländischen Republik, die ganz Südafrika umfassen sollte, in weiten Kreisen Aufsehen erregt hatte. Er war ein strebsamer Geist, man kann sagen ein Idealist, der für seine hohen Pläne durch eine außergewöhnliche Redekunst leicht die Sympathien anderer zu gewinnen verstand, aber nicht Realpolitiker genug, um die ihm zu Gebote stehenden Mittel richtig zu schätzen und zu gebrauchen.

Bei dem Regierungsantritte des neuen Präsidenten schien es, als käme neues Leben in den erschlafften Staatskörper. Burgers' erste Sorge galt der Aufbesserung der zerrütteten finanziellen Verhältnisse des Landes. Mit Genehmigung des Volksraads machte er eine Anleihe bei der Bank in Kapstadt, um damit das Papiergeld zum Pari-Kurse wieder einzuziehen. Weitere Aufmerksamkeit schenkte er dem Rechts- und Schulwesen und der Landesvermessung. Sein Hauptprojekt aber war, eine Eisenbahn von Pretoria nach der Delagoa-Bai zu bauen, um so mit einem Hafen in Verbindung zu stehen, der „frei von den Fesseln alles englischen Einflusses wäre". Zur Verwirklichung dieses Planes mußte er, da Staatsmittel nicht vorhanden waren, eine Anleihe von 10 Millionen Mark aufnehmen. Burgers bereiste Europa, brachte aber nur $1^1/_2$ Millionen auf, weil die Goldlager in Transvaal nicht die Anziehungskraft ausübten, die der Präsident sich eingebildet hatte. Bei seiner Heimkehr fand Burgers ernste Streitigkeiten im Lande vor. Viele Buren wollten von einer Eisenbahn und europäischer Kultur nichts wissen, andere verweigerten die Zahlung der Steuern, alle aber fühlten sich — man wußte selbst nicht recht, warum — unbehaglich und schimpften weidlich gegen die Regierung. Überdies hatte Sekokoeni, ein Kaffernhäuptling, schon mehrmals Raubzüge in das Gebiet der Buren unternommen und das Joch der Republik abzuschütteln versucht; er wollte unabhängig sein und keine Steuern mehr zahlen. Die Kriegserklärung erfolgte, und Präsident Burgers stellte sich selbst an die Spitze der Soldaten. Es waren aber nicht mehr die alten Krieger und die alten Führer, die frühere Tapferkeit war geschwunden, das Geschrei der Truppen: Huis toe! „Nach Hause!" wurde bald sprichwörtlich. So kann es niemand wunder nehmen,

daß der Feldzug zu Ungunsten der Buren ausfiel. Immer mehr kam das Land in eine verzweifelte Lage. Der Staatsschatz war erschöpft, die Gesetze wurden nicht mehr beobachtet, Steuerverweigerung und Zwistigkeiten der Buren untereinander waren an der Tagesordnung, kurz, das innere Staatswesen schien vollständig zerrüttet. Nach außen hin war es auf allen Seiten von den drohenden aufständischen Wilden umringt, und die Engländer standen vor den Thoren und warteten nur auf den günstigen Augenblick, wo sie unter dem Vorgeben, dieser Mißwirtschaft ein Ende zu machen, ihren längst geplanten Einfall in Transvaal vor den Augen der zivilisierten Welt rechtfertigen konnten. Die Gelegenheit fand sich sehr bald. Die anglikanischen Missionare stellten sich auf die Seite der Eingeborenen, sagten den Buren alle nur erdenklichen Grausamkeiten nach und riefen im Namen der Menschenrechte die Hilfe des starken England an. Dieses erklärte, durch die Unruhen der Eingeborenen Transvaals sei auch die Kapkolonie bedroht, und schritt zur Annexion. Carnarvon, der englische Minister, schickte den wegen seiner Gewandtheit und langjährigen Erfahrung in den südafrikanischen Angelegenheiten bekannten Sir Th. Shepstone nach Pretoria, um das Terrain zu untersuchen und zu sehen, was für Luft dort wehe. Er erschien im Januar 1877 in Begleitung von 25 berittenen Polizisten und eröffnete dem Präsidenten, daß er vom englischen Staatssekretär den Auftrag erhalten, falls die Republik nicht in der Lage sei, geeignete Maßregeln zu treffen, um die nicht nur die Republik, sondern auch die englische Kolonie bedrohenden Eingeborenen zur Ruhe und Ordnung zu bringen, Transvaal dem Gebiete der Königin einzuverleiben. Burgers war um diese Zeit sehr erbittert, er sprach zu seinen Mitbürgern in einem derartig scharfen Tone, wie es kaum der grimmigste Feind fertig gebracht hätte. Zu Beginn seiner Präsidentschaft war er voll der kühnsten Hoffnungen für Transvaal gewesen; nachdem aber seine Erwartungen getäuscht, seine Lieblingspläne zu Wasser geworden, und, wie viele sagten, seine ehrgeizigen Bestrebungen unbefriedigt geblieben waren, wollte er, krank an Leib und Seele, nichts mehr für sein Vaterland thun. Man vermißte an ihm jedes energische Auftreten gerade jetzt, wo Shepstone in Pretoria weilte und auf jede Weise die Einverleibung der Republik betrieb. Im März 1877 erklärte Burgers im Volksraad: „Ihr habt das Land verloren durch eigene Dummheit; nicht dieser oder jener Engländer trägt die Schuld daran, ihr selbst mögt euch anklagen. Das Land habt ihr verkauft für eine Bagatelle. Es ist jetzt zu spät, ihr seid eine Gefahr, ein schadenbringendes Wesen geworden, so wie die Türkei: eure überallhin zerstreuten Leichname verpesten die Luft. Wie vordem zur Türkei, so sagt England jetzt zu euch: Weg damit, entferne dies und jenes, oder aber wir lassen es auf deine Kosten thun."

Sonderbar berührt es den Geschichtschreiber und Politiker, wenn er sieht, daß das Volk gegen die Absichten Shepstones nicht auftrat. War denn der

frühere Geist vollständig von ihm gewichen oder lähmte der Überdruß gegen die bisherige Regierung all seine Kraft? Es verzieh seinem Präsidenten, wenn er im Volksraad sagte: „Meine Herren! Wenn ihr irgend einen gebildeten Mann, einen Präsidenten oder Doktor oder Geistlichen oder Arzt nötig habt, so holt ihr ihn von draußen weit her; bringe ich dagegen Vorschläge für Eisenbahnen, für Erziehung und andere notwendige fortschrittliche Einrichtungen, so versagt ihr mir jegliche Beihilfe zur Bestreitung der Kosten. Ich behaupte mit besonderem Nachdruck, eure Unabhängigkeit steht nicht bloß in Gefahr, sie ist bereits gänzlich verloren." Man fragt sich, ob es nicht genügt hätte, daß Burgers bloß den kleinen Finger erhob, um Shepstone aus dem Lande zu vertreiben. Oder sah er vielleicht in der Ankunft der Engländer eine Lösung der obwaltenden Schwierigkeiten und wollte er, im sichern Vorausgefühl, daß er niemals wiedergewählt würde, keinen thatkräftigen Widerstand leisten? Nicht die Faust sollten die Buren zeigen, nur protestieren gegen das Vorgehen Englands. Später kam Burgers in den Verdacht, ein Verräter an seinem Lande gewesen zu sein: ein Verdacht, der sich darauf gründete, daß im Jahre 1878 Sir Bartle Frere Ordre gab, dem Mr. Burgers jährlich eine Summe von 500 Pfd. St. auszuzahlen, und zwar von dem Tage, an dem die Republik Transvaal annektiert worden war.

Während Burgers somit vollständig seine Popularität einbüßte, hatte Shepstone es verstanden, sich bei den Buren einzuschmeicheln. In einer Rede konnte er zu denselben sagen: „Viele unter euch sind alte Bekannte, und nicht wenige unter euch zähle ich zu meinen Freunden. Ich bin ein Afrikander, wie ihr selbst euch zu nennen beliebt. Ich rede eure Sprache, und Hunderte unter euch habe ich über meine Mission aufgeklärt. Ich kenne somit die Stimmungen und Gefühle derjenigen, die dafür oder dagegen sind. . . . Hat nicht der Krieg mit Sekokoeni, den ihr alle als einen nicht zu verachtenden Feind kennen gelernt, und dessen Feindseligkeiten noch keineswegs beendigt sind, wie einige glauben, dem Ansehen der Republik, ihrer finanziellen Lage, ihrer Regierung und ihrem Kredit einen tödlichen Schlag versetzt? Hat er nicht für manche Familien den vollständigen Ruin herbeigeführt, dem gegenüber Hilfe zu bringen die Regierung sich machtlos fühlt? Daß dem in Wirklichkeit so ist, weiß jeder von euch so gut wie ich. . . . Ihr seid im Innern sowohl als außerhalb der Grenzpfähle der Republik von mehr als $1^1/_2$ Millionen Eingeborenen umringt, von denen auch nicht ein einziger durch den bisherigen Verkehr mit euch ein treuer Freund geworden ist; der schwächste von ihnen ist im stande, euch zu ruinieren. Daraus ergiebt sich, daß ihr weder säen noch ernten könnt ohne die stillschweigende Erlaubnis der Eingeborenen, die aber allen Respekt, den sie vor den alten Pionieren hatten, vor euch verloren haben."

Trotz aller Schmeicheleien und glänzenden Verheißungen protestierte der Volksraad einstimmig und energisch gegen die geplante Vergewaltigung von seiten Englands. Freilich umsonst. Auch eine Massenpetition von Holland und Belgien an das englische Kabinett, sowie eine öffentliche Adresse an „die englische Nation", welche lauten Appell erhoben „an den Geist der Gerechtigkeit Englands", wanderten unberücksichtigt in den Papierkorb des Ministerpräsidenten Beaconsfield, der den Gewaltstreich Shepstones billigte und nur Truppenverstärkung nach Transvaal sandte, um die Besitznahme zu besiegeln. Am 12. April 1877 ward die Annexion vollzogen.

Man kann die Frage stellen: War die Rettung der Republik wirklich der Beweggrund des Eingreifens von seiten Englands oder waren die Annexionsgelüste die einzige Triebfeder? Gewiß, an Vorwänden hat es England nie fehlen lassen, in Wahrheit aber sah die britische Regierung stets mit schelen Augen auf Transvaal und zeigte nicht bloß einmal Lust, die Goldfelder einzustecken. Selbst im englischen Unterhause erhob sich eine Opposition, welche die Einverleibung Transvaals als einen Akt der Tyrannei gegen ein wehrloses Volk hinstellte und Verwahrung einlegte. Sehr richtig bemerkt hierzu ein Geschichtschreiber: „Ich bezweifle, daß es in der ganzen geschichtlichen Vergangenheit Englands einen gleichen Gewaltakt gegeben hat. Es ist schlechterdings nichts anderes, als wenn die englische Regierung das Schweizerland annektiert hätte, unter dem Vorwande, die Schweiz als Republik sei eine Gefahr für Europa."

Viele Buren fügten sich vorläufig dem Vorgehen Englands, die Beamten blieben in ihrer Stellung und anerkannten durch ihren Gehorsam die vollzogene Annexion[1]. Bald aber regte sich das Freiheitsgefühl wieder um so mächtiger. Eine Deputation wurde nach London gesandt, um von neuem Protest zu erheben. Lord Carnarvon erwiderte, die Annexion stehe jetzt als eine vollendete Thatsache da, an welcher nichts mehr zu ändern sei, und weigerte sich demgemäß, diese Frage dem Volksvotum zu unterbreiten. Als echter Diplomat ließ er es jedoch an Versprechungen nicht fehlen: Schulen sollten errichtet, Telegraphenverbindungen hergestellt, die Finanzen geregelt, die holländische Sprache nicht angetastet, dagegen den Gebräuchen des Volkes

[1] In der Thronrede vom 14. August 1877 heißt es: The proclamation of My sovereignty in the Transvaal has been received throughout the province with enthousiasm. It has also been accepted with marked satisfaction by the native chiefs and tribes; and the war, which threatened in its progress to compromise the surety of My subjects in South-Africa, is happily brought to a close. („Die Verkündigung Meiner Oberherrschaft im Lande Transvaal ist in der ganzen Provinz mit Begeisterung vernommen worden; auch die eingeborenen Häuptlinge und Stämme nahmen sie mit besonderer Genugthuung auf; der Krieg, der die Sicherheit Meiner Unterthanen in Südafrika zu stören drohte, ist glücklich beendigt.")

Rechnung getragen werden; die Regierung würde sogar den Buren gestatten, ein Wort in der Landesregierung mitzusprechen. Das englische Parlament bewilligte außerdem 2 Millionen Mark, um den dringendsten Bedürfnissen abzuhelfen, und hob die drückenden Kriegssteuern auf.

Die Buren waren gespannt, wie sich der erste neue englische Administrator Shepstone verhalten werde. Sie erwarteten, daß die inneren Angelegenheiten nach wie vor vom alten Volksraad geregelt würden und demselben somit stets Anteil an der Gesetzgebung verbleibe; ebenso hofften sie auf Erhaltung all ihrer Sonderrechte und Privilegien.

Shepstone hatte nicht Einsicht genug, all die Regungen und Erwartungen wohlwollend anzuhören, und nicht Rücksicht genug, den erkannten Wünschen möglichst weit entgegenzukommen. Anstatt langsam voranzugehen und so die Buren allmählich mit dem veränderten Stande der Dinge auszusöhnen, wollte er mit einem Schlage das Althergebrachte durch die neue Ordnung ersetzen. Als Beamte nahm er nur Engländer oder solche Holländer, die ihm wohlgesinnt und treu ergeben waren. Das war sein Verderben. Trotz wiederholten Verbotes der neuen Regierung hielten die Buren unter Führung Krügers, Jouberts und anderer Massenversammlungen ab, auf welchen sie ihre Unabhängigkeit laut zurückverlangten. Eine zweite Deputation, bestehend aus Krüger und Joubert, ging 1878 nach London, um von neuem das Plebiscit zu verlangen, erreichte aber nichts anderes als Versprechungen platonischer Art, so z. B. daß England gesonnen sei, Transvaal eine eigene Verfassung zu geben. Enttäuscht kehrten die beiden Männer zurück. Es wurde ihnen immer klarer, daß die schönen Zukunftspläne nur darauf hinzielten, die Buren hinzuhalten, bis England sich im Lande festgesetzt habe. Darin bestärkte sie das Verhalten des zweiten Administrators, Oberst Sir Owen Lanyon, der am 4. März 1879 sein Amt antrat. Der Charakter, der diesen Mann schon in Griqualand-West so unbeliebt gemacht hatte, reizte die Buren: er war zu autokratisch, duldete nicht den geringsten Widerspruch, seine im militärischen Stile abgefaßten Verordnungen klangen streng und herrisch. Zudem kannte Lanyon weder die Sprache noch die Sitten des Volkes. Den Staatskarren hatte er nach kurzer Zeit gründlich verfahren. Er beförderte zu Beamten alle diejenigen, welche ihm schmeichelten und sich ihm zu Füßen warfen, obgleich es oft genug Männer waren, die für den erhaltenen Posten sich als vollständig ungeeignet erwiesen; dagegen entfernte er andere, ehrliche Buren aus ihrer Stellung. Schon im zweiten Monate seiner Regierung bat Sir Owen Lanyon den Kapgouverneur Sir Bartle Frere, der sich in Natal aufhielt, nach Pretoria zu kommen, um daselbst mancherlei Verwicklungen, die er heraufbeschworen und die zu ernstlichen Befürchtungen Anlaß gaben, zu regeln. Sir Bartle Frere erschien am 10. April 1879 in Pretoria und hatte

mehrere Unterredungen mit den Burenführern; er beschwichtigte einigermaßen die vorhandene Aufregung durch die Versicherung, daß die Transvaaler eine ebenso freie Verfassung erlangen sollten wie ihre Landsleute in der Kapkolonie.

Am 29. September 1879 wurde Sir Garnet Wolseley zum Gouverneur von Transvaal ernannt. Mit selbstbewußter, siegesgewisser Miene trat dieser sein Amt an. Zu Wakkesstroom, Standerton und Pretoria erklärte er feierlich und unumwunden: „Transvaal bleibt ein englisches Land, solange die Sonne scheint und die Flüsse zum Meere fließen.“ Dem englischen General gelang es, dem stark verschanzten Sekoekoeni eine schwere Niederlage beizubringen; er nahm den Häuptling selbst gefangen und erklärte sein Land als eine britische Kolonie. War dieser Sieg nicht leicht gewesen, so war derjenige über die Gemüter der Buren um vieles schwieriger, ja durch unvorsichtige Äußerungen bestärkte der Gouverneur noch den Widerstand. Seine Verdächtigungen, die transvaalschen Farmer hätten Sekoekoeni gegen England aufgehetzt und denselben unterstützt, ferner der Vorwurf, bei ihnen mache sich ein Mangel an Bildung und Zivilisation geltend, machten Wolseley geradezu verhaßt. Zu allem diesem fügte er noch den Spott, indem er eine Konstitution erscheinen ließ, die in ganz Südafrika von Holländern und Engländern mit Hohngelächter aufgenommen wurde. Dieselbe schuf eine gesetzgebende Versammlung, die nur aus einer Anzahl englischer Beamten und sechs von der Regierung ernannten Mitgliedern bestehen sollte, sowie einen Exekutivrat, der gleichfalls aus englischen Beamten und drei von der Regierung ernannten Mitgliedern zusammengesetzt war.

Trotzdem ermahnte das Organ der Buren, die „Volksstem“, dringend seine Landsleute, dem General Wolseley keinen Anlaß zu Gewaltmaßregeln zu geben, wohl aber passiv zu protestieren, sich passiv zu widersetzen und so dem Rate Burgers' zu folgen, als er empfahl: „Habt Geduld; euer Plan ist, zu protestieren; haltet an mit dem Protestieren und ‚alles zal recht komen‘.“ Die Buren befolgten die Mahnung eine Zeitlang und erinnerten sich des Erfolges, welcher auf diese Weise von ihren Ahnen in Europa errungen worden war, als unter den Grafen Egmont und Hoorn die Holländer im Jahre 1566 Proteste nach Madrid sandten und sich von den Spaniern und dem spanischen Gesetze befreiten. Die Meetings folgten in immer kürzeren Zwischenräumen, und der Protest nahm einen immer größeren Umfang an. Ein Hoffnungsstrahl leuchtete ihnen und ermunterte sie zu treuem Ausharren. In England selbst war eine burenfreundliche Partei, die Heil und Rettung versprach. Der alte Gladstone griff die Regierung wegen der Transvaalpolitik heftig an, indem er sagte: „Wenn das Land so wertvoll wäre, wie es in Wirklichkeit wertlos ist, so würde ich dennoch gegen eine Annexion gewesen sein, weil sie durch Mittel bewerkstelligt worden ist, welche die Nation entehren.“ Von der Prinsloo-

Farm bei Wonderfontein sandte am 18. März 1880 eine Burenversammlung eine Dankadresse an ihren trefflichen Vorkämpfer in England. Krüger und Joubert beruhigten die Hitzköpfe und mahnten, geduldig abzuwarten, was die Opposition erreichen werde. Bald war alles im Lande in tiefe Ruhe versenkt.

England deutete diese Ruhe zu seinen Gunsten. Man glaubte fest, die Aufregung habe sich endgültig gelegt, und man begann deshalb die Truppen von Transvaal zurückzuziehen.

Unterdessen hatte im britischen Reiche die Partei Gladstones gesiegt und ihr Führer trat an die Spitze der Regierung. In Transvaal hoffte man allgemein zuversichtlich, die Stunde der Befreiung habe geschlagen. Daß Gladstone aus der Transvaal-Affaire lediglich für die Wahlcampagne Kapital geschlagen habe, im Herzen aber ganz andere Gesinnungen hege, weil er sonst auch die Annexion von Natal und die lange vorher erfolgte von Ostindien hätte bekämpfen müssen, schien das Burenvolk nicht zu ahnen. Ihm gingen erst dann die Augen auf, als es die Thronrede vom 20. Mai 1880 zu Gesicht bekam, in der es hieß: „Indem Wir Unsere Herrschaft über Transvaal mit seiner mannigfaltigen Bevölkerung aufrecht erhalten, wünschen Wir sowohl den Eingeborenen Sicherheit zu gewährleisten als auch den europäischen Ansiedlern Einrichtungen zugänglich zu machen, die auf den großen und liberalen Prinzipien der Selbstverwaltung gegründet sind." Der grand old man suchte den Wechsel seiner Anschauungen mit allerlei Sophismen zu rechtfertigen und versprach zugleich den Buren die „vollste Freiheit in Verwaltung ihrer eigenen Angelegenheiten". Diese Enttäuschung traf die Bewohner der Republik wie ein Donnerschlag; alles und jedes Vertrauen in die Kapregierung verschwand mit einem Male, und der Haß, welcher bisher unter der Asche geglommen hatte, loderte von neuem hoch auf.

Die Landesadministration that das Ihrige, die Erbitterung zum vollen Ausbruch zu bringen. Die Steuern wurden energisch eingefordert, die rückständigen Summen unter Strafandrohungen eingezogen und überall die eiserne Faust gezeigt. An manchen Orten kam es schon zu offener Auflehnung, indem sich viele Bürger weigerten, irgend welche Steuern zu entrichten, solange dieselben nicht vom Volksraad genehmigt sein würden. Die „Volkssstem" brachte diese Vorkommnisse in die Öffentlichkeit. Bald wurde ein anderes, weit aufregenderes Ereignis bekannt. Ein katholischer Missionar in Transvaal, der hochw. P. Meyer O. M. I., erzählt dasselbe und knüpft daran den Ausbruch des Krieges und die Schilderung der ersten Schlacht:

„Einer der Buren aus dem Potchefstroom-Distritte hatte die Entrichtung der Steuern verweigert. Die Agenten der englischen Regierung hatten nun nichts Eiligeres zu thun, als sich seines Ochsenwagens zu bemächtigen, um ihn zu versteigern. Dieses rief die Entrüstung der Buren jenes Distriktes

hervor; sie griffen zu dem Wagen und bemächtigten sich jetzt ihrerseits des konfiszierten Wagens. Als Antwort auf diese Herausforderung schickte die Regierung zwei Kompagnien und zwei Kanonen nach Potchefstroom.

„Die Ordnung schien wiederhergestellt zu sein. Im Grunde jedoch war es weit davon; denn diese einfache kleine Reiberei hatte im Herzen aller zwei Gefühle wachgerufen: den Überdruß des englischen Joches und die Hoffnung, dasselbe abzuschütteln. Die Buren waren fest entschlossen, für die Unabhängigkeit ihres Landes zu kämpfen, und in der That machten sie Massenaufstände und proklamierten die Republik zu Heidelberg, einem kleinen Städtchen, ungefähr 60 Meilen von Pretoria. Als die Oppositionspartei von Tag zu Tag an Ausdehnung gewann, und in Paardekraal, zwischen Potchefstroom und Pretoria, vom 8.—13. Dezember 1880 eine großartige Burenversammlung stattgefunden hatte, auf der die südafrikanische Republik wiederholt ausgerufen, der Kampf um die Freiheit beschlossen und das Triumvirat Krüger, Joubert und Pretorius gebildet worden war, hielten die Militärbehörden es für gut, die im Lande zerstreuten Truppen zusammenzuziehen; die Kommandos von Standerton und Lydenburg erhielten Befehl, sich unverzüglich in Pretoria zu sammeln. Die Engländer sprachen mit Achselzucken von der Tollheit der Buren, spotteten ihrer Drohungen und lachten über den Krieg, den sie unternehmen wollten. Plötzlich aber warf die Nachricht von dem Gemetzel bei Bronkhorst-Spruit Schrecken unter die Engländer.

„Die Buren hatten sich aber schon zusammengeschart und eine mächtige Widerstandspartei gebildet. Ihr Plan war, die Vereinigung der englischen Truppen zu verhindern. In aller Eile sandten sie deshalb bedeutende Kräfte der auf dem Marsche von Lydenburg nach Pretoria befindlichen Kolonne des Obersten Anstruther entgegen.

„Unter dem Oberbefehl des ernannten Generals Joubert machten sich 1500 gut ausgerüstete Buren marschfertig und nahmen Stellung bei Bronkhorst-Spruit. Die Wahl eines Hinterhaltes konnte nicht besser sein. Auf einem etwas abschüssigen Strich Landes liegt im Halbkreis, auf beiden Seiten der Straße nach Lydenburg, ein Gehölz, in welchem sich eine ansehnliche Armee verbergen kann. Hier lagerten sich die Buren und erwarteten in aller Geduld die englischen Truppen. Diese erschienen am 19. Dezember, um 1 Uhr nachmittags.

„Die Engländer ahnten nichts von dem, was gegen sie im Spiele war; sie marschierten einher ganz ohne jegliches Mißtrauen, wie in Freundesland oder vielmehr wie im eigenen Lande, vielleicht bedroht, aber noch unbesorgt. Rekognoszierungsmannschaften hatten sie keine, überhaupt keine Vorhut; die Munitionskasten waren vernagelt; man glaubte allgemein an einen militärischen Spaziergang. Kurz bevor sie zum Platze kamen, wo ihrer der Tod harrte, begannen sie die melancholische und in England so bekannte Weise:

Kiss me, mother, kiss thy darling, before he dies (‚Einen Kuß, o Mutter, einen Kuß für deinen Liebling, bevor er stirbt'). Nach kaum drei Minuten sprengten zwei bis an die Zähne bewaffnete Buren dem Obersten entgegen mit einer weißen Fahne und einem von den Behörden der Republik unterzeichneten Briefe. Jetzt erst erkannten die Engländer, daß sie von einer siebenmal größeren Übermacht umzingelt waren.

„Mit einer bewunderungswürdigen Kaltblütigkeit nimmt der Oberst den Brief entgegen und durchliest ihn in Eile. Sein Inhalt war, daß die Regierung von Heidelberg, die einzige gesetzliche in Transvaal, sich ausdrücklich der Vereinigung der Truppen Ihrer Majestät der Königin von England widersetze, daß der Oberst Anstruther seinen Marsch zu unterbrechen habe, widrigenfalls die Republik für etwaige Folgen keine Verantwortung trage. Es folgten die Unterschriften von Paul Krüger, Vizepräsident Joubert, Bok, Joriſſen und einigen andern, die ich nicht entziffern konnte (ich habe nämlich den Brief zu lesen bekommen).

„Nachdem Oberst Anstruther die Zeilen durchflogen, wirft er das Schreiben entrüstet zu Boden und ruft: ‚Ich kenne keine Republik Transvaal, höhere Befehle rufen mich nach Pretoria, und ich gehe nach Pretoria!' Auf diese stolze Antwort hin stürmen die beiden Unterhändler auf und davon, und nachdenklich kehrt der Oberst zur Beratung zu seinem Stabe zurück.

„Kaum hat er aber einige Schritte gethan, da eröffnen die Buren ein fürchterliches Feuer. Bei der ersten Salve stürzt der Oberst, beide Beine sind ihm zerschossen. Fast alle Offiziere fallen zum Tode verwundet. Und dieses alles in weniger Zeit, als es zum Niederschreiben bedarf; denn seit dem Erscheinen der beiden Buren bis zu diesem unseligen Augenblicke sind kaum fünf Minuten verflossen.

„Nach dieser ersten Salve werfen sich die Engländer gleich zu Boden und feuern, so gut es geht. Sie verteidigen sich kräftig. Aber bei der Übermacht der Feinde, dem Nachteil ihrer Stellung bleibt ihnen nichts anderes übrig, als sich bis zum letzten Mann zu opfern. Sie sind entschlossen, es zu thun.

„Das Gemetzel dauert schon seit 25 Minuten, da bemerkt der verwundete Oberst, daß bei den Seinigen das Gewehrfeuer nachläßt und gänzlich zu verstummen droht. Er läßt deshalb sein weißes Taschentuch auf der Spitze eines Bajonettes aufhissen, und das Gewehrknattern hört auf. Von 246 Mann, welche die Kolonne ausmachten, erheben sich nur noch 85; alle andern sind tot oder verwundet.

„Tags darauf kam die Nachricht nach Pretoria. Sogleich machte ich mich mit zwei Wundärzten und zwei Krankenwagen auf den Weg zum Kampfplatze, wo wir am folgenden Tage anlangten. Ich wurde von den armen Leuten empfangen wie ein Engel des Herrn. ‚Jetzt sind wir zu-

frieden,' sagten sie, ‚wir haben den Priester bei uns,' und mehrere weinten. Meine Gegenwart hatte einen so wohlthuenden Einfluß auf die Gemüter der Katholiken ausgeübt, daß die Protestanten staunten. Ein Unteroffizier (die Offiziere waren nicht mehr) drückte mir die Hand und sagte weinend: ‚Ich gehöre Ihrer Religion nicht an, aber ich liebe mein Regiment und danke Ihnen deshalb für das Gute, was Sie hier stiften. Gestern und vorgestern herrschte überall die düsterste Niedergeschlagenheit, heute hat der gute Humor die Überhand gewonnen. Man lacht in den Zelten, und die Ursache hiervon ist, ich weiß es, Ihre Anwesenheit; da muß etwas dahinter stecken!' Schnell ging ich von einem Zelte zum andern und brachte den Sterbenden die letzten Tröstungen. Dann verkündigte ich, daß ich den folgenden Tag jeden einzelnen besuchen würde, und forderte sie zugleich auf, ihre Seele nach Kräften vorzubereiten. Mittlerweile kam eine Abteilung Buren, um die Gefangenen abzuführen. Ich schlich mich in die Reihen dieser, die zum größten Teil katholisch waren, ermahnte sie, als Christen alle Leiden zu ertragen, und teilte Rosenkränze, Medaillen und andere Andachtsgegenstände aus.

„Nachdem ich ihnen meinen letzten Segen gegeben hatte, wollte ich mich von diesen braven Soldaten trennen, um zu ihren sterbenden Kameraden zurückzukehren. Im Augenblick, als ich aus ihrer Mitte schied, kam ein Bur auf mich zu und befahl mir, der Kolonne zu folgen. Natürlich erhob ich Widerspruch, und als er dennoch darauf bestand, ergriff mich die Ungeduld, und ich gab eine unfreundliche Antwort. Dieser Trotz hätte meine Lage wahrscheinlich nur verschlimmert, wenn nicht andere Buren dazwischengetreten wären und ihrem Kameraden zu verstehen gegeben hätten, ich sei ein ‚Prädikant'. Mehr bedurfte es nicht, um meiner Freiheit Achtung zu verschaffen.

„Fünf Tage verbrachte ich mit der Pflege der Verwundeten, hörte ihre Beichten, versah die Sterbenden und begrub die Toten. Wiewohl peinlich für das Herz, war diese Liebespflicht doch trostreich vom Standpunkte des Glaubens aus. Diese armen Unglücklichen waren, wie schon bemerkt, in engen Zelten untergebracht; um ihre Beichten zu hören, mußte ich niederknieen, fast mich niederlegen an ihre Seite, oft in eine Blutlache. Die Gnade Gottes hat sichtbar gewirkt; nicht ein einziger hat die Hilfe unserer heiligen Religion verschmäht, und ich wage die Überzeugung auszusprechen, daß mein Aufenthalt zu Bronkhorst-Spruit Gutes gestiftet hat. Die Buren hatten alle Vorräte mitgenommen, außer dem Mais, welcher den Kaffern zur Nahrung diente, und etwas Zwieback. Ich war auch nicht der einzige, der Hunger litt; die Wundärzte, welche obendrein eine erdrückende Arbeit hatten, waren nicht besser daran als der Missionar.

„Als meine Wirksamkeit hier beendet war, konnte ich dem Heere noch einen Dienst erweisen, indem ich nach Pretoria zurückkehrte. Der Oberst

war noch am Leben. Er vertraute mir die offiziellen Papiere des Heeres, sowie mehrere Briefe an die Militärbehörden an und befahl mir, sie sogleich zu lesen für den Fall, daß man sie mir abnehmen würde. Zwölf Verwundete nahm ich mit mir, und wir zogen ab.

„Außer einigen Schwierigkeiten bei Flußübergängen ging die Reise glücklicher von statten, als wir gehofft hatten. Wir hatten uns darauf gefaßt gemacht, angehalten zu werden, aber es geschah nichts.

„Jedoch als wir am Abend unser Lager aufschlugen, bemerkten wir auf den Höhen gegen 50 Mann, die uns beobachteten. Ich gebot gleich den Soldaten tiefstes Stillschweigen und untersagte ihnen, vor dem Einbruche der Nacht die Wagen zu verlassen. Diese Vorsichtsmaßregel rettete uns. Die Buren ließen sich täuschen; sie glaubten zweifelsohne, wir seien gewöhnliche Reisende, und sie zogen sich zurück. Als Beweis diente das bald darauf folgende Geheul der Schakale, was mich einen Teil der Nacht kein Auge zuthun ließ."

Kolonel Anstruther starb sechs Tage nach dem Gefecht an seinen Wunden, versicherte aber bis zum Tode, daß die Buren nicht unehrlich gehandelt hätten, wie man hie und da behauptet hatte.

Eine andere Abteilung Buren belagerte Potchefstroom, wo über 200 englische Soldaten sich aufhielten, und erzwang schließlich die Übergabe durch Hunger. Recht anschaulich beschreibt uns die damaligen Zustände in Potchefstroom der katholische Bischof Msgr. Jolivet O. M. I. (Bild 12):

„Am politischen Himmel Südafrikas hatten sich die düstern Wolken immer dichter zusammengezogen. Der Ausbruch des Kriegsgewitters war nur noch eine Frage der Zeit. Mitten in der allgemeinen Aufregung verließ ich Pretoria, wo ich angesichts des kräftigen Aufblühens der katholischen Mission viel Trost erlebt hatte, der nur durch die drohende Haltung der Buren etwas herabgemindert wurde. Pretoria schien mir übrigens in Sicherheit; dagegen hatten die Aufständischen, wie man mir erzählte, sich bereits Potchefstrooms, der alten Hauptstadt Transvaals, bemächtigt. Das klang nicht ermutigend, denn auch ich mußte durch Potchefstroom, um nach Kimberley zu gelangen. Bei meiner Abreise stieß ich auf den Gouverneur, der mir lachend zurief: ‚Sie wollen sich wohl durch die Buren packen lassen?' Ich antwortete ihm im selben Tone: ‚Mit mir haben die Buren nichts zu thun, aber die Post könnten sie anhalten und sich der Staatsdepeschen bemächtigen.' Wir reisten die ganze Nacht hindurch und waren am folgenden Tage, 16. Dezember, morgens 7 Uhr in Potchefstroom. Überall sah man bewaffnete Buren; sie fixierten uns scharf, ließen uns aber ungehindert im Royal Hotel absteigen. Hier traf ich meinen Freund Major Clarke, den Vertreter der englischen Regierung, das Urbild eines mutigen Soldaten. Er besaß nur noch einen Arm, den andern hatte er im Rachen eines Löwen

gelassen. Ich kannte den Major schon länger, ebenso den Bankdirektor von Potchefstroom, der bei ihm saß. Die beiden Herren luden mich zum Frühstück ein; nach Beendigung desselben vertiefte sich der Major in das Studium der Regierungsdepeschen, welche die Post ihm eben gebracht hatte.

„In der Stadt wuchs der Kriegsaufruhr von Stunde zu Stunde. Als Kommissar der Regierung hatte Major Clarke die Aufgabe, Frieden und Ordnung aufrecht zu erhalten. Er verließ mich mit sorgenvoller Miene und bat mich, bis zu meiner Abreise sein Gast zu bleiben. Ich habe den guten Major nur als Gefangenen wiedergesehen.

„Unterdessen hatte unser Kutscher voll Unruhe die Pferde angespannt und drängte uns, noch vor der festgesetzten Zeit abzufahren. Wir bestiegen also wieder den Wagen und glaubten schon ungehindert reisen zu können, als plötzlich etwa 20 bewaffnete Buren auf uns zusprangen und uns mit ihren Flinten bedrohten. An die Abfahrt war nicht zu denken. Als letzter verließ ich den Wagen, wobei mir der Hotelbesitzer hilfreiche Hand leistete und dafür einen Schlag ins Genick erhielt. Ein junger Franzose, der mit mir fuhr, nahm sich meines Gepäckes an und trug es wieder ins Hotel. Als er aber zurückkehrte, um auch das seinige zu holen, war der Wagen samt den Reiseeffekten bereits verschwunden. So war ich Gefangener, denn niemand durfte ohne Erlaubnis des Burenkommandanten sich in den Straßen sehen lassen. An eine heimliche Flucht war bei den vielen Bewaffneten erst recht nicht zu denken, es wäre Selbstmord gewesen. Diesem ersten Ausbruch der Feindseligkeiten folgte alsbald ein regelrechtes Flintenfeuer von hüben und drüben. Auf der einen Seite standen etwa 200 englische Soldaten, auf seiten der Buren mochten es etwa 200 Bewaffnete gewesen sein. Die englischen Truppen waren in einem Lager etwas außerhalb Potchefstrooms versammelt. Der Major mit nur 25 Mann zog sich in aller Eile in das court-house, Bureau des landdrost, Bürgermeisters der Stadt, zurück. Dieses nur mit Stroh gedeckte Gebäude konnte nicht lange verteidigt werden. In der That trafen die Aufständischen am folgenden Tage, den 28. Dezember, Vorbereitungen, um dieses elende Bollwerk in Brand zu stecken. Außer dem Major waren noch der Landdrost und sein Sekretär, seine Frau und Kinder dort anwesend. Man mußte sich also ergeben.

„Da die Buren ihr Hauptquartier in unserem Hotel eingerichtet hatten, so konnte ich mit Leichtigkeit dem Laufe der Ereignisse folgen. Die 25 Soldaten, welche die Burentruppe mit dem Major gefangen genommen hatte, wurden ihrer Waffen beraubt und in einem Magazin, das dem Hotel gegenüberliegt, untergebracht. Der Major, der Landdrost und sonstige Gefangene wurden unter Bedeckung in unser Hotel abgeführt. Vereinzelte Rufe: ‚Schießet sie nieder!‘ tönten an ihr Ohr. Schreckensbleich und zitternd schleppte sich der arme Landdrost vorwärts, selbst in den düstern Zügen des Majors las ich tiefe

Niedergeschlagenheit, die Frauen und Kinder der Gefangenen wehklagten laut. Selten habe ich ein so trauriges Schauspiel gesehen. Dem Sekretär des Land=

Bild 12. Bischof Jolivet O. M. I.

drosten und seiner Familie wurde das dem meinigen benachbarte Zimmer als Gastzelle angewiesen. Zwei Buren hielten vor der Thüre Wache. Der Major erhielt ein anderes Zimmer und wurde scharf im Auge gehalten. Nur eine halbe

Stunde im Tage durfte er auf der Veranda vor meinem Zimmer auf und ab gehen, und auch während dieser Zeit standen an den beiden Enden des Ganges Schildwachen. Es sollte ihm unmöglich gemacht werden, mit uns, die wir uns freier in Haus und Garten bewegen durften, zu verkehren. Dennoch gelang es ihm. Heimlich gab er mir ein Zeichen, daß er mit mir sprechen wolle. Ich setzte mich unter die Veranda mit dem Rücken gegen den Major und mit dem Gesichte gegen meine Zimmerthüre. Um jeden Verdacht abzulenken, that ich, als kümmerte mich der Major nicht, und spielte scheinbar eifrig mit einem kleinen Hunde, der in der kurzen Zeit meines Aufenthaltes schon sehr zutraulich geworden war. So oft nun der Major hinter meinem Stuhle vorüberging, flüsterte er einige Worte. So erfuhr ich, was er mir mitteilen wollte. Er glaubte nämlich, er würde erschossen, und fürchtete auch für mich dasselbe Schicksal. Doch weder er noch ich büßten das Leben ein. Nach drei Tagen wurde er in einem andern Lokale untergebracht. Erst nach dem Friedensschlusse sah ich ihn wieder.

„Am Sonntag morgens erbat und erhielt ich die Erlaubnis, die gefangenen Soldaten zu besuchen, von denen zwei verwundet waren. Ich versicherte mich zunächst, ob sie gut behandelt wurden; dann munterte ich besonders die Katholiken auf und tröstete sie durch die Versicherung, daß ihnen kein Leids geschehen werde. Da ich sah, daß auch die protestantischen Soldaten mich zu sprechen wünschten, ebenso eine gute Anzahl Buren, die mehr oder weniger Englisch verstanden, so versammelte ich alle um mich und hielt ihnen eine kleine Predigt über die Geduld im Leiden und stellte ihnen als vollendetes Muster in der Ergebung den göttlichen Heiland vor. Meine Worte thaten allen wohl und verletzten niemand.

„Die Einnahme der Landdrostei oder des court-house war für die Buren ein billiger Triumph, der trotzdem ihren Stolz gekitzelt hatte. Sie gingen jetzt stark mit der Absicht um, auch das englische Lager außerhalb der Stadt zu erobern, und wollten gar nicht auf mich hören, als ich ihnen sagte, sie würden es im Sturm nicht gewinnen. Die Einnahme eines festen, durch kriegsgeübte Truppen verteidigten Platzes gelingt nicht so leicht einem Haufen strammer Kriegsordnung ungewöhnter Kämpfer, die noch dazu als einzige Waffe Flinten tragen. Die Buren im besondern haben deshalb auch in allen ihren Kriegen es klug vermieden, gegen Festungen, ja selbst gegen Kaffernkraale, Sturm zu laufen. . . .

„Da die Aufständischen den Unterhalt der Gefangenen zu kostspielig fanden, so entschlossen sie sich, dieselben auf das neutrale Gebiet des Oranje-Freistaates zu senden, nachdem diese versprochen hatten, gegen die Transvaal-Buren nicht zu kämpfen. Dadurch wurde auch ich beschäftigungslos. Ich dachte deshalb daran, einen Sicherheitspaß zu verlangen, um mich nicht zwar nach Kimberley — denn das war für den Augenblick unmöglich —,

sondern nach Bloemfontein zu begeben, wo man mich für die Einweihung der neuen katholischen Kirche schon lange erwartete. In meinem Paßgesuch stützte ich mich darauf, daß ich weder Soldat noch Politiker sei, und hob besonders meine französische Nationalität hervor. Eine Stunde später stand ich vor dem Burengeneral Cronje und seinem Stabe. Die Herren unterschieden sich übrigens äußerlich in nichts von dem ersten besten Burgher. Man fragte mich nach meiner Nationalität und forderte mir das Versprechen ab, nichts gegen die Buren zu unternehmen, was ich herzlich gern versprach. Meine Antworten mußten sehr befriedigend lauten, denn Cronje gestattete mir, den ersten Wagen zu benutzen, der die Stadt verließ. Der Hotelbesitzer war bis zur letzten Minute von der größten Zuvorkommenheit gegen mich, wie ich mich überhaupt über niemand während meines Aufenthaltes in Potchefstroom zu beklagen hatte. Nur eines that mir bitter weh: daß ich nämlich das liebe Weihnachtsfest ohne Messe, ohne jeglichen geistlichen Trost verbringen mußte. Endlich am 29. Dezember war ein kleiner Postwagen zur Abfahrt bereit. Sofort eilte ich zum Kommandanten, der mir ohne Verzug meinen Paß überreichte. Ich dankte ihm höflichst. Als ich das Bureau verlassen wollte, rief ein Bur auf französisch: ‚Gute Reise!' und alle andern fielen im Chorus mit ihren kräftigen Stimmen ein und schrieen: ‚Gute Reise!' und klatschten in die Hände, daß es dröhnte. So verließ ich inmitten lebhaftesten Beifallklatschens Potchefstroom, von gar manchen beneidet, die mir gern gefolgt wären." . . .

Eine dritte Burenarmee marschierte gegen Heidelberg; sie fand zwar dort keine Garnison, machte aber den bei Standerton stehenden englischen Kompagnien viel zu schaffen und hielt sie in Schach. Auch in den übrigen Städten wurden die kleineren englischen Garnisonen sofort eingeschlossen; überall waren die Buren im Vorteil. Pretoria, der Sitz der englischen Regierung, war umzingelt. P. Meyer O. M. I. schildert uns die dortige Lage:

„Nach Pretoria zurückgekehrt, kannte ich die Stadt kaum wieder. Die Straßen waren verlassen, die Häuser geschlossen, Todesstille herrschte in diesem vor kurzem noch so rührigen Orte. Während meiner Abwesenheit war die Stadt in Belagerungszustand versetzt worden, und alle waffenfähigen Bürger hatten zum Gewehre gegriffen. Selbst für die Frauen waren Zelte im Innern des Lagers, im Schutze der Kanonen aufgeschlagen. Das Kloster der Schwestern von Loreto, das größte Gebäude der Stadt, war in eine Feste umgewandelt und verteidigt durch mehrere Kompagnien Freiwilliger. Die Wache befand sich in der Kapelle, jedoch außerhalb des Heiligtumes und des Chores, das man den Ordensfrauen ließ als gemeinschaftlichen Aufenthalts- und Schlafraum für sich und die wenigen Pensionärinnen, welche aus Mangel an Zeit nicht in ihre Familien hatten entlassen werden können. Die Verunstaltung des lieben Klosters mußte

den Schwestern sehr empfindlich sein: in die Mauern wurden Schießscharten gebrochen, die Bäume des Gartens wurden gefällt, die Umzäunung des Klostergebietes niedergerissen. Besonders die Oberin, Schwester des Bischofs Jolivet, war lebhaft angegriffen, und ihre bis dahin so blühende Gesundheit begann hinzuwelken. Während der vierzehn Tage, die sie noch lebte, gab sie der Genossenschaft in allen Tugenden das schönste Beispiel.

„Der Tod dieser Heldenfrau war für uns und die ganze Mission ein furchtbarer Schlag. Die traurige Nachricht verbreitete sich mit Blitzesschnelle. Es herrschte allgemeine Trauer, denn die ganze Stadt kannte und achtete sie hoch. Im Lager zeigten selbst die Flaggen Trauer, und mehrere Tage hindurch sprach man nur von den Tugenden und den Vorzügen der Oberin des Klosters von Loreto. Nie hat Südafrika eine Beerdigung gesehen wie jene dieser demütigen Ordensfrau, alle Zivil- und Militärbehörden sowie die angesehensten Bürger der Stadt wohnten dem Totenamte und dem Begräbnis bei. Selbst der protestantische Bischof hatte sich die Ehre erbeten, am Zuge teilnehmen zu können, und die Feldzeitung erzählte ausführlich den Hergang und spendete der Verstorbenen reiches Lob. Ich teile diese Einzelheiten mit, damit man sich ein Urteil bilden kann von der Stellung, welche sich die katholische Mission in Transvaal erworben hatte.

„Der Ring, der uns umgab, zog sich von Tag zu Tag enger zusammen. Die Buren schnitten alle Verbindung ab und trennten uns sozusagen von der ganzen Welt. Von Zeit zu Zeit versuchte man Ausfälle, die aber in der Regel nur mit dem Verluste mehrerer Leute endeten. Die Taktik der Buren bestand in der Besetzung der Höhen und in der Behauptung derselben gegen die Belagerten, wenn diese vorrückten.

„Eine Anzahl englandfreundlicher Buren kam in die Stadt. Ein jeder brachte seine Herden mit und vermehrte so den Vorrat. Regelmäßig wurden die Portionen verteilt, und wie man ausgerechnet hatte, standen Lebensmittel für mehr als sechs Monate zur Verfügung, d. h. mehr als nötig war bis zur Ankunft des Sir George Colley und seiner Armee.

„Man lebte also ziemlich unbesorgt, bis die Niederlage der englischen Armee und der Tod Colleys bei Amajuba erfolgte. Das ganze Vertrauen der Engländer stützte sich noch einzig auf den General Wood, den die Zulus den ‚englischen Löwen' benamst hatten. Aber gerade jetzt wurde Waffenstillstand geschlossen, ein Vorspiel zum Frieden."

Die Republikaner hatten im freien Felde viel von der Witterung zu leiden, da es in diesen Gegenden während der Monate Dezember und Januar fast beständig regnet. Doch waren sie gegen Wind und Wetter schon als Landbauern abgehärtet. Die Stimmung unter den Freiheitskämpfern war kein wilder Siegesjubel; sie blieben stets ernst, weil trotz der verschiedenen Vorteile die Lage immerhin kritisch war. Jeden Abend wurde in den Lagern

eine religiöse Andacht gehalten und im Gebete den Bedrängten der endgültige Sieg erfleht. Die ersten glücklichen Gefechte vermehrten die Zahl ihrer Gewehre und ihre Munition, und sie waren bald in stand gesetzt, während einiger Monate eine größere englische Truppenmacht in Schach zu halten.

Was den Buren in diesem Freiheitskampfe zu gute kam, war die neutrale Stellung, welche die verschiedenen Stämme der Eingeborenen einnahmen. Hätten diese den Engländern durch Beunruhigung und Belästigung der Buren in die Hände gearbeitet, so würde der Krieg wohl ein baldiges und für letztere ein klägliches Ende genommen haben. Es klingt sehr unwahrscheinlich, was englische Geschichtschreiber behaupten: die britische Regierung habe die Eingeborenen verhindert, gegen die Buren feindselig vorzugehen; mir will scheinen, als ob dies überhaupt nicht nötig gewesen sei, da die Wilden von jeher nicht allzusehr für England schwärmten.

Es war den Buren vor allem daran gelegen, den englischen Hilfstruppen, welche von außen kommen sollten, den Eintritt in ihr Land zu verwehren. Sie suchten deshalb die Engpässe in den Drakenbergen, die den einzigen Zugang von Natal her bilden, zu verteidigen und zu versperren. Mit ihren Wagen eilten sie dorthin und besetzten den bequemsten Übergang, den Paß bei Laings Nek, den nach ihrer Berechnung die englischen Hilfstruppen wählen würden. Hierin täuschten sie sich nicht. Sir Pomeroy Colley erschien am 26. Januar 1881 vor dem Paß, und zwei Tage nachher fand der erste Angriff gegen 1000 Buren statt, die auf den Gebirgswänden feste Stellung bezogen hatten. Die englische Artillerie vermochte nicht viel auszurichten, sie konnte höchstens die Buren von dem Rande der Felsen etwas zurückdrängen. Als diese von ihrer hohen Stellung anscheinend verschwunden, versuchte Oberst Deane einen stürmischen Anlauf den steilen Berg hinauf. Aber die Unsichtbaren waren im Nu zurück und eröffneten auf die dichtgedrängten Scharen der Engländer ein mörderisches Feuer. Deane, der seiner Mannschaft einige Meter vorauseilte, fiel sofort. Es war ein schrecklicher Tag. Auf seiten der Engländer waren außer Oberst Deane 6 Offiziere und 76 Mann tot und 111 verwundet, während die Buren 14 Tote und 30 Verwundete zählten; Munition und Gewehre fielen in die Hände der Sieger. Jetzt versuchte der Burengeneral Smit den sich zurückziehenden Truppen Colleys den Weg zu verlegen. In ermüdenden Märschen folgten die Buren den Engländern die Drakenberge entlang und kamen am 8. Februar am Ingogo River an. Hier erwartete Colley in verschanzter Stellung und gut vorbereitet den abgespannten Feind. Den Buren, welche mehrere hundert Mann stark waren, stellte er die gleiche Zahl entgegen, dazu einige Kanonen, vor denen der Feind gewaltigen Respekt hatte. Da gab Smit einem Trupp junger Leute den Befehl, sich möglichst nahe an die feindlichen Geschütze heranzuschleichen und kriechend

die Kanoniere und Zugtiere aufs Korn zu nehmen. Die englischen Artilleristen fielen wie die Mücken. Ein hartnäckiger Kampf entspann sich, der den ganzen Nachmittag dauerte, aber weder Buren noch Engländer machten den Versuch, den Gegner aus seiner Stellung zu vertreiben. Die Buren brachten die kalte Nacht unter strömendem Regen auf dem Schlachtfelde zu, gewärtig, am andern Morgen weiter kämpfen zu müssen. Als es jedoch Tag wurde, bemerkten sie, daß Colley sich über den Ingogo zurückgezogen und die Verwundeten nebst mehreren Munitionswagen und vielen Gewehren auf dem Kampfplatze zurückgelassen hatte. Nach dem offiziellen Berichte Colleys betrug sein Verlust 5 Offiziere und 61 Mann tot, 3 Offiziere und 136 Mann verwundet. Von den Buren waren nur 8 gefallen und einige verwundet.

General Joubert hatte jetzt nur mehr das Eine im Auge, thunlichst zu verhindern, daß der von Natal heranziehende General Wood mit Colley zusammentreffe. Er entwarf deshalb den Plan, dem General so weit als möglich entgegenzuziehen und seinen Marsch auf dem ganzen Wege zu hemmen. Colley, der seine Scharte auswetzen wollte, war währenddessen bemüht, mit seinen Truppen die Amajuba-Höhe zu ersteigen, da er von dort aus die ganze Stellung der Buren beherrschen konnte. Diese Bergspitze überragt den Paß Laings Nek, der an ihr vorbeiführt, um 600 m; ihre ganze Höhe beträgt 1800 m; das Plateau der Bergkuppe ist 400 Schritt breit. Am 26. Februar 1881 erkletterten die Engländer beim Dunkel der Nacht in der Stärke von 600 Mann unter unsäglicher Anstrengung, über Geröll und Abgründe, den Felsen. Nur in die Hohlwege stellte der Anführer Mannschaften auf, an eine Verschanzung dachte er aber nicht, denn er glaubte nicht im entferntesten daran, daß die Buren den Berg erstürmen würden. Und gerade das sollte geschehen. Hören wir den Bericht, den der Feldkornet Stephanus Roos, der eigentliche Held des Tages, in der afrikanischen Zeitschrift Ons Klijntje veröffentlicht hat:

„Als wir an jenem Sonntag merkten, daß die Engländer auf dem Gipfel des Amajuba angekommen seien, entstand eine große Bestürzung im Lager. Alles war in Aufregung. Ich dachte bei mir: Wenn wir die Engländer nicht sogleich vom Gipfel vertreiben und ihnen erst Zeit lassen, sich zu verschanzen und Kanonen hinaufzuschaffen, so sind wir verloren. Es war weder Zeit noch Möglichkeit vorhanden, einen Kriegsrat zu berufen. Ich besteige mein Pferd und jage im Galopp an den Fuß des Berges. In größerer und geringerer Entfernung sehe ich andere Männer daherjagen. Ich rufe und winke mit dem Hute; dann galoppieren wir bis dicht an den ersten ‚Afzet' (Felsenvorsprung an dem nördlichen Abhang des Berges), lassen unsere Pferde in einer Kluft zurück und werfen uns hinter dem ersten Vorsprung nieder. Wir waren unser zwölf, aber wir sahen noch immer

Leute zu zweien oder dreien von allen Seiten dahergejagt kommen. Ich gab ihnen Zeichen, daß sie alle unter dem Vorsprung sich sammeln sollten. Als wir ungefähr 50 Mann stark waren, schwuren wir, den Gipfel des Berges zu nehmen oder zu fallen. Wir teilten uns in zwei Abteilungen. Kommandant Ferreira aus Neuschottland übernahm den Oberbefehl über die eine, welche bestimmt war, eine kleine Anhöhe zu nehmen. Von dort aus sollte er meine Truppe decken. Ich befahl dann meinen Leuten: ‚Ein Teil von euch muß mit mir hinaufklettern bis an den zweiten Vorsprung, der andere Teil bleibt hier zurück, um auf die Engländer zu schießen, wenn sie sich zu weit hervorwagen und uns hindern wollen, den Vorsprung zu erreichen.' Die Engländer beschossen uns schon jetzt von der Höhe aus. Es kamen noch immer Leute, die teils zu Ferreira teils zu meiner Truppe stießen.

„Wir erreichten den zweiten Vorsprung in ziemlich kurzer Zeit und ohne Verlust. Erst später wurde einer unserer Leute getötet. Als wir uns hinter dem zweiten Klippenrand befanden, ruhten wir ein wenig und warteten, bis unsere Hinterleute zu uns gestoßen waren. Wir sahen jetzt, daß Ferreira bereits im Gefecht war; die Engländer hatten auch eine kleine Anhöhe besetzt. Glücklicherweise konnten wir den Feind im Rücken beschießen, während Ferreira ihnen von vorne Arbeit verschaffte. Als sie so von zwei Seiten Feuer auszuhalten hatten, zogen sie sich schleunigst zurück; denn die Anhöhe bot wenig Deckung.

„Während wir nun Ferreira halfen, die Anhöhe zu nehmen, waren auch unsere Hintermänner zu uns gestoßen; ihrer waren immer mehr geworden, da stets Buren nachkamen.

„Ich gab also wieder denselben Befehl, daß ein Teil der Unsrigen zurückbleiben und durch fortwährendes Feuern die Engländer zwingen sollte, sich hinter dem obersten Vorsprung zu halten, den wir jetzt zu nehmen versuchen mußten. Ich sah, daß wir harte Arbeit finden würden, denn dort standen wir Brust an Brust mit den Engländern: es hieß siegen oder fallen. — So war es auch. Als wir aus dem mittleren Klippenrand hervortraten, beschossen uns die Engländer heftig. Aber zum Glück hatten Ferreira und seine Truppe die kleine Anhöhe bereits erklommen, und nun konnten sie uns wieder Luft machen. Wir halfen uns gegenseitig. Auf dem Bauche krochen wir vorsichtig durch das hohe Gras von einem Felsenrand zum andern. Je näher wir kamen, um so heißer wurde das Gefecht. Aber unsere Nachhut und Ferreira beschossen die Engländer unaufhörlich, so daß sie nicht wagten, herauszukommen und uns gehörig aufs Korn zu nehmen. — Endlich erreichten wir den obersten Rand; der Gipfel ist oben flach und mit einer Reihe von Klippen besetzt. Wir kämpften Mann gegen Mann, aber sozusagen ohne einander sehen zu können. Manchmal waren die Engländer an einer Seite der Klippe und unsere Leute an der andern, manchmal konnten wir die

Läufe ihrer Gewehre sehen, und es ist mir noch immer ein Rätsel, daß keiner unserer Leute hier gefallen ist. Unser guter Gott hat uns sicher beschützt.

„Jetzt zogen sich die Engländer zurück und ihr Schießen ließ nach. Bald jedoch hörte ich an dem Gewehrfeuer, daß Ferreira den Gipfel auf der andern Seite erstürmt und mitten im Gefecht war. Nun ist es Zeit, dachte ich, und ich erhob meinen Kopf über einen Felsblock, um zum Gipfel hinaufzusehen; ich erschrak, als ich die Menge der Engländer dort oben erblickte. Ich bückte mich wieder vorsichtig hinter den Felsen und sah erst jetzt, wie gering die Zahl meiner Leute und wie zerstreut sie mir gefolgt waren. Doch ich schwang meinen Hut und rief laut: ‚Kerls heran! Schnell, die Engländer fliehen!‘ Da stürmten meine Mannschaften zwischen den Klippen hervor, die hintersten kamen im Sturmschritt daher; wir gingen voran, ich glaube, wir waren etwa 40 bis 50 Mann und die Engländer etwa 30 bis 40 Schritte von uns entfernt.

„Wir feuern auf sie, so stark wir können; denn sie waren vollständig ohne Schutz, während wir immerhin noch etwas Deckung hatten. Sie gehen mit den Bajonetten auf uns los, aber zweimal werfen wir sie zurück. Gerade als die Engländer zum drittenmal auf uns anstürmen, erscheint Ferreira und fällt ihnen in den Rücken. In diesem kritischen Augenblicke höre ich von einer dritten Seite schießen; Trichard und Malan sind herangekommen mit ihren Häuflein, und jetzt bekommen die Engländer von drei Seiten Feuer. Da können sie sich nicht mehr halten, es wird ihnen zu heiß, und sie fliehen auf der andern Seite des Berges hinab.“

Über 80 Engländer waren gefallen, darunter einige Offiziere und General Colley, 125 Mann verwundet; 51 Mann, worunter mehrere Offiziere, wurden gefangen genommen. Die Buren beklagten 6 Verwundete und einen Toten. Dieser Sieg erscheint fast wie ein Traum, und jeder muß staunen über die Thatkraft, den Mut und die Geschicklichkeit der kaltblütigen Buren. Nach der Schlacht stimmten die Sieger ernst und fromm einen Dankespsalm an.

Mit diesem glänzenden Siege am Amajuba-Berge war die Unabhängigkeit der Südafrikanischen Republik erstritten. In London gab es zwei Parteien: die einen erklärten sich für die Buren und wollten die Einstellung der Feindseligkeiten, weil sie die schlimmsten Wirkungen auf die Eingeborenen Südafrikas befürchteten; die andern verlangten, daß die Regierung eine Armee von 10000 Mann nach Südafrika schicke. Als aber der englische General Sir Roberts nach Kapstadt kam, war die Entscheidungs-Schlacht bereits geschlagen. Das schwer gedemütigte Albion versuchte jetzt mit verzweifelter Anstrengung möglichst viel zu retten und schlug wiederum in alter Verblendung den Weg der Diplomatie und der Versprechungen ein, was bei den klüger gewordenen Buren jedoch nicht mehr verfangen wollte.

Schließlich wurde am 23. März 1881 ein Friedensvertrag unterzeichnet, der zu Gunsten der Buren ausfiel. England gewährte ihnen vollständige innere Selbstverwaltung, behielt sich aber vor, über die auswärtigen Beziehungen der Republik Kontrolle zu führen. Eine königliche Kommission wurde eingesetzt, die alles im einzelnen regeln sollte. Mit dem Friedensschluß wurde die Belagerung der Städte aufgehoben. Der gesamte Verlust der Engländer in diesem Kriege betrug 281 Tote, 529 Verwundete und 66 Gefangene. Die Buren zählten 35 Tote, 95 Verwundete und 18 Gefangene. Angesichts dieses gewaltigen Verlustes der Engländer haben ausländische Strategen sich nicht gescheut, ihn zum großen Teil der Unvorsichtigkeit der Führer sowie der übermütigen Geringschätzung zuzuschreiben, mit der sie ihre Gegner zu betrachten pflegten.

Am 3. August desselben Jahres wurde die sogenannte Pretoria-Konvention abgeschlossen. Die Buren wurden unabhängig und die Regierung des Staates mit allen daran geknüpften Rechten und Verpflichtungen und allem bei der Annexion übernommenen Staatseigentum dem Triumvirat übergeben, das seinerseits den Volksraad zu berufen hatte, in dessen Händen die Entscheidung hinsichtlich der zukünftigen Leitung liegen sollte. Die Engländer hielten indes an der Souveränität fest, verlangten die Überwachung aller auswärtigen Beziehungen einschließlich des Abschlusses von Verträgen, nahmen sich der Eingeborenen an, indem sie ihnen die Erwerbung von Land sicherten, und bedingten sich ferner aus, daß die Ausländer in Transvaal sich niederlassen, Eigentum erwerben und Handel treiben dürften, ohne deshalb verpflichtet zu sein, besondere Abgaben weder für ihre Person noch für ihren Gewerbebetrieb zu entrichten. Am 8. August 1881 zogen sich die Engländer aus Transvaal zurück.

Das Triumvirat Krüger, Joubert, Pretorius nahm die Regierung in die Hand, wählte aber nach einem Jahre Krüger zum Präsidenten und Joubert zum Generalkommandanten. Pretorius trat seines vorgerückten Alters wegen in Ruhestand. Den Bemühungen Krügers, Smits, du Toits und des Staatsprokurators der Republik, Dr. Joriſſen, gelang es später, daß die Konvention von 1881, welche Anlaß zu unerquicklichen Streitigkeiten gegeben hatte, aufgehoben und durch eine andere vom 27. Februar 1884 ersetzt wurde. Beim ersten Abkommen hatten sich die Buren dem Verlangen nach britischer Suzeränität nur deshalb gefügt, weil nach Sir Bartle Freres Zeugnis dieselbe im wesentlichen nur bedeuten sollte, daß England über das Wohlergehen der Eingeborenen wachen werde. In der Konvention von 1884 unterließ es der englische Minister Lord Derby, die Rechte der Suzeränität genau festzusetzen, was von der Regierung Transvaals als Anerkennung der vollständigen Unabhängigkeit der Republik in ihren Beziehungen nach außen wie nach innen aufgefaßt wurde. Es ist auch schwer zu verstehen, daß in die neue Konvention der nachstehende Artikel 4

hätte Aufnahme finden können, wenn die volle Suzeränität Englands aufrecht erhalten worden wäre. Dieser Artikel lautet: „Die Südafrikanische Republik (dieser Name war jetzt von England offiziell zugestanden worden) wird keinen Vertrag oder Abkommen mit einem andern Staate oder Volke abschließen als mit dem Oranje-Freistaat, auch nicht mit irgend einem Eingeborenen-Stamme im Osten oder Westen der Republik, bevor ein solcher Vertrag oder ein solches Abkommen von Ihrer Majestät der Königin gebilligt worden ist."

Die Südafrikanische Republik hat einen Flächenraum von 308 560 qkm, ist somit größer als das Königreich Italien (296 392,91 qkm), und liegt zwischen dem 22. und 28. Breitegrad und dem 25. und 32. Längegrad. Sie ist ein vollständig eingeschlossenes Binnenland, ist im Norden begrenzt von Rhodesia, im Osten von Portugiesisch-Ostafrika und dem Zululand, im Süden von Natal und dem Oranje-Freistaat und im Westen von Britisch-Betschuanaland. Das Wappen der Republik zeigt den Wahlspruch: Eendragt maakt Magt — „Eintracht macht (die Macht) stark". In der Mitte des Schildes ist ein Anker angebracht, das Symbol der Hoffnung und das Erinnerungszeichen an die alte Heimat jenseits des Meeres; in den beiden oberen Feldern befindet sich links ein Löwe, rechts ein Bur mit dem Gewehre in der Hand; in der unteren Hälfte sieht man einen Ochsenwagen, der auf das viele Wandern des Burenvolkes hinweist (Bild 13). Die „Vierkleur" oder vierfarbige Flagge der Republik hat das holländische Blau-weiß-rot, aber senkrecht genommen mit einem breiten grünen Streifen. Kräftig klingt eine Strophe der Nationalhymne, worin die Vierkleur gefeiert wird:

Bild 13. Wappen von Transvaal.

Weh' nun in hellerm Glanz,
Transvaalsche Freiheitsflagge!
Unsere Feinde sind zerstoben,
Uns glänzt ein froher Tag.
Weh' hoch nun über unserm teuren Land,
Weh', Banner von Transvaal;
Und Fluch der gottvergessenen Hand,
Die dich niederholen will.

Pretoria.

Langsam fährt unsere Kutsche von Johannesburg nach Pretoria, der Regierungsstadt Transvaals, und wir haben Muße genug, die draußen sich darbietenden prächtigen, in ununterbrochener Reihe und stetiger Abwechslung

sich folgenden Landschaftsbilder bei klarem Sonnenschein zu schauen und in ungetrübter und gehobener Gemütsstimmung zu genießen. Es ist in der That ein schöner Erdenstrich, diese Strecke zwischen den beiden Hauptstädten der Südafrikanischen Republik, und es giebt wohl kaum einen Reiz des Wechsels, der mehr Eindruck auf den Reisenden ausübt, als jener, welcher sich unser bei unserer Ankunft in Pretoria bemächtigte. Die Anfangsstation Johannesburg war eine Stadt der gesteigerten Industrie, des ruhelosen, quälenden Goldfiebers, war ein von Menschen überfüllter, durch Geld und Gold verlockender Weltmarkt; unsere Endstation dagegen ist ein kleines Landstädtchen, wo ruhiges und gemütliches Leben herrscht, ist die Residenz der Regierungsbeamten der Republik, das Heim des in aller Welt bekannten Ohm Paul, des patriarchalischen Präsidenten jenes eigenartigen Hirtenvolkes, das sich so gerne mit dem auserwählten Volke Kanaans vergleicht.

Bevor wir jedoch Pretoria erreichten, kamen wir zuerst an grünenden Hügeln vorbei und über zahlreiche Bäche und kleinere Flüsse in das bekannte Thal „Irene", welches durch den nunmehr verstorbenen Grafen Nelmapius zu einer Musterfarm und zu einem wahren Paradies gestaltet worden ist und wofür auch die transvaalsche Regierung lobenswertes Interesse gezeigt hat. Ein Mitarbeiter der „Times" beschreibt diese Farm in seinen „Briefen aus Südafrika" folgendermaßen: „Die meisten europäischen Getreide- und Fruchtarten haben mehr als eine Ernte. Weizen, Roggen und Gerste werden im April, Mai, Juni und Juli gesät und im Oktober und November geschnitten; Hafer wird im ganzen Jahre ausgesät, Kartoffeln vom August bis Februar gepflanzt. Säen und Ernten gehen das ganze Jahr hindurch nebeneinander her und der Boden liegt niemals brach. Die Erbsen waren reif, Hafer und Gerste standen in Ähren neben Gerste, die eben emporkeimte; schwedische Steckrüben konnten hier ausgemacht werden, während sie an einer andern Stelle noch frisch im Wachstum begriffen waren; rote Rüben waren gleichfalls in diesem doppelten Stadium, Roggen in der Ähre; hier wieder Rüben noch ganz jung, während man dort beschäftigt ist, eben solche Rüben einzuheimsen; dasselbe war mit den Kartoffeln der Fall; ja auf einem Felde begegneten sich die Schnitter und Säleute buchstäblich: an einem Ende war man nämlich daran, den goldgelben Roggen zu mähen, während dicht hinter dem Schnitter der Same in die frisch gepflügte Erde gestreut wurde. Auf einem andern Felde schoß die grüne Saat hervor, wo noch vor zehn Tagen, wie mir mein Gastfreund erzählte, schnittreifer Mais gestanden hatte. Das Wachstum ist hier so kräftig, daß Waldbäume, welche erst vor zwei Jahren angepflanzt wurden, schon hoch und kräftig genug waren, um Schatten zu gewähren. Man legt die Äpfelkerne im Monat März in den Boden, und im Oktober kann man die jungen Wildlinge veredeln, um schon im folgenden Jahre Früchte von denselben Bäumchen zu

genießen. Mit Ausnahme von Kirschen, Johannis- und Stachelbeeren gedeihen hier alle europäischen Früchte. Durch die ganze Besitzung sind Wasserbäche geleitet, an deren Ufern Birn-, Äpfel-, Pflaumen- und Pfirsichbäume wachsen. Die Gärten enthalten einen ungemeinen Reichtum europäischer Gemüse und Fruchtbäume. Große Beete, mit Rosen, Veilchen und Zierpflanzen geschmückt, umgeben das Haus. Aber nichts von allem gab mir einen genaueren Begriff von der Schnelligkeit, mit welcher diese Farm dem Boden entsprossen ist, als die Thatsache, daß nach stundenlangem Umherschweifen in den Weinbergen, Wäldern und Kornfeldern wir an der Thüre des Hauses einem kleinen Kinde begegneten, das erst $2^1/_2$ Jahre alt und dennoch älter als alles dies war, was wir gesehen. Die Farm ist nach diesem Kinde benannt worden; als dasselbe geboren wurde, war alles nur ödes Land."

Wir fuhren weiter und bald kamen wir durch die von der Hügelkette frei gelassene Öffnung in einen breiten Thalkessel, worin wir zwischen Gärten und Baumgruppen die zerstreuten Häusermassen Pretorias liegen sahen (Bild 14). Die Stadt wird ringsum von einem Hügelkranz eingeschlossen und bietet somit einen hübschen Anblick. Große, schöne Gebäude und Wohnhäuser, die in gut gepflegten Gärten liegen, prächtige, reiche Läden, geräumige Hotels, Villen, die Reichtum und Kunstsinn verraten, gerade, breite, rechtwinklig sich schneidende, mit Eukalypten, Weiden und Orangebäumen besetzte Straßen, elektrisches Licht, das sich im Freien und in den Wohnungen vorfindet, ein verwickeltes Telegraphen- und Telephonnetz über unserem Haupte, eine vom Lärm und Rauch der Fabriken freie Atmosphäre — dies alles giebt dem 12 000 Seelen zählenden Regierungssitze das Gepräge eines reichen, gemütlichen Landstädtchens (Bild 15). Hier sind keine langweiligen Straßen mit mehrstöckigen einförmigen Bauten, nirgends ein totes Häuserviertel, nein, alles ist niedlich, alles von poetischem Duft und Glanz verklärt, überall wilde Rosenstöcke, Oleander, Granat-, Pfirsich- und Feigenbäume, Trauerweiden, die ihre Blätter nie verlieren, so hoch als unsere Eichbäume sind und ihre Zweige bis zur Erde herabsenken, schöne Eukalypten von 32 verschiedenen Arten, die Bäume unserer nord- und südeuropäischen Länder und die Bäume Asiens, alles, alles ist hier vereinigt, und Pretoria erscheint in dieser Blätter-, Blüten- und Blumenpracht ganz wie eine Gruppe von Gartenhäuschen inmitten eines schönen Parkes. Die Stadt verdankt ihren Aufschwung ganz besonders der englischen Annexion im Jahre 1877; die reichen Engländer und andere Ausländer, die sich hier ansiedelten, brachten Leben und Reichtum in die bis dahin ziemlich ärmliche Ortschaft. Seit dieser Zeit nimmt die transvaalsche Regierungsstadt, dank der guten finanziellen Lage, welche die Goldfelder herbeiführten, beständig zu. Die erfreuliche Wendung zum Bessern tritt uns so recht leb-

haft vor Augen, wenn wir bedenken, daß auf demselben Platze, auf welchem im Jahre 1889 noch ein ärmliches, unansehnliches, mit Schindeln gedecktes

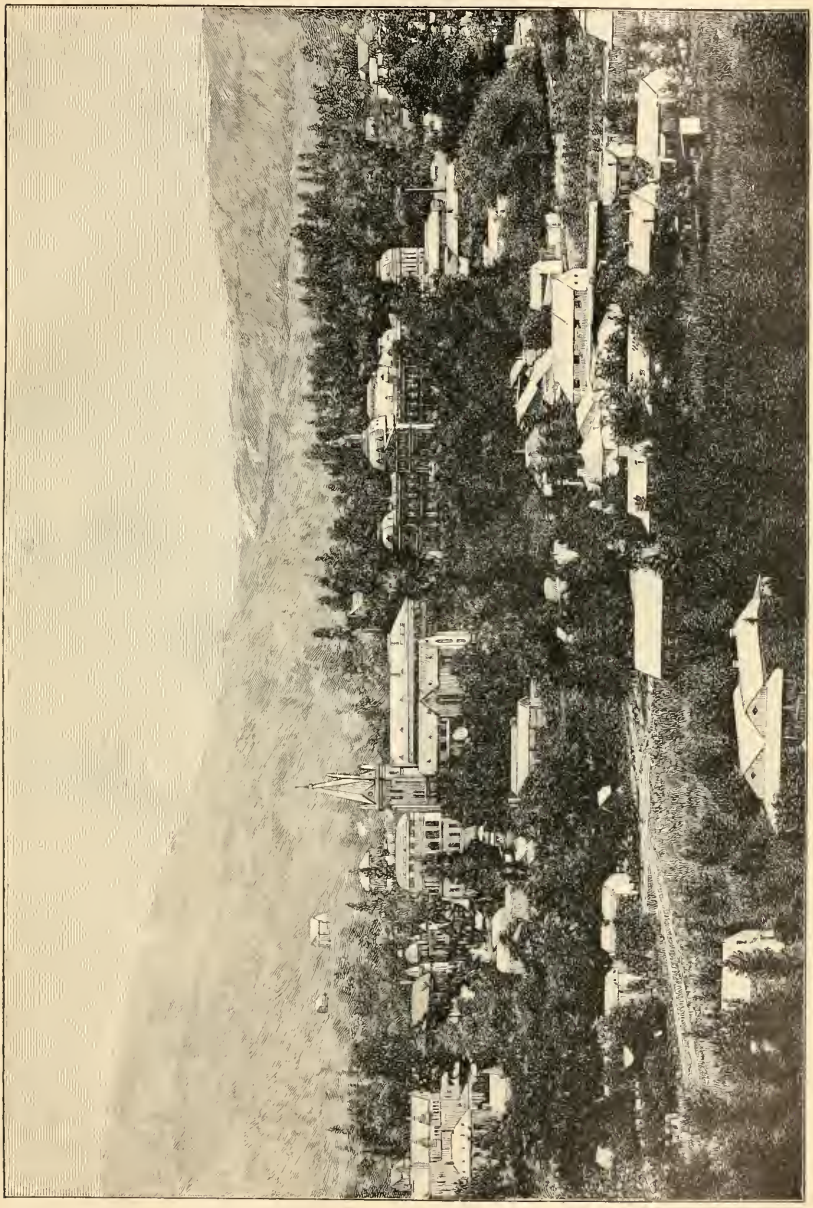

Bild 14. Pretoria von Tausvoort-Hill.

Gebäude als Abgeordnetenhaus stand, sich heute das großartige Regierungsgebäude (Raadsaal) stolz erhebt. Auf einem großen freien Platze im

Mittelpunkte der Stadt gelegen, ist es die anziehendste und eindrucksvollste Erscheinung in ganz Pretoria. Selbst in einer europäischen Hauptstadt würde es sich wegen seiner reichen und edeln Architektur sehr gut ausnehmen. Es ist ein quadratischer, mächtiger und vornehmer Bau von drei Stockwerken mit Eck- und Mittelrisaliten; den mittleren, säulengeschmückten Aufbau krönt eine Laterne mit der Freiheitsfigur, die 125 Fuß hoch in die Luft ragt. Der Raadsaal, der von einem Holländer gebaut wurde, hat nur den einen Fehler, daß die unteren Säulen des Einganges nicht im richtigen Größenverhältnis zu der andern überragenden Säulenreihe stehen, was wohl daher kommen mag, daß der erste bereits teilweise ausgeführte Plan vielen nicht großartig genug erschien und deshalb durch einen zweiten umgemodelt wurde. Tadel erfuhr auch die Freiheitsfigur, weil sie den einen die Königin von England, den andern die Mutter Gottes der Katholiken darstellte. Das war doch den england- und katholikenfeindlichen Buren-Calvinisten zu viel zugemutet. Trotz aller Proteste blieb die Statue auf ihrem Platze, und die Regierung gab auf andere Weise deutlich zu erkennen, daß weder Katholiken noch Engländer die Sympathien der Staatsbehörde erworben hätten. Die Kosten des „Palastes" beliefen sich auf 200 000 Pfd. St. Das Gebäude enthält 136 Zimmer und Säle, darunter das Amtszimmer des Präsidenten, des Staatssekretärs, des ausführenden Rats, des Generalschatzmeisters und die mit Galerien für das Publikum versehenen Sitzungssäle für die beiden Volksraaden. Der Saal des ersten Volksraads ist 64 Fuß lang, 64 Fuß breit und 42 Fuß hoch; der des zweiten mißt 44 Fuß in Länge, Breite und Höhe.

Vor dem Regierungsgebäude dehnt sich der große Kerkplein (der Kirchplatz) aus, dessen Mitte die holländisch-reformierte Kirche einnimmt. In diesem Zentrum der Stadt befinden sich eine ganze Reihe von Bankinstituten, große Kaufhäuser, reiche und glänzende Läden im großen Stile. Im oberen Teile der Stadt liegt die St. Alban geweihte englische Kathedrale und die römisch-katholische Kirche mit ausgedehnten Schul- und Klostergebäulichkeiten. In der holländischen Dopper-Kirche predigt zuweilen der Präsident Krüger. Außerdem giebt es in Pretoria eine wesleyanische, eine deutsche und eine Baptisten-Kirche und mehrere höhere Schulen.

Die Stadtbibliothek, obgleich noch in den ersten Anfängen, weist dank der freigebigen Unterstützung durch die Regierung eine namhafte Sammlung von holländischen und englischen Büchern auf. Das Museum ist gleichfalls jüngeren Datums; das wirklich Sehenswerte, was sich darin befindet, ist eine aus Deutschland stammende, für teures Geld angekaufte Sammlung von Steinen und Fossilien. Im höheren Stadtteil ist ein Park angelegt worden, welcher der Stadt durch die reizenden Anlagen und den herrlichen Pflanzenwuchs zur Zierde gereicht. Der Boden ist hier ergiebig,

das Wasser in reicher Menge vorhanden. Obgleich Pretoria 4500 Fuß über dem Meeresspiegel liegt, herrscht im Sommer eine drückende Hitze, da der die Stadt umschließende Hügelgürtel die Zirkulation der Luft verhindert. Vor einigen Jahren lief das Wasser in offenen Kanälen durch die Straßen, was bei der großen Hitze häufig Krankheiten und große Sterblichkeit zur Folge hatte. Diesem Übelstande ist aber abgeholfen worden, und Pretoria hat eine vortreffliche Wasserleitung erhalten. Die Stadt zählt, wie schon erwähnt, ungefähr 12000 Seelen; die Hälfte davon sind Eingeborene und Kulis, die vor der eigentlichen Stadt in kleinen, aber reinlichen Häusern

Bild 15. Hauptstraße in Pretoria.

wohnen. Aus den Farbigen rekrutiert sich ein guter Teil der Dienstboten, deren es in Pretoria ziemlich viele giebt. In den Gartenwirtschaften und Cafés wird man aufs beste bedient, muß aber dafür auch redlich bezahlen. Für Unterhaltung und Orientierung in der Weltpolitik ist sowohl für den Fremden als auch für den strebsamen Burgher in Stadt und Land in ergiebigster Weise gesorgt, da hier mehrere Zeitungen in holländischer und englischer Sprache erscheinen. Obwohl in Pretoria die Industrie lange nicht so in Blüte steht als in Johannesburg, so giebt es doch schon einige Dynamit- und Pulver-, Zement- und Zigarren-Fabriken. Zudem sind in der Nähe der Stadt Mineralschätze, als Kohlen, Eisen, Zinnober und Silber, entdeckt worden. Pretoria ist durch die Bahn mit Kapstadt und Lourenço Marques, ebenso mit Durban verbunden.

Obgleich Pretoria nicht die Hauptstadt von Transvaal ist, befindet sich doch hier der Sitz der Regierung. Die Landeskonstitution, Grondwet (Grundgesetz) genannt, bestimmt in ihrer gegenwärtigen Fassung, daß die Regierungsform die republikanische sei. Die gesetzgebende Gewalt ruht in den Händen einer Volksvertretung, welche aus einem Ersten und einem Zweiten Volksraad besteht. Die Zahl der Mitglieder ist in beiden Körperschaften gleich. Die vollziehende Gewalt steht dem Präsidenten der Republik, die richterliche dem hohen Gerichtshofe und den Landdrosten zu. Die Presse genießt volle Freiheit. Das Land ist allen Fremden zugänglich, die sich den Landesgesetzen unterwerfen; ihre Person und ihre Habe werden vom Staate in Schutz genommen. Das Gesetz kennt jedoch keine Gleichstellung der weißen und farbigen Bevölkerung, letztere hat keinen Anspruch auf politische Privilegien und kann kein Land in eigenem Namen besitzen.

Der Erste Volksraad, der aus 27 Mitgliedern besteht, ist die oberste Gewalt im Staate. Jedes Mitglied muß einer protestantischen Religion angehören, 30 Jahre alt sein, Land in der Republik besitzen, das Bürgerrecht von Geburt gehabt oder wenigstens vor 1890 erlangt haben. Die Mitglieder des Zweiten Volksraads müssen dieselben Qualifikationen wie die des Ersten aufweisen, es genügt aber, wenn sie das Bürgerrecht seit 2 Jahren besitzen. Bis zum Jahre 1890 gab es nur einen Volksraad. Um den Forderungen nach Teilnahme an der Regierung und den politischen Rechten, welche die neuen auf die Goldfelder eingewanderten Staatsbürger erhoben, zu entsprechen, wurde der Zweite Volksraad ins Dasein gerufen. Obgleich diesem ein großer Teil der öffentlichen Angelegenheiten überlassen ist, kann er jedoch kein Gesetz statuieren, vielmehr erlangen alle seine Vorlagen erst Gesetzeskraft durch den Ersten Volksraad und den Präsidenten.

Die Mitglieder des Ersten Volksraads werden durch die stimmberechtigten Bürger gewählt, die das Bürgerrecht entweder vor dem Inkrafttreten des eingangs erwähnten Gesetzes oder nachher durch Geburt erlangt und das Alter von 16 Jahren erreicht haben. Die Mitglieder des Zweiten Volksraads werden durch alle stimmberechtigten Bürger gewählt, die 16 Jahre alt sind. Stimmberechtigt sind nur Bürger der Republik.

Die Diäten der Mitglieder beider Kammern belaufen sich für die Zeit, die sie der Beratung obliegen, auf 3 Pfd. St. täglich. Die offizielle Sprache der Republik ist das Holländische.

Der höchste Beamte der Republik ist der Präsident, der nur dem Ersten Volksraad verantwortlich ist. Er wird durch die Mehrheit der für den Ersten Volksraad wahlberechtigten Bürger gewählt und zwar jedesmal für 5 Jahre. Sein jährliches Gehalt beläuft sich auf 8000 Pfd. St., wozu noch 300 Pfd. St. für seine Wohnung ausgeworfen werden. Er schlägt die Gesetze vor, die er zum Besten der Republik geeignet findet, muß

einmal im Jahre allen Städten Transvaals einen Besuch abstatten, darf während seiner Präsidentschaft keinen andern Dienst annehmen, in keine Händel sich einmischen, das Land nicht ohne Zustimmung des Volksraads verlassen. Dem Präsidenten steht ein ausführender Raad zur Seite, dessen Vorsitzender er ist und der aus dem Staatssekretär (vom Volksraad auf 4 Jahre gewählt), dem Generalkommandanten (vom Volke auf 10 Jahre gewählt) und aus zwei andern nicht offiziellen Mitgliedern (vom Volksraad auf 2 Jahre gewählt) besteht. Das Jahresgehalt des Staatssekretärs beträgt 2300 Pfd. St., dasjenige des Generalkommandanten 2500 Pfd. St. Alle Staatsbeamten werden vom Präsidenten ernannt und vom Volksraad bestätigt. Die Richter sind frei und unabhängig. Die Administrativgewalt steht unter den Befehlen des Staatspräsidenten und der Mitglieder des Ausführenden Rates. Für die Zwecke der inneren Verwaltung ist die ganze Republik in Distrikte eingeteilt, die wieder in Kreise oder Abteilungen zerfallen. Jeder Distrikt wird von einem Landdrost verwaltet. Wo die Bevölkerung es verlangt, können Distriktsraaden errichtet werden, deren Vorsitzender der Landdrost ist und dem die Sorge für die öffentlichen Wege oder andere öffentliche Arbeiten im Distrikt zufällt. An der Spitze jeder Stadt- und Dorfverwaltung, die durch das Gesetz als solche anerkannt ist, steht ein Bürgermeister und ein Raad von 6 bis 8 Mitgliedern. Die Kosten der Distriktsverwaltung wie der Gemeindeverwaltung werden von den Distrikten bezw. den Gemeinden getragen. Das Einwohner-Meldewesen ist den Veldkornetten, die ebenso wie die Kommandanten den Landdrosten in Sachen der inneren Verwaltung zur Verfügung stehen, übertragen (Seidel).

Zu Verträgen und Bündnissen mit auswärtigen Mächten muß der Volksraad seine Zustimmung geben, und England beansprucht das Recht, diese Bündnisse zu kontrollieren.

Von der neueren Geschichte der Republik soll an dieser Stelle nur folgendes bemerkt werden. War die transvaalsche Regierung gezwungen, die Goldfelder den Engländern zu überlassen, so wollte sie sich selbst doch nicht in die Hände der größten Burenfeinde ausliefern. Krüger faßte deshalb mit größter Energie das von Burgers aufgefaßte, aber an dem konservativen Sinne der Buren gescheiterte Projekt der Bahnverbindung der Delagoabai mit Pretoria wieder auf, wodurch er der Überwachung der britischen Regierung entgehen wollte. Er ließ sich durch das Geschrei und den Widerstand der England befreundeten Buren und Ausländer nicht irre machen, und es gelang ihm und dem Staatsprokurator Dr. W. J. Leyds, den Volksraad für ihre Ideen zu gewinnen. Die Bahn wurde von der Niederländisch-Südafrikanischen Eisenbahngesellschaft gebaut und am 1. Januar 1895 eröffnet.

Ein anderer Plan des zielbewußten Präsidenten war, einen noch freieren Zugang zum Indischen Ozean zu erlangen, um gänzlich aus der

isolierten Stellung im Innern herauszutreten. Die „neue Republik", die eine Anzahl Buren an der Südgrenze von Transvaal gegründet hatten und die später Transvaal einverleibt wurde, war ein erster Schritt. Aber England kam zuvor und veranlaßte, daß Krüger seine Ansprüche auf die Meeresküste fallen ließ.

Da dieses Vorhaben gescheitert war, verfolgte Krüger zum größten Verdrusse vieler Buren einen neuen Plan von ungemein großer Bedeutung, nämlich das Zustandekommen eines Schutz- und Trutzbündnisses mit dem Oranje-Freistaate. Beide Staaten waren verwandt, hatten gemeinsame Interessen und England als gemeinsamen Feind, und so schien es, als ob jetzt keine Hindernisse auftauchen würden. Und doch ging der Präsident des Freistaates, Brand, auf die Vorstellungen nicht ein, da seine Politik es sorgsam vermied, durch eigene Schuld einen Konflikt mit England heraufzubeschwören. Erst der nachfolgende Präsident des Freistaates, Reitz, schloß mit Krüger im Jahre 1889 ein Defensivbündnis, einen Handelsvertrag und ein Abkommen wegen der zu erbauenden Delagoabai-Eisenbahn ab.

Es dürfte wohl sicherlich für einen jeden von Interesse sein, Näheres über den Präsidenten Krüger (Bild 16) zu vernehmen. Sein Name ist heute in aller Munde und wird in den Annalen der Geschichte ganz gewiß einen höheren Platz einnehmen als der irgend eines Präsidenten der französischen Republik.

Was Washington und Lincoln für die Vereinigten Staaten gewesen, das ist Krüger für die Südafrikanische Republik; er ist nach der schönen Bezeichnung der Römer der pater populi, der Vater seines Volkes geworden. Seine Getreuen nennen ihn in kindlich-herzlicher Weise „Oom", Oheim, eine Benennung, die für manche allerdings einen komischen Klang hat, aber richtig erwogen eigentlich nur die innige Verehrung zeigt, mit der sie ihn umgeben.

Einige Genealogen haben sich bemüßigt gefunden, den ursprünglichen Stammort Krügers in die Altmark, ja sogar nach Spree-Athen zu verlegen. Ob diese Forschung auf solider Grundlage beruht, ist schwer zu entscheiden; jedenfalls läßt der alte Patriarch in unerschütterlicher Gemütsruhe die Gelehrten auf seinen Stammbaum bis in die höchste Spitze klettern und spricht oder denkt sich dabei nur: Berliner Blau, Berliner Wind, ich bin auf der Bulhoek-Farm bei Colesberg am 10. Oktober 1825 geboren als Sohn von Kaspar Jan Hendrik Krüger. Stephanus Johannes Paulus, so hieß der Junge, hatte eine schwere Schule durchzumachen:

Ihm griff des Lebens harte Faust
Schon in die krausen Kinderlocken;
Den Knaben hat es derb gezaust,
Hat ihn umfangen und umsaust,
Und wahrlich nicht mit Blütenflocken! (Weber.)

Seine ersten Jahre sind angefüllt von mühseliger Arbeit, von Sorge und Gefahr in der Wildnis und im Kampfe gegen die Wilden. Die wunderbarsten Geschichten über diese erste Entwicklung des späteren Feldherrn und Staatsmannes sind im Umlaufe. So soll er einst als Jüngling mit einigen Zulus um die Wette gelaufen sein, als plötzlich ein Löwe ihm den Weg vertritt. Sofort legt er die Flinte an die Backe, schießt und fehlt das Tier, das wutschnaubend auf ihn zustürzt. Aber Paul behält Geistesgegenwart, dreht das Gewehr um, springt auf die Seite und zertrümmert mit einem furchtbaren Kolbenhiebe dem Löwen das Rückgrat. Ein anderes Mal wird das Ochsengespann, auf dem sein Schwesterchen sitzt, von einem Panther angegriffen. Mutig geht der sechzehnjährige Knabe ohne Waffe auf den Feind los und erwürgt ihn. Es hat fast den Anschein, als ob das Burenvolk, welches bekanntlich eifrig die Bibel liest, aus seinem Präsidenten einen kleinen David machen wollte. Weniger wunderbar ist die Mär, wie Krüger den linken Daumen verlor. Einst riß das in seinen Händen sich entladende Gewehr einen Teil des Fingers fort. Der Arzt will den angeschwollenen Arm amputieren, weil er Blutvergiftung befürchtet. Dazu ist aber der Patient keineswegs geneigt; noch nicht einmal die Hand will er opfern. Er geht hin, nimmt sein Messer, schleift es am Sandstein und schneidet sich entschlossen das kranke Glied des Daumens ab. Der Stumpf heilt nicht zu, und Gefahr ist von neuem da. Überdrüssig nimmt Krüger nochmals das Messer und amputiert das zweite Glied des Daumens, erst dann heilte die Wunde.

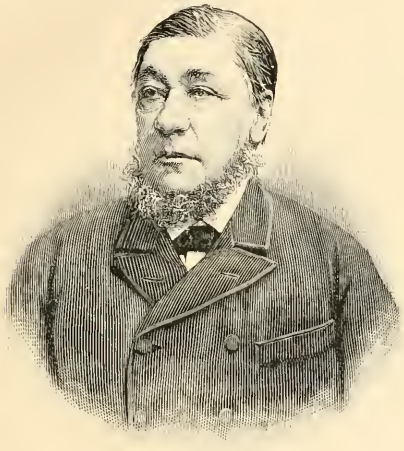

Bild 16. Präsident Krüger.

Mit dem Vater kehrte Krüger den verhaßten Engländern den Rücken und zog nach Norden, wo er sich wie alle andern im Lande der wilden Matabelen ein neues Heim und ein neues Vaterland erkämpfte. Noch in jungen Jahren wurde er zum Veldkornett befördert. Präsident Burgers ernannte den klugen Mann zum Mitgliede des Ausführenden Rates, und als bald darauf Transvaal von England annektiert wurde, sandte ihn das Volk als Vertrauensmann nach London, um dort die Wünsche und Forderungen der gewaltsam beeinträchtigten Buren zum Ausdruck zu bringen. Als alle Vorstellungen nichts fruchteten, war er auf den großen Meetings

der Buren einer der eifrigsten und einflußreichsten Sprecher gegen England, zeigte sich indes stets als zurückhaltender Diplomat. Mit Joubert und dem greisen Pretorius trat er an die Spitze der Bewegung im Jahre 1880, als die Buren mit Waffengewalt ihre Freiheit zurückeroberten, und spielte in diesen Kämpfen und bei den folgenden Friedensverhandlungen eine so hervorragende Rolle, daß er 1882 zum Präsidenten der neu erstandenen Republik gewählt wurde. Im Jahre 1888 erfolgte seine Wiederwahl, er siegte mit 880 Stimmen Mehrheit über Joubert 1893 und gleichfalls über denselben Mitbewerber im Jahre 1898.

Krüger ist ein stark gebauter Mann, groß und breitschultrig. Manches an ihm erinnert an die alten Patriarchen der Vorzeit. Sein Gesicht ist grob geschnitten, derb und fast unschön; die Augenlider sind geschwollen und die Brauen zusammengezogen. Die hohe Stirn und die Mundwinkel weisen tiefe Furchen auf, eine reichlich große und breite Nase steht über dem kräftig geschnittenen Munde. Der ernste Ausdruck des ganzen Gesichtes, das ein kurzer Bart umrahmt, wird gemildert durch ein Paar überaus gutmütig dreinschauender Augen.

Unter den Buren ist der Präsident wie der gewöhnlichsten Sterblichen einer, lebt schlicht und recht wie sie und unterscheidet sich in nichts von ihnen. Man sollte meinen, als Präsident eines nicht unansehnlichen Staates müsse er standesgemäß wohnen in einem Palast, müsse betreßte Lakaien haben und sich doch in etwa als Mehr-Mensch fühlen. Aber nein, Krüger will primus inter pares — der erste unter seinesgleichen sein und sonst nichts. Er lebt in seinem eigenen einfachen Hause, das nur aus Parterreräumen besteht und gegen die Straße durch ein eisernes Gitter mit Steinpfeilern begrenzt ist. Auffallend ist es nur durch die zwei am Eingang liegenden marmornen Löwen, die ihm einst der Goldmillionär Barnato geschenkt, und durch die Soldatenwache, die seit einigen Jahren gewehrschulternd vor der „Residenz" auf und ab geht. Oom Paul ist ein echter, wohlbestallter Bur, dessen Vermögensverhältnisse solide sind, der, obgleich nicht knickerig, doch keine Gesellschaften und kostspieligen Vergnügungen veranstaltet. Nur das Recht auf eine Tasse Kaffee, und zwar eine Tasse guten Kaffees, hat jeder Bur, der ihn besucht.

Nichts Einfacheres als das tägliche Leben des Präsidenten. Früh morgens ist er auf den Beinen, liest zuerst in seiner Bibel, läßt sich das Frühstück bringen und qualmt vergnüglich sein Pfeifchen, während die Bittsteller und die Besucher sich einfinden. Alle hört er an, alle kennt er, scherzt mit diesem, ist ernst mit jenem, diskutiert über alles und bemüht sich, weise Salomonssprüche zu geben, die alle befriedigen. Die körperliche Rüstigkeit, die er sich bis in sein Alter bewahrt hat, befähigt ihn zu ernsten politischen Arbeiten, wobei er alles selber liest, studiert und erledigt.

Eine Schule, eine Universität hat Krüger nicht besucht, dazu hatte er auf seinem Jagd- und Kriegsleben keine Zeit und in Transvaal keine Gelegenheit. Dennoch ist sein Wissen umfassend; er ist ein fleißiger Autodidakt gewesen, der dank seinem guten, hausbackenen Menschenverstande, einer schnellen Auffassungsgabe, vielem Mutterwitze und besonders durch langjährige Erfahrung das erlernte, was Gebildete auf den Schulbänken sich mühsam erwerben. Seine Leute hat Krüger mit sicherem Blick herausgesucht, lauter Männer, die sich mit den europäischen, insbesondere den englischen Staatsmännern messen können. So ist der ausgezeichnete junge irische Jurist Mr. Michael J. Farrelly seine rechte Hand gewesen in dem langwierigen Kampfe mit Chamberlain, auf den wir noch später näher zu sprechen kommen. Alle, die mit Krüger verkehren, stimmen darin überein, daß er ein geborener Herrscher, ein tüchtiger Organisator und ein feiner Diplomat ist. Möglich, daß Talleyrand, das Vorbild moderner Diplomaten, an diesem Präsidenten den Stallgeruch rügen würde, aber sicher ist dieser Bauer so schlau wie der Franzose, und Fürst Bismarck mag wohl nicht unrecht gehabt haben, als er Krüger den größten Diplomaten des Jahrhunderts nannte. Er ist der Mann des politischen Kalkuls, der kühl abwägenden Betrachtung, und im ganzen Lande giebt es keinen andern, der auch nur in annäherndem Maße seine politischen Eigenschaften besitzt. Daher versuchte England vor zwei Jahren mit allen Kräften die Wiederwahl Krügers als Präsident zu hintertreiben und an seine Stelle den General Joubert zu erheben, der auf dem Schlachtfelde wohl als tüchtiger Feldherr dasteht, sonst aber kein außergewöhnlicher Staatsmann ist und nicht den steifen Nacken besitzt, sich kräftig gegen jegliches Vordringen englischen Einflusses in Transvaal zu stemmen. Wären die Machenschaften Chamberlains und Rhodes' und die Zaubergewalt des englischen Geldes mit Erfolg gekrönt gewesen, dann hätte wohl der von England herbeigesehnte Ausgleich der politischen Interessen der Buren und der industriellen Einwanderer in kurzer Zeit verwirklicht werden können.

Geradezu bewunderungswürdig ist Krüger, wenn er seiner Pflicht als Präsident gemäß in bestimmten Zwischenräumen durch das Land reist und allen Bürgern Rede und Antwort steht. Meistens nimmt er nach alter patriarchalischer Sitte unter der breiten Laubkrone eines Baumes Platz, läßt seine Burghers kommen und hört sie aufmerksam an. Keinem bleibt er eine Antwort schuldig, sie ist meistens klar und deutlich, bisweilen aber tief und dunkel wie das Orakel der Pythia. Es würde ein interessantes Buch geben, wenn man alle Sprüche der sokratischen und salomonischen Lebensweisheit, die aus diesem Burenmunde fließen, aufschreiben und veröffentlichen wollte. Geistreich, witzig, pathetisch, nüchtern, alle diese Eigenschaften weist seine Rede auf. Als ihn einmal ein vorlautes Männlein fragte, wozu

eigentlich der geheime Fonds des Staates verwendet würde, zuckte es dem Gefragten gewaltig um die Mundwinkel, und die schlagfertige sarkastische Antwort war: „Mein Neffe, wenn ich dir sagen wollte, wozu der geheime Fonds verwendet wird, dann wäre ja der geheime Fonds nicht mehr da!“ So wählten ihn auch eines Tages zwei Verwandte zum Schiedsrichter. Es handelte sich darum, ein Besitztum, das ihnen bisher gemeinsam gehört hatte, zu teilen; aber sie konnten darüber nicht einig werden, welchen Teil des Gutes jeder haben sollte. Krüger hörte ihre Beschwerden schweigend an. Sie wurden bereits heftig, und der Streit schien einen schlimmen Ausgang nehmen zu wollen, als Oom Paul sie plötzlich unterbrach. Zu einem der Kläger sagte er: „Du wirst das Gut nach deiner Idee in zwei Teile teilen.“ Und zu dem andern: „Du wirst den von den beiden Teilen nehmen, der dir am besten passen wird.“ Der alte Weltweise selber hätte kein besseres Urteil fällen können. Da der erste Kläger nicht wußte, welches Stück sein Verwandter nehmen würde, hatte er das größte Interesse daran, die beiden Teile vollkommen gleich zu machen.

Harte Kämpfe sind dem Präsidenten nicht erspart geblieben, und mehr denn einmal hat er trüb in die Zukunft seines von Herzen geliebten Landes geschaut, besonders wenn er ansehen mußte, wie viele Burghers seine Wege nicht gingen und auf sein Wort nicht hören wollten. Im Anfange gab er dem Rate der Stockburen Gehör und schloß sich allen fremden Einflüssen gegenüber hermetisch ab. Nur waschechte Buren wurden zu den Staatsämtern befördert, ausländische Industrie durch zahlreiche Staatsmonopole verbannt und gehemmt, der Ausländer überhaupt als halber Verräter betrachtet. Es war ein Fehler, den Krüger beging. Der Hang zum Althergebrachten verleitete ihn, die Entdeckung der Goldfelder anfänglich mit scheelen Augen anzusehen, da bei dem streng konservativen Sinne der Burghers das gemütliche Hirten- und Bauernleben ihm höher schien als die Gewinnung von Gold und Geld. Eine Thorheit ist es gewiß, aller Laune und Narrheit des falschen Fortschrittes zu huldigen; aber ebenso irrtümlich und folgenschwer ist es stets gewesen, einen berechtigten Fortschritt zu hindern. Als jedoch die Segnungen der Industrie sich fühlbar machten, da lenkte der Präsident alsbald ein und befaßte sich mehr mit den Ausländern. Und die Folgen dieser weisen Politik kamen dem ganzen Staatswesen zugute. Viele Burghers hatten es ihm verargt, daß er das Damoklesschwert, das über dem Leben des Staates hing, mit fester Hand ergriff und dem drohenden Unheil entgegentrat, und er hat lange und viel reden müssen, bis auch in seinem Volke die bessere Erkenntnis aufdämmerte und der Glaube an seine Politik sich befestigte.

Wir erwähnten eben Krügers Beredsamkeit, — dieselbe ist im höchsten Grade charakteristisch. Er spricht besser, als er schreibt. Durch die Eigen-

art und das Überzeugende seiner Redeweise ist er, wenn nicht der beste, so doch der interessanteste Sprecher im holländischen Parlament. Kaum ist er schwerfällig von seinem Sitze aufgestanden, so blitzt schon Leben und Feuer in den kleinen Augen, wenn auch der Kopf noch gedankenschwer auf der Brust ruht. Jetzt streift sein Blick die Versammlung, er sieht und erkennt jeden, noch eine kleine Pause, und dann hebt die Stimme etwas leise und krächzend an, stärkt sich rasch, begleitet von einem muntern, lebhaften Gebärdenspiel. Die Rede steigt schnell zu ihrem Höhepunkt, und nun sind wir Zeugen einer gewaltigen Überzeugungskraft der Argumentation und des Gefühls, die alle mit sich fortreißt. Der Gedanke ist vielfach in naheliegende Bilder gekleidet, durch Gleichnisse aus der Natur, durch Citate aus der Bibel veranschaulicht und bekräftigt. Wenn man den Redner Krüger gehört hat, muß man staunen, wie dieser Mann aus eigener Kraft zu solcher Vollkommenheit sich emporschwingen konnte. Daß er in seinen Reden die Bibel viel gebraucht, ist ihm von manchen als Heuchelei vorgeworfen worden, aber ganz gewiß mit Unrecht, denn alle, die ihn intimer kennen, wissen, daß er eine kindlich fromme Seele ist, der jede Unaufrichtigkeit und jede Verstellung im Leben und Handeln widerstrebt.

Jorissen, der lange Jahre mit Krüger zusammen lebte, sagt in seinen Erinnerungen an Transvaal, daß in Krügers Gemüte ein tiefer Zug von Schwermut liege, der, wie man erzählt, ihn schon in früher Jugend in die Einsamkeit trieb, gleich den alten Propheten oder den Klausnern des dritten und vierten Jahrhunderts. Daß Krüger immer betete, bestreiten mehrere, und sie erzählen folgende Geschichte, die auf Wahrheit beruhen soll. Es herrschte einmal große Hungersnot im Lande Transvaal, und es bildete sich ein Jagdklub, der die Not nach besten Kräften zu lindern bestrebt war. Lange durchstreiften die Jäger die Gegend vergebens; kein Tier ließ sich sehen. Da die Verzweiflung der Nimrods immer größer wurde, erklärte einer, er wolle sich für einen Augenblick in einen Hain zurückziehen, um dort zu beten. Er verließ die Abteilung und verschwand im Gehölz, nur begleitet von einem Wilden. Einige Stunden vergingen, bis der Bur zurückkehrte. In feierlichem und bestimmtem Tone erklärte er den Freunden, daß binnen drei Tagen eine Menge Wild des Weges kommen werde. Die Jäger blieben, und in der That schon nach zwei Tagen kamen Tiere in Sicht, und die Buren machten eine gute Beute. — Von dieser Zeit an wurde „der Mann des Gebetes" der populärste Held im ganzen Distrikte: es war niemand anders als Paul Krüger. Ein gewisser Nimbus umstrahlte fortan den Beter, bis einige Zeit nachher der Wilde, der ihn begleitet hatte, die richtige Auslegung der ganzen Sache gab. Er erzählte, daß sein Herr nicht im Haine blieb und betete, sondern nach einem benachbarten Kaffernkraale ging, die Ersten des Stammes zusammenrief und

ihnen erklärte, daß die Weißen nichts mehr zu essen hätten und kein Wild auffinden könnten. Auf der andern Seite des Haines wäre eine Truppe bewaffneter Buren, welche ihnen sagen ließen, sie hätten Wild herbeizutreiben und es würde ihnen im Weigerungsfalle schlecht gehen. Die Wilden kannten die Methode der Buren zur Genüge, um nicht sogar das Unmögliche zu thun, alle Tiere der Gegend den Jägern zuzujagen.

Krüger ist ein Mann von tiefer Religiosität; er gehört der streng-kirchlichen Sekte der „Dopper" an. Seinem Wohnhause gegenüber liegt ein Kirchlein, wo der Präsident den Gläubigen predigt. Doch der holländische grand old man befolgt hierin nur das Beispiel des englischen grand old man, Gladstone, der in der Dorfkirche von Hawarden ebenfalls am Sonntage Gottesdienst hielt. Die Bibel ist das große Buch, in dem Krüger fleißig studiert und in all seinen Worten und Reden dessen Wahrheiten immer wieder ans Herz legt.

Gegen Andersgläubige ist der Präsident der calvinischen Republik sehr duldsam und bekundet hierin gesundere Ansichten als seine Unterthanen. Für seine Toleranz gegen andere Religionen, sogar gegen die jüdische, sprechen mehrere Zeugnisse und Episoden aus seinem Leben. So wurde er einst von den Juden einer Stadt Transvaals eingeladen, der feierlichen Eröffnung einer Synagoge beizuwohnen. Am Schlusse seiner Rede passierte ihm unglücklicherweise ein verhängnisvoller Irrtum: er endigte nämlich mit einem echt christlichen Spruch, worin er im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes die Synagoge dem öffentlichen Gebrauche übergab. Die Bestürzung der Kinder Israels über diesen unerhörten Greuel kann man sich denken. Sie ließen die in ihren Augen entweihte Synagoge stehen und bauten eine andere. Dem apostolischen Präfekten P. Schoch O. M. I. gegenüber äußerte Krüger ganz wehmütig, die Katholiken schienen noch gar nicht sich bekehren und zur holländisch-reformierten Kirche übertreten zu wollen. Als jedoch eines Tages der protestantische Prediger Mr. Malherbe an ihn das Ansinnen stellte, dem Eindringen der „Römlinge" in die Republik Einhalt zu thun, that er den bemerkenswerten Ausspruch: „Was mich persönlich anbetrifft, so bin ich eifriger Calvinist, aber als Staatsoberhaupt mische ich mich in Kirchensachen nicht ein. Wenn die Calvinisten die Oberhand in Transvaal behalten wollen, so mögen sie die Katholiken nachahmen in ihren Werken der christlichen Nächstenliebe. Hätten die Prediger mehr ihre Schuldigkeit gethan, so würde die katholische Kirche ihre jetzige Stellung in der Südafrikanischen Republik nicht einnehmen." Daß es ihm aber noch mitunter passiert, ungerecht und sogar unhöflich gegen die Katholiken zu werden, ist nicht ausgeschlossen. Der hochw. P. Schoch machte vor seiner Reise nach Europa noch einen Abschiedsbesuch bei Krüger und legte ihm die Frage nahe, ob der Herr Präsident einen besondern Auftrag für den Heiligen Vater in Rom habe, da derselbe in einiger Zeit sein goldenes

Priesterjubiläum feiere. Die ganze Welt, alle katholischen und nichtkatholischen Könige und Fürsten würden nicht verfehlen, dem erhabenen Träger der Tiara und dem Oberhaupte der weltumspannenden Kirche ihre ehrerbietigsten Huldigungen darzubringen. Der Präsident antwortete unfreundlich, er habe für den Papst keinen Auftrag. Als der Präfekt darob erschrak, mußte Krüger seine Unvorsichtigkeit wohl sofort einsehen, denn er lenkte begütigend ein, indem er hinzufügte: „Sagen Sie dem Papste, Krüger lasse ihn bestens grüßen."

Ein echt idyllisches Bild der Krügerschen Häuslichkeit zeichnet uns ein Engländer, indem er eine gelungene Charakteristik der treuen Lebensgefährtin des Präsidenten (Bild 17) entwirft:

„Frau Krüger ist die Verkörperung häuslichen Wesens. In ihrem Äußeren, ihrer Haltung und ihrer Rede nach ist sie so anspruchslos wie die Frau eines Grundbesitzers auf dem Lande; sie ist auch ebenso sparsam und mäßig. Oom Paul ist Besitzer eines großen Vermögens, und daß er dieses hat zusammenbringen können, verdankt er vor allen Dingen auch der Frau, die fast ein halbes Jahrhundert für ihn gesorgt, gestrebt und gespart hat. Oom Paul war Grundbesitzer (Farmer), Schäfer, Soldat, Geistlicher, Gesandter und Präsident, und in jeder Phase dieser wandlungsreichen Laufbahn hat ‚Tante' Krüger unbedingten Glauben an ihren Gatten gehabt und ihm stets ergebene Bewunderung entgegengebracht, die etwas Rührendes an sich hat. Paul Krüger ist heute nach ihrer Meinung der größte Mann, den es giebt. Der strebsame ehrgeizige Mann fand einen Schatz, als er das sanfte, blauäugige Mädchen fragte, ob sie ihn heiraten wolle, und sie schüchtern zu Boden sah und sagte: ‚Ich kann backen, kochen, nähen und scheuern.' Noch heute backt, näht und scheuert die erste Frau in Transvaal.

Bild 17. Frau Krüger.

„Wenn der Präsident zu Hause ist, kann man sie jeden Morgen um 5 Uhr sich über einen kleinen Küchenofen beugen sehen, um ihrem Gemahl seinen Morgenkaffee zu bereiten. Im Kaffeekochen ist ‚Tante' Krüger unübertroffen, und Präsident Krüger behauptet, daß sie mit weniger Kaffee bessere Resultate erzielt als jede Hausfrau in Transvaal. Wenn Frau Krüger ihren schweren Pflichten für den Haushalt nachgekommen ist, zieht sie ein schwarzes Alpakakleid an, setzt sich gemütlich in ihr kleines Wohn-

zimmer und stopft Strümpfe. Jedes Kleid, das sie trägt oder in den letzten Jahren getragen hat, ist von ihr selbst angefertigt. Die Frau des Präsidenten der Südafrikanischen Republik hat niemals mehr als drei Kleider auf einmal gehabt, und alle sind schwarz. Sie begnügt sich auch mit zwei Hüten, die wie die Kleider von ihr selbst garniert werden. Der für besondere Gelegenheiten reservierte Hut, der zum Besuchemachen oder zum Kirchgang mit dem Präsidenten benutzt wird, ist in Pretoria ebenso bekannt, wie Oom Pauls unveränderlicher Cylinder. Einer ihrer vielen guten Charakterzüge ist ihre Liebe zu Tieren. Sie beklagt die Mode, Vögel oder Federn zum weiblichen Kopfputz zu tragen, und hat sich niemals einer solchen groben Unsitte schuldig gemacht.

„Als für ihren Gatten ein Standbild errichtet werden sollte, besuchte der Bildhauer Frau Krüger, um ihre Meinung über die Entwürfe einzuholen. Die Zeichnungen stellten den Präsidenten in seinem Alltagsanzuge mit dem unvermeidlichen Cylinder dar. Bescheiden bat Frau Krüger darum, daß der Hut oben ausgehöhlt würde, so daß die Vögel daraus trinken könnten, wenn es regnete. Dieser Wunsch wurde erfüllt, und bei den seltenen Gelegenheiten, wenn es in Transvaal regnet, kann man einen kleinen Schwarm Vögel um den Hut des ‚Krügerstandbildes' flattern, aus der Höhlung trinken und sich in dem Wasser baden sehen."

Das steinerne Standbild läßt sich schon manches gefallen, was Krüger, solange er „atmet im rosigen Licht", sich ganz entschieden verbitten würde. Er ist nicht der Mann, der mit sich spielen läßt, das hat die ganze Welt erfahren. Ein eigentümliches Schauspiel war es, als an der Jahrhundertwende das meerbeherrschende, machtbewußte und stolze Albion in seinem Wünschen und Wollen sich von einem kleinen Volke gehemmt und gedemütigt sah, fast ebenso gedemütigt wie zu Beginn des 19. Jahrhunderts. Nicht Rußland, nicht Deutschland waren die Übelthäter, auch nicht Frankreich, dem sein Faschoda wurde und das mit schwer unterdrücktem Grolle schwieg; es war das kleine Transvaal in Südafrika, das den englischen Löwen gereizt hatte; dies kleine Transvaal, dem England nicht einmal Sitz und Stimme im Völkerkonzert zu Haag gewährt; es war Krüger, der doch zittern sollte in seinem Hause, das ihm nicht gehörte, das er von England „gemietet" hatte. Man sollte es wirklich nicht für möglich halten, aber es war dennoch so, und das erboste die stolze Britannia derart, daß sie mit dem Landvogt Geßler zornig ausrief:

Dies kleine Volk ist uns ein Stein im Wege,
So oder so — es muß sich unterwerfen.

Drei Männer setzen sich ans politische Schachbrett, denn dem Waffentanz mußte anstandshalber der diplomatische Krieg vorausgehen. Der englische Kolonialminister Chamberlain im Verein mit Rhodes, dem „ungekrönten

König von Südafrika", spielt gegen Krüger. Die ersteren sind beide elegante Herren, die überlegen auf den Gegner herabschauen. Chamberlain, der sich aus den Volksschichten zu den hohen Regierungskreisen emporgeschwungen, Gladstone und Salisbury Grobheiten ins Gesicht sagte und sie geradezu zwang, ihn in das Ministerium aufzunehmen, dieser rücksichtslose Kolonialminister hat seinen Polarstern — die Goldfelder von Transvaal — nicht aus dem Auge verloren; und Rhodes, unerbittlicher Gegner der Burenrepublik, weil er das klägliche Fiasko des neulichen Einfalles des Flibustiers Jameson nicht vergessen kann, Rhodes, der Gründer einer großen englischen Kolonie, fühlte sich berufen, auch die kleine Republik in ein englisches Gebiet umzuwandeln. Wie sind doch die beiden ganz andere Helden als der schwerfällige, gutmütig dreinblickende Greis, dieser Bauernpräsident mit seinen veralteten Ansichten von Ehrenhaftigkeit und Gerechtigkeit! Siegesgewiß setzen sich die beiden Herren an den Tisch, sie werden den unbeholfenen Spieler gleich matt setzen, denn Kenntnis und Talent fehlt ihnen ja nicht. Möglich, aber Achtung! Dieser bäurische Greis ist noch jugendfrisch, hat ein klares Auge, einen scharfen Verstand, eine sichere Beurteilung der Menschen und vor allem eine reiche, sehr reiche Erfahrung. Die Gegner haben unrecht, ihn mitleidig über die Achsel anzuschauen. Er hat keine cameralia, keine iura studiert, er hat auch keine Bücher über Diplomatie und Staatskunst gelesen, er, der Mann der Wildnis, der kaum lesen und nicht schön schreiben kann, — und dennoch ist er ein gewiegter Politiker und außergewöhnlicher Staatsmann. Die Gegner möchten ihn gern aufs Glatteis führen, aber des Alten Auge sieht hell, er stolpert nicht; sie beeilen sich, schlau zu sein, der Bauer übertrumpft sie — in der Welt findet der Schlaue immer einen Schlaueren. Während Chamberlain mit Krieg droht, läßt der Alte ganz unauffällig Kanonen und Munition durch den einzigen noch offenen Hafen von Europa herüberkommen und schweigt — die stillen Hunde sind immer die gefährlichsten. Chamberlain und Rhodes lächeln still und reiben sich vergnügt die Hände, denn durch ihre goldenen Börsenbrillen schauen sie die herrlichste Zukunft, die kein Schicksal ihnen vorzuenthalten vermag. Da kann es der alte Krüger nicht übers Herz bringen, den Partnern die kindische Freude zu verderben. Gleichsam zerstreut erhebt er sich, stellt sich abseits und schaut unter der über die Augen gehaltenen Hand in die Ferne. „Herr Präsident, Sie sind zerstreut, bleiben Sie beim Spiel!" „Ja, einen Augenblick zerstreut," antwortet der Alte, während ein schelmisches Lächeln seine Lippen umspielt; „ich schaute in die Vergangenheit, nach Amajuba-Hill und glaubte dort meine wackern Buren zu sehen." Das zerstört der beiden herrliches Zukunftsbild, das Gefühl der Rache steigt in ihnen auf. Man hätte nicht geahnt, daß diese Herren, die vorhin so vornehm und wohlanständig waren, plötzlich so gewaltthätig, ja so brutal

werden könnten. Und doch ist es ihre eigenste Natur. Wenn alles verschlägt, die Gewalt bleibt! so sagten sie sich gleich zu Anfang des Spieles, und kaum ist es begonnen, als schon die Gewalt über den Figuren schwebt und sie umzustürzen droht. Chamberlain spricht vom Pflug des Krieges, den er fest in der Hand hält, und Krüger wundert sich über solch eine Sprache, denn die Pflugschar ist bei ihm das Symbol des Friedens, die Waffe des friedlichen Landmannes, der das Gewehr weggelegt hat und an seine gewöhnliche Arbeit zurückkehrt. Krüger will den Frieden, aber wehe, wenn ihn der böse Nachbar nicht in Ruhe läßt. Besser als die Engländer befolgt er Shakespeares Rat, langsam zu sein, den Streit anzufangen, aber entschlossen und energisch, wenn der Friede unmöglich ist. Wie der friedliche Löwe von Rustenberg liegt er da, das Auge auf Gott gerichtet, während seine Tatze auf der Flagge der Unabhängigkeit ruht. Hütet euch! Ist Gefahr in Sicht, so erhebt er sich und schüttelt seine Mähne. Dann wird der Löwe kämpfen und sich verteidigen bis zum letzten Blutstropfen. Krüger könnte ja auch drohen, er könnte hinweisen auf sein tapferes Volk, das wie einstens der Drache an der Schwelle der Hesperiden die goldenen Äpfel schützt und die Freiheit Transvaals zu wahren bereit ist. Aber was würde dies nützen? Er thut es nicht, er weiß, daß in ernster Situation mit Drohungen nicht Scherz zu treiben ist.

Das Spiel wird immer ernster, die Spannung immer größer. Krüger versteht sich zu freiwilligen Konzessionen und reicht den Finger, aber Chamberlain erfaßt gleich die ganze Hand und will gewaltsam Konzessionen abringen. Es ist der ohnmächtige Kampf der Mücke im gewaltigen Spinnennetz. Rhodes, dem alle Wege gut und gerecht sind, insofern sie nur zum Ziele führen, ist sich seiner Stärke bewußt und ruft zornig aus: Acheronta movebo, und Chamberlain hält seine Toga, wie ehemals der hochmütige Römer Fabius den Karthagern, jetzt Krüger hin mit den Worten: Sie enthält Krieg oder Frieden — wähle! Aber er läßt keine Wahl, er zwingt. Und das ist dem alten Präsidenten zu viel, und er sagt sich: Bis hierher geht die Ungeniertheit, aber nicht weiter. Er sendet sein letztes Wort, seinen letzten Willen nach London, stellt ein Ultimatum, und als auch dieses kein Gehör findet, ruft er empört, aber doch ruhig und gefaßt, mit starker Stimme: „Mein treues Volk, auf zu den Waffen!“

An einer andern Stelle dieses Buches soll dies jüngste und gewaltigste Drama der südafrikanischen Geschichte ausführlicher dargestellt werden.

* * *

Der Staats-Almanach Transvaals von 1899 enthält eine neue Statistik der weißen Bevölkerung. Danach betrug die Zahl der Weißen 245 397 Köpfe, wovon 137 947 Männer und 107 450 Frauen. Von ihnen waren 26 500

Burghers, und zwar 14 259 im Alter von 18—34 Jahren, 8152 noch nicht 18 Jahre und 4089 über 50 Jahre alt. Rechnet man dazu für Knaben unter 16 Jahren etwa 25 Prozent, so ergiebt sich eine Gesamtzahl von 33 125 männlichen Buren. Die Zahl der Uitländer (Ausländer) würde aber dann 104 822 Männer betragen und 75 Prozent der gesamten weißen Bevölkerung ausmachen. Wie stark in den letzten Jahren der Einwandererstrom gewesen, erhellt daraus, daß eine Zählung vom 1. April 1890 eine weiße Bevölkerung von nur 119 128 Seelen ergab. Nach einer andern Berechnung von 1898 soll die ganze Bevölkerung 1 094 156 zählen, und zwar 749 000 Basuto-, Zulu- und andere Neger und 345 000 Weiße. Es werden wohl noch einige Jahrzehnte vergehen, bevor eine Differenz von 200 000 Seelen, wie sie sogar in Staatsbüchern vorkommt, durch eine genaue endgültige Statistik beseitigt wird.

Von den Buren ist schon das unwahrscheinlichste und ein sich selbst widersprechendes Zerrbild entworfen worden. Übertrieben gelobt und verherrlicht hat man sie selten, richtig beurteilt nicht oft, dafür aber geflissentlich verkannt und unwürdig geschmäht, namentlich die Engländer, und diese in erhöhtem Grade nach den harten Schlägen, welche sie in dem Kriege von 1881 erlitten haben. Der englische Leutnant Bethell schildert die Buren in seinen Notes on South Africa Hunting folgendermaßen: „Die niedrige Klasse der Buren ist eine anständige Tierart (a decent sort of animal). Meistens stockdumm, mit einer zahlreichen Familie, hat der Bur einige Stück Vieh, ein oder zwei Pferde, eine Flinte, aber weder Seife noch Gewissen. Er lebt auf seiner Farm, um nichts zu thun, und ist unzufrieden wie alle Leute, die nichts zu gewinnen, nichts zu verlieren haben. Auf der Höhe der Vollkommenheit angelangt, wird er ein Flibustier. Das ist die Rasse, die ständig unsere Grenzen beunruhigt. Die Erfahrung hat mir gezeigt, daß der Bur einer der niederträchtigsten Vertreter der Menschheit ist, noch tief unter den Negern."

Der Reisende Anderson hat zwar nicht den Leutnantston des Mr. Bethell angeschlagen, zieht aber nicht minder schlimme Saiten auf. In seinem Buche Twenty years in a Waggon (I, 169), schreibt er: „Es ist eine unleugbare Thatsache, daß die Buren seit ihrem Überschreiten des Vaal mehr Unheil angestiftet haben als Moselekatse. Im Lande der Eingeborenen töten sie Tausende, führen Weiber und Kinder gefangen mit sich fort, rauben Feld und Vieh, besetzen das Land, ohne Absicht, es zu bebauen, lassen überall dunkle Spuren ihrer Grausamkeiten inmitten eines unschuldigen Volksstammes zurück. Da nenne man doch die Buren nicht Pioniere der Zivilisation! Im Besitze von Transvaal seit 40 Jahren, haben sie keinen Fortschritt in der Zivilisation gemacht, sind vielmehr noch schlechter geworden. Südafrika kann nur dann gedeihen, wenn die Buren vom Gefühle der Gerechtigkeit durchdrungen sind; das aber ist unmöglich, solange sie unabhängig in

Transvaal sind.“ Während das Löwlein noch brüllt, sieht man schon die Tatze. Geben auch viele Engländer diesen chauvinistischen Äußerungen ihre volle Zustimmung, so sind doch englische Blätter gegen derartige stümperhafte Entstellungen mit Ernst und Entschiedenheit aufgetreten und haben einer wahrheitsgetreuen Beurteilung der Buren das Wort geredet. Die Fortnightly Review (1889) sagt sehr richtig: „Viele betrachten den Bur als ein grausames Tier, einen Wilden, welcher der Zivilisation ganz unfähig ist. Man glaubt, daß er seine Zeit damit zubringt, seine Sklaven zu überwachen, und kein größeres Vergnügen kennt, als den Engländern einen Schabernack zu spielen. Die, welche ihn besser kennen, lassen ihm noch einige gute Eigenschaften, stellen ihn hin als einen hartherzigen Puritaner, der in der einen Hand die Flinte, in der andern das Alte Testament hält: pariter pietate vel armis egregius, ‚gleich tüchtig in der Frömmigkeit und mit den Waffen‘, sonst aber nicht verdient, zu den Zivilisierten gezählt zu werden. Vor kurzem fragte ein Parlamentsmitglied den General Joubert, ob die Vielweiberei eine Einrichtung der Buren sei. . . .“ Den meisten Spaß an solchen Liebenswürdigkeiten hat der Bur selbst. Er lacht dazu, wenn Hunderte von Federn ihn weidlich zerstechen, nachdem er, der ‚Böotier‘, der ‚Plebejer‘, der ‚Wilde‘, den Engländer seine Macht hat fühlen lassen. Der vernünftige Mann wird über solch unwürdige Urteile den Kopf schütteln. Gerechter Unmut aber wird sich in ihm regen, wenn er sieht, wie solch leidenschaftliche Skribenten die Menge aufregen zum ungerechten Kriege gegen ein Volk, das aus Europa stammt und das, wenn es auch nicht mit den führenden Nationen Europas gleichen Schritt gehalten hat, auf einer immer noch hohen Kulturstufe steht.

Die Buren (Bild 18) verraten auf den ersten Blick ihre europäische Abstammung; man sagt sich sofort: Die gleichen aber fast aufs Haar unsern stämmigen Friesen, unsern schweren Nordholländern, oder auch: Die haben den französischen Typus der Einwohner von Languedoc oder der Gascogne, wenn auch bei ihnen die französische Lebendigkeit und der feine Gesichtsausdruck durch Vermischung mit den Holländern sich mehr oder minder verloren haben. Von den Niederländern in Europa sind sie nur dadurch verschieden, daß die afrikanische Sonne ihre Körpergröße, -stärke und -schwere noch mehr entwickelt hat. Die Männer sind durchweg imposante Erscheinungen, vielfach wahre Hünengestalten. Die Burenköpfe erinnern mit ihren energischen, ausdrucksvollen Zügen an die Portraits von Rubens und van Eyck. Unter ihnen findest du keine weichlichen großstädtischen Milchgesichter, erblickst nicht in ihren Zügen den Stempel moderner Blasiertheit, es sind durchweg runde, vollbärtige und von gesundem Rot lachende Gesichter, von Gesundheit und Kraft strotzende Körper, die zugleich gefallen und Respekt einflößen. An die alte Abstammung erinnert noch das Pfeifchen, das nie

aus dem Munde des Burghers kommt, und die Tasse Kaffee, das Lebenselixir der Burenfrau und das Nationalgetränk des Mannes. Daß dies den sächsischen Bliemchenkaffee oder den gewöhnlichen holländischen Bauern-Mokka übertrifft, soll jedoch nicht behauptet werden. Der Bur trinkt nicht viel, ißt dafür um so mehr, und dieser Lebensweise verdankt er seine Muskelkraft und seine unverwüstliche Gesundheit.

Von Charakter ist er langsam und bedächtig in Wort und That. Die Zeit ist ihm nicht Geld; er hat stets Zeit genug, um seine gewohnte Arbeit zu verrichten. Von Unternehmungslust läuft er nicht über, das Rennen und Hasten nach Geld und Gewinn kennt er nicht, findet es selbst unbegreiflich. Geld auf die Bank legen, scheint ihm lächerlich und gefährlich; er bewahrt es lieber im Schranke auf, wo er es sieht und fühlt und sicher weiß. Und doch kann sich mit dieser langsamen Bedachtsamkeit des Holländers die Tollkühnheit des Franzosen und die Energie des Deutschen paaren, wenn er seine Rechte und seine Freiheit geschmälert oder bedroht weiß.

Bild 18. Burentypus.

Der Bur hat eine ausgesprochene Vorliebe für Ackerbau und Viehzucht. Auf seinem Gehöft, im kleinen Familienhaus, das stets inmitten eines mit allen erdenklichen morgen- und abendländischen Blumen geschmückten und mit den mannigfaltigsten Baumarten bepflanzten Gartens steht und an das sich 10-, 20-, 30 000 Morgen Land anschließen, fühlt er sich glücklich wie ein König und verlangt nicht nach den Goldschätzen der reichen Aristokraten. Die Ausbeutung der höchst ergiebigen Goldminen des Witwatersrand überläßt er den Ausländern, seine Kuh- und Schafherden sind der Gegenstand seiner einzigen und steten Sorge. Sein ganzes Besitztum urbar zu machen und anzubauen, fällt ihm jedoch nicht ein, das wäre eine zu große, unbequeme Last. Er könnte sich reiche Schätze sammeln, wollte er die Arbeitskräfte der Eingeborenen gebrauchen, die für ein Spottgeld die schwierigsten Arbeiten verrichten; er

könnte fabelhafte Mengen an Weizen und Mais alljährlich erzielen, würde er nur die europäischen Maschinen benutzen und Brunnen graben, aber das alles behagt dem Buren nicht, denn das hat er von den Ahnen nicht gelernt.

Arbeitsam kann man den Bur gerade nicht nennen; des Tages Last und Hitze fällt den schwarzen Knechten zu. Noch immer können es die alten Buren dem verdomde Engelsman (verdammten Engländer) nicht vergessen, daß er in Südafrika die Sklaverei abgeschafft hat. Der Herr des Hauses oder vielmehr der Farm, der „Baas" (Oheim), wie er dort unten heißt, überläßt die Bewirtschaftung seines Hofes dem ältesten Sohne; er selbst raucht vergnügt sein Pfeifchen und spielt den obersten Verwalter. Desgleichen läßt die Hausfrau, die „Tant", die Töchter für die Küche sorgen, während sie selbst, gewöhnlich von starker Körperfülle, im Lehnstuhl sitzt, strickt, schwatzt und den braunen Mokka schlürft. Bevor die Natur ihr jedoch diese gewichtige Schwiegermutterrolle zuerteilt hat, geschieht es gar nicht selten, daß sie reitet und den Wagen führt, die Zugtiere ein- und ausspannt und überall mit dabei ist. Andere haben noch mehr Bewegungstrieb und ergötzen sich am Tennis- und Croquet-Spiel und zeigen sich dem Tanze nicht abhold. Trotz alledem ist die gute „Tant" ein Muster von Gattin, Mutter und Hausfrau; die Schilderung des Weibes in Schillers Glocke paßt ganz auf sie. Sämtliche Hausarbeiten versteht und verrichtet sie mit vielem Geschick. Da die Farmen gewöhnlich weit von den Verkehrswegen abliegen, ist die sorgende Hausfrau gezwungen, die Erzeugnisse der Farm gut zu verwerten. Während der „Baas" dem Kornspeicher und den Stallungen seine Fürsorge schenkt, ist die „Tant" sichtlich bemüht, die Vorratskammer und den Keller zu füllen mit köstlichen Gaben, wie Butter, Rahm, Eiern, Eingemachtem und eingepökeltem Fleisch, kauft wohl auch von den Fremden Thee, Kaffee, Kakao, Zucker und Öl. Von Politik hält sich die Burenfrau fern, sie will auch nichts wissen von Frauenemanzipation. Was braucht sie noch größere und neue Rechte? Sie ist Vorsteherin und Leiterin des Haushaltes und hat die Genugthuung, vom Gemahl sogar in wirtschaftlichen Fragen um ihren Rat angegangen zu werden — mehr darf sie nicht verlangen und wünschen. Im allgemeinen kann man von jeder Burenfarm sagen, daß es darin an Himmelssegen und Kinderregen nicht fehlt (Bild 19). Die Knaben werden in der frischen, freien Natur schnell groß und kräftig, gegen Wind und Wetter abgehärtet, und was die Mädchen betrifft, so kann nur Unkenntnis und parteiliche Voreingenommenheit ihnen allen jugendlichen Liebreiz absprechen; neben unsern „ländlichen Schönheiten" dürfen sie sich getrost sehen lassen.

Der Herr Papa erzieht das junge Volk in der Liebe zum Althergebrachten, in der Treue zum Vaterlande und calvinistischen Bekenntnisse. Auf seiner Farm lebt er still und behaglich, frei und unabhängig von jedes

andern Macht und Willen. Tiefen Abscheu hat er gegen das Einmischen des Polizeistaates in seine Handlungen, gegen die Bevormundung und Kontrolle von seiten der Regierung. Er hängt an der heimatlichen Scholle und liebt sein Land mit ganzer Seele. Zum Schutze des Vaterlandes zieht er freudig in den Kampf und opfert gern sein Leben, aber Freiheit und volle individuelle Freiheit fordert er als erstes seiner Rechte. Die Nichtgewährung dieses Rechtes veranlaßte ihn, aus der Kapkolonie auszuwandern und sich in der Wildnis mit den Waffen in der Hand ein neues Heim zu

Bild 19. Burenfamilie.

gründen. Auch heute noch würde er von neuem „trekken", fortziehen, wollte eine Regierung keine Rücksicht auf seine Gewohnheiten nehmen. Ausgesprochene politische Grundsätze kennt der Bur nicht, er hängt mit Leib und Seele an seinen politischen Führern, ihre Politik ist auch die seinige.

Dieses so scharf zugespitzte Gefühl der individualistischen Freiheit mag wohl der Grund sein, weshalb die Buren unter sich vielfach uneins sind. Der eine findet sich vom andern beeinträchtigt, beide verteidigen sich, keiner giebt nach, und so entstehen Hader und Streit, und bei dem gegenseitigen zähen Charakter wird eine jahrelange Feindseligkeit und Ränkesucht groß.

Auf sich selbst angewiesen, versteht der Bur alle Handwerke und Künste, er ist auf seiner Farm Wagenbauer, Schmied, Sattler, Zimmermann, Schuster, Schneider, Architekt und Arzt. Die Eingeborenen gebraucht er als Knechte und Tagelöhner, behandelt sie aber nicht als seinesgleichen, sondern als Geschöpfe, die nur für die niedrige Arbeit der Weißen bestimmt sind. Hiermit berühren wir die Stellung der Buren zu den Eingeborenen.

Die Berichte der englischen protestantischen Missionare Philips und Livingstone über die brutale Behandlung der Schwarzen durch die Buren sind anerkanntermaßen als tendenziös gefärbt zu betrachten. Die falsche Sentimentalität und Philanthropie der Engländer hat sich der Bur nie zu Schulden kommen lassen. Die Engländer haben Tausende von Farbigen Südafrikas vernichtet, die Buren auch; erstere thaten es, um ein neues Land zu erobern und ihre Machtsphäre weiter auszudehnen, letztere handelten vielfach aus Notwendigkeit. Weil die Ungerechtigkeit und Anmaßung der Engländer ihnen den Aufenthalt in der Kapkolonie verleidete, wanderten sie nach Natal, dem heutigen Freistaat und Transvaal aus, und weil sie sich von den Eingeborenen dieser Gebiete bedrängt sahen, kam es zu heftigen und erbitterten Kriegen, in denen die Buren nicht eher ruhten, als bis die Macht der Schwarzen vollständig gebrochen war. Als Abkömmlinge geachteter und angesehener europäischer Geschlechter hatten die Buren einen angeborenen Stolz, der ihnen, wie sie meinten, nicht erlaubte, die Eingeborenen auf die gleiche Stufe mit sich zu stellen. Dieselben erschienen ihnen als eine untergeordnete Menschenklasse, nur dazu bestimmt, der höheren in allem unterthänig zu sein. Zu diesem Ahnenstolz kam eine gewisse Gefühlsverrohung, welche die naturgemäße Folge langwieriger Kriege ist. Es liegt uns fern, die Greuelthaten, welche die ersten Buren gegen die Eingeborenen mitunter begingen, zu entschuldigen — als Christen müssen wir eine solche Handlungsweise scharf brandmarken —, wir versuchen nur einiges Licht über die Frage zu werfen und allen übertriebenen Anschuldigungen die Spitze abzubrechen.

Daß der Bur es unter seiner Würde hält, mit den Farbigen an einem Tische zu essen und unter einem Dache zu wohnen, begreift sich noch einigermaßen. Daß er ihnen aber den Eintritt in seine Kirche versagt, und sie verächtlich shepsel, Geschöpf nennt, muß jedes christliche Bekenntnis verurteilen. Leider werden noch schlimmere Dinge berichtet. Bezeichnend ist eine Episode aus dem früheren Leben eines Farmers, der später eine sehr hohe Stellung in Transvaal einnahm. Der Bur wohnte nämlich weit von seiner Kirche, die er am Sonntag zu besuchen niemals unterließ. Eines Sonntags wollte oder mußte er zur Kirche fahren, durfte aber wegen der strengen Zondagsrust die Pferde nicht anspannen. Was that er? Er spannte mehrere Schwarze vor, setzte sich auf den Vorderſitz und trieb sie

mit der Peitsche an, gerade als wären es Tiere. Da möchte man wünschen, der Peiniger hätte selbst die Peitsche zu kosten bekommen! Hiernach kann man sich nicht verwundern, daß sie sich früher gar kein Gewissen daraus machten, einen Farbigen, ein zwarte shepsel, niederzuschießen. Ein Bur wurde einst von einem Missionar zur Rede gestellt, daß er einen Menschen getötet habe. „Ach nein, Herr," war die Antwort, „davor bewahre mich Gott, daß ich eine solche Sünde gethan haben sollte." — „Aber hast du nicht neulich erst deinen Knecht erschossen?" — „Ach, dieses Shepsel; ja Shepsels habe ich schon viele getötet." —

. . . was Fliegen
Für böse Buben, das sind wir den Göttern,
Sie töten uns zum Spaß, (Shakespeare, König Lear.)

so könnten ganz richtig die Wilden mit dem Dichter ausrufen.

Zivilisatorisches Talent kann man den Buren nicht nachrühmen: sie haben es nicht verstanden, nicht einmal versucht, die Eingeborenen zu Menschen und Christen zu erziehen, wie es z. B. stets die Spanier in ihren Kolonien gethan haben. Wir verlangen nicht, daß die Regierung die Gleichheit der Farbigen mit den Weißen ausspreche, nein, der Bur darf Herr im Lande bleiben, aber er hat die Pflicht, die Unfreiheit der Wilden zu mildern und zu heben. Auf alle Fälle aber gereicht es einem Volke nicht zum Ruhm, wenn man ihm nachsagen muß, daß es keinen wohlthuenden Einfluß auf seine Umgebung ausgeübt hat.

Wir können auch dem Präsidenten Krüger nicht beipflichten, wenn er sagt: „Man spricht viel über eine allgemeine Eingeborenen-Politik in den verschiedenen afrikanischen Staaten. Jeder, der das Schwierige dieser Frage erwägt, wird mir sicherlich zustimmen, wenn ich den Mann für den größten Wohlthäter Südafrikas erkläre, der eine völlige Lösung derselben giebt. Ein solcher Mann wird vielleicht erst noch geboren werden müssen." — Dieser Mann ist schon längst dagewesen, und seine Lösung dieser Frage ist auch aufgeschrieben worden; ich meine den Welterlöser, der das Gebot der Nächsten- und Bruderliebe laut verkündet, der gesprochen hat: „Ich nenne euch nicht mehr Knechte, sondern Freunde" (Joh. 15, 14 f.). Wenn die Buren sich dagegen auf die Stelle berufen: „Verflucht sei Kanaan, er soll Knecht der Knechte seiner Brüder sein" (1 Mos. 9, 25) und auf andere Texte und Erzählungen aus der Geschichte des israelitischen Volkes, um ihr Verfahren gegen die Eingeborenen zu rechtfertigen, so vergessen sie, daß das Christentum weiter geht als der Alte Bund, daß die Gleichheit und Brüderlichkeit aller Menschen unter der Oberherrschaft des himmlischen Vaters zu den Grundgesetzen der christlichen Kirche zählt.

Ihre Verachtung der Eingeborenen übertrugen die Buren zeitweise auch auf die „Uitländers", die eingewanderten Weißen, freilich nicht in demselben

Grade, aber immerhin deutlich genug, daß man annehmen konnte, die Monroe-Doktrin wäre ihre Politik geworden. Heute sind sie immer noch wählerisch und zögern, welcher europäischen Nation sie ihre Sympathien schenken sollen, den stammverwandten Niederländern, den Deutschen oder Franzosen; die Engländer kommen dabei nicht in Betracht. Frankreich ist für viele unter ihnen das Land des Antichristen, das undankbare, hartherzige Vaterland. Als man einmal Krüger fragte, weshalb er die Franzosen nicht lieb habe, gab er die lakonische Antwort: „Sie vergessen Ludwig XIV." Zu andern Zeiten kann er indes wieder chauvinistisch erklären: er stamme auch von den Franzmännern ab. Für die mehr stammverwandten Deutschen gingen die Wellen der Begeisterung in Transvaal besonders hoch, als der deutsche Kaiser bei Jamesons Einfall ein freundliches Telegramm sandte; als jedoch die deutsche Diplomatie sich später kühler und zurückhaltender zeigte, ließ die Begeisterung rasch nach. Auf die Engländer ist der Bur am wenigsten gut zu sprechen und liebt es, über sie die Lauge seines Spottes und Hohnes auszugießen. Warum die Sonne im englischen Reiche nicht untergeht, erklärte ein Bur einem englischen Prahler in drastischer Weise: Ek zal jou wat seg. Als die son in jul rijk nie ondergaat niet, dan is dit klaar. Ons Lieve Heer wil een ooge hon op die schurke, want Hom vertrou heel nie in die donker nie. („Ich will dir was sagen. Wenn die Sonne in eurem Reiche nicht untergeht, so ist dies deutlich. Unser lieber Gott will die Schurken im Auge behalten, denn er traut ihnen im Dunkeln nicht.") Eine landläufige Redensart der Buren ist: „England ist mächtig, Gott aber ist allmächtig."

Die jüngere Generation ist weniger schroff den Engländern gegenüber; in der Kapkolonie finden häufig Heiraten zwischen Buren und Engländern statt. Die fremde Einwanderung nach Transvaal und dem Oranje-Freistaat rüttelte übrigens die alte Saumseligkeit der Buren mächtig auf, beseitigte die Schranken der Abgeschlossenheit und zeigte den Buren handgreiflich, daß der Fortschritt doch manches Wertvolle geschaffen habe. Mehr denn früher besuchen junge Transvaaler höhere Schulen, um den Ausländern in jedem Fache ebenbürtig zu werden und den kommenden Aufgaben und Schwierigkeiten gewachsen zu sein. Mag nun auch der junge Bur noch so fein und korrekt als Gentleman auftreten, so will er doch um alles in der Welt Bur bleiben. Er spricht fließend englisch, aber noch lieber kapholländisch, und gerade wie das Vorbild und Muster des wahren Buren, der große Krüger, wird er mit besonderer Vorliebe immer etwas Bauernhaftes in seinem Benehmen beibehalten, um ja nicht das Charakteristische seines Stammes zu verlieren.

Ein guter Zug beim Buren, ganz wie beim Holländer, ist die Gastfreundschaft. Kommt ein Fremder mitten in der Nacht zu einem Bauern-

hofe, so wird ihm vielleicht mit Brummen aufgemacht, aber nötigenfalls gäbe der Wirt hernach wohl sein eigenes Bett her, um den Gast nicht zurückzuweisen. Der Grund hierzu ist einerseits die ererbte Landessitte, anderseits die Furcht vor übler Nachrede und dem Vorwurf der onbeschaafdheit (Mangel an guter Sitte). Es giebt kaum einen Tadel, der in den Augen des Buren schwerer wiegt als der, daß er onbeschaafdelijk sei. Besonders zugänglich soll der Bur sein, wenn man im Gespräch auf seine Interessen eingeht; das nennt er mooi praten, schön reden, und mit mooi praten kann man selbst von dem bärbeißigsten Buren alles erlangen. Den Gast darf es nicht wundern, daß der Bur ihn anfangs grob und von oben herunter behandelt; er meint es nicht bös damit, das ist nun einmal seine Gewohnheit — ein goldenes Herz unter einer rauhen Schale. Überdies muß der Fremde sich bereit halten, über alles Rede und Antwort zu stehen. Erst fragt der Bur, woher er komme, wohin er gehe, ob er verheiratet oder ledig sei, wie viele Kinder er habe, wo sein Land liege, was man in Europa mache, was man von den Buren denke, kurzum er fragt de omni re scibili et de quibusdam aliis, nach allem nur Möglichen und noch etwas mehr, und zeigt dabei oft eine solche Unkenntnis der elementarsten Sachen, daß der Gefragte oft dümmer dasteht als der Fragesteller. Alle, jung und alt, nehmen am Gespräche den regsten Anteil, lauschen, staunen, horchen immer aufmerksamer zu und sind bald versunken in Ekstase und Verwunderung. Auch geschieht es, daß die alten Tanten mit Hornbrille und Strickstrumpf hoch und laut aufkrähen und die Töchter leise kichern und einander zuflüstern, wenn der Erzähler von der Mode und den Bällen und dem eiteln Spiele der andern Evastöchter berichtet.

Über einen Besuch in einer Burenfarm im oberen Natal zu Beginn der sechziger Jahre erzählt P. Barret O. M. I.: „Spät am Abend kam ich nach einem ermüdenden Ritt auf einer Burenfarm an. Sie nahmen mich, den katholischen Priester, auf der Farm höflich auf, drückten mir der Reihe nach zum Willkomm die Hand, obwohl mein Begleiter ihnen sagte, daß ich ein katholischer Priester sei.

„Ihre Wohnhäuser sind gar nicht übel, sie gleichen in ihrem Äußern den alten niederländischen Bauernhäusern, wie man sie jetzt noch in Holland häufig antrifft. Im Innern nimmt den Hauptraum der Speisesaal ein, von dem aus eine mehr oder minder große Anzahl Thüren in die Nebenzimmer mündet. Ich sage Thüren, eigentlich ein Euphemismus, denn die Zimmerthüren in der Farm waren nur ein Stück blauer Leinwand. Überflüssiger Hausrat ist nicht zu sehen: ein Tisch, ein paar alte Stühle, die traurig seufzen, wenn sich ein müdes Menschenkind darauf niederläßt, einige Wagenkisten, die auch als Sitzplätze verwendet werden, ein eiserner Kochtopf, ein Kaffeekessel und einige Schalen machen so ziemlich das ganze In-

ventar aus. Die Fensteröffnungen warten noch immer auf das Glas; gegenwärtig vertritt geöltes Papier seine Stelle.

„Die Arbeit haben die Buren, so scheint mir, nicht erfunden. Es geht alles recht bedächtig und gemütlich zu. Immerhin giebt es bei der Menge Hornvieh und bei der meisterlich betriebenen Pferdezucht genug zu thun.

„Besonders die Frauen kommen mir äußerst müßig vor. Den ganzen Tag über war das Haus mit Besuchen angefüllt, unter denen sich die Frauen durch einen schier unerschöpflichen Redefluß auszeichnen, ohne aber etwas Gescheites zu sagen. Durch ihre Unthätigkeit, wohl auch durch die kräftige und reichliche Nahrung, sehen die Burendamen allesamt sehr wohlgenährt aus.

„Ihre wichtigste Sorge vom frühen Morgen bis zum späten Abend besteht darin, die Flamme einer Art Nachtlampe zu unterhalten, über der ständig der Kaffeekessel brodelt. Du magst kommen zu einer Stunde des Tages, wann du willst, immer wirst du Kaffee vorfinden, aber ohne Zucker. Der Zucker gilt bei den Buren noch als Luxusgegenstand. Man erzählt — ich will nicht verleumden —, daß, wenn sie ein Pfund Zucker erhalten, sie erst den Kaffee trinken und dann den Zucker essen, oder aber sie nehmen ein Stück Zucker zwischen die Zähne und lassen den Kaffee darüber laufen, bis der Zucker allmählich geschmolzen ist. Auf alle Fälle sind sie leidenschaftliche Liebhaber des Kaffees und des Zuckers.

„Die Nacht nahte heran, über mich kam immer drohender der Hunger, und ringsum keiften die Frauen in unverwüstlicher Kraft. Wann beginnt wohl das Abendessen? Oder sollte ich zu spät gekommen sein? Muß ich im Geiste soupieren? Das waren meine recht melancholischen Gedanken, die verzeihlich sind, wenn man den ganzen Tag durch die glühende Sonnenhitze geritten ist. Voll Ergebung und im rechten Bußgeiste brachte ich schon das Opfer, mit leerem Magen zur Ruhe zu gehen, als plötzlich Bewegung in den weiblichen Teil der Gesellschaft kam: der Tisch ward zurechtgerückt, die Frauen eilten geschäftig hin und her, und wie meine Geruchsnerven freudig meinem Magen telegraphierten, war die Vorbereitung zu einem gediegenen Abendessen in vollem Gange.

„Während das Tischtuch ausgebreitet wurde und man das Klappern der Löffel und Gabeln hörte, die Teller unter großem Geräusch förmlich über den Tisch rollten und die Familienmitglieder sämtlich sich eingefunden hatten, erschien ein Gegenstand, den ich jetzt am wenigsten erwartet hatte, nämlich ein großer, kräftiger Kamm. Er wanderte von Hand zu Hand, und jeder kämmte sich sorgfältig und feierlich. Ich zitterte, daß auch ich dieser Etikette mich unterwerfen müßte, aber Gott sei Dank, der Kamm ging an mir vorüber. Obwohl ich nun diese ganze unvergeßliche Scene noch ausführlicher beschreiben, besonders einige sehr interessante Abenteuer erzählen

könnte, die manchmal beim Kämmen sich zu ereignen pflegen, so will ich doch schweigen. Reinlichkeit ist und bleibt einmal eine ebenso schöne wie nachahmenswerte Tugend.

„Nun glaubte ich bestimmt, daß alle Vorbereitungen zum Abendessen getroffen seien; aber o Graus! da kam schon ein kleines Mädchen mit einer mächtigen Waschschüssel, etwa um die Hände — ? nein, um die Füße zu waschen. Sie kniete vor jedem der Männer nieder und wusch ihm mit zarter Hand die Füße. Die Waschschüssel machte ganz wie der Kamm die Runde, und dasselbe Wasser diente fünf, sechs, sieben Männern, ohne einmal durch frisches ersetzt zu werden.

„Auch von dieser Zeremonie ward ich dispensiert. Endlich sitzen wir am Tische. Da plötzlich tiefe Stille. Jeder beugt die Stirn und lauscht mit einer wirklich ungeheuchelten und tiefen Andacht auf ein Gebet, welches das Familienhaupt mit lauter Stimme und mit echter Frömmigkeit spricht. Ich dachte an die zahllosen Namenskatholiken, die Gottes Wohlthaten ohne Gebet in Empfang nehmen. Nach dem guten und reichlichen Abendessen ging man alsbald zur Ruhe.

„Am folgenden Morgen war ich schon um fünf Uhr wach. Meine Betrachtung hielt ich inmitten des Brüllens der Ochsen und allgemeiner Geschäftigkeit, die auf einem richtigen Bauerngute gerade morgens am größten ist. Ich hatte lange genug geruht; auch mein Pferd war wieder frisch und munter und scharrte, nach der Weiterreise verlangend, ungeduldig den Boden. Nach herzlichem Abschiede von meinen freundlichen Gastgebern galoppierte ich bald in direkter Linie auf Pietermaritzburg zu. . . ."

Obwohl manches auf den Gehöften sich verändert und gebessert hat, gilt doch noch immer das Familienleben, die gesellige Häuslichkeit als die Haupttugend einer Farm, ganz wie die Viehzucht die Hauptbeschäftigung ist, nicht Handel und Industrie. Die Pietät gegen die Sitten und Gebräuche der Voreltern ist wohl in keinem Lande so groß als in den beiden Burenrepubliken; mehr als bei den Engländern ist die streng konservative Richtung der Grundton des ganzen Familien- und Gesellschaftslebens. Standesunterschiede giebt es bei ihnen nicht; der ärmste Junge darf getrost beim reichsten Farmer um die Hand der Tochter anhalten und erhält sie auch, wenn andere vortreffliche Eigenschaften bei dem jungen Manne den Reichtum ersetzen. Die alten Anreden: „Baas" und „Oom" für den Hausherrn, „Tant" für die Hausfrau, „Neef" und „Nicht" für das junge Volk, sind in ganz Transvaal beibehalten.

Am calvinischen Bekenntnisse hängen sie mit Leib und Seele, sogar mit Fanatismus, der ihren Blick trübt und sie nicht erkennen läßt, daß man wohl eine andere Religion mit Waffen des Geistes bekämpfen, nicht aber gegen die religiöse Überzeugung eines Andersgläubigen sich unduldsam

zeigen darf. Auf jedem Haustische findet sich unfehlbar die alte, dicke Familienbibel, aus der jeden Tag einige Kapitel laut vorgelesen werden. Zeitungen mögen in vielen Burenfarmen fehlen, das Gesangbuch nie. Alltäglich, morgens bei Beginn der Arbeit und abends nach Beendigung derselben, wird ein Lied oder ein Psalm von allen Familienmitgliedern im Chor gesungen. Die Familienandacht ersetzt bei den meisten den kirchlichen Gottesdienst; der Hausherr versteht es ausgezeichnet, als Prediger die Bibelworte mit einer belehrenden und erbauenden Erklärung zu begleiten. Dieser strenge Glaube und die daraus hervorgehende bescheidene, aber echt christliche Moral und Zucht konnten sich erhalten, solange die Buren von aller Welt abgesondert lebten. Es ist aber fraglich, ob diese Religion, die sich fast nur auf das Haus beschränkt und das Herz kalt läßt, auch standhalten wird, wenn einmal die Stürme des modernen Indifferentismus und des protestantischen Rationalismus, die zur Zeit durch die europäischen Länder gehen, auch die Burenstaaten erfassen. In den Niederlanden hat sich der dürre und herzlose Calvinismus zur dogmatischen und praktischen Religionsfreiheit entwickelt; die herrlichen Kathedralen stehen leer und verlassen, die Prediger klagen laut, daß sie ohne Einfluß seien und den Knäuel persönlicher Ansichten über die Heilige Schrift nicht mehr zu entwirren vermöchten, und weisen ihre Zuhörer hin auf das hellglänzende Vorbild der Buren im fernen Südafrika. Aber noch einmal: Wird der bisher treu gepflegte Calvinismus Südafrikas den Zeitgeist und den Einfluß des fremden Milieus überwinden? Doch lassen wir dies Zukunftsbild einstweilen und erfreuen wir uns an dem, was die Gegenwart Gutes bietet.

Das Schicksal des protestantischen Bekenntnisses teilt auch der hiesige Calvinismus der Buren: er bildet keine geschlossene Einheit. So giebt es in Transvaal, im Oranje-Freistaat und im Kaplande sogen. Doppergemeinden, die sich von der maßgebenden kapländischen Synode unabhängig erklärt haben und beim öffentlichen Gottesdienst kein anderes Buch benutzen als die 1773 in den Niederlanden in Reime gesetzten Psalmen und Stellen aus der Heiligen Schrift; Präsident Krüger gehört zu dieser Sekte. Die Glaubenstreue, Festigkeit und Opferwilligkeit ihrer Ahnen, der Hugenotten, ist den Buren Vorbild und Gegenstand des Ruhmes. Sie haben sich in den Wahn hineingelebt, daß sie das auserwählte Volk Gottes seien, das von den Feinden des Herrn, den Madianiten, Amalekitern und den andern von Jehovah verstoßenen Völkern umringt werde. Das Lob aber muß man den Buren erteilen, daß bei ihnen die Ehrfurcht vor dem Heiligen, Frömmigkeit und guter Lebenswandel bis heute als erstes Gesetz und rechtliche Forderung des christlichen Anstandes gelten.

Mit derselben Zähigkeit wie an ihrer Konfession halten sie fest an ihrer Sprache. Sie nennen diese „afrikanisch“, wie sie sich selbst „Afrikander“

oder „Afrikaner“ und zur Betonung des Unterschiedes von den Anglo-Afrikanern „hollandsch sprekende Afrikaner“ heißen. Das afrikanische Holländisch oder Kapholländisch ist verschieden von der Sprache des Königreichs der Niederlande. Diese hat im Laufe des 18. und 19. Jahrhunderts sich noch weiter entwickelt und vervollkommnet und verfügt über eine reiche Litteratur; die Burenmundart ist auf der Stufe des 17. Jahrhunderts stehen geblieben und spiegelt die verschiedenen Dialekte der niederländischen und niederdeutschen Gegenden wieder, aus denen die ersten Ansiedler kamen. Die Sprache, die sich so bildete, weist friesische, vlämische, niederrheinische und holländische Erinnerungen auf; auch die französischen Hugenotten und malayischen Sklaven bereicherten das kapholländische Wörterbuch. Das reine Holländisch wird nur im amtlichen Verkehr angewendet, in den Elementarschulen fleißig gelehrt, vom Volksraad auf alle nur mögliche Weise gepflegt und gefördert. Zum Dank hierfür ist Holland eifrigst bemüht, das weit entfernte Tochterland durch das gemeinsame Band der Sprache noch fester an sich zu fesseln; es sendet Lehrer nach Transvaal, verbreitet billige Bücher und unterstützt junge Transvaaler, die sich in der holländischen Sprache weiter ausbilden wollen. Viele sind bestrebt, den Burendialekt zum Range einer Schriftsprache zu erheben, aber es ist sehr zweifelhaft, ob diese gewiß wohlgemeinten Absichten jemals mit Erfolg gekrönt sein werden.

Für klassische und Nationallitteratur, für Kunst und Wissenschaft haben die Buren bisher wenig Interesse gezeigt; Gelehrte mit klingendem Namen sind bisher keine aus Südafrika hervorgegangen. Was die richtigen Farmbauern im Innern des Landes z. B. von England, Holland oder Amerika wissen, ist, daß diese Länder hinter den Bergen, jenseits der großen Wasserfläche liegen; nach welcher Richtung, kümmert sie nicht. In schonender Beurteilung wollen wir von einem ungelehrten und bildungslosen Pöbelhaufen nicht sprechen, müssen indes zur Ehre der Wahrheit gestehen, daß bei ihnen eine klägliche Unkenntnis auf vielen Gebieten des menschlichen Wissens herrscht, die unsern Kindern bereits in der Volksschule erschlossen werden. Für die Buren gilt aber als Entschuldigung die Eigenart ihres Nationalcharakters und ihrer Lebensweise und dann das alte, wahre Wort: Unter den Waffen schweigen die Musen. Dagegen hat der echte Bur desto mehr Lust und Geschmack an Jagden und Pferdewettrennen und desto mehr Sinn und Verständnis für Feldbau und Viehzucht.

Wenn der junge Bur 16 Jahre alt ist, erhält er von der Regierung ein Gewehr, von dem er sich sein ganzes Leben lang nicht mehr trennt. Die alten Buren geben oft den Söhnen eine einzige Patrone mit dem Auftrage, etwas zu schießen, und selten kommt es vor, daß der junge Schütze leer nach Hause kommt. Reiten und Schießen, das ist die Lieblingsaufgabe der Jugend. Alle haben ein Adlerauge und eine sichere Hand, treffen

auf die weitesten Entfernungen und verstehen wie kein anderes Volk den kleinen Krieg zu führen. Diese Männer, die von Kind auf im Sattel sitzen und die Büchse zu handhaben wissen, sind durchaus keine zu verachtenden Gegner, auch nicht für eine nach moderner Art gedrillte Armee. Von einer Burenarmee im europäischen Sinne des Wortes kann keine Rede sein, das eigentliche, stehende Berufsheer besteht aus einer Handvoll Soldaten; neben diesem kleinen Kern steht aber das bewaffnete Volk, die waffentragenden Bürger. Die Mannschaften von 18—34 Jahren rücken zuerst aus, darauf die von 35—50 Jahren und zuletzt die jungen Burschen und älteren Männer. Man versichert, daß während des Einfalles von Jameson Greise sich auf ihre Pferde festbinden ließen und in der starken Hand das Gewehr hielten. Vom Veldkornett in den Krieg gerufen, sattelt jeder Burgher sein Pferd, hängt sich seinen Patronengurt um, nimmt in den Mantelsack Zwieback und Mais, Schnittchen getrockneten Fleisches — Biltong genannt —, Kaffee, Feuerzeug und eine Decke und reitet dann unverzüglich nach dem Sammelplatz seines Bezirkes. In ein paar Stunden sind sie an Ort und Stelle, sämtlich beritten. Ihre Pferde sind mittelgroß, sehr dauerhaft, schnell und außerordentlich willig. In den letzten Jahren hat die Republik sich ein ausgezeichnetes Artilleriekorps von 32 Offizieren und 400 Mann geschaffen, das mit allen Mitteln europäischer Kriegskunst ausgerüstet ist. In einer offenen Feldschlacht gegen europäische Truppen hat die Burenarmee wegen des Mangels an Taktik und einer militärischen Ausbildung wenig Bedeutung, aber in einem Guerillakrieg in den Bergen, welche Transvaal einschließen, hat sie es zu einer Meisterschaft ohnegleichen gebracht. Jeder Bur weiß, wie er sich zurechtfinden muß. Der Anführer giebt seinen Leuten Befehl, ein Ziel zu erreichen, und das genügt; der Bur wird unter meisterlicher Ausnutzung jeder kleinsten Deckung sich langsam voranschleichen, die steilsten Abhänge hinauf- und herabklettern und wird bei der genauen Kenntnis aller Schluchten, Hügel und Berge unbemerkt vom Feinde das angegebene Ziel erreichen. Sieht sich eine Burenabteilung von feindlicher Übermacht bedrängt, dann macht sie ohne Kommando Kehrt und sucht eine bessere Stellung. Der Feind mag manchmal an eine Niederlage und die Flucht des Feindes glauben, wird sich aber schon im nächsten Augenblicke zu seinem größten Schaden enttäuscht sehen. In jedem Soldaten steckt der Jäger; er ist ein vorzüglicher Entfernungsschätzer, er wählt sich seinen Mann, in erster Linie die Offiziere, weiß die schwächste Seite des Feindes ausfindig zu machen, verhält sich ruhig und läßt den Feind heranrücken, um ihn dann um so wuchtiger zurückzuschlagen. Die Buren-Kommandanten und -Generale überwachen das Schlachtfeld und senden Verstärkungen dorthin, wo es nötig ist, gehen dann aber auch selbst vor und schießen mit den andern. Gegen die Wilden wendet der Bur eine ganz eigene Kampfesweise an. Er sprengt

im Galopp gegen den Feind, springt vom Pferde, schießt, schwingt sich dann wieder in den Sattel, um eine Strecke zurückzuweichen und dann von neuem denselben Angriff zu machen. Das Pferd bleibt während des Schießens wie angewurzelt stehen und weicht nicht eher vom Fleck, als bis der Reiter wieder im Sattel sitzt. Ist der Krieg zu Ende, dann kehrt der Bur auf seine Farm zurück und widmet von neuem all seine Sorge dem Ackerbau und der Viehzucht.

Die Eingeborenen Transvaals gehören in ihrer Mehrzahl zum Stamme der Betschuanen, und die hauptsächlichsten Familien sind die Basutos, Bapugeni, Bamapela, Batlung, Bapedi, Basseffe und Batlokoa. Im Nordosten wohnen die Bawendas und im Osten und Südosten die Kaffernstämme. An anderer Stelle soll von den Basutos und den Kaffern ausführlich die Rede sein, und werden hier einige Notizen über die Bawenda genügen. Nach Aussehen und Sprache reihen sich die Bawenda zu dem großen Bantustamme, welcher ganz Südafrika bis Kamerun im Westen und der Seegegend im Osten einnimmt, unterscheiden sich jedoch von den andern Angehörigen jener Familie durch ihren Götzendienst und ihre besondern Sitten und Gebräuche. Der Häuptling Toho ea ndou, d. h. Elefantenhaupt, führte die Bawenda zu Beginn des 18. Jahrhunderts vom Norden her in das heutige Gebiet, nachdem er die Bangona teilweise von hier vertrieben, teilweise umgebracht hatte. Blutige Kriege mit den andern Wilden, namentlich mit den kriegerischen Zulus, fehlten in der Folgezeit nicht. Heute leben sie unter der Botmäßigkeit ihrer Häuptlinge, welche ihrerseits einem König unterthan sind. Neben mehreren Hauptgöttern verehren sie eine ganze Anzahl kleiner Götter oder Gespenster. In enger Verbindung mit diesen Gottheiten stehen die Zauberer. Über das Wesen und Treiben dieses Stammes werden die späteren Abhandlungen über die Kaffern und Basutos Licht verbreiten.

Nach einer Statistik vom Jahre 1891 gehörte der größte Teil der Bevölkerung Transvaals der Landeskirche, der niederländisch-reformierten, an; diese zählte 50 000 Anhänger, die andere niederländische Kirche 18 100, die englische Kirche 6581, die Wesleyaner 3866, die Katholiken 3000, andere christliche Kirchen 1500, außerdem zählte man noch 2000 Juden. Durch die starke Einwanderung der letzten Jahre sind diese Zahlen heute nicht mehr maßgebend. Die Mission unter den Eingeborenen wird durch folgende Gesellschaften betrieben: 1. die Hermannsburger Mission mit 24 Hauptstationen; 2. die Berliner Missionsgesellschaft mit 20 Hauptstationen; 3. die Londoner Wesleyanische Missionsgesellschaft mit 13 Hauptstationen; 4. die Mission der Anglikaner; 5. die kapsche holländisch-reformierte Kirche; 6. die Mission der französischen Schweizer; 7. die katholische Mission der Patres Oblaten. Nach Seidel beträgt die Zahl der bekehrten Eingeborenen über 16 000.

Die calviniſtiſchen Holländer und Franzoſen Europas haben im Laufe der Zeit und im Verkehr mit Andersgläubigen das Rauhe und Eckige ihrer religiöſen Geſinnung abgeſtreift, ſind toleranter geworden, während die Buren ſo ziemlich noch auf demſelben Standpunkte ſtehen, wie ihre Brüder in Europa vor 200 Jahren. In ihrer Verfaſſung ſteht ſogar ein Geſetzesparagraph, der nur die holländiſch-reformierte Kirche im Staate anerkennt und das Bekenntnis einer proteſtantiſchen Kirche als Attribut eines jeden Staatsbeamten erfordert. Es herrſcht hier der verderbliche Satz der Reformationszeit: Cuius regio eius et religio.

Der erſte katholiſche Prieſter, der im Jahre 1868 den Vaalfluß überſchritt, war P. Hoenderwanger aus dem Prämonſtratenſerorden. In Bloemfontein hatte er ſeinen beſtändigen Wohnſitz, ging aber von hier aus nach allen Richtungen der Windroſe, um die zerſtreuten Schäflein aufzuſuchen und ſie im alten Glauben zu beſtärken. Da ſich in Potchefſtroom, der Hauptſtadt Transvaals, einige katholiſche Familien niedergelaſſen hatten, drang der kühne Miſſionar auch bis dorthin, unbekümmert um jegliches Verbot. Kaum war dies in calviniſtiſchen Kreiſen bekannt geworden, als unter den Buren eine gewaltige Aufregung entſtand. Hannibal ante portas! Die Republik iſt in Gefahr! hieß es. Der Regierungsbeamte ließ ſogleich den Miſſionar benachrichtigen, daß in der Landesverfaſſung es unter Strafe der Ausweiſung verboten ſei, irgend einen katholiſchen Gottesdienſt öffentlich abzuhalten. P. Hoenderwanger war Holländer, er konnte ſomit in der Burenſprache ſich vor dem Magiſtrate rechtfertigen. Er erklärte, daß ihn keine weltliche Gewalt abhalten könne, ſeine Pflichten als katholiſcher Prieſter zu erfüllen; er ſei hierhergekommen, um eine Ehe einzuſegnen und einige Kinder zu taufen; er wolle dies zuerſt thun, und ſobald das geſchehen ſei, werde er gehen. Wenn man ihn dann bis zur Grenze ſchaffen wolle, ſo werde er für ſolch freundliches Anerbieten von Herzen dankbar ſein, denn er ſei arm und habe keinen Heller, um ſich ein Pferd zu mieten, noch viel weniger könne er ſich den Luxus eines Wagens geſtatten. Der Magiſtrat gewährte ihm 12 Stunden Zeit, um über die Grenze zu kommen, und gab einem Grenzjäger Befehl, auf die Ausführung der Landesverweiſung achtzuhaben. Der energiſche und ſeeleneifrige Miſſionar ſah Transvaal nicht wieder; er wurde bald darauf von ſeinen Obern nach Europa zurückberufen.

Die gänzliche Verlaſſenheit, in die ſich die Katholiken Potchefſtrooms nun verſetzt ſahen, wurde von ihnen lebhaft empfunden, um ſo mehr als ihre Zahl ſtändig wuchs; denn viele von den Goldſuchern, die aus der Kapkolonie, Natal, England und aus andern Ländern nach dem Norden des Limpopofluſſes gezogen waren, kehrten bald enttäuſcht zurück und ließen ſich in Transvaal nieder. Da richteten die angeſehenſten Katholiken der Republik eine Bittſchrift an den hochw. Herrn Biſchof Allard O. M. I. im

Basutolande, ihn bittend und beschwörend, einen Priester — wenn möglich einen Irländer — nach Potchefstroom zu senden. Ihre Zahl sei auf 120 gestiegen, und alle wünschten aufrichtig und sehnsuchtsvoll den Besuch eines Missionars, zumal sie schon lange Zeit verwaist gewesen und mehrere seit 15, selbst 20 Jahren keinen Priester mehr gesehen hätten. Zu gleicher Zeit wurde eine Denkschrift für den Volksraad vorbereitet, damit das gehässige Gesetz, welches nur die Kirche Calvins in Transvaal zuläßt, aus der Verfassung ausgemerzt werde; der Abgeordnete von Potchefstroom Mr. Munnick sowie der Präsident Pretorius versprachen ihnen diesbezügliche Unterstützung. Geraume Zeit verfloß ohne jegliche Antwort vom Bischofe Allard. Man fing an alle Hoffnung aufzugeben, als die Katholiken plötzlich zu Anfang des Jahres 1870 durch die Ankunft des P. Le Vihan O. M. I., eines Franzosen, angenehm überrascht wurden. Die staatliche Obrigkeit hielt es diesmal für geraten, nichts gegen den Priester zu unternehmen und auf die Entscheidung des Volksraads über die von den Katholiken geplante Denkschrift zu warten. Um diese Zeit kam der Gouverneur der portugiesischen Kolonie in Südostafrika nach Potchefstroom, um eine ältere Streitfrage wegen der Grenzlinie zwischen Portugal und Transvaal zu bereinigen. Der Gouverneur und sein Gefolge waren Katholiken, und so fragte denn jener bei seiner Ankunft den Präsidenten Pretorius, wo die katholische Kirche sich befände. Die Frage machte den guten Burenpräsidenten recht verlegen, und er antwortete etwas kleinlaut, daß nach der Verfassung des Landes die römisch-katholische Kirche vom Staate ausgeschlossen sei, fügte aber hinzu, daß er Hoffnung habe, eine Abänderung dieses Ausnahmegesetzes werde in Bälde erfolgen. In der That hatte es den Anschein, als ob der Katholizismus kein so ernstliches Bedenken mehr einflöße und der berüchtigte Paragraph faktisch schon beseitigt sei, denn während der langen Zeit, die der portugiesische Gesandte in der Hauptstadt Transvaals zubrachte, gewährte man den Katholiken volle Freiheit. Jeden Tag las P. Le Vihan die heilige Messe, und die kleine katholische Gemeinde wohnte regelmäßig jeden Sonntag dem Morgengottesdienste und der Abendandacht bei. Das Gotteshaus war schlicht und einfach, nur eine Strohhütte, und kein anderer Prunk war vorhanden als die bunten Uniformen der portugiesischen Gesandtschaft. Aber es fehlte nicht an dem guten Willen, die kirchlichen Zeremonien so feierlich als nur möglich zu gestalten. Man schulte einen tüchtigen Chor ein, welcher Webbes Messe in D vortrefflich zu singen wußte; ein Klavier vertrat die Stelle der Orgel. Es waren schöne, freudenreiche Tage, die P. Le Vihan inmitten dieser braven Katholiken verlebte. Bei den außerkirchlichen Zusammenkünften, die der Missionar veranstaltete, herrschte die ungezwungenste Heiterkeit; man plauderte und scherzte vergnügt, sang religiöse und patriotische Lieder und gab sich frohen Spielen hin. Ein älterer ehrwürdiger Herr,

Mr. H. Donoghue, bei dem der Priester logierte, diente jeden Morgen bei der heiligen Messe. Eines Tages wurde der „Meßdiener“ wegen seiner Findigkeit von allen beglückwünscht. Das hübsche Meßglöcklein war nämlich zum großen Verdrusse aller plötzlich verschwunden; man war deshalb nicht wenig überrascht, wohl auch etwas zerstreut, als es am andern Morgen vom Altare her wie gewöhnlich silberhell klang. Auf die teilnehmende Anfrage, wohin denn das vermißte Glöcklein sich verirrt hätte, gab Herr Donoghue zur Antwort, daß er bei der portugiesischen Gesandtschaft einen Steigbügel geliehen habe.

Die einzige Sorge, welche die Katholiken von Potchefstroom drückte, bestand darin, wie sie am besten für den Unterhalt des Missionars aufkommen sollten. Sie waren mit Glücksgütern gerade nicht überhäuft, und besaßen sie auch Land und Vieh, so doch kein bares Geld. In den Geschäften konnte man aber nur gegen klingende Münze und mittels Umtausches von Elfenbein, Straußenfedern, Fellen u. dergl. Einkäufe machen. Das Papiergeld der Regierung hatte bei den Kaufleuten keinen Wert, und mehr denn einmal weigerten sie sich, selbst dem Präsidenten der Republik für Papiergeld Beinkleider oder einen Frack zu überlassen. Die Katholiken waren indes bereit, ihr möglichstes zu thun, den Missionar in Potchefstroom festzuhalten, und P. Le Vihan, der sich unter ihnen recht glücklich fühlte, versprach, ein gutes Wort beim Bischof einzulegen, um bleiben zu dürfen.

Nur einmal wäre die Ruhe, welche die Katholiken genossen, beinahe gestört worden. Ein gewisser Herr Taggard hatte beschlossen, ein junges Burenmädchen zu heiraten. Alle nötigen Vorbereitungen dazu waren getroffen, und der Missionar schickte sich an, die Trauung in feierlicher Weise vorzunehmen. Da kam vom Magistrate die Aufforderung, P. Le Vihan solle sofort vor Gericht erscheinen.

„Ich habe erfahren,“ hob der Richter an, „daß Sie hier eine kirchliche Trauung vornehmen wollen.“

„Das will ich auch,“ antwortete der Missionar mit höflicher Ruhe.

„Aber wissen Sie denn nicht, daß die Ausübung des katholischen Kultus durch die Gesetze des Landes verboten ist?“

„Ich habe des öfteren davon sprechen hören,“ erwiderte P. Le Vihan, „aber bis heute ist mir der Wortlaut dieses Gesetzes noch nicht unter die Augen gekommen.“

Der Richter ließ das Gesetzbuch vom Diener herbeiholen, und dieser verlas dann mit wichtiger Miene den betreffenden Paragraphen.

Ohne den Richter noch weiter zu Worte kommen zu lassen, erhob sich P. Le Vihan. „Gestatten Sie mir nur eine kleine Frage. Dem Wortlaute des vorgelesenen Gesetzesparagraphen gemäß ist nicht nur die katholische Kirche vom Lande ausgeschlossen, sondern auch die anglikanische und wesleyanische.

Dies scheint mir wenigstens klar und einleuchtend aus dem Verlesenen hervorzugehen. Was nun aber die letzteren Bekenntnisse betrifft, so besitzen dieselben in Transvaal und sogar in der Hauptstadt ausgedehnte Besitzungen und still zugestandene Rechte, und halten ganz unbehindert Gottesdienst in ihren Kirchen ab. Was dem einen recht, ist dem andern billig. Aber vielleicht könnten Sie mir den Text verschaffen, der diesen Bekenntnissen derartige Vorrechte gewährt?"

Auf solch einen unvorhergesehenen Angriff hatte der Minister der „Heiligen Justitia" sich nicht gefaßt gemacht. Er bat, sich mit seinem Sekretär für einen Augenblick zurückziehen zu dürfen, um mit ihm die Angelegenheit zu besprechen. Was hinter den Coulissen verhandelt wurde, ist nicht in die Öffentlichkeit gedrungen; aber als der Richter wieder auf der Bildfläche erschien, gab er dem Missionar ein Zeichen, daß er gehen könne.

P. Le Vihan beschloß, seinen vorläufigen Erfolg gründlich auszunutzen und vorderhand die Hochzeit mit allem Pomp und lautem Gepränge zu feiern. Sein Kutscher, Stephanus mit Namen, ein ausgezeichneter Katholik aus Roma im Basutolande, der mit dem Missionar hierhergekommen war, ruhte und rastete nicht eher, bis das Pferdegeschirr blinkte und blitzte, und der Wagen, in dem das junge Brautpaar abgeholt und zur Wohnung des Herrn Donoghue, wo die katholische Kapelle war, gebracht werden sollte, mit Grün und Blumen über und über bekränzt war. Fast alle Katholiken der Stadt und Umgegend wohnten dieser außerordentlichen Feier bei und freuten sich im stillen, daß der Missionar so furchtlos auftrat.

Das war ein erster Schritt zur Freiheit, bei dem die Katholiken nicht stehen blieben. Am folgenden Tage legte P. Le Vihan der versammelten Gemeinde die Frage vor, ob es nicht angebracht und zeitgemäß wäre, beim Volksraad einen Antrag zu stellen bezüglich Beseitigung des ungerechten Ausnahmegesetzes. Alle stimmten dafür. Wie man vorausgesehen, erregte der Antrag bei den Volksvertretern und im ganzen Lande gewaltigen Unwillen, man zeterte über römische Flegelei und papistische Zudringlichkeit. Die Anwesenheit des portugiesischen Gesandten verhinderte, daß das Bittgesuch nicht gleich im Anfang abschlägig beantwortet wurde. Die Katholiken hatten aber einen geschickten Wurf gethan, denn die erhitzten Geister kühlten sich allmählich ab und bessere Einsicht errang den Sieg über angestammte Vorurteile gegen alles Katholische. Die Freiheit des katholischen Kultus wurde seit dieser Zeit wesentlich nicht mehr beeinträchtigt.

Es fehlte noch eine Kirche. Die Einwohner von Potchefstroom hatten sich dem katholischen Missionar gegenüber so wohlwollend benommen, daß dieser sich an dieselben wandte und sie um Unterstützung anging. Eine Subskription wurde eröffnet. Freudestrahlend kam Mr. Donoghue schon am Abend des ersten Tages zum Missionar und zeigte ihm die Namenliste; an

der Spitze derselben stand der Präsident der Republik, Pretorius, der ihnen ein Grundstück für die Kirche überließ, die Namen vieler andern angesehenen Männer folgten. Schon beim ersten Rundgang betrug die Summe über 2000 Mark.

Die Patres Oblaten ließen sich in der Folge an verschiedenen Orten nieder, sammelten die zerstreut lebenden Katholiken um sich, gründeten Schulen und Klöster, Kirchen und Waisenhäuser.

Durch den Andrang zahlreicher Ausländer wurde dem weltfremden partikularistischen Geiste der Buren eine weite Bresche beigebracht. Sie erweiterten ihren beschränkten Gesichtskreis, tauschten ihre Ideen mit andern aus und berichtigten ihre Vorurteile. Indessen flammte das erbliche Mißtrauen des Calvinismus doch hin und wieder hell auf, besonders wenn die Katholiken auf dem Gebiete der Schule und der Charitas neue Erfolge erzielt hatten. So machten beispielsweise einige Unverbesserliche dem Volksraad den sonderbaren Vorschlag, man möge ein für allemal die Katholiken aus dem Lande vertreiben. Ähnliche Projekte liest man in der „Pretoria-Zeitung" und andern Blättern derselben Richtung; Fanatiker verlangen, daß man die Katholiken mit Gewalt zum Übertritt in die reformierte Kirche zwinge und im Weigerungsfalle sie mit 100 Mark bestrafe. In der „Nieuwe Republikein" werden die katholischen Priester und Schwestern Südafrikas als die „besten Apostel Satans", als „Lügner, Mörder und die abscheulichsten und schlechtesten Menschen" bezeichnet, und in Broschüren und Büchern liest man alle schauerlichen Ammenmärchen und die lächerlichen Lügen, welche die Phantasie einer fanatischen Sekte in Europa erdichtet. Den neugeborenen Südafrikandern und den um drei Jahrhunderte zurückgebliebenen Buren sind sie vielfach lautere Wahrheit. Die Katholiken Südafrikas müßten oft verzagen und mit dem Kinde im Erlkönig sprechen:

Mein Vater! mein Vater! und siehst du nicht dort
Erlkönigs Töchter am finstern Ort?

wenn der Missionar sie nicht beschwichtigte mit dem schlichten Troste:

Mein Sohn! mein Sohn! ich seh' es genau,
Es scheinen die alten Weiden so grau.

Potchefstroom galt lange Jahre als die Hochburg des Calvinismus, gleichwie Genf in der Schweiz. Wenn man die Prädikanten anhörte, hatte man sogleich das Bild des Genfer „Heiligen" vor Augen, der mit verzogenen Lippen, mit unheimlich funkelnden Augen eine Flut von Verwünschungen über die Freidenker und Ketzer ergoß — nur mit dem einzigen Unterschied, daß die Prediger Transvaals, was das Äußere anbelangt, das gerade Gegenteil von dem fleischlosen Calvin sind. Mitten ins Wespennest hinein wollte 1889 der Apostolische Präfekt ein Schwesternkloster und eine katholische Schule gründen. Leicht begreiflich, daß das Stockburentum vor Ärger

außer sich geriet. „O unglückliches, unseliges Potchefstroom," so hörte man die Prediger ausrufen, „Satan ist zornentbrannt mitten unter dich geraten!" Die alten Ladenhüter wurden hervorgeholt, längst widerlegte Anschuldigungen wieder aufgetischt. Ein Prediger sammelte alle Lügen über die Bartholomäusnacht, die Aufhebung des Ediktes von Nantes u. s. w. und verabreichte diese Medizin Dosis um Dosis seinen Gläubigen; er scheute sich sogar nicht, einige dunkle Blätter aus der schmutzigen Schandschrift von Chiniqui: „50 Jahre in der römischen Kirche", zu benutzen. Aber die Dominikanerinnen ließen sich durch dieses „Wehe, wenn sie losgelassen!" nicht irre machen; es war ja nur ein Blitzstrahl, der wohl einschlug, aber nicht zündete. Am 26. Juni 1889 zogen sie in die Stadt ein, gründeten die Schule und begannen den Unterricht mit 80 Kindern. Der calvinistische Trommelwirbel hatte nur die Aufmerksamkeit auf das erfolgreiche Wirken der katholischen Schwestern gelenkt und die Reklame besorgt.

Zu Beginn des Jahres 1887 ging ein Missionar von Pretoria nach Johannesburg, wohin ihn einige Katholiken gerufen. Er wußte nicht, wo er Obdach und Nahrung finden werde, er war unbekannt im Lande und ohne jegliche Geldmittel. Aber Gott rief ihn, und er ging. Die gute katholische Familie Hampson nahm den Pater auf und gewährte ihm von Herzen ehrenvolle Gastfreundschaft. Damals gab es in Johannesburg nur ein Hotel, in dem sich um die Stunde der Mahlzeiten unbeschreibliche Scenen abspielten. Mit Sturm wurde der Platz genommen, die Frechen und Vorlauten kamen obenan, die Langsamen und Schüchternen mußten schwere Geduldsproben ablegen. Glücklich derjenige, dem für die Nacht ein Zimmer zufiel, die andern suchten auf dem Boden und im Hausflur es sich bequem zu machen. Der Anblick der fieberhaften Thätigkeit dieser Goldsucher entfachte im Herzen des Missionars noch mehr den Seeleneifer. Familien, die früher anderswo in reicher Fülle gelebt, mußten hier unter Zelten wohnen und in einem Zustande, der dem Elende nahe war. Sie hatten meistens keine andern Möbel als eine armselige Matratze, die auf dem Boden lag, einen Stuhl, eine leere Flasche, die als Kerzenständer diente, und einen Teller für die ganze Familie. Andern fehlte sogar das scheinbar Notwendigste. Auch die Anfänge der katholischen Mission zu Johannesburg waren hart. Mühsam mußte der Pater seine in der Stadt zerstreuten und verirrten Schäflein aufsuchen, mit ihnen Verbindungen anknüpfen und sie stets wieder an die Erfüllung ihrer religiösen Pflichten erinnern. Samstag war der schlimmste Tag. „Wo findet morgen die heilige Messe statt?" hieß es dann überall, denn eine eigentliche Kirche oder Kapelle existierte damals nicht. Bald hier bald dort las der Missionar die heilige Messe, je nachdem er einen guten Ort gefunden, heute in einem unvollendeten Magazin, morgen in einem kleinen Zimmer. Mit dem Almosen der Katholiken und auch der Protestanten

konnte endlich ein Grundstück gekauft werden, auf dem am 21. August 1887 ein Betsaal errichtet wurde. Ein tüchtiger, gut geschulter Männerchor erhöhte an Sonn- und Festtagen den Gottesdienst.

Solange Johannesburg nur eine Stadt von „Junggesellen", alten und jungen, war, genügte die Kirche, als aber die Familien nachkamen, mußten Schulen gebaut werden. Die Missionare riefen für die Erziehung der Kinder Schwestern und später auch Schulbrüder herbei. Heute giebt es in Johannesburg wie überhaupt in allen katholischen Missionsstationen des Landes blühende Schulen, Pensionate, Hospitäler, Greisenasyle und Waisenhäuser, die von Schwestern geleitet werden. Die Schwestern der heiligen Familie, die in Johannesburg das städtische Hospital, ein Pensionat und zwei Volksschulen haben, die Dominikanerinnen in Potchefstroom und die Ursulinerinnen in Barberton verdienen unbeschränktes Lob für ihren Eifer und ihre glänzenden Erfolge.

Vor einigen Jahren fand im Kloster der katholischen Schwestern zu Potchefstroom eine Ausstellung von Stickarbeiten, Gemälden und Zeichnungen statt. Nicht nur Katholiken, sondern auch viele Andersgläubige und verschiedene höhere Regierungsbeamte wohnten offiziell derselben bei. Das „Potchefstroom Budgets" sagte u. a.: „Diese Klosterausstellung war ein hohes Zeugnis für den Wert des Erziehungswerkes, das durch diese Anstalt in unserer Stadt vollbracht wird. Ohne die Verdienste anderer Schulen unterschätzen zu wollen, darf und muß es hier offen gesagt werden, daß wir für die höhere Erziehung unserer Jugend gerade den Schwestern zu besonderem Danke verpflichtet sind." In seiner die Ausstellung eröffnenden Rede legte Dr. Kan die Frage vor: „‚Was kann Potchefstroom auf dem Bereiche der Erziehung thun ohne die Schwestern?' Die einzige Antwort ist diese, daß auf dem Gebiete der höheren Erziehung und Bildung, die uns unentbehrlich ist, die Stadt eine große Lücke aufweisen würde, und die Eltern sich in Unkosten stürzen müßten, um ihren Kindern anderswo eine entsprechende Erziehung angedeihen zu lassen."

Als jemand eines Tages den Apostolischen Präfekten P. Schoch O. M. I. fragte, was er von dem katholikenfeindlichen Geiste der Buren halte, antwortete er: „Die Buren sind nicht so schlimm, als man glaubt, die Prediger aber, das sind die Hetzer." Es ist gar nichts Seltenes, daß die gewöhnlichen Buren den katholischen Priestern und katholischen Schwestern mit größter Ehrfurcht begegnen, in die katholische Kirche kommen, alles mit Interesse beschauen und Aufklärung suchen. Die Prediger sind um so schlimmer, sind voll Gift und Galle und toben und schreien unausgesetzt gegen die Römlinge. Wenn die Katholiken sie in ihrem Wirken störten, dann könnte man ihr zorniges Gebaren noch einigermaßen begreifen, aber jene gehen ruhig ihren Weg weiter, kümmern sich um niemand und schaffen das Gute im stillen. Immer-

hin ist es betrübend, daß auf der andern Seite kein Mann da ist, der einsichtig und unparteiisch genug wäre, die „kläffenden Hündchen" zur Ordnung zu rufen. Den größten Schaden fügt sich aber die Regierung selbst zu, wenn sie den Katholiken schroff und unduldsam entgegentritt. Fast könnte man sagen, daß sie zu gut die Kunst versteht, sich unliebenswürdig zu machen und die vortrefflichen, anziehenden Eigenschaften des Burenvolkes vor den minder gefälligen zurücktreten zu lassen.

Johannesburg.

Auf dem goldreichen Witwatersrand, der Hügelkette, die sich von Osten nach Westen in einer Durchschnittshöhe von 1800 m über dem Wasserspiegel durch das südliche Transvaal hinzieht, liegt Johannesburg (Bild 20—22). Es ist die größte und betriebsamste Stadt in Südafrika, eine Groß- und Weltstadt. Der vom Marktplatz im Mittelpunkte der Stadt ausgehende Dreimeilenkreis erweitert sich mit jedem Tage, und unaufhaltsam strömen aus den entlegensten Weltenden neue Menschenmassen herzu, angezogen von den Goldfeldern. Das Ergebnis der am 15. Juli 1896 von der Johannesburger Behörde vorgenommenen Zählung war folgendes:

Die Stadt hatte auf einem Flächenraum von etwa 28 englischen Quadratmeilen rund 100 000 Einwohner, wovon die Hälfte Weiße. Von letzteren waren ein Drittel rein englischen Ursprungs, ein zweites Drittel stammte aus englischen Kolonien und bestand hauptsächlich aus holländisch sprechenden Afrikanern; das letzte Drittel setzte sich zusammen aus Transvaalern, Bürgern des Oranje-Freistaates, Russen, Deutschen, Holländern u. s. w. Von den ungefähr 20 000 männlichen Weißen der Goldstadt über 15 und unter 30 Jahren hatten kaum 300 eine rechtmäßige Gattin bei sich. Zwischen 30 und 40 Jahren gab es Verheiratete: 4550 Männer und 2443 Frauen, ein Zeichen, daß ein großer Teil der Männer die Gattin anderwärts wohnen hat. Dieses Verhältnis wird sich, wenn es auch schon gegen früher einen großen Fortschritt bedeutet, so lange erhalten, als das Leben in Johannesburg so teuer und für Frauen unangenehm bleibt. Beinahe die Hälfte der Johannesburger Bevölkerung ist protestantisch; außerdem finden sich 4800 Katholiken und 6250 Israeliten. Dem Beruf nach giebt es in Johannesburg u. a. 68 Redakteure und Korrespondenten, 87 Musikanten, 32 Jockeys, 108 Handlungsreisende, 108 Uhrmacher, 7 Pianostimmer, 1030 ohne Beruf, 5484 Schüler, 3 Briefmarkensammler, 387 Stadtreiniger und 518 Eisenbahnbeamte u. s. w.

Ihren Namen soll die Stadt von dem holländischen Ingenieur Johannes Rissik, der den Plan der Stadt entwarf, entlehnt haben. Das Klima ist hier, wie überhaupt auf dem ganzen Hochlande, ein gesundes und gleicht dem

von Süddeutschland und Frankreich; es würde sich den Brustkranken und den an Asthma Leidenden empfehlen, wenn nicht beständig so ein feiner Staub über der Stadt läge. Die Fieber, die sehr stark in den Kapgoldfeldern und im nördlichen Buschland auftreten, kennt man in Johannesburg nicht.

Der Winter, der vom April bis zum Juli anhält, ist sehr trocken; es fällt während der ganzen Zeit oft kein Tropfen Regen. Das ist die schlimme Periode für die Pochmaschinen, die viel Wasser brauchen. Mit der Hitze ziehen sich die Wolken zusammen, fängt der Regen von dem Küstenland an, dringt immer mehr in das Innere vor und gelangt schließlich bis aufs Hochland. Die Niedergüsse sind gewöhnlich stark und durchbrechen nicht selten die großen Wasserbehälter, die man in der Umgebung der Minen angelegt hat, so daß das Wasser alsdann in die Minen eindringt. Der Winter ist auf dem Witwatersrand ziemlich kalt, und es tritt besonders nach Sonnenuntergang plötzlich ein starkes Sinken des Thermometers ein. Während der Monate August und September herrscht ein herrlicher Frühling, und alles ist dann so schön und anmutig wie im März zu Nizza oder Cannes. Die Sonnenhitze ist wegen der Höhe des Witwatersrand erträglich.

An Ausflugsorten ist die Umgebung von Johannesburg äußerst arm. Das Hochplateau hat nun einmal seine rote, unfruchtbare Erde und seine eintönigen, unbewaldeten Hügelwellen, aber wenige frische Haine und keine Wälder. Für die Bedürfnisse der Minenindustrie hat man ganze Strecken mit Eukalypten, Fichten und Silberbäumen angepflanzt, die gut gedeihen und ziemlich rasch sich entwickeln.

Die eigentliche Stadt liegt hoch über der Linie der Goldminenlager und ist deshalb nicht so durchwühlt von der Industrie wie eine rheinisch-westfälische Fabrikstadt; bei aller Geschäftigkeit bewahrt sie mehr einen gemütlichen Charakter. Die Vorstädte vermehren und schmücken sich mit reichen Villen und reizenden Parkanlagen. Außerhalb der Stadt liegen die Radfahrarena, die Lawn Tennis- und Cricket-Plätze, wo besonders die englische Bevölkerung zu Hause ist. Engländern begegnet man hier am meisten. Johannesburg ist ihre Stadt, englisch ist deren Gepräge. Sie haben die Stadt erbaut, als sie mit den Reichtümern, die sie auf den Diamantenfeldern von Kimberley gesammelt hatten, hierher kamen, um die Ausbeutung der Goldminen von Witwatersrand in Angriff zu nehmen. Die Diamantkönige von Kimberley verwandelten sich in die Goldkönige von Johannesburg; ihre Namen sind in aller Munde, es sind die Cecil Rhodes, Beit, Barnato, Eckstein, Philips u. s. w. Die Zahl der Deutschen soll sich im Jahre 1895 auf 15 000 belaufen haben; sie sind meistenteils an der Bank und im Handel beschäftigt. Franzosen sind weniger vertreten; erst in der letzten Zeit kommen sie zahlreicher hierher, um ihre vielen Kapitalien, die sie in den Goldminen eingesetzt haben,

Bild 20. Straße in Johannesburg.

zu überwachen. Auch polnische Juden, die vielleicht mehr noch als die Engländer die charakteristische Bezeichnung „das fünfte Element" verdienen, sind scharenweise in das gelobte Land des Goldes eingeströmt.

Der Johannesburger Korrespondent des „Manchester Guardian" schreibt, daß, soweit Reichtum, Macht und selbst Zahl in Betracht kommen, Johannesburg im wesentlichen eine Judenstadt ist. Diese Beits, Eckstein, Goldmans, Wernhers, und wie die reichen Familien der Hochfinanz und der Handelswelt Südafrikas heißen mögen, gebärden sich als britische Patrioten, obgleich sie aus Deutschland, Polen oder Rußland kommen und nach kurzem Aufenthalt in England nach Südafrika gegangen sind, um dort ein Geschäftchen zu machen. An der Agitation der Ausländer beteiligen sie sich wenig, sie überlassen dies andern, freuen sich aber, wenn es jenen gelingt, bessere Zeiten herbeizuführen.

Von den in den Minen angestellten weißen Beamten und den auf dem Rand arbeitenden Eingeborenen werden wir im nachfolgenden Kapitel eingehend berichten.

Man frägt sich wohl mit Recht, wie Johannesburg, diese junge Weltstadt, die mit mächtig großen Armen aus aller Welt ihre Kinder herbeizog, diese Stadt des Goldes, in religiöser Beziehung beschaffen ist. Mr. Wilmot, ein bedeutender englischer Schriftsteller in Südafrika, nimmt keinen Anstand, zu behaupten, daß Johannesburg in einem Sumpfe von Verdorbenheit liege, Religion nicht brauche und für die Ideale weder Verständnis noch Gefühl besitze; wollte man das religiöse und sittliche Leben der Stadt richtig kennzeichnen, dann müßte man auf dem Marktplatz das goldene Kalb als Wahrzeichen aufstellen. Nach meinem Dafürhalten ist dies Urteil als pessimistisch anzusehen und geht zweifelsohne über die richtige Linie der Wahrheit und Wirklichkeit hinaus; ich glaube mich eingehend erkundigt und gewissenhaft unterrichtet zu haben, um es nach mehr denn einer Seite hin richtigstellen zu können.

Wie ehemals Kalifornien in Amerika, übt Johannesburg seit einem Decennium eine unwiderstehliche Anziehungskraft auf viele aus, denen ihr bescheidenes Glück nicht genügt. Aus aller Welt kommen sie hier zusammen: Gute und Schlechte und auch andere, die weder gut noch schlecht sind — man kennt ja die Menschen. Alle Gold- und Glücksuchenden darf man jedoch nicht kurzweg als Schlechte oder Laue bezeichnen, weil es dann verzweifelt wenig Gute auf der Erde geben würde. Und daß die guten und noch christlichen Menschen in Johannesburg geradezu systematisch verdorben werden, muß gleichfalls ernstlich bestritten werden. Man sieht leider nur zu oft schwarz, recht schwarz, und denkt nicht daran, daß das Böse leichter auffällt als das Gute, dieses mehr im Verborgenen bleibt, gleichwie das Gold im rauhen Stein. Aufrichtige, ernste Männer haben mir versichert,

daß sich in Johannesburg noch ein guter Kern von braven, echt christlichen Familien befindet, ebenso wie in jeder andern Stadt Südafrikas. Wie der Engländer inmitten ganz fremder Umgebung und in fremdem Lande seinen Nationalcharakter nicht verleugnet, so hält er auch an seiner religiösen Überzeugung fest. Für ihn ist in Arbeit, Gewinn und Genuß das kurze, unruhige Erdenleben nicht erschöpft, er kennt etwas Höheres und über die Erde Hinausliegendes. Und wenn man auf die kleine Zahl der Kirchen

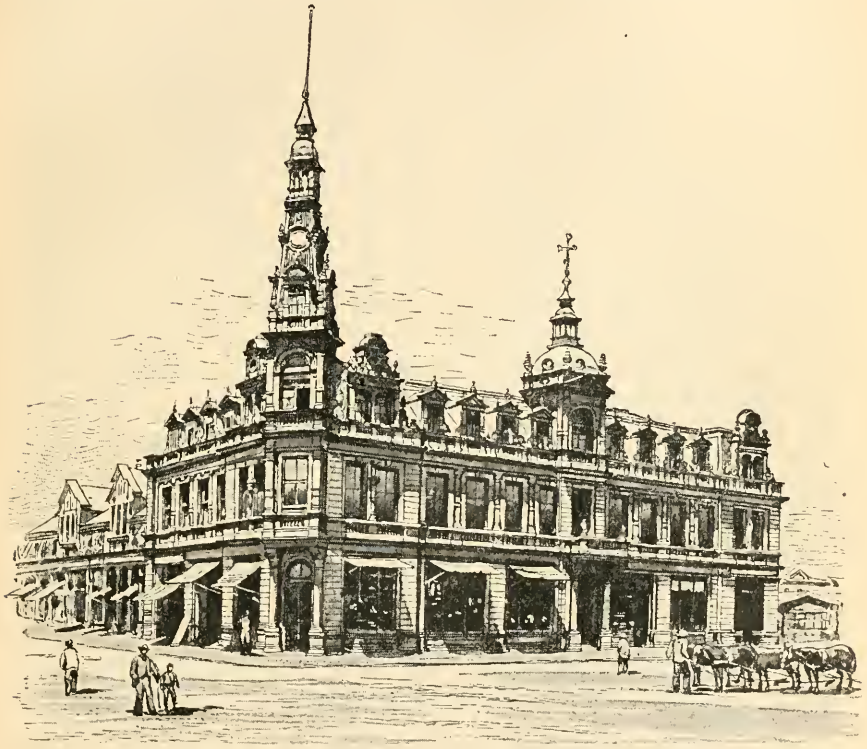

Bild 21. Palastgebäude in Johannesburg.

und deren Armut hinweist und einen Vergleich anstellt mit den Palästen und glänzenden Schauläden, so bedenke man doch auch, daß das Kirchenbauen eine gemeinsame Sache ist, in der mehrere Faktoren sich geltend machen; dann ferner, daß in den alten Ländern wir meistenteils die Kirchen von unsern Voreltern ererbt haben, hier aber alles neu zu schaffen ist. Die Prediger der zahlreichen verschiedenen christlichen Bekenntnisse sind keineswegs träge Diener des Wortes, ihre Kirchen und Schulen sind zahlreich und gut besucht. Und was die katholische Bevölkerung betrifft, ist man erstaunt und erbaut, an gewöhnlichen Werktagen die katholischen Kirchen in

der heiligen Messe nicht spärlich besetzt zu finden. An Sonntagen sind für die 4000 Katholiken in Johannesburg sieben heilige Messen, wo dann jedesmal die Kirchen gedrängt voll sind. Viele gehen öfters zur heiligen Kommunion. Zuletzt müssen wir als Zeugnis für den gläubigen Sinn und die Opferwilligkeit der Katholiken die Notiz vieler Reisenden hervorheben, wonach die Kirche der Patres Oblaten in Johannesburg das schönste Gotteshaus in ganz Südafrika ist.

Die Patres Oblaten waren von den ersten Anfängen der Stadt an hier thätig, predigten und segneten, erbauten Kirchen und Schulen. An ihrer Seite wirken in eifriger und thatkräftiger Weise die Schwestern der heiligen Familie in Schulen, Spitälern und Waisenhäusern, und sie erfreuen sich der Anerkennung und Achtung der Regierung und aller redlich denkenden Menschen, welchem Bekenntnisse sie immer angehören mögen. Das im Jahre 1887 von den Maristen-Brüdern in Johannesburg eröffnete Kolleg ist die erste und blühendste Studienanstalt von ganz Südafrika und zählt zur Zeit 750 Schüler, darunter 250 Protestanten und 100 Juden. Die Zeitungen verschiedenster Richtung haben schon mehrmals der „selbstlosen Hingebung" der Maristen-Brüder Anerkennung gezollt und die großartigen Erfolge der katholischen Schulen bei den allgemeinen öffentlichen Schulprüfungen, an denen sich alle Schulen Südafrikas mit geradezu feindseligem Wetteifer beteiligen, gebührend hervorgehoben. In dem städtischen General-Hospital sind katholische Schwestern thätig. Von weit mehr als lokalem Interesse ist ein Sturm in der Johannesburger Presse, der im Jahre 1895 gegen die Schwestern losbrach. Von 84 Ärzten, die seit dem Bestehen des Hospitals die Kranken versehen hatten, klagten zwei über das Wirken der Nonnen und verlangten energisch ihre Ausweisung und Ersetzung durch ein Laienpersonal. Was man eigentlich an der Krankenpflege auszusetzen hatte, trat nicht klar hervor, nur merkte man deutlich das Bestreben, das katholische Element aus dem Hospital zu entfernen. Sogar die Regierungsbeamten, denen die Schwestern im Hospital unterstehen, konnten keinen Vorwurf als begründet ansehen. Diese Gelegenheit gab nur Anlaß, die Zahl der Krankenwärterinnen zu vergrößern, ohne Unterschied des Standes und der Religion. Es zeigte sich hierbei wieder einmal dieselbe Unkenntnis der Geschichte aller Jahrhunderte, die uns beweist, daß die katholische Kirche es gewesen, die auf dem Gebiete der Nächstenliebe bezw. der Krankenpflege am rührigsten war, und weit entfernt, nur die von den Alten herübergenommenen bewährten Mittel zu gebrauchen, auch die von der modernen Wissenschaft als gut befundenen freudig und dankbar annimmt. Und wenn die katholische Religion der Schwestern vorangestellt wurde, so wird man doch nicht behaupten können, daß die Religion ihre Berufsaufgaben als Krankenpflegerinnen hindere oder schmälere. Noch weniger verstehen wir

es, daß man die Schwestern nicht mehr im Hospital wissen wollte, weil sie durch ein gemeinschaftliches Band vereinigt sind und alle einer Oberin ge-

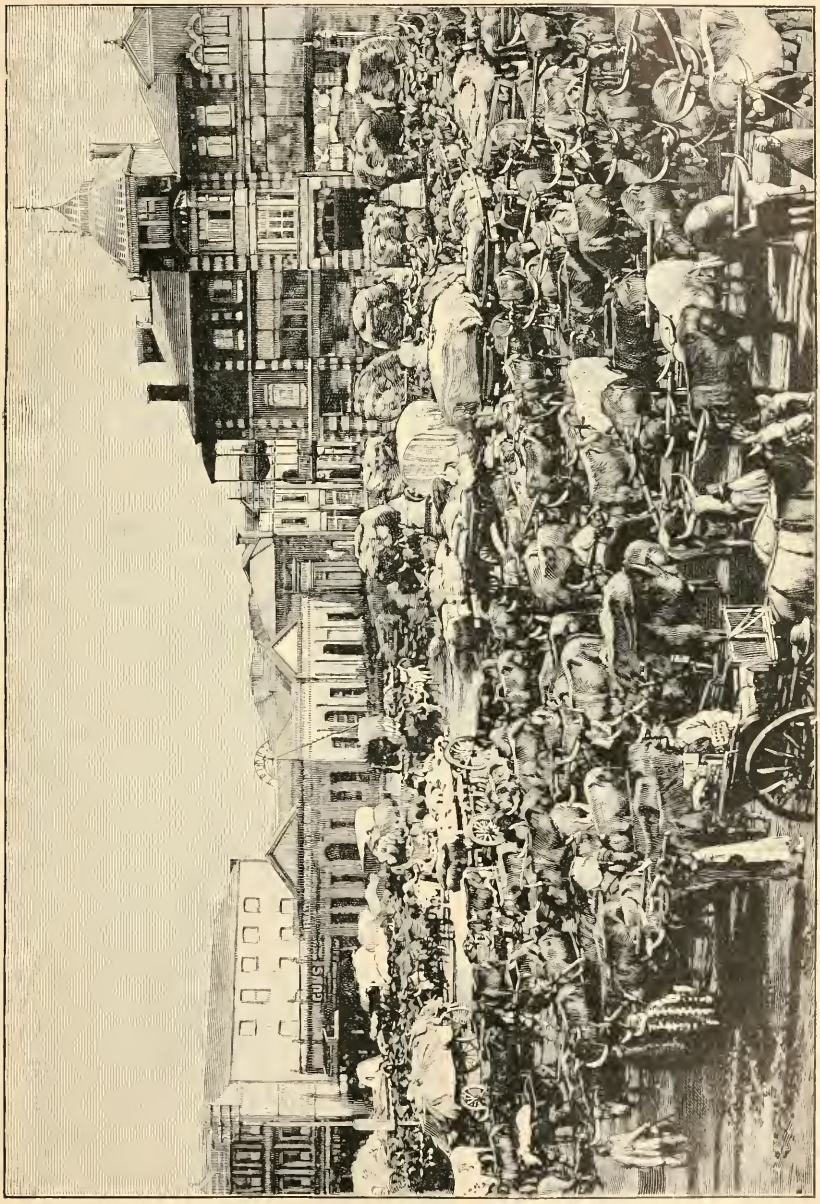

Bild 22. Marktplatz in Johannesburg.

horchen. Solch eine Anklage ist nur eine kleinere Ausgabe der großen Verleumdung, daß die Katholiken keinem Fürsten unterthan sein können, weil

sie den Papst in Rom als ihr Oberhaupt anerkennen. Es ist dies die alte abgeschliffene Phrase von mangelnder Vaterlandsliebe und Vaterlandslosigkeit, um die sich der Katholik keines Landes mehr aufzuregen braucht, sie ist längst widerlegt und wird auch von den Feinden nicht mehr ernst genommen. Die Schwestern gehorchen ihrer Oberin als Ordensschwestern, als Krankenpflegerinnen aber den Ärzten. Und was das vereinte Wirken der Krankenpflege angeht, so kann man mit vollem Rechte die Worte de Maistres anwenden, der von der Thätigkeit der mittelalterlichen Mönche sprach: „Es gab niemals eine glücklichere Idee als die Gemeinschaft friedlich zusammenlebender Bürger, die arbeiteten, beteten, studierten, schrieben, den Boden bebauten und nichts begehrten von der Obrigkeit."

Die Buren schauen mit ängstlichem Blicke auf Johannesburg, das Rendezvous so vieler Engländer, die sich regen und bewegen, andere Sitten und Gebräuche als die Buren haben, und die sogar verlangen, daß sie ein Wörtchen mitsprechen in der Leitung der öffentlichen Angelegenheiten, weil sie den Reichtum Transvaals begründeten. Vor der Entdeckung der Goldminen von Witwatersrand war Transvaal ganz unbedeutend in der Welt- und Tagesgeschichte. Man kannte es nur als ein ödes Land, wo ein niederdeutsches Hirtenvolk seine großen Viehherden weidete, ganz abgeschlossen vom Verkehr der Außenwelt. Geld hatte es nicht viel, und die Regierung war oft in Verlegenheit. Der Leser erinnere sich nur an die Zustände Transvaals unter der Präsidentschaft Burgers'. Als England das Ruder in die Hand nahm, gewann das Land ein ganz anderes Aussehen, der Handel blühte auf, Kapitalien flossen und an Geld war kein Mangel. Aber nicht lange dauerte dieses Frühlingswehen. Als nach dem glorreichen Freiheitskriege der reiche Kaufmann sich zurückzog und die Regierung in die Hände der Burghers zurückgab, sah sich Transvaal wieder in die alten verrotteten Zustände zurückversetzt, und traten an die Stelle der Reichtümer von Intelligenz, Kapital und Arbeitskraft, welche die britische Regierung ins Land gebracht, die früheren einfachen Einrichtungen. Der Freiheitskrieg hatte die Regierungskasse erschöpft, die Beamtengehälter waren im Rückstande, die Farmer fanden keine Käufer auf dem Markte, die Ansiedler verschiedenster Nation klagten laut über Rückgang ihrer Geschäfte. Mit dem Niedergange jeglichen Verkehrs waren die Einnahmen geringer geworden, die Ausgaben aber größer, weil das Land in einige Kriege mit Eingeborenen verwickelt wurde. „Der Präsident schoß 1885 aus seiner Tasche der Regierung 1000 Pfd. St. gegen 10% (10—12% war damals der übliche Zinsfuß) Zinsen vor, um die Mitglieder des Volksraads, welche 30 Schilling Diäten bekommen sollten, zusammenzuhalten. Es lagen in dieser Zeit wichtige Unterhandlungen vor, unter anderem wurden Handelsverträge mit europäischen Staaten abgeschlossen und ein Gesetz angenommen,

das alle Ausländer und loyalen Afrikaner vom Staatsdienste ausschloß; auf Drängen des High Commissioners fiel jedoch letzteres. Der Volksraad ermächtigte ferner die Regierung zu einer Anleihe von 50 000 bis 100 000 Pfd. St.; doch weder die ‚Standard Bank of South Afrika' noch irgend ein anderes Geldinstitut wollte dieselbe aufnehmen, und schließlich gelang es nur, 5000 Pfd. St. von einem Privatmann gegen ein bedeutendes Unterpfand an Grund und Boden zu erhalten. Bares Geld gelangte damals fast nur durch die Kaffern ins Land, welche von den Kimberley-Diamant-Minen zurückkamen, wo sie reichlichen Verdienst durch Arbeit und häufig auch durch Unterschlagung von Steinen gefunden hatten (Kolon.-Jahrb. 1897, S. 104)."

Der Patriotismus vieler Burenkreise ging in die Brüche, und mit dem Wegfallen des äußeren Druckes fiel die innere Einigkeit und schwand das fröhliche Hand in Hand gehen. Nicht alle billigten die reaktionären Ideen Krügers; der Generalkommandant Joubert legte sein Amt nieder. Transvaal war an den Rand des Abgrundes gekommen, und es war nur noch eine Frage der Zeit, wann es endgültig von einer fremden Macht verschlungen würde. Da kam unerwartet die rettende Kunde von großen Golderntdeckungen im Osten Transvaals und einige Jahre nachher die Entdeckung der Goldminen auf Witwatersrand. Von allen Seiten ergoß sich jetzt ein Menschenstrom ins Land, Reichtümer zogen mit den Fremden ein, Steuern und Zollgebühren vermehrten sich und die Einnahmen des Staates stiegen um ein bedeutendes. Transvaal war gerettet. Die Buren konnten die in ihrem Lande verborgenen Schätze wegen Geldmangels und Unkenntnis im Bergbau nicht heben und mußten wohl oder übel den Einwanderern, und ganz besonders den Engländern, die Goldminen überlassen. Der Präsident Krüger sah dies ein und änderte mit einem Male seine aller Neuerung und Kultur abholde Politik, brach mit fester Hand die engen Fesseln, die bisher Transvaal gefangen gehalten hatten, und erschloß das Land dem Handel, dem Verkehr und der Industrie.

Die Staatskasse war wieder flott und geregelt, wie aus folgender Tabelle hervorgeht.

Jahr.	Einnahmen total. Pfd. St.	Einnahmen a. d. Goldfeld. Pfd. St.	Prozentualverhältnis.	Ausgaben. Pfd. St.
1890	1 220 060	492 830	ca. 40 %	1 531 461
1891	967 191	405 397	„ 42 %	1 350 073
1892	1 255 820	636 313	„ 52 %	1 188 765
1893	2 702 684	581 977	„ 34 %	1 302 054
1894	2 247 728	972 311	„ 43 %	1 734 728

Im Jahre 1892 hatte der Staat von den Johannesburger Goldminen einen Reingewinn von 382 824 Pfd. St.

Mit dem Mammon zogen aber schwere Sorgen ins Land herein. Die Ausländer waren bald die Mehrheit im Lande, sie fühlten sich und fanden Lust daran, den Großen zu spielen. Es geht gewöhnlich so im menschlichen Leben; hat man Geld in der Tasche, da tritt man ungenierter auf und sucht nach den Mitteln, noch mehr zu erwerben. Die Einwanderer verlangten Vertretung im Volksraad, die Buren wehrten sich energisch dagegen, und so entspann sich ein heißer Redekampf. Nur der Übermacht weichend, mußte die Burenregierung den Industriellen der Goldfelder des Witwatersrand an die Stelle der Volksvertretung die Gründung der Johannesburger Minenkammer gewähren. Diese hat das Recht, bergmännische Verordnungen allgemeiner Art zu erlassen, und vertritt die Interessen der Minenindustrie gegenüber der Regierung.

Damit waren die Unersättlichen nicht lange zufrieden, sie brachten bald von neuem ihre alten Forderungen vor. Es steht ganz außer Frage, daß in Kapstadt und in London Ordre gegeben wurde, immer und immer wieder zu fordern und steten Druck auf die Staatsleitung der Buren auszuüben. Der Präsident Krüger wollte aber um keinen Preis den Fremden die Ausübung der bürgerlichen Rechte zugestehen, weil er befürchtete, die alten Burghers, deren Zahl zur Zeit der Eröffnung der Goldfelder kaum 20 000 betrug, könnten in der Sintflut der Einwanderung ganz untergehen. „Ihr seid bei uns nur Fremde," sagten die Buren zu den Eingewanderten, „wir haben euch nicht gerufen, auch nicht zur Ausbeutung unserer Goldfelder. Das fehlte gerade noch, euch alle Rechte eines Transvaalers zu geben, nachdem ihr uns die Freiheit und Selbständigkeit geraubt hattet; wir tolerieren euch im Lande, das sollte euch genügen und zum Danke verpflichten. Haltet euch ruhig, wie es Fremden geziemt, und wenn euch die Gesetze Transvaals nicht gefallen, dann kehrt zurück, woher ihr gekommen." Aber die Ausländer wollten solch eine Sprache nicht verstehen; sie antworteten dreist und frech: „Wir sind die Zahlreichsten im Lande, bezahlen neun Zehntel der Abgaben, und so können und müssen wir verlangen, auch ein Wörtchen mitzusprechen in der Verwaltung der Staatsangelegenheiten, die uns eben so nahe angehen als euch. Wir erhalten den Staat, ohne uns wäre er dem Bankrott anheimgefallen. Wir wollen unbedingt und unverzüglich in den ersten Volksraad." Die Reden und Gegenreden wogten hin und her. Die Engländer besonders nahmen den Mund recht voll, und es stand ihnen wirklich komisch an, sich solche Mühe zu geben, das Bürgerrecht der Buren, ihrer grimmigsten Feinde, zu erlangen. Nur friedliche Absichten beseelten sie, so gaben sie vor; daß sie aber mit der Erwerbung des Bürgerrechtes Engländer bleiben wollten, verschwiegen sie wohlweislich. Die Buren durchschauten ihre Absichten, erkannten, daß die Ausländer englischer Abstammung keineswegs gesinnt seien, sich mit dem Burenvolk zu vermischen und die neue

Heimat als Vaterland zu betrachten, sondern daß sie vielmehr über die Buren herrschen und die Regierung allmählich an sich ziehen wollten.

Ende 1892 wurde die „Transvaal-Union" zum Zwecke der Erringung der politischen Stellung der Ausländer gegründet. Die im folgenden Jahre von den Unionisten dem Volksraad überreichte Denkschrift blieb jedoch unberücksichtigt. Das war eine Veranlassung zu einer lauten Agitation gegen das Verhalten der Republik. Als der britische High Commissioner Sir Henry Loch nach Pretoria kam, gab es eine förmliche öffentliche Demonstration des britischen Elementes gegen die Regierung. Die Massenversammlungen vermehrten sich, die Sprache wurde immer schärfer. In einer zu Johannesburg tagenden Versammlung wurde folgende Resolution gefaßt: „Die gegenwärtige Versammlung der National-Union weist den unbegründeten Vorwurf zurück, daß sie die Unabhängigkeit des Staates zu untergraben suche, und protestiert hiermit gegen das neuerliche Vorgehen des Volksraads: 1. hinsichtlich der Petition von 13000 Einwohnern des Witwatersrand, die um die Gewährung eines vernünftigen Stimmrechts baten; 2. hinsichtlich des Ausschlusses der Ausländer und ihrer Kinder von dem Besitz der bürgerlichen Rechte für alle Zeiten, obwohl sie hauptsächlich die Lasten des Staates tragen. Die Versammlung erklärt, daß ein solches Vorgehen darauf berechnet ist, die Verschmelzung der alten und neuen Bewohner des Staates, die für den Fortschritt und die Wohlfahrt der Republik wesentlich ist, zu verzögern, und fordert daher alle, welche auf die Bürgerrechte Wert legen, auf, die Union in ihren Bemühungen zu unterstützen, die darauf gerichtet sind, die Rechte zu erlangen, welche sie mit Rücksicht auf ihre erprobte Treue gegen den Staat (!) und ihre Verdienste um die Entwicklung desselben zu seinem jetzigen Reichtum und seiner machtvollen Stellung zu fordern berechtigt sind. Die Versammlung verpflichtet sich endlich, alles daran zu setzen, um von der Regierung eine auf demokratischen Grundsätzen basierte Verfassung zu erhalten, und nicht früher ihre Bemühungen einzustellen, als bis dieser Wunsch Erfüllung gefunden hat."

Alle Proteste scheiterten an der felsenfesten Weigerung des ersten Volksraads. Krüger sagte in seiner drastischen Sprache: „Unsere Bürgerschaft ist wie ein Damm, der von vielen teils reinen teils schmutzigen Gewässern umspült wird. Das Wasser innerhalb des Dammes muß rein sein und rein bleiben. Es geht deshalb nicht an, daß wir das Außenwasser ohne weiteres einströmen lassen, wir müssen es sorgfältig filtrieren und das reine Wasser herein und das schmutzige draußen lassen", und ein anderes Mal: „Die Ausländer fahren in unserem Wagen und rufen uns zu: ‚Gebt uns die Zügel in die Hände!' Ist es nun unbillig, wenn wir zuerst fragen: ‚Ja, aber wohin wollt ihr fahren? Und wie ist es, wenn ihr den Wagen umwerft? Können wir uns auf euch als Kutscher verlassen?'"

Am 21. November 1895 bei der Eröffnung des neuen Gebäudes der Witwatersrand-Kamer van Mijnen sagte der Vorsitzende Lionel Philips: „Wir sind weit davon entfernt, eine Revolution zu wünschen, die wahrscheinlich mit Blutvergießen endigen würde, aber man vergesse nicht: nicht für immer wird diese Vereinigung sich unterwerfen, und die Chamber of Mines wird sich bemühen, die heilige Sache der Gerechtigkeit zu fördern."

Die Revolution war in der That vorbereitet, das im geheimen gebildete „Johannesburger Reformkomite" war mit dem Premierminister des Kap und Direktor der Chartered Company, Cecil Rhodes, in Verbindung getreten.

In Johannesburg wurden unterdessen Feuerwaffen eingeschmuggelt, die den Minenarbeitern verabreicht werden sollten, um auf gegebenes Zeichen sie auf die Buren zu richten. Am 26. Dezember 1895 ließ die „Transvaal-National-Union" ein Manifest erscheinen, in dem sie von ihrer Thätigkeit Rechenschaft ablegte, einen wenn auch nur geringen Erfolg hervorhob und zu einer großen Versammlung aufrief, die am 6. Januar folgenden Jahres abgehalten werden sollte. Die Aufregung, welche die aufrührerische Sprache des Manifestes zur Folge hatte, war eine gewaltige, man fühlte deutlich, daß etwas im Gange sei. Etliche Teilnehmer hatten sogar Waffen mit in den Saal gebracht. Viele wohlhabende Familien befürchteten einen Aufstand und flüchteten sich nach Natal, dem Freistaat und dem Kap; die niedere Bevölkerung geriet in helle Verzweiflung. Überall ging das Gerücht, daß ein Aufstand der Engländer gegen die Buren vorbereitet sei und unbedingt gut ausfallen werde, da Cecil Rhodes seine Hand im Spiele habe.

Krüger sah den Sturm kommen, fürchtete sich aber nicht und war fest entschlossen, jede Auflehnung gegen Gesetz und Ordnung mit Gewalt niederzuschlagen. „Laßt die Schildkröte nur erst ihren Kopf herausstrecken, dann werden wir schon wissen, was wir zu thun haben," sagte er ruhig zu seinen Ratgebern.

In der Nacht des 29. Dezember überschritt Dr. Jameson, der Administrator von Rhodesia, mit einer Truppe von 600 Mann und einigen Kanonen bei Mafeking die transvaalsche Grenze. Er hatte vorher Soldaten in verschiedenen Richtungen ausgesandt, um die Telegraphendrähte zu durchschneiden. Diese erledigten sich ihres Auftrages nicht am besten, denn sie vergaßen den Telegraphen zwischen Zerrust und Rustenberg zu zerstören, was Jameson zum Verhängnis wurde. Der Generalkommandant Joubert wurde sofort von dem Einfalle der Engländer benachrichtigt, worauf dieser den Kommandanten von Rustenberg und Potchefstroom Ordre gab, unverzüglich ihre Mannschaften zu sammeln und gegen den Feind zu ziehen. Im Nu standen die Buren zum Kampfe bereit. Kleinere Burentrupps stießen aufeinander und vereinigten sich unweit Krügersdorp, wo sie eine vorzügliche Stellung wählten, um den Feind, der von Westen kommen sollte, zu erwarten. Der erste Schuß

fiel von seiten der Engländer. Die Buren hatten keine größeren Geschütze und ließen es sich ruhig gefallen, daß der Feind sie $2^1/_2$ Stunden hindurch mit Kanonen beschoß. Die Kugeln schlugen in die Außenhäuser von Krügersdorp ein, ohne jedoch die Buren zu verletzen, die sich versteckt hielten und still blieben. Jameson rückte näher, nichts ahnend von der Gefahr, in der er sich befand. Als dieser auf etwa 900 Schritte herangekommen war, eröffneten die Buren plötzlich das Feuer und zwangen den Feind zu schnellem Rückzuge. Es war dies am Sylvestertage. Die Buren umschwärmten den Feind, hemmten seinen Marsch und suchten ihm auf alle Weise Schaden zuzufügen. Der Burenführer Cronje, ein listiger und schlauer Jäger, mit einem Falkenauge, um die Stellung des Feindes und seine Schwäche sofort zu erkennen, trieb die Engländer dorthin, wohin er wollte, in die Falle, wo ein Entrinnen nicht möglich war. Jameson folgte einem alten Fußpfade zwischen Potchefstroom und Johannesburg, der über Blackfontein führt; rechts von diesem Fußweg liegt ein niederer, langer und breiter Hügel, den die Buren besetzt hatten. Die Engländer versuchten durch heftiges Geschützfeuer die Buren in gewisser Entfernung zu halten, diese aber hielten mutig stand und schossen immer wieder die Bedienungsmannschaft der Kanonen nieder. Jameson war beängstigt und versuchte, den Durchbruch nach Johannesburg zu erzwingen. Da erschien plötzlich die Artillerie der Buren auf der Linken; Jameson war jetzt eingeschlossen, er konnte weder vor- noch rückwärts. Er hißte die weiße Flagge und ergab sich nach kurzer Verhandlung mit seiner ganzen Truppe. Der Verlust der Engländer in den zwei Tagen betrug 66 Tote und 44 Verwundete; auf seiten der Buren waren 4 gefallen und 3 verwundet. Die Kriegsbeute bestand aus 400 Gewehren, 33000 Patronen, 9 Wagen, 142 Pferden, 38 Maultieren, 10 Maxims und 2 andern Kanonen.

In Johannesburg schwebten die Engländer während der ganzen Zeit zwischen Hoffen und Harren. Niemand wußte etwas Bestimmtes, und die Leiter des Aufruhrs waren in einer solchen Verlegenheit, daß sie nicht wußten, was sie in dieser kritischen Lage thun sollten. „Mit der Gefangennahme Jamesons hatte auch die Todesstunde der Empörung geschlagen. Die Seele der Bewegung war entflohen, und die späteren Tumulte zu Johannesburg waren nur noch wie das hohle Rollen des Ozeans nach einem Sturm," sagt Hofmeyr.

Ein Siegesjubel durchrauschte ganz Transvaal bei der Kunde von dem kläglichen Scheitern des Freibeuterzuges und dem glänzenden Siege der Buren bei Krügersdorp; es war für diese ein zweites Amajuba. Wie dachte man aber draußen? Als der Gouverneur der Kapkolonie, Sir Hercules Robinson, von dem Einfalle Jamesons hörte, erließ er sofort folgende Proklamation: „Indem ich Dr. Jamesons Verletzung des Gebietes der Süd-

afrikanischen Republik aufs höchste mißbillige, befehle ich ihm, das Land sofort zu räumen, und fordere alle britischen Unterthanen auf, sich jeglicher Mitwirkung und Unterstützung zu enthalten." Der britische Kolonialminister Chamberlain telegraphierte an Krüger: „Es thut mir leid, von Jamesons That zu hören. Sir Hercules Robinson hat sofort jemand geschickt, um Jameson zurückzurufen. Ich möchte unter diesen Umständen im Verein mit Ihnen versuchen, zu einer friedlichen Beilegung der Sache zu gelangen, welche den allseitigen Interessen in Südafrika Genüge thut und die Konzessionen ermöglicht, die Eure Excellenz gewiß zu machen bereit sind." Der deutsche Kaiser sandte am 3. Januar 1896 dem Präsidenten Krüger folgende Beglückwünschung: „Ich spreche Ihnen meinen aufrichtigen Glückwunsch aus, daß es Ihnen, ohne an die Hülfe befreundeter Mächte zu appellieren, mit Ihrem Volke gelungen ist, in eigener Thatkraft gegenüber den bewaffneten Scharen, welche als Friedensstörer in Ihr Land eingebrochen sind, den Frieden wiederherzustellen und die Unabhängigkeit des Landes gegen Angriffe von außen zu wahren." Alle ehrlichen Menschen konnten den Buren nur von Herzen zu ihrem Erfolge gratulieren.

Die Kriegsgefangenen wurden nach Pretoria gebracht, Johannesburg aber von den Buren eingeschlossen und ohne einen Schuß zur Niederlegung der Waffen gezwungen. Man war gespannt, was die Regierung mit den auf transvaalschem Boden Gefangenen thun würde, ob diese durch transvaalsche Richter nach den Landesgesetzen gestraft oder freigelassen und an die Grenze gesetzt würden. Meisterhaft war der Schachzug Krügers, als er die ganze Truppe, Führer und Mannschaften, der englischen Regierung übergab. Nur die „Reformer" von Johannesburg, deren Namen durch die Briefschaften eines Offiziers der Mannschaft Jamesons bekannt geworden, wurden arretiert, die vier Vorsitzenden des Reformkomites als Landesverräter schuldig erkannt und zum Tode verurteilt, die andern mit Gefängnisstrafen belegt. Die Nachricht von diesem Richterspruche rief große Aufregung in Johannesburg hervor, und man beeilte sich, Petitionen in Pretoria zu Gunsten der Verurteilten einzureichen. Aber schon hatte die Regierung den Hauptrebellen die Todesstrafe erlassen und in gelindere Strafen umgewandelt. Diese mild verzeihende Haltung Krügers, die ganz Südafrika freudig begrüßte, erweckte auch in der Außenwelt die herzlichste Sympathie für die Buren, die so heldenmütig ihre Freiheit und das Prinzip der Autorität verteidigten. Der politische Don Quichote Jameson, der seine tragikomische Rolle so dumm gespielt hatte, wurde viel belacht, die Anstifter dieses erfolglosen Putsches aber mit gehöriger Verachtung bestraft. Ein heller Lichtstrahl war über die Intriguen und geheimen Verbindungen gefallen, deren Fäden in den Händen Englands und Rhodes' lagen, und eine Etappe nach dem Ziele, das das goldgierige England sich gesetzt hatte, war vor aller Welt

aufgedeckt. Rhodes grollte allerdings seinem Freunde Jameson, daß er nicht klüger gewesen, machte eine Faust in der Tasche, hütete sich aber, nach außen hin Verdacht zu erregen, daß er im Hintergrund gestanden. Weniger geschickt benahm sich der gefühlvolle englische Kolonialminister Chamberlain. Er hatte sich selbst verraten und angeklagt, als er Krüger bei der Nachricht von Jamesons Einfall mit dem Ausdrucke seiner Mißbilligung des völkerrechtswidrigen Aktes ganz unvermittelt und ganz unzeitgemäß die Erwartung verband, die Republik möge den Ausländern Konzessionen machen. Er hob die Kraft seiner Mißbilligung dadurch auf, daß er, wenn auch nicht deutlich ausgedrückt, die eigentliche Schuld dieser Erhebung der transvaalschen Regierung zuschrieb, die den Beschwerden der Ausländer keine Beachtung schenke. Auch England hatte sich eine Blöße gegeben, indem es mit Entrüstung von den Johannesburger Ausländern sprach, die Jameson im Stiche gelassen, dieselben einfachhin Verräter und Johannesburg Judasburg nannte. Ferner hatte die Glückwunschadresse des deutschen Kaisers an Krüger ein mächtiges Rauschen in dem Walde der englischen Presse hervorgerufen, kein Beifallsrauschen, nein, ein Zornesbrausen.

Weil diese Depesche und der von deutschen Blättern und dem Staatssekretär Marschall von Bieberstein angefügte Kommentar fast einen folgenschweren Konflikt heraufbeschworen hätte, dürfte es wohl angebracht sein, die Rede, welche der Staatssekretär im Reichstage am 13. Februar 1896 hielt, rasch zu skizzieren. Wir zitieren das Kolon.-Jahrbuch, 9. Jahrgang. Der Staatssekretär Marschall warf einen kurzen Rückblick auf die Entwicklung, welche unsere Beziehungen zum einstigen Transvaalstaate, der heutigen Südafrikanischen Republik, von Beginn an bis heute genommen haben. Danach sei der Republik bezüglich der inneren Angelegenheiten unbedingte Selbständigkeit gewahrt, und habe sich England bezüglich der auswärtigen Angelegenheiten, obgleich auch hier gegenüber dem früheren Zustande eine erhebliche Erweiterung der Befugnisse der Republik eingetreten ist, eine Kontrolle insofern vorbehalten, als nach Artikel 4 der Konvention Verträge und Vereinbarungen mit andern Staaten, mit Ausnahme des Oranje-Freistaates, der Genehmigung der Regierung Ihrer Majestät der Königin unterliegen. Bereits im Sommer 1884 sei die Republik mit uns in Verhandlungen getreten, die am 22. Juni 1885 zum Abschluß eines Handelsvertrages führten. Dieser Vertrag habe nach Artikel 4 der genannten Konvention die Genehmigung der englischen Regierung erhalten, bilde also eine unanfechtbare Grundlage für unsere Beziehungen. In jenem Vertrage sei uns die Freiheit der Niederlassung, die Handelsfreiheit, die Freiheit des Gewerbebetriebes in der Südafrikanischen Republik gewährt, gleichzeitig die unbedingte Meistbegünstigung. Wir hätten also in allen diesen Beziehungen hinter keinem Staate, auch nicht hinter England zurückzutreten. Vor

Jahren hätten wir bereits eine subventionierte Dampferlinie nach der Delagoa-Bai errichtet, der natürlichen Einbruchsstelle für unsern Verkehr. Lediglich mit deutschem Gelde sei die Bahn von der portugiesischen Landesgrenze nach Pretoria gebaut worden. Deutsche Kapitalien seien an industriellen Unternehmungen dort beteiligt; unsere Interessen befänden sich in erfreulichem Aufschwung. Diese legitimen Interessen zu schützen und nach Maßgabe des staatlichen Könnens zu pflegen und zu fördern im friedlichen Wettkampf mit andern Nationen, dieser Pflicht könne und werde das Deutsche Reich sich nicht entziehen. Wir wollen den status quo in der Delagoa-Bai, insbesondere bezüglich der territorialen Hoheit; dasselbe wollen wir bezüglich des Besitzstandes unserer Eisenbahnen, und wir wünschen die Erhaltung der Selbständigkeit der Südafrikanischen Republik, wie sie vertragsmäßig gewährleistet ist. Mit diesen durchaus konservativen Wünschen treten wir nach unserer Kenntnis weder mit England noch mit einer andern Macht in Widerspruch, wohl aber treten wir in einen scharfen Gegensatz zu jenen Bestrebungen, welche in Südafrika ganze Arbeit machen wollen, welche aufräumen wollen mit den selbständigen Staatengebilden und dem Besitzstand anderer europäischen Mächte, welche ganz Südafrika vereinigen wollen zu einem einheitlichen Wirtschafts- und Staatsgebiet, unter einer Staatsform, über die man heute sich noch nicht ausgesprochen hat. In dem Siege dieser Bestrebungen würden wir allerdings eine schwere Schädigung unserer Interessen erblicken, und da auch wir kolonialen Besitz in Südafrika haben, so würde es sich nicht ausschließlich um wirtschaftliche Interessen handeln. Er wies dann zurück, daß wir ein moralisches oder rechtliches Protektorat über die Buren erstreben wollten, beurteilte den Einfall des Dr. Jameson als einen völkerrechtswidrigen Akt, der ja auch unsere Interessen bedrohte, und damit für uns das Recht und die Pflicht geschaffen hätte, zu handeln. Die englische Regierung habe auf die Anfrage, welche Maßregeln sie zu ergreifen gedenke, um die Gefahr zu beschwören, die durch den Einfall des Dr. Jameson entstanden wäre, in der bereitwilligsten Weise Antwort erteilt, und er müsse anerkennen, daß die englische Regierung von ihrer Seite aus mit Energie und Umsicht alle Schritte gethan habe, um Blutvergießen zu vermeiden. Er kam dann darauf zu sprechen, daß er den Konsul von Herff in Pretoria ermächtigt hätte, im Notfalle zum Schutze des Konsulates in Johannesburg und der Deutschen, die dort Zuflucht suchten, das Landungskorps Seiner Majestät Schiff „Seeadler", welches gerade in der Delagoa-Bai lag, zu requirieren. Es hätte sich hier um 45—50 Mann gehandelt, die völlig genügten, um das Konsulat und die Deutschen, die es enthielt, zu schützen, die aber in keiner Weise zu irgend welchem andern Ziele ausreichend waren. Er hatte gleichzeitig an die portugiesische Regierung die Bitte gerichtet, die Landung und den Durchmarsch dieser Leute zu genehmigen,

weil diese Genehmigung völkerrechtlich unumgänglich war. Bevor eine Antwort von Lissabon eingetroffen, sei die Gefahr für die Deutschen beseitigt und damit die Angelegenheit erledigt gewesen. Wir seien stets bereit und hätten auch England die Beweise davon gegeben, fremdes Recht und fremde Interessen zu achten. Wir seien gerne gewillt, auf Grundlage dieser Achtung mit allen Nationen in besten Beziehungen zu stehen, setzen allerdings voraus, daß diese Achtung voll und ganz auf unbedingte Gegenseitigkeit gegründet sei, und daß alle Empfindlichkeit des einen Teiles, sie möge noch so berechtigt sein, Hand in Hand gehe mit der sorgfältigen Rücksicht auf die gleiche Empfindlichkeit des andern. —

Da Jameson und das Johannesburger Reformkomite keinen Erfolg gehabt hatten, maßte sich der britische Kolonialminister das Recht an, selbst einzuschreiten. Er lud den Präsidenten Krüger ein, nach England zu kommen, um mit der englischen Regierung über Maßregeln zu beraten, die „geeignet seien, die Sicherheit der Südafrikanischen Republik zu befestigen und die Wohlfahrt von ganz Südafrika zu fördern". Einige Tage darauf erließ er ein kurzes Programm, worin er der Regierung Vorschläge machte, den Ausländern gerecht zu werden. Die Transvaal-Regierung fand sich genötigt, auf dies hin „ganz bestimmt zu erklären, daß sie keinerlei, auch nicht die wohlmeinendste Einmischung in die inneren Angelegenheiten der Republik dulden könne". Präsident Krüger aber schrieb der englischen Regierung: „Wenn die Regierung auch, wie schon gesagt, eine Einmischung in ihre inneren Angelegenheiten nicht dulden kann und jede offizielle Verhandlung über etwa vorzunehmende Änderungen ablehnen muß, so möchte ich anderseits doch hervorheben, daß persönliche Winke und Ratschläge, welche mir erfahrene Staatsmänner im Interesse der Wohlfahrt und Unabhängigkeit der Republik geben, von mir stets dankbar angenommen und in Erwägung gezogen werden, von welcher Seite mir dieselben auch zugehen." Dann wollte er an erster Stelle als Gegenstand der Besprechung wählen: „Die Revision und Erneuerung der Londoner Konvention, veranlaßt durch den schändlichen Einfall in das Gebiet der Südafrikanischen Republik und begründet durch den Umstand, daß diese Konvention 1. in mancher Hinsicht thatsächlich nicht mehr besteht, 2. in anderer Hinsicht keine Existenzberechtigung mehr hat, 3. die Würde einer unabhängigen Republik verletzt und 4. die fortwährenden Verhandlungen über eine scheinbare Suzeränität, die seit der Konvention von 1884 nicht mehr existiert, zum Vorwand für immer neue Aufhetzungen der weißen und farbigen Bevölkerung gegen die Regierung genommen werden, wie denn auch immer wieder Mißverständnisse zwischen der Republik und England dadurch hervorgerufen und beide Staaten in eine schiefe Stellung zu einander gebracht werden. Es ist dies den Interessen beider Staaten und ihrer Bürger schädlich und verhindert vor allem

eine ruhige und gedeihliche Entwicklung der Republik." Nach London ging Krüger aber nicht.

Die Untersuchung gegen Jameson wurde von der englischen Regierung sehr lau und flau betrieben und erst im Jahre 1896 abgeschlossen: Jameson wurde zu 15 Monaten Gefängnis ohne Zwangsarbeit verurteilt, und Rhodes, welcher Premierminister der Kapkolonie war, mußte seinen Abschied nehmen, da nach Ansicht der Untersuchungskommission seine Handlungsweise in diesem Punkte sich nicht in Einklang bringen lasse mit den Pflichten eines Ministerpräsidenten.

Streifzüge durchs Land.

Trotz aller entgegenstehenden pessimistischen Urteile, welche eine gewisse Schreiberzunft über Transvaal abgiebt, wird der echte und rechte Kenner des Landes bei seinen Schilderungen nur einen farbenreichen Pinsel wählen. Golden scheint die Sonne, die Berge ragen stolz empor und stehen unverschleiert in der vollen Schönheit ihrer Reize, die Thäler und weiten Flächen sind fruchtbar, das Erdinnere ist reich an Schätzen — was kann das Menschenherz noch mehr verlangen? In den subtropischen Landstrichen, im sogen. „Buschlande", kann der Weiße ein dauerndes Heim nicht aufschlagen, weil die dortigen Morastdünste bösartige Fieber erzeugen; aber in den andern Teilen Transvaals ist das Klima so günstig, daß die Ärzte keinen Anstand nehmen, dasselbe ihren Patienten und sogar den Brustkranken dringlichst anzuempfehlen. Der Boden ist fruchtbar und für eine doppelte Ernte sehr geeignet. Nur dem Bequemlichkeitssinne der Buren ist es aufs Konto zu schreiben, daß ausgedehnte Strecken vollständig brach liegen. Für den kleinen Stamm der Buren und die Wilden ist allerdings Nahrung in Fülle vorhanden; seitdem aber in den letzten Decennien Tausende von Auswanderern hierhergekommen sind, mußte man sich dazu verstehen, große Vorräte an Getreide und sonstigen Lebensmitteln aus Amerika und Australien zu beziehen. Nicht nur Weizen, Kafferntorn, Gerste und die andern Feldfrüchte Deutschlands werden hier gepflanzt, auch Kaffee-, Baumwoll-, Tabak- und Zuckerplantagen sind angelegt, und Trauben, Feigen, Granatäpfel, Wassermelonen, Pfirsiche, Ananas, Pisangs und andere südeuropäische Früchte gedeihen vorzüglich. Die strebsamen Einwanderer werden nicht lange mehr zögern, Maschinen, Arbeitskräfte und mehr wissenschaftliche Methoden einzuführen, und voraussichtlich wird die Farm Irene bald nicht mehr die einzige Oase in der „Wüste" bilden. Der Bur mag dies idyllische Zukunftsbild schelmisch belächeln und auf die Härte und Sprödigkeit des Bodens, den Mangel an Dünger, den ungenügenden Wasservorrat und sogar auf die verheerenden Heuschreckenschwärme hinweisen: er dürfte sich aber doch gewaltig in der Unternehmungslust der neuen Nachbarn täuschen.

Die Anfänge sind bereits vielerorts gemacht worden, und der erreichte erste Erfolg berechtigt zu noch weit größerem Gelingen.

Transvaal zerteilt sich in das „Hoogeveld", das „Boschveld" und das „Gebrokenveld". Das Hoogeveld oder Hochland, das sich zwischen den Magalies- und den Drakenbergen in einer Durchschnittshöhe von 2000 m ü. d. M. hinstreckt, ist eine weite Grasfläche, in der keine Wälder, sondern nur kleine Haine und viele Sträucher und Dornarten stehen. Es ist die Fortsetzung der Karru, für Viehzucht am besten geeignet. Bis jetzt sind nur die Distrikte von Potchefstroom, Bloemhof, Lichtenburg, Heidelberg und Standerton in ergiebiges Ackerland umgewandelt worden. Milder, wärmer und, wie es schon der Name besagt, baumreicher ist das Boschveld oder Waldland, das den ganzen nördlichen Teil Transvaals einnimmt. Die Grasbrände, welche auf dem Hochland kurz vor der Regenzeit alljährlich angelegt werden und vielleicht mehr schaden als nützen, sind im Boschveld unbekannt, und deshalb blieben die großen Wälder und der reiche Pflanzenwuchs der Thalschluchten und Bergplateaus im Osten und Norden unversehrt. Mimosen, Akazien, Kaktus, Euphorbien, der Gelbholz- und Eisenholzbaum, niedere Palmarten dehnen sich über weite Flächen hin. Wenn auf dem Hochland das Gras verwelkt und rauhe Lüfte wehen, zieht der Bur mit seinen Herden in das Buschland, wo er Gras, Wasser und wärmeres Klima vorfindet. Wohl nicht so fruchtbar als das Hoch- und Waldland, aber romantischer und wechselvoller ist das Gebrokenveld, das zerklüftete Land der Drakenberge und deren Ausläufer.

Wie schon weiter oben ausgeführt wurde, verlegt sich der Bur fast gänzlich auf die Viehzucht. Rinder, Schafe, Ziegen, Pferde, darin besteht sein Reichtum. Was das Rindvieh anbelangt, unterscheidet man mehrere Rassen, und hat es der Bur nicht so sehr auf Gewinnung von Butter und Milch abgesehen als auf gutes Schlacht- und Zugvieh. Neben den gewöhnlichen Schafen werden große Herden von Merinoschafen und außer der Kapziege wird seit einigen Jahrzehnten viel die Angoraziege gezüchtet. Für die schweren Arbeiten sind die Ochsen bestimmt, für den Karren und den Rennsport die Pferde. Das Pferd des Buren ist mittelgroß und schlank gebaut; es begnügt sich mit wenig Futter und zeigt große Ausdauer. Der gefährlichen Lungenkrankheit, welche alle südafrikanischen Pferde einmal ergreift, erliegen Hunderte; hat aber das Pferd die Krankheit überstanden und ist es nach dem Ausdrucke der Landessprache gezouten (gesalzen), so gewinnt es an Kraft und steigt gewaltig im Wert. Was bisher bei den Buren noch ziemlich im Rückstande war, ist die Geflügelzucht. Auch an Fischen ist das Land arm, weil es an Bächen und Flüssen fehlt oder diese doch leicht austrocknen.

Der Bur will in seinem Lande auch Herr über die wilden Tiere sein. Er ist ein leidenschaftlicher Jäger, dazu ein vortrefflicher Schütze, und

deshalb haben sich die Antilopen, Hirsche, Wildböcke (Bild 23), Giraffen und die andern Tiere vor den Verfolgern in die Wälder des Buschlandes geflüchtet. Heute ist die Transvaaler Jagd ziemlich harmlos; ganz anders war es, als noch die größeren Raubtiere ihr Unwesen trieben. Löwen sind fast gänzlich verschwunden, und der Elefant trottet nur mehr vereinzelt an den Ufern des Limpopo. Indes beunruhigt noch immer das häßliche Gebell der Schakale und das wimmernde Lachen einer Hyäne den Schlaf des Ansiedlers (Bild 24). Wildkatzen und Affen wohnen in den Schluchten der Drakenberge, verschiedene Arten giftiger Schlangen in den Thälern und in den wärmeren Gegenden des Landes. Im östlichen Tief-

Bild 23. **Wildbock.**

lande lebt die berüchtigte Tsetsefliege (Bild 25), die, obgleich nur doppelt so groß als unsere Stubenfliege, für Tiere und Menschen eine wahre Plage ist: ein einziger Stich genügt, um den Tod herbeizuführen.

Nach den Urteilen aller Kenner ist Transvaal ein wahres Mineralienkabinett von unermeßlichem Reichtum. Es birgt in seinem Innern nicht nur die reichsten Goldadern der Welt, sondern auch Silber, Diamanten, Kohlen, Eisen, Zinn, Kupfer, Glimmer, Asbest und andere wertvolle Metalle, welche im heutigen Handel Abgang finden. Die ersten Diamanten wurden in Transvaal im Jahre 1897 gefunden; die Hauptbezirke sind Bloemhof und Pretoria. Gleich im ersten Jahre betrug die Diamantengewinnung 5792 Karat im Werte von 11 500 Pfd. St. und 1898 schon 22 893 Karat

Bild 24. Südafrikanische Tiere (Löwen, Rhinoceros, Hyänen, Schakale).

im Werte von über 43 000 Pfd. St. Einen stetigen Fortschritt zeigt auch die Kohlenindustrie. Ganz eigentümlicherweise liegt der Bergbau Transvaals nicht in den Händen der Buren, sondern der Engländer, Deutschen, Franzosen und Amerikaner.

Eine recht interessante und anziehende transvaalsche Kulturstudie machte ich auf der katholischen Mission Bleeschfontein, die ganz im Westen des Landes liegt. Ein Pater, den ich in Johannesburg getroffen, hatte mich eingeladen, einige Tage bei ihm zu verbringen.

Die Reise von Johannesburg bis dorthin, eine Strecke von ungefähr 200 engl. Meilen, habe ich zu Pferd in vier Tagen zurückgelegt. Es ging über Krügersdorp, Rustenburg, Saulspoort, Lenokaning, dann am Jansekopje vorbei zum Marico, einem Nebenflusse des Limpopo oder Krokodilflusses. Krügersdorp ist ein kleines Städtchen, das seinen Namen vom Präsidenten Krüger erhalten. Hier befindet sich das Nationaldenkmal der Transvaaler, die mit eigenen Händen die Steine zusammengetragen haben, um denen, die fürs Vaterland gestorben, ein ewiges Monument zu stiften. Am „historischen Tage", dem 16. Dezember, kommen sie alljährlich aus allen Ecken und Enden der Republik hierher, um gemeinsam sich zu freuen in der Erinnerung an die siegreichen Schlachten von 1836 über die Kaffern und im Jahre 1881 über die Engländer am Amajuba-Berg. Etwas anderes zieht die Touristen und Nichttransvaaler nach Krügersdorp, nämlich eine Tropfsteinhöhle, die ganz in der Nähe liegt. Sie soll den andern Höhlen, die sich in der Kapkolonie am Fuße der Zwarteberge befinden, gleichkommen.

Diese Transvaaler „Katakomben" mußte ich besuchen. Die Höhlen sind erst in jüngster Zeit entdeckt worden, so daß es mir vorkommt, als habe der liebe Gott diese Entdeckung gerade für unsere Zeit aufbewahrt, um den Menschen, der auf allen Gebieten menschlichen Wissens und Könnens so große Fortschritte gemacht hat, einmal zu überraschen, indem er ihn in die geheimnisvolle Werkstätte der Natur führt und ihm zeigt, was Gottes Hand Großes und Bewunderungswürdiges ganz still und bescheiden geschaffen. Diese Höhle ist ein wahrer Feenpalast. Das geheimnisvolle Halbdunkel und die gespenstischen Schatten, das Glitzern der Krystalle und die wunderlichen Steingebilde — all das paßt zu einem Phantasiebilde, so muß es wirklich in den Palästen der Berggeister ausgesehen haben. Richten wir einmal unser Auge zu der gewölbten Decke. Ein Zapfen dicht neben dem andern, der eine kleiner, der andere größer, keiner dem andern gleich, aber an allen hängt ein kleiner Tropfen, jeden Augenblick bereit, herabzufallen. Aus diesem Tropfen, der mehr oder minder kalkhaltig ist, bildet sich im Laufe der Zeit das Gestein, woher der Name Tropfstein. Von der Decke und an den Wänden träufelt es beständig her-

nieder und sammelt sich das Wasser an den Seiten der Höhle in Becken. Der Tropfen scheidet oben einen Teil seines Kalkes ab, fällt alsdann nieder und setzt, wenn noch kalkhaltig, den andern Teil unten am Boden an. So entstehen oben Zapfen und unten Säulchen, die einander sich nähern und oft erreichen. Die oberen Gebilde nennt der Gelehrte Stalaktiten, die unteren Stalagmiten. Durch dieses ständige Fallen der kalkartigen Tropfen entstehen die mannigfaltigsten Gestalten, oft so wunderbar zart und klein, oft so ungekünstelt erhaben und wild, daß auch die kunstgeübteste Menschenhand nicht Ähnliches zu bilden vermag. Die Höhlen sind nicht überall gleich weit und geräumig, sie teilen sich in Grotten, von denen jede ein besonderes Gepräge hat. So finden wir Abteilungen, in denen solch ein Reichtum der Bildungen, solch eine Schönheit der Formen herrscht, daß unser bewunderndes Auge nirgends betrachtend ruhen kann; immer wieder drängen sich ihm neue, schönere Gestaltungen auf. Wenn uns das Thermometer nicht 1 oder 2 Grad Wärme anzeigte, würden wir glauben, in die Region des ewigen Schnees versetzt zu sein. Überall glänzen schneeweiße Steinmassen, von der Decke und an den Wänden hängen die weißen Zapfen hernieder, dazwischen glitzern die Kryställe wie gefrorener Schnee im Sonnenschein, und wieder ragen die weißen Steinblöcke wie Eisberge empor. Aus den Nischen und Ritzen drängt sich das Gestein gleich einem Wasserfalle hervor, so daß wir unwillkürlich dem vermeintlich herandringenden flüssigen Element Platz machen wollen. Die Phantasie treibt hier das tollste Spiel und neckt ständig den Geist mit fröhlichem Erfolg. Jetzt wieder zeigt sie uns in den nebeneinander stehenden Säulen die Reihenfolge der Pfeifen einer Kirchenorgel, denen selbst die Musik nicht fehlt: denn fährt der Führer mit seinem Schlüssel über sie hin, so erschallen verschiedenartige, hell und heller klingende Töne. Doch, sollen wir unsern Augen trauen: hängt dort nicht ein Vorhang hernieder? Der Stein ist sehr weiß und dünn und hängt wie in Falten herab, und hält man ein Licht dahinter, so ist's, als schienen die einzelnen Fäden des kunst-

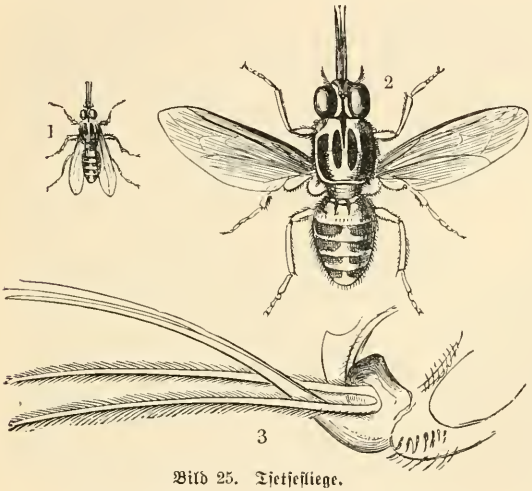

Bild 25. Tsetsefliege.
1 Natürliche Größe. 2 In dreifacher Vergrößerung.
3 Der Stechapparat in zwanzigfacher Vergrößerung.

voll gewirkten Gewebes hindurch. Es sind dies die Schichten, die der Stein im Laufe der Zeit angenommen hat. Als ich dieses Schauspiel still betrachtete, glaubte ich in der Ecke den kleinen schelmischen Kobold zu sehen und wähnte ihn zu hören, wie er mir zuwisperte mit feiner Stimme: „Ei, ei, du weises Menschenkind, wie du staunest und schaust, du, der du doch glaubst, alles, schier alles zu können, alles zu schaffen und den lieben Gott aus der Welt zu verbannen! Nicht ich und nicht meine Brüder haben uns diesen Palast gebaut, der liebe Vater da droben im Himmel, der große Baumeister der Ewigkeiten ist gekommen und hat ihn errichtet." ... „Aber mein kleiner Elf, das weiß ich recht gut und werde stets so denken," erwiderte ich schnell und trat aus der Höhle. Ich war wunderbar ergriffen und murmelte leise vor mich hin: Ja wahrlich, wie die Vögel in der Luft, die Blümchen auf Feld und Flur und der Stern am Himmelszelt, so verkündet im Innern der Erde der tote Stein Gottes Allmacht und Herrlichkeit.

Die ganze Gegend von Rustenburg bis Vleeschfontein ist eine traurigwilde Gegend, in welcher außer Dornengestrüpp und Akaziengebüsch kaum etwas wächst. Der Boden soll zwar reich sein an Mineralien, an Gold und Kupfererzen, vielleicht auch an Kohlen, aber vorläufig sind diese ungehobenen Reichtümer in einem Lande, das des Wassermangels und der fast beständigen Dürre wegen unbewohnbar ist, von keiner großen Bedeutung. Es sollte mich jedoch nicht wundern, wenn der Dämon des Geldgewinnes sich eines Tages auch hierher verirrte. Als ich an dem Maricofluß anlangte und keinen Steg vorfand, mußte ich mich dazu entschließen, den Fluß zu durchschwimmen. Todesangst habe ich in den dunkeln Fluten des Styx ausgestanden, denn ich hatte gehört, daß Krokodile sich hier aufhalten, die natürlich wenig Menschenachtung zeigen, wenn die Gelegenheit günstig ist. Als ich am andern Ufer wieder auf dem Pferde saß, war es bereits Abend, der Abend meines letzten Reisetages. Rechts von mir über der Kette der Dwarsberge ging eben der Mond auf, eine große silberhelle Scheibe, die ich von früher Jugend her kannte und in welcher ich auch hier auf afrikanischem Boden den Mann mit dem Bündel Reisig auf dem Rücken und die Frau am Waschkübel zu erblicken glaubte. Im Galopp ging's durch die einsame nächtliche Landschaft. Ich dachte an Bürgers Lenore, und mich gruselte, denn der Vers: „Die Toten reiten schnell", brachte mir in Erinnerung, daß Panther und andere Bestien hier noch hausen. „Doch hurre, hurre, hopp, hopp, hopp!" Punkt 11 Uhr klopfte ich an der Thüre der katholischen Missionsstation. Die wahre herzliche Gemütlichkeit beim Empfange nahm mir alle unangenehme Erinnerung an die Reise und versetzte mich in rosige Stimmung.

Am andern Morgen weckten mich Laute meiner Muttersprache aus dem Schlafe, oder wenn nicht gerade deutsche Laute, so doch Melodien schöner deutscher Lieder, die aus zwei wohlklingenden Kinderkehlen in der Nähe des

Hauses freudig und fromm erklangen. Es wurde mir ordentlich warm ums Herz. Die Jesuitenpatres, die früher hier waren — jetzt sind Patres Oblaten an ihrer Stelle —, haben viele deutsche Lieder in kaffrischer Sprache verfaßt und auf eine heimatliche Weise gesetzt. Ich hörte die Melodien „Maria Maienkönigin", „Wunderschön prächtige", „Weißt du, wieviel Sternlein stehen" mit der größten Freude und Rührung an.

Vleeschfontein ist eine große Farm; sie ist nicht gerade besonders ergiebig, manchmal selbst wegen der argen Trockenheit ohne jeglichen Ertrag, aber immerhin ein blühendes, duftendes Eden im Vergleich zur ultraprosaischen Umgebung. Die genaue geographische Lage der Ortschaft ist 300 km nord-

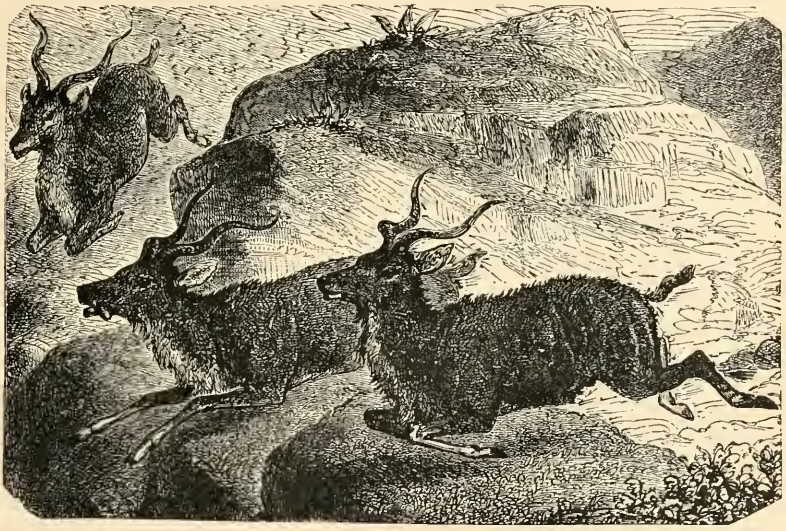

Bild 26. Kudu-Antilopen.

westlich von Johannesburg, 5 km nördlich von den Dwarsbergen und 18 km westlich vom Maricofluſſe. Der Name Vleeschfontein oder Vleischfontein, d. i. Fleischquelle, stammt von den Buren, die alljährlich in diese wilde Gegend kamen, um das große Wild wie Giraffen, Kudus (Bild 26), Büffel, Springböcke, Strauße, Elefanten und Löwen zu erlegen, und das Fleisch auf den Bäumen, die im Thale um die Quelle herum standen, in der Sonne dörrten. In der Mitte der Farm liegt die katholische Mission, bestehend aus einer kleinen Kapelle, vier Räumlichkeiten für die Missionare, einem kleinen Winkel für die Bibliothek, die zugleich Buchbinderwerkstätte ist, und einer Küche, woran sich die Ställe und Schuppen anschließen. Etwa 100 m von der Mission entfernt erhebt sich die Schule, die sich vier- bis fünfmal im Tage füllt und entleert, und dicht an diese stoßen die kleinen, aus Backsteinen aufgeführten und genau nach dem Winkelmaß gebauten

Häuser des hübschen, höchst reinlich gehaltenen Kafferndorfes. Um jedes Haus läuft ein Hof, der als Küche, Speisezimmer und — s'il vous plait — als Empfangszimmer dient. Der Fußboden, so eben als unser Holzboden und glänzender als der feinste Marmor, ist aus einer Mischung von Kalkerde und Kuhmist hergestellt, wie dies ja überhaupt bei den Schwarzen Südafrikas ein alter Brauch ist. Die ursprüngliche Kaffernhütte ist rund, einem Bienenkorb ähnlich, aber unsere Leute, die an der „Fleischquelle", am „Kochtopfe Ägyptens" sitzen, huldigen ganz entschieden der modernen Zivilisation und dem Fortschritt des 19. Jahrhunderts und bauen viereckig und mehrkantig, ganz nach Euklids Gesetze der geraden Linie. Sie sind geschickte Maurer, die hinter manchem weißen „Kollegen" nicht zurückzustehen brauchen. Demnächst soll ein neues katholisches „Pfarrhaus" von den Leuten begonnen werden, und zwar wird es wie die Schule umsonst, d. h. für Gotteslohn, gebaut.

In religiöser Beziehung haben sich die Missionare nicht zu beklagen. Das Dorf zählt 250 Seelen, wovon die größte Zahl katholisch ist. Wer die Taufe empfangen will, wird selbstverständlich gehörig erprobt und muß all seinen alten heidnischen Gebräuchen und seinem heidnischen Lebenswandel aufrichtig entsagen. Allmorgentlich wohnen sämtliche Katholiken der heiligen Messe bei, abends dem gemeinschaftlichen Rosenkranz und Abendgebet. Sonntags verfehlt keiner in der Zwischenzeit der öffentlichen Gottesdienste seine Besuchung des allerheiligsten Sakramentes oder den Kreuzweg zu machen. Häufiger Sakramentenempfang — so auch am ersten Freitag im Monat zu Ehren des heiligsten Herzens Jesu — ist Regel. In dieser Beziehung kann man recht weit gehen, bis man eine Pfarrei findet, wo solch ein kirchliches Leben herrscht, und ich meine, wer dies beherzigt, kann nicht in Abrede stellen, daß es der Mühe wert ist, als Missionar sein Vaterland zu verlassen und sich der Bekehrung der Schwarzen zu widmen. Wie überall machen auch hier die Protestanten den Katholiken starke Konkurrenz; Vertreter fast sämtlicher Sekten durchstreifen das Land, um Anhänger zu gewinnen.

Die Arbeit der Missionare von Bleeschfontein ist bedeutend erleichtert durch den Umstand, daß alle Katholiken um die Mission wohnen. Jeden Tag wird den Jungen und Alten Schulunterricht gegeben. Viele Kinder kommen von den umliegenden Dörfern, weil die Eltern wohl wissen, daß sie von den katholischen Missionaren am besten unterrichtet werden und auch das Englische erlernen. Das stachelt den Eifer. Abends ist Unterricht für die Jünglinge und Männer, zunächst Schreibunterricht in der Setschuanasprache, später im Englischen. Da in Transvaal und ganz besonders in Johannesburg viel englisch gesprochen wird, ist diese Sprache für die Kaffern, die in den Goldminen arbeiten oder als Diener in einer Familie angestellt werden wollen, von großem Vorteil.

Seit vier Jahren kämpft die Mission gegen das Schreckgespenst einer Hungersnot; die Trockenheit und die Heuschrecken haben die Ernte zum guten Teil zerstört, die Rinderpest hat das Vieh dezimiert. Die Hitze ist außerordentlich im Sommer, nur fünf- bis sechsmal regnet es im Jahre, und würde kein reicher Nachttau fallen, so könnte man an eine Ernte nicht denken. Zu allem Unglück kam noch das Fieber, das in manchen Dörfern der Nachbarschaft die Hälfte der Bewohner wegraffte. Auch hier ist so ziemlich jeder von dem unheimlichen Gaste heimgesucht worden, aber dank der Hilfe Gottes und der Arzneimittel, welche die katholischen Missionare reichlich verteilten, hat Bleeschfontein eigentlich keine Opfer zu beklagen.

In dem Tagebuche, das sich der wackere deutsche Laienbruder Jos. Kribs O. M. I. angelegt hat, habe ich in meinen freien Stunden gelesen und mehrere Stellen daraus getreulich abgeschrieben.

„. . . Der Boden ist hier in unserer Station nicht so schlecht wie in der Umgegend, an manchen Stellen ist er sogar durch tüchtige Bewirtschaftung fruchtbar geworden. Die Kaffern bauen ihren Mais und Mabele; Gras für das Vieh ist auch genug vorhanden; Bananen und Kaffee, die man sonst nur in der eigentlichen heißen Zone findet, gedeihen hier ziemlich gut."

„. . . Für schöne Kleider sind unsere Leute sehr eingenommen. Natürlich muß man sich bei dem Wörtchen ‚schön' nicht immer etwas vorstellen, was auch in Europa schön wäre. Ein wenig Putzsucht muß man sich schon gefallen lassen, sie trägt wenigstens dazu bei, daß Männer, Frauen und Mädchen immer anständig gekleidet einhergehen. Nur die Kinder sind leider noch schlecht an hoffähige Toilette zu gewöhnen. Die Knaben, die nicht in die christliche Schule gehen, laufen meist im Adamskostüm herum."

4. August 1896. „Die Rinderpest haust im Lande und richtet vielen Schaden an. Sollte uns das Unheil treffen, dann ginge unsere Mission sicherlich zu Grunde. Allein wir haben Vertrauen und sind guten Mutes. Da man so viel von der schrecklichen Rinderpest redet, so dürfte wohl etwas Näheres über die Natur dieser Seuche am Platze sein. Gesund und frisch sehen die Ochsen und Kühe aus, wenn sie der schwarze Hirt bei Sonnenuntergang nach Hause treibt, und man ahnt nichts Schlimmes. Am andern Morgen kommt der Hirt, um seine Herde wieder auf die Weide zu treiben. Da bemerkt er, wie ein Ochs den Kopf hängen läßt und grüngelbes Wasser ihm aus Nase und Augen fließt. Das Tier vermag sich kaum noch zu bewegen. Bestürzt läuft der Kaffer zum Farmer mit der Hiobspost: Baas, een os is ziek (‚Herr, ein Ochs ist krank'). Diesem ist es nur allzu klar, daß die Rinderpest unter seiner Herde ausgebrochen ist. Ein wirksames Mittel gegen die ansteckende Seuche kennen die Leute nicht. Die Folge davon ist, daß im Nu die ganze Herde erkrankt und unrettbar verloren geht. Das Landesgesetz gebietet in diesem Falle, sogleich die Polizei

von dem Ausbrechen der Pest zu benachrichtigen. Bald darauf kommt auch schon die ‚Rinderpestpolizei' in gestrecktem Galopp herangesprengt, und im Namen des Gesetzes wird die ganze Viehherde unbarmherzig niedergeschossen und sogleich verbrannt. Wie ich eben sagte, kennt man hier kein Gegenmittel; indes ist es anderswo gelungen, mit Impfen und verdünnter Pottasche etliche Stück Vieh zu retten.

„Wegen der großen und langen Trockenheit im letzten Sommer ist die Ernte mißraten. Überall, auch in unserer Mission Bleeschfontein, ist Schmalhans Küchenmeister. Ein Sack Mais, der sonst gewöhnlich 5 Mark kostet, wird jetzt auf 100 Mark angeschlagen. Gott sei Dank, die Rinderpest ist in unserer Mission noch nicht ausgebrochen, und können unsere Leute noch Vieh abschlachten.

„Das neue Schulhaus ist dank der kräftigen Unterstützung der Wohlthäter und Gönner unserer Mission bis zum Dach fertig geworden. Leider ist die Kapelle viel zu klein, sie faßt kaum 50 Personen, während die Zahl der katholischen Kaffern auf 140 gestiegen ist. Es müssen demnach zwei Drittel draußen vor der Thüre stehend dem Gottesdienste beiwohnen."

Januar 1897. „Ich hatte in Gaberone (britisches Protektorat) einige Geschäfte zu besorgen. Schon lange freute ich mich auf diesen kleinen Spaziergang, weil ich dort reichlich Gelegenheit hatte, wieder einmal mit Weißen zusammenzutreffen. Nachdem alles, was zu einer afrikanischen Reise erforderlich ist, besorgt war — man muß alles mögliche mitschleppen, selbst das Handwerkszeug, im Falle daß etwas am Ochsenwagen brechen sollte —, fuhr ich am 24. Januar nachts um 11 Uhr ab. In der heißen Jahreszeit, in der wir jetzt stehen, reist man nämlich am besten nachts. Der gute Mond beleuchtete den Weg. Die ganze Natur schien zu schlafen, nur hier und da ließ sich eine Eule oder sonst ein Nachtvogel vernehmen, der durch das Geräusch des Wagens aufgeschreckt worden war. Unsere Ochsen griffen kräftig aus und parierten gut. Nur wenn mein Kutscher, ein schwarzer Kaffernjüngling, ins Nicken kam, gerieten die Tiere außerhalb der Fährte und botanisierten rechts und links am Wege. Im nächsten Augenblicke aber sauste die lange Peitsche meines im Schlafe gestörten Kutschers über sie hin und belehrte sie eines Bessern. Sechs Stunden mochten wir gefahren sein, als es anfing Tag zu werden. Es war ein wundervoller Anblick, die herrliche Morgenröte hier in der Wildnis zu beobachten. Unwillkürlich faltete ich die Hände und sprach ein leises Gebet. Am liebsten hätte ich ein Morgenlied gesungen, aber es war Zeit, daß die Ochsen eine Weile rasteten. So machten wir denn Halt und spannten die Tiere aus. Wir, mein schwarzer Führer und ich, steckten ein Feuer an und kochten uns den Kaffee. Es ist doch etwas Gutes um eine warme Tasse Kaffee nach einer nächtlichen Fahrt! Gar bald hieß es weiterziehen, denn wir hatten noch

nicht die Hälfte des Weges zurückgelegt. Es hatte stark getaut, die Strahlen der Morgensonne glänzten und glitzerten in Millionen von Tropfen, die an den Gräsern und Zweigen hingen. Singvögel hörte ich keine, wohl aber umkreisten uns Falken, die in den gegenüberliegenden Bergen ihre Nester haben, in weitem Bogen. Bald wurde es ungemütlich warm, und da der Weg höchst uneben, bald durch große Steine versperrt war, bald tiefe Löcher aufwies, wurde man im Ochsenwagen gehörig durcheinandergerüttelt. Ich war froh, als wir nach drei Stunden an etwas Wasser kamen, eine Seltenheit in dieser Wüste. Es wurde also wieder ausgespannt, und die Ochsen labten sich an dem kühlen Naß, das sich vom letzten Regen in einer Vertiefung unter einem schattigen Baum gesammelt hatte. Hier wurde gefrühstückt. Während ich dem frugalen Morgenimbiß tüchtig zusprach, dachte ich bei mir, daß es doch nirgends besser schmecke als draußen in der frohen Gottesnatur. Nach weiterer zweistündiger Fahrt sahen wir ganz in der Ferne die Wellblechdächer von Gaberone in der Sonne blinken, zogen aber erst gegen 5 Uhr nachmittags in das Städtchen ein.

„Ich freute mich förmlich, wieder einmal Leute von meiner Gesichtsfarbe zu sehen; ich glaubte mich in die deutsche Heimat versetzt. Bei einem deutschen Gasthofbesitzer, den ich von früher kannte, stieg ich ab. Der gute Mann nahm mich wie seinen leiblichen Bruder auf und hielt mich fest während der ganzen Dauer meiner Geschäfte. Gaberone ist durch einen ausgetrockneten Fluß, der nur während der Regenzeit Wasser mit sich führt, in zwei Teile geschieden. Auf dem rechten Ufer wohnt ein Kaffernhäuptling mit seinen 3000 Unterthanen, auf der linken Seite liegt die eigentliche Stadt. Eine Kaserne mit 60 englischen Soldaten, eine Bürgermeisterei, etliche Kaufläden und Wirtschaften und — ein Gefängnis — das ist die ganze Herrlichkeit von Gaberone. Eine ziemliche Wegstrecke von Gaberone führt die Eisenbahn vorüber, die Station liegt etwa drei Meilen von dem Städtchen entfernt. Natürlich bin ich auch dorthin gepilgert, und, offen gestanden, ich war ganz glücklich, nach langer Zeit wieder einmal einen Bahnzug zu sehen.

„Während meines Aufenthaltes besuchte ich auch das Gefängnis. Die Erlaubnis hierzu war mir bereitwilligst erteilt worden. Ich fand eine ziemliche Zahl schwarzer Gefangener. Ich tröstete und ermutigte sie, so gut ich konnte, und gab einem jeden etwas Tabak. Wie dankbar waren diese armen Leute für die kleine Liebesthat! Ich erkundigte mich auch nach Frau und Kindern, und als ich an einen diese Frage stellte, liefen ihm die hellen Thränen über das schwarze Gesicht. Schluchzend rief er aus: ‚O meine arme Frau, meine armen Kinder!‘ Und in diesem Worte lag so viel Schmerz und Leid, daß ich tief ergriffen wurde. Man sieht, auch der Schwarze hat ein Herz für die Seinen!

„Am 27. Januar trafen in dem Gasthof, wo ich logierte, noch zwei Landsleute ganz unerwartet ein, so daß wir vier Deutsche waren, unsern

Wirt eingeschlossen. ‚Das paßt ja schön,‘ sagte ich, als wir gemütlich zusammen saßen, ‚heute ist der Geburtstag des deutschen Kaisers, den müssen wir feiern.‘ ‚Das meine ich auch,‘ erwiderte mein braver Wirt, ‚die Kosten werde ich tragen.‘ Viel Kosten hat er freilich nicht gehabt, der treffliche Gasthofbesitzer. Ein kräftiges Hoch auf unsern Kaiser und ein Glas auf sein Wohl in Ehren geleert, das war unsere Feier. Es war ein bescheidenes Vergnügen, aber große Freude habe ich dabei empfunden, mitten in der südafrikanischen Wildnis, in einem verlorenen Orte an der Grenze Transvaals an den Landesvater gedacht zu haben.

„Am folgenden Tage rüstete ich mich zur Heimfahrt, nahm von meinen alten und neuen Freunden herzlichen Abschied und traf am 30. Januar gesund und wohlbehalten in Bleeschfontein wieder ein.“

19. Mai 1897. „. . . Seit etwa zwei Monaten herrscht hier in der Umgegend das sogen. ‚Klimafieber‘. Viele Weiße und Schwarze liegen auf den Farmen krank danieder. Eine gute Zahl hat dieses Fieber schon hingerafft, so z. B. in einem Burenhause nicht weit von unserer Mission, wo an einem Tage sieben Menschen starben. Die Furcht ist deshalb unter der Bevölkerung groß. Dem Missionar bietet sich jetzt reiche Gelegenheit, den Arzt zu spielen. Letzte Woche hat ein Häuptling von Melorani den hochw. P. Noel rufen lassen, da in seinem Dorfe 45 Kaffern krank lagen. P. Noel reiste unverzüglich hin und gab einem jeden Kranken eine tüchtige Dosis Chinin — bekanntlich das beste Mittel gegen Fieber — und alle 45 waren bald wieder frisch und munter. So ist P. Noel Ngaka oa Molemo, d. h. ‚Arzneigeber‘ geworden. Von überallher kommen Kranke in die Mission, selbst aus Britisch-Betschuanaland, und nicht selten geschieht es, daß der eine oder die andere der Geheilten gerührt und als besserer Mensch von dannen zieht und bald darauf um Aufnahme in den Religionsunterricht bittet.

„Unser Schulhaus ist jetzt fix und fertig. Nächsten Montag sollen die schwarzen Buben das Hirtenleben mit der Schulbank vertauschen. Alle freuen sich schon darauf, weil sie dann lesen und schreiben lernen.

„Das schönste Stückchen hätte ich beinahe vergessen. Neulich war P. Noel in Gaberone, als der dortige Häuptling ihn aufsuchte. Dieser hatte erzählen hören, daß der katholische Missionar zu Bleeschfontein den Kaffern Arznei gebe und die Kranken heile. Der Häuptling begann denn auch gleich mit der Klage: Re alo ala, re a shua, bato ha ba thusa sepe! (‚Wir sind krank, wir sterben, niemand hilft uns!‘) P. Noel erwiderte ihm: ‚Das ist deine eigene Schuld. Warum wolltest du nicht, daß P. Porte voriges Jahr in deinem Dorfe eine Mission gründete? Wäre jetzt P. Porte hier, so würde er allen deinen Leuten helfen und die Kranken gesund machen.‘ Der Häuptling sah sehr verdutzt drein und suchte sich durch Lügen und Aus-

reden aller Art aus der Klemme zu ziehen. Sicherlich wird er den nächsten katholischen Missionar, der bei ihm eine Mission gründen will, besser aufnehmen und freundlicher behandeln."

14. September 1897. „... Was machen unsere schwarzen ABC-Schützen? — Das erste, nachdem unser Schulhaus gebaut war, bestand darin, daß unsere schwarzen Buben einen schwarzen Rock und dito Hose erhielten. Alle wurden gleich gekleidet, damit keiner neidisch auf den andern werde. Freilich hat bei manchem unserer Kaffern die Hosenfrage einen harten Kampf zu bestehen gehabt. Fragte man einen alten Papa, warum er seinen Buben keine Hosen anschaffen wolle, so hieß es immer: ‚Als ich klein war, trug ich auch keine Hosen', oder: ‚Ich bin alt geworden ohne Hosen!' Wenn man sich mit der gleichen Frage an die schwarze Frau Mama wendete, so bekam man eine lange Klage zu hören, daß die Buben so wild seien und gar nicht aufpassen, daß sie die schönen Kleider gleich zerreißen, und daß die vielbeschäftigte Hausfrau doch nicht den ganzen Tag Hosen flicken könne. Übrigens bekommt der Bube, so lange er Moskimane (Knabe) ist, auch jetzt noch keine Hosen, erst als Mothlankane (Jüngling), mit dem 12. Jahre, wird er mit den ersten ‚Unaussprechlichen' beglückt. Unsere ABC-Schützen machen gute Fortschritte. Gegenwärtig sind es etwa 40. Wir führen dieselben auf folgende Weise in die Geheimnisse des ABC ein. Jene, die in der vordersten Bank sitzen, sagen laut und deutlich A, auf ein gegebenes Zeichen fallen alle übrigen ein und sagen ebenfalls A. Dann kommt B, C u. s. w. an die Reihe. Da nun jeder den andern an Eifer überbieten will und unsere Rangen über recht kräftige Stimmen verfügen, so kann man sich leicht vorstellen, was das im Anfange für ein Konzert gab, als die ganze Schule das ABC hersagte.

„Da ich als einziger Laienbruder der Mission sehr viel zu thun habe und nicht immer den Unterricht selbst erteilen kann, so hat der hochw. P. Noel vorläufig einen erwachsenen Burschen als Unterlehrer angestellt. Der Herr Hilfslehrer ist auf seine neue Würde nicht wenig stolz und hat es sogar für nötig gehalten, sich eine Brille zuzulegen. Kürzlich kam ich gegen Mittag in die Schule, um nachzusehen, ob alles in Ordnung sei. Da sehe ich den ‚Herrn Lehrer' bei Kerzenlicht Unterricht geben, obwohl es heller, klarer Sonnenschein war. Natürlich gab ich ihm wegen sothaner Verschwendung einen tüchtigen Verweis.

„Die Knaben haben vormittags Schule, die Mädchen nachmittags. Für letztere sind die Mütter schon mehr besorgt als für die Buben. Das begreift sich. Die Mädchen sind der berechtigte Stolz der Hausfrau, helfen der Mutter schon frühzeitig bei den häuslichen Arbeiten, schleppen frisches Wasser herbei, warten die kleinen Kinder u. dergl. Darum kann man es den Müttern nicht verdenken, wenn sie — ganz wie in der Heimat —

ihren Lieblingen Ohrringe, Halsbänder und andern Flitter anschaffen. Für die Sonn- und Festtage sorgt die Mutter immer, daß die Mädchen mit reingewaschenen Kleidern zur Kirche kommen. Um den glatt geschorenen Kopf tragen dieselben alle ein schneeweißes Band, das den kleinen, schwarzen Evastöchtern ganz nett ansteht.

„Den Katechismus können unsere ABC-Schützen beinahe schon alle auswendig. Das war freilich kein kleines Stück Arbeit. Zunächst wurde die Frage vorgelesen und erklärt, hierauf die Antwort. Alle zusammen wiederholten dann Frage und Antwort laut und deutlich so lange, bis die Sache klappte. Jeden Tag ist Religionsstunde. Gewöhnlich wurde in der Stunde eine Seite gelernt. Da wir bis jetzt noch nicht viel Schulbücher haben, so haben unsere Buben das ABC im Katechismus studiert und auch Leseübungen darin gehalten. Nächstens beginnt der Schreibunterricht, ich wappne mich schon jetzt mit Geduld. Etwas Rechnen und die Anfangsgründe der englischen Sprache machen den Abschluß der Elementarschulbildung. Schade ist's, daß die deutsche Sprache hierzulande nicht gesprochen wird, denn unsere Jungen scheinen mir gute Anlagen zum Erlernen der Sprachen zu haben. Drei Knaben hatte ich früher so weit gebracht, daß sie ein deutsches Schullied recht leidlich auswendig sangen.

„Nun noch eine kleine Episode aus unserem Stillleben. Vor einigen Wochen kam ein Engländer auf dem Fahrrad durch Bleeschfontein. Da hätte man unsere Kaffern und vor allem die liebe Jugend sehen sollen, wie sie das Wunderding umstanden und anstaunten. Wie das so geht bei solchen Gelegenheiten, wollte jeder das Velociped besser kennen. Einer meinte, es sei ein eisernes Pferd. Ihm fiel aber ein zweiter ins Wort: ‚Ei, es hat ja keinen Kopf, keine Beine und selbst keinen Schwanz.' Ein dritter erklärte mit Kennerblick, es sei eine Kariki, d. h. Kutsche. Da die Weisheit der Knirpse hiermit zu Ende war, meinten schließlich einige Alten, es sei doch nicht der Mühe wert, so viel Aufhebens um zwei schwache Räder zu machen; der auf dem Ding fahre, würde es nicht lange aushalten und zweifellos herunterfallen. In diesem Augenblicke kam der Engländer zurück. Höflich grüßte er die Schwarzen, schwang sich gewandt auf sein Bicycle und sauste wie der Wind davon. Man kann sich denken, was nun die Schwarzen für Augen machten. Wie werden erst diese Kinder der Wildnis die Augen aufreißen, wenn sie zum erstenmal die Eisenbahn sehen werden!"

27. Februar 1898. „Von der Rinderpest, die in den letzten Jahren ganz Südafrika so furchtbar heimsuchte, will ich diesmal schweigen; ich habe ja schon erzählt, wie Häuptlinge, die gestern noch 20000—30000 Stück Rindvieh hatten, heute an den Bettelstab gekommen sind. Ein Wort über meine Reise in die Sommerfrische.

„Ich reise jetzt nicht mehr so viel als früher, ich werde konservativ, echt seßhaft. Im Februar d. J. jedoch mußte ich eine mehrtägige Reise unternehmen, aber nicht zur Kirmes oder in irgend eine Großstadt, sondern zu einer katholischen Familie, die mitten in der Einöde wohnt. Ich freute mich auf diesen Ausflug, weil ich wieder etwas Neues erleben und erzählen konnte, ja ich jauchzte förmlich auf bei dem Gedanken, wie vornehme Herren ‚in die Sommerfrische' gehen zu können.

„Morgens um halb drei spannte ich meine Ochsen an — es war auch keine Kutsche, sondern nur ein Ochsenwagen. Mein Ziel lag im Osten. Um 8 Uhr kam ich an den Maricofluß. Die Sonne fing an zu brennen und Hunger stellte sich ein. Ein Mahnruf, dachte ich bei mir; ich hielt also inne, spannte aus und verzehrte mit meinem Kaffernbuben, der mich begleitete, das erste Frühstück, während meine Tiere am Ufer weideten. Lange durfte ich jedoch nicht rasten. Trotz der drückenden Hitze fuhren wir weiter, zuerst durch den Fluß und dann durch die öde, sandige Wildnis. Da war nicht sonderlich viel ins Notizbuch zu skizzieren. Gegen Mittag fand das Auge eine Abwechslung in der Landschaft. Lenokaning lag vor mir. Es ist ein Kafferndörfchen, das sich die Dwarsberge entlang hinzieht und prächtige Mais- und Mabelefelder angebaut hat. Kaum bemerkenswert ist die unansehnliche protestantische Kirche, die dem Einsturze nahe ist. Hinter Lenokaning wieder endlose Wildnis. Die Sonne brannte heiß vom Himmel, so daß der Schweiß aus allen Poren lief. Die Ochsen trabten langsam, nein, schlenderten bedächtig vorwärts. Ehrlich gestanden, ich bekam einen ganz gemeinen Begriff von dem Worte ‚in die Sommerfrische gehen'. Gegen Abend wurde es gemütlicher. Im kühlen Baumschatten ließ ich mich nieder. Rasch wurde ein Imbiß genommen, denn ich hatte seit morgens nichts mehr gegessen. Die kühle Nachtluft benützten wir, um noch eine gehörige Strecke voranzukommen. Heller Mondschein! Mehrmals kam mir, wenn ich an mein Gefährt dachte, der Vers auf die Lippen: ‚Lieber Mond, du gehst so langsam, nein, so stille.' Wir fuhren die Nacht hindurch bis morgens 2 Uhr. Jetzt waren Mensch und Tiere müde.

„Mit der Sonne, die hüpfend im Osten aufging, erhoben auch wir uns vom Lager, aber mit verzweifelt dumm dreinschauendem Gesichte, denn vom harten Polster hatten wir steife Knochen bekommen. Eine Tasse warmen Kaffees machte wieder alles gut. Es wurde allmählich heiß — ein zweiter prächtiger Sonnentag —, doch Kopf hoch! — ich bin ‚in der Sommerfrische'!

„Endlich gegen 10 Uhr sahen und riefen wir: Land; es waren die Maisfelder von Mahabiskraal, einer anglikanischen Missionsstation. Als später die Blechdächer erschienen, bekamen wir neuen Mut. Die Peitsche knallte, die Ochsen rafften sich auf, und nach kurzer Zeit waren wir dort. Well, Brother Kribs, good morning; how do you do? (‚Willkommen, Bruder, guten

Morgen; wie geht's?') begrüßte mich ein Engländer, der mich von früher her kannte. Ebenso freundlich war mein Gegengruß, und bei einem guten Mittagsmahle freuten wir uns über das Wiedersehen.

„Nach einer Stunde waren wir schon wieder auf dem Marsche, und gegen Abend gelangten wir in Davidskraal, unserem Ziele, an. Die gut katholische Familie, die ich besuchen wollte, war überglücklich. Auch ich freute mich und fühlte mich in diesem Kreise gleich wie zu Hause. Jetzt fing das Fragen an und nahm kein Ende. ‚Wie geht's in der Mission? Sind noch alle gesund? Bekommen wir bald einen Bischof? Was macht der Heilige Vater in Rom? Ist er noch immer rüstig?' kurz, über die ganze Christenheit wurden Fragen gestellt. Ich that meine Schuldigkeit und erzählte alles, was ich wußte. Schließlich meinte die gute Matrone, es sei doch ein großes Glück, katholisch zu sein. Vor drei Jahren gehörte sie noch der holländisch-reformierten Kirche an, ist jetzt aber das Muster einer katholischen Frau.

„Vier Tage blieb ich in dieser Familie. Dann trat ich den Rückweg an. Ich will nicht versuchen, dies höchst interessante Land zu schildern — da hilft kein Beschreiben, wie ein deutscher Dichter sagt — und es ist ja nur Wüste. Indes ein auf der Heimreise erlebtes Abenteuer muß ich erzählen.

„Morgens 3 Uhr kamen wir am Maricofluß an. Wir hatten keine Zeit zu verlieren, denn ich hatte gehört, daß es flußaufwärts stark geregnet habe. In jeder Minute konnten diese Wassermassen, die hierzulande niederstürzen, angeschossen kommen. Dazu meldete sich auch bei uns ein Gewitter, schon fing es an zu tröpfeln, der Himmel war dunkel. Als wir an den Fluß kamen, war er noch nicht angeschwollen, und dennoch bangte mir davor, jetzt durchzufahren. Doch in Gottes Namen vorwärts! — ‚Es geht, es geht!' rief ich freudig meinem Ochsentreiber zu, als wir mitten im Strome waren. Fürwahr, es ging zu gut. Ein Ochse bekommt den Koller, schlägt aus und macht die tollsten Sprünge. Schließlich bricht er den Jochschlüssel, zerreißt den Riemen und fort rennt er im vollen Galopp. Der Wagen natürlich bleibt zurück. Der andere Ochse zögert nicht lange, auch ihn faßt die Laune. Durch heftiges Hin- und Herzerren gelingt es ihm, sich loszumachen, und hurtig trabt er seinem Kameraden nach. Da saßen wir nun mitten in der Patsche. Der Regen fiel immer dichter, das Wasser rauschte. Obwohl ich jetzt ordentlich ‚in der Sommerfrische' war, machte ich ein griesgrämiges Gesicht; es war aber auch nicht zum Lachen. Gott sei Dank, daß ich den Kopf und den Mut nicht verlor. Wohl giebt's im Marico Krokodile, aber ich achtete nicht darauf, war ich doch so wie so in Lebensgefahr. Mich dem Schutze des hl. Joseph anempfehlend, warf ich mich mit dem Kaffer ins Wasser und schwamm ans Ufer. Nach

langem Hin- und Herlaufen hatten wir unsere Ochsen wieder beisammen, aber es kostete noch mehr Mühe, die störrigen Bestien ins Wasser zu bringen. Die gebrochenen Jochschlüssel wurden durch neue, die wir zur Vorsicht mitgebracht hatten, ersetzt. Dann nahm der Kaffer die Tiere am Seile, ich kam von hinten mit meiner Peitsche, und eins zwei drei waren wir aus der gefährlichen Stelle heraus. Wie ein Mühlstein fiel es mir vom Herzen, als ich mit dem Wagen das Ufer erreichte, und ich dankte Gott auf den Knieen für die wunderbare Hilfe. Als wir den ersten Hügel hinter uns hatten, machten wir Halt. Zuerst wurden die Kleider am Feuer getrocknet und dann eine Tasse Thee hinuntergeschlürft. Um Mittag kam ich in meiner Mission Bleeschfontein an. Diese Sommerfrische werde ich ewig nicht vergessen."

Bild 27. P. Alois Schoch O. M. I.

„. . . Das Klimafieber herrscht schrecklich hierzulande. Die Leute sterben zu Hunderten in den Dörfern. Auch diesmal sind die katholischen Missionare auf ihren Posten geblieben; wohl haben sie alle das Fieber gehabt, aber Gott sei Dank! niemand ist gestorben. Unsere braven schwarzen Katholiken bereiten uns wegen ihrer Frömmigkeit und ihres Eifers viele Freude. Heute wurden vom hochw. P. Schoch 26 Christen gefirmt, und am heiligen Osterfeste empfangen 7 Erwachsene die heilige Taufe."

3. März 1898. „Ende Februar wurde uns eine große Freude zu teil: wir erhielten endlich den so lang ersehnten Besuch unseres hochw. Apostol. Präfekten P. Schoch (Bild 27), der seit mehr als drei Jahren nicht mehr bei uns gewesen war. Die lange Reise nach Deutsch-Südwestafrika und verschiedene Ereignisse in Johannesburg hatten ihn verhindert, früher zu uns zu kommen. Der Empfang war aber um so herzlicher. Stundenlang konnten wir seinen Reiseabenteuern zuhören, die er uns erzählte von seiner Reise per Karren bei den Hereros, Hottentotten und Ovambos. Manche dieser Abenteuer waren sehr heiterer Art, andere jedoch mit Gefahren, Ängsten und schrecklichen Entbehrungen verbunden. Zu diesen letzteren gehörte der große Wassermangel. Dem Programm gemäß unternahmen wir am zweiten Tage eine Expedition, um einen geeigneten Platz zur Gründung einer neuen Mission, die nächstens errichtet werden soll, ausfindig zu machen. Am 24. Februar, dem Feste des hl. Matthias, brachen

wir auf, Hochw. P. Schoch, P. Noel, ein katholischer Engländer und meine Wenigkeit. Für Proviant hatte ich schon längst gesorgt, und da wir nun in der Wildnis reisten, nahmen wir es mit dem Gepäck nicht so genau. Jeder machte sich seine sieben Sachen, die Wolldecken u. dergl. selbst zurecht. Unter dem Zeltwagen fand alles hinlänglich Unterkunft. Unser Kaffer, der Zugführer, spannte die Ochsen an und dann ging's fröhlich in die weite Welt. Die heiße Mittagsonne brannte vom wolkenlosen Himmel herab. Schwer beladen war unser Wagen nicht, übrigens ging es auch immer etwas bergab. Am selben Abend schon erreichten wir den Maricofluß, den wir ohne Unfall passierten.

„Am andern Ufer des Flusses schlugen wir unser Zelt auf für die Nacht, und da der Magen zu knurren begann, wurde gleich die Kochkunst versucht. Ein Kessel mit Wasser brodelte bald lustig über dem Feuer. Hochw. P. Schoch selbst wollte den Koch spielen, wollte uns ‚Jungens' zeigen, wie man Kaffee kocht im Damaraland, und als das Gebräu endlich fertig war, mußten wir wirklich gestehen, daß manche Dame solch einen Trank nicht bereiten könnte. Unser Abendbrot schmeckte bei der frischen, kühlen Abendluft allerliebst; die Wellen des Flusses murmelten ihr Abendlied dazu. Bei Einbruch der Nacht banden wir die Ochsen fest und verrichteten dann unsere Gebete. Da es noch zu früh war, um schlafen zu gehen, setzten wir uns ums Feuer und lauschten wieder mit großem Interesse den Erzählungen des hohen Besuches.

„Am andern Morgen waren wir wieder früh auf den Beinen. Der eine nahm seine Flinte, der andere bewaffnete sich mit einem Stock, und munter ging's den Fluß entlang, zum sogenannten Maricopaß. Welch einen herrlichen Anblick haben wir an diesem Tag genossen! Hinter uns im Osten die aufgehende Sonne, deren erste Strahlen die hohen Felsen beleuchten, zu unsern Füßen der wilde Gebirgsfluß, der sich schäumend Bahn bricht durch den engen Paß der Dwarsberge, um sich dann mit brausendem Getöse über die Felsblöcke zu stürzen und endlich friedlich durch das Thal weiter nördlich zu ziehen zu seinem größeren Bruder, dem Limpopo- (Krokodil-) Fluß. Ab und zu hörte man das Geschrei der Affen in den Bergschluchten. Eine Schar dieser Gesellen kam in Schußweite; der Engländer feuerte einen Schuß ab, jedoch ohne zu treffen; im Nu war der ganze Schwarm wie weggeblasen. P. Noel bekam ein Krokodil zu sehen, auf welches er sogleich zielte, aber doch zu spät, denn das Ungeheuer war wie der Blitz in den Wellen verschwunden.

„Nach dem Frühstück nahmen wir den Platz, wo wir lagerten, etwas näher in Augenschein. Zur Anlage einer neuen Mission schien er sehr geeignet zu sein; mit viel Zeit und Geduld könnte man den Boden urbar machen. Auf Regen ist freilich auch hier nicht zu zählen, aber man müßte vielleicht eine Art Schleuse anlegen, mit deren Hilfe das Terrain stets

genügend bewässert würde, denn der Fluß fließt dicht am Lagerplatz vorbei. Alle Sorten Obst und Tropenfrüchte würden hier herrlich gedeihen, Weizen und Hafer im Winter, Mais und Kaffernkorn im Sommer kann man in Menge säen, und an Wärme fehlt es nicht. Nachdem wir nun alles besichtigt und vom zukünftigen Bauplatz einen Grundriß entworfen hatten, brachen wir wieder auf und fuhren thalaufwärts zum Häuptling Seboleo.

„Der Häuptling schien über unsern Besuch sehr erfreut zu sein. Wir drückten ihm die Hand, und majestätisch führte er uns in seine Hütte, wo er einen großen Topf Kaffernbier uns vorsetzte, welches frisch war und gut mundete. Die Verhandlungen begannen sogleich; der Häuptling sagte, er wäre sehr froh, daß er endlich einen Mornti (Lehrer) bekomme, er habe etwa 500 Kaffern, die alle ihr Bestes thun würden, dem Moruti zu helfen. Der Häuptling bat den hochw. P. Schoch, die Farm so bald als möglich zu kaufen, was derselbe auch versprach.

„Als nun alles beraten und abgemacht war, mußten wir an die Rückfahrt denken. Erst spät in der Nacht kamen wir wieder zu Hause an."

18. September 1898. „Unsere Mission hat seit meinen letzten Aufzeichnungen traurige Tage durchgemacht. Am 4. Juni gelangte zu uns ganz unverhofft die traurige Nachricht von dem Tode unseres hochverehrten und vielgeliebten Präfekten, des hochw. P. Schoch. Mit dem Tode dieses Obern sind viele, wenn nicht all unsere Hoffnungen für die Zukunft dahin. Wir konnten es anfangs kaum glauben, wenn wir daran dachten, wie der hochw. P. Präfekt uns vor drei Monaten noch in so guter Gesundheit besucht hatte. Vom Himmel herab wird er sicherlich uns segnen, sein Bild aber und sein Andenken soll uns ein Sporn sein zu ausdauernder Arbeit im Weinberg des Herrn. Zum ewigen Andenken an den teuern Vater will ich hier niederschreiben, was andere Federn zur Erinnerung aufgezeichnet:

„‚. . . In guter Gesundheit verließ P. Schoch Pretoria und die Delagoa-Bai, um sich nach Europa zu begeben. Während der ganzen Fahrt war der hochwürdige Herr wohlauf und heiter, wie der Kapitän des Schiffes mitteilte. An seinem Todestage verspürte er bis nachmittags 3 Uhr noch kein Unwohlsein. Dann aber faßte ihn plötzlich das Fieber, und am Abend war er eine Leiche. Da das Schiff noch in beträchtlicher Entfernung von Suez war, fand der Apostolische Präfekt sein Grab in den Fluten des Ozeans. Möge er in Frieden ruhen!'

„Welchen Eindruck dieser Tod des Herrn Präfekten in Transvaal hervorrief, beweist ein Schreiben aus dem Kloster der Schwestern von Nazareth zu Johannesburg an ihre ehrwürdige Generaloberin zu Hammersmith:

„‚. . . Ich bin überzeugt, daß die Nachricht vom Tode des hochw. P. Schoch für Sie niederschmetternd war. Johannesburg und ganz Transvaal ist in Trauer. Er ward geliebt von jedermann, und sein Verlust wird

besonders im Nazarethhaus schwer empfunden, da er zu dessen Gründung so vieles beigetragen hat. Die armen alten Leute und die Waisenkinder besaßen in ihm einen treuen Vater und vielgeliebten Freund. All unser Vertrauen hatten wir auf ihn gesetzt; voll Liebe und Güte, war er ein zweiter Paulus, alles für alle. P. Schoch besaß den Edelmut des Deutschen, die Liebenswürdigkeit, den zündenden Eifer und die Opferwilligkeit des Franzosen und den geraden und offenen Sinn des Engländers. Er verfügte über bedeutende Kenntnisse und großes Verwaltungstalent. Mit einem Worte, er war das Muster eines guten Ordensmannes, ein edler, demütiger, frommer, opferwilliger, seeleneifriger Priester. Wir hoffen fest, daß der liebe Gott ihm schon seinen himmlischen Lohn ausbezahlt hat.'

„Das Klimafieber hat dieses Jahr bei uns, wie überhaupt in vielen Teilen Südafrikas, schrecklich gewütet. In der ganzen Umgegend waren fast alle krank, ich selbst bin siebenmal auf das Krankenbett geworfen worden; Gott sei Dank, jetzt geht's wieder. In einem Kafferndorfe, unweit von hier, sind binnen drei Monaten 700 Personen gestorben. Auch unter der Burenbevölkerung ging es hart her. In einer kleinen Ortschaft sind 42 Weiße dem Fieber erlegen. In unserer Mission sind verhältnismäßig wenige gestorben, es waren nur 10 im ganzen, die meisten davon waren kleine Kinder.

„Ein Unglück rief das andere: mit dem Klimafieber ist die Hungersnot ins Land gekommen. Gottes Hand lastet schwer auf uns; aber wir küssen sie trotz alledem. Die Ernte ist vollständig vernichtet durch die Heuschrecken; wir haben kaum den Samen zurückbekommen. Viele Kaffern sind in die Industriegegend von Johannesburg und Kimberley gezogen, um dort ihr Stückchen Brot bei saurer Arbeit zu verdienen. Sie hatten es schließlich besser als andere, die allein dastanden und nicht fort konnten. Die katholische Mission hat ihr möglichstes gethan, um dem Elend abzuhelfen. Wir gaben alles her und machten sogar Schulden; für Arzneien haben wir allein 300 Mark ausgegeben. Welche Zukunft steht uns bevor? Wie wird die nächste Ernte ausfallen? — Wir verzagen jedoch nicht, ein lieber Vater wacht über uns. Es ist auch ein Trost für uns, zu sehen, daß der Same des Wortes Gottes bei den Schwarzen nicht auf steinigen Boden gefallen ist. Unsere Katholiken erbauen uns wirklich durch ihre Haltung in diesen schweren Prüfungen: sie hungern, sind abgemagert und ermattet, aber sie sind dennoch guter Dinge, und abends, wenn es heller Mondschein ist, ertönen schöne Muttergotteslieder über das öde, sonnenverbrannte Land.

„Diesen Winter war es außergewöhnlich kalt, so daß unsere Kaffeebäumchen erfroren sind. Am 12. Juli hatten wir dickes Eis, was etwas Unbekanntes für uns war. Dann aber kam mit einem Male die Hitze. Dieser rasche Wechsel war schuld am Klimafieber. Die hochw. PP. Noel und Valette sind 14 Tage krank gewesen."

23. April 1899. „Unsere diesjährige Ernte ist Gott sei Dank, besser ausgefallen, als wir erwartet haben. Die Maisernte ist zwar durchweg schlecht, kaum die nötigen Saatkörner konnte man bekommen, aber desto besser steht es mit der Ernte des Kaffernkorns. Überfluß giebt es nicht, aber wir haben doch genug, um nicht hungern zu müssen, kurz, unsere Kaffern sind mit dem Ausfall der Ernte zufrieden. Sie verzichten lieber auf den Mais als auf das Kaffernkorn, das für sie Speis und Trank ist. Die kaffrischen Hausfrauen verstehen es nämlich aus dem ff, einen frischen, erquickenden Trank aus dem Mabele, d. i. Kaffernkorn, herzustellen — das sogen. Kaffernbier, auch so ein Name, der den verwöhnten Europäer an das kühle „Bayrische" erinnern soll. Während 10 Tagen hatten wir Besuch von den Heuschrecken, gerade als die Frucht im besten Wachstum

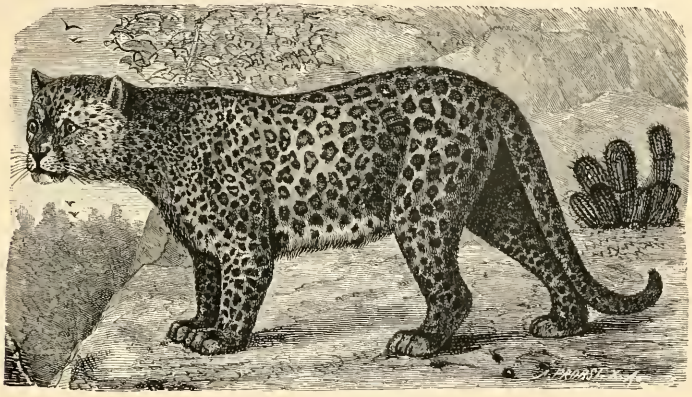

Bild 28. Leopard.

war. Dann folgte die schreckliche Dürre. In der allerheißesten Jahreszeit — Dezember und Januar — kein Tröpflein Regen zu haben, ist für den südafrikanischen Landwirt kein Spaß. Bei uns wurde der Wassermangel so groß, daß wir kaum das nötige Wasser hatten, Suppe zu kochen. Am schlimmsten waren die Haustiere daran; die mußten 20 km weit getrieben werden bis zum Maricofluß, um dort den Durst zu stillen. Endlich kam der langersehnte Regen, just auf den 1. Februar. Alles atmete erleichtert auf; die Obstbäume und Feldfrüchte erholten sich nach und nach, nur der Mais nicht, denn die Gluthitze hatte ihn total verdorrt. Das Kaffernkorn kam glücklich durch, weil es mehr Widerstandskraft als der Mais besitzt.

„Das letzte Ereignis hierzulande ist eine Leopardenjagd. In der Nacht vom 12. auf den 13. März kam ein Leopard (Bild 28) in die Nähe unseres Wohnhauses geschlichen. Unsere Hunde machten einen Höllenlärm, bis schließlich der Dieb einem für immer den Garaus machte. Folgenden Tages fanden wir den armen Vierbeiner in Stücke zerrissen im Garten

liegen; das Raubtier hatte nur die Eingeweide gefressen. Wir folgten den Spuren des ungebetenen Gastes, die nur 20 Schritte von unserem Hause entfernt waren. Einen ganzen Monat blieb es dann still. Da kam vorige Woche ein Kaffer mit der Hiobspost auf die Mission, der Leopard sei in einen Ziegenstall eingebrochen und habe sämtliche Ziegen, etwa 20 an der Zahl, erwürgt. Leider war es nur zu wahr. Jetzt aber hieß es: Auf die Leopardenjagd!

„Die Kaffern verstehen sich ausgezeichnet darauf. Erst wird eine wohlgeladene Flinte festgelegt, ganz wie man eine Falle stellt, dann an eine Schnur ein großes Stück Ziegenfleisch gebunden und das andere Ende der Schnur am Drücker der Flinte befestigt. Kommt nun das Tier und beißt in das Fleisch, so klappt der Drücker zu und die Flinte entladet sich. Das Kunststück gelang glänzend. Die Bestie, durch den Geruch des Ziegenfleisches verlockt, kam wirklich und erhielt eine Kugel links in den Kopf. Nur war sie nicht tödlich getroffen.

„Am folgenden Morgen, es war am 16. April, machten sich vier Kaffern auf, jeder mit einer Flinte bewaffnet, und folgten den Blutspuren des Tieres. Nach ziemlich langer Wanderung kamen sie an eine Höhle, die dicht an einem Abgrunde lag. Schon von ferne hörten sie das Brüllen des angeschossenen Leoparden. Behutsam stellten sich die Kaffern mit schußbereiten Gewehren um die Höhle auf. Aber der Herr bequemte sich nicht, herauszukommen. Nun zündete ein Kaffer etwas Reisig an und warf es in die Höhle, worauf die Bestie wütend herausprang, sich auf einen der Schwarzen stürzte und ihm das Gesicht zerriß, während ein zweiter das Gleichgewicht verlor und rückwärts in den Abgrund rollte. Da krachten auch schon die Büchsen und zwei wohlgezielte Kugeln saßen im Kopfe des Ungetüms. Einen Augenblick zitterte und schwankte das gewaltige Tier, und als es mit letzter Kraft zu einem neuen Sprunge ausholen wollte, trafen es zwei andere Kugeln in die Brust. Schwerfällig stürzte es nieder, röchelte und streckte sich.

„Nun wurde sogleich nach dem Kameraden im Abgrund geforscht. Zum Glück war er nicht tief gefallen und hatte sich an einem vorspringenden Felsstück und an Baumwurzeln halten können. Freilich war die unfreiwillige ‚Thalfahrt' nicht ohne Risse und Hautabschürfungen verlaufen. Der Ärmste konnte aber noch zufrieden sein, da der Kaffer, der die Tatze des Untiers im Gesichte zu fühlen bekam, viel schlimmer daran war. Hochw. P. Noel hat an den Verwundeten gehörig gepflastert und gedoktert, und hoffentlich werden sie bald geheilt sein. Jedermann in Vleeschfontein ist froh über den guten Ausgang des Abenteuers."

Und nun lebt wohl, ihr edlen Menschen, Missionare von Vleeschfontein, die ihr mich so gastfreundlich aufgenommen habt. Dank hierfür, tausend-

fachen Dank auch für die Erbauung, die mir in eurem Kreise geworden. Voll hoher, heiliger Gotteskraft zogt ihr hinaus in diese Einöde, eure Hand schlug auf den trockenen Felsen, und siehe, es entsprang in der Wüste eine „Wunderquelle", an der die armen schwarzen Söhne Afrikas ihren Durst nach Glück und Gerechtigkeit stillen und — ich hoffe es — das ewige Leben trinken. O möchte auch meinen treuen Abschiedswünschen für euch die Kraft innewohnen, daß an dieser „Quelle" jahraus jahrein Blumen der Freude blühen, daß aus dem Born sich ein Strom der Gnade über das ganze Land ergieße, und daß Tausende von geretteten Seelen, vom Tau der Gnade benetzt, im Tode nach oben steigen und für euch zu einem leuchtenden Regenbogen werden, der herrlicher ist als alle Triumphbogen, unter denen die Könige der „Goldfelder" hindurchziehen, weil er für euch zur strahlenden Bahn geworden hinan zum Throne Gottes.

V.

Auf den Goldfeldern.

Fern von gebildeten Menschen, am Ende der Reiche, wer hilft euch
Schätze finden und sie glücklich zu bringen ans Licht?
Nur Verstand und Redlichkeit helfen; es führen die beiden
Schlüssel zu jeglichem Schatz, welchen die Erde verwahrt.

Schon vor Jahrhunderten ahnte die Menschheit die reichen Goldschätze im Süden des dunkeln Erdteiles, aber es muß doch ein großer Mangel an „Verstand" vorhanden gewesen sein, wie Goethe in den oben angeführten Versen es auszusprechen wagt, da man den Schlüssel zu den Reichtümern nicht fand. Europa bezog den größeren Teil seines Goldes bis zum 15. Jahrhundert aus Afrika. Die Kaufleute des Mittelländischen Meeres standen in enger Verbindung mit den Eingeborenen der Nord- und Ostküste und tauschten ihre europäischen Handelsartikel mit dem gelben Metalle um. Bis ins graue Altertum zurück hört man von Goldfunden und Goldbergwerken in Ägypten, Nubien, im Ostsudan, in den Galla- und Somaliländern, im zentralen und westlichen Nordafrika. Die reichsten Schätze sollten jedoch mehr im Süden geborgen sein, und es machte sich in Europa mit einem Male der Wunsch geltend, selbst ins Goldland zu reisen. Die unermeßlichen Schätze des Reiches Monomotapa, das der allgemeine Glaube vielfach ins Innere und an die Ostküste Afrikas verlegte, waren für die Portugiesen wohl nicht das Hauptziel und die Haupttriebfeder, aber immerhin ein nicht zu unterschätzender Ansporn, den gefährlichen Seeweg um die Südspitze Afrikas zu wagen.

Die Portugiesen begannen mit den Wilden des Hinterlandes der Kolonie Mozambique einen lebhaften Tauschhandel und führten viel edles Metall in die alte Heimat aus. Kühne Reisende durchforschten das Innere des Landes, drangen auf dem Sambesifluss immer weiter vor, so daß sie eine ziemlich genaue Kenntnis des Maschonalandes und seiner Goldfelder sich erwarben. Die Welt würde sicher mehr von dem Reiche Monomotapa erfahren haben, wenn Brasilien nicht Portugals volle und ganze Aufmerksamkeit in Anspruch genommen hätte; die Kolonie Mozambique wurde vernachlässigt und der Handel mit dem Innern allmählich aufgegeben.

Der dunkle Schleier der Fabel und Legende senkte sich von neuem über das vielgepriesene südafrikanische Goldland. Die alten Karten von Zentralafrika, welche kurze Zeit vor und nach dem 15. Jahrhundert gezeichnet worden, galten allgemein als Produkte einer schwärmerischen Phantasie, denn man wollte und konnte sich nicht einbilden, daß jemand unter diese Wilden sich verloren hätte. Heute ist man jedoch zur Einsicht gekommen, daß die Aufzeichnung der inneren Seen und Flüsse und andere geographische Einzelheiten auf genauer Beobachtung beruhen.

Es war der Württemberger Karl Mauch, der das Goldland am Kap der guten Hoffnung zum zweitenmal entdeckte. Er begann seine Reise 1865, überschritt den Vaal, drang weiter nördlich vor und durchforschte Transvaal und das Maschonaland. Im Jahre 1866 hörte Mr. H. Hartley, der bekannte englische Elefantenjäger im Matabelenlande, von den dortigen Eingeborenen, daß Gold im Innern der Erde verborgen sei. Die breiten Adern milchweißen oder rötlichen Quarzes, welche die metamorphischen Schiefer durchsetzen, fielen ihm auf und deuteten ihm an, daß die Mitteilungen nicht so ganz unbegründet seien. So nahm er denn im darauffolgenden Jahre den deutschen Geologen und Naturforscher Mauch mit sich, der das goldhaltige Quarz sofort erkannte. Ohne Verzug spitzte dieser seine gewandte Feder, um in glänzenden Farben das goldene Morgenrot einer herrlichen Zukunft für Südafrika zu zeichnen. Wenn Bret Harte der Schriftsteller der kalifornischen Goldfelder ist, so verdient Mauch der Herold der südafrikanischen genannt zu werden.

Die Entdeckung und Eroberung Kaliforniens hat man die Argonautenhistorie des 19. Jahrhunderts genannt, und nicht mit Unrecht, denn Abenteuer und Gefahren waren denen, welche dem neuen Kolchis, sei es quer durch die endlosen Prairien und Gebirge Nordamerikas, sei es auf der langen Seereise um das Kap Horn herum, zueilten, nicht minder zu teil, als ein gülden-gleißender Lohn am Ende der Fahrt. Auch die Schilderungen Mauchs zündeten im Publikum, und ganze Haufen Abenteurer ohne bestimmten Plan, ohne jeglichen Rückhalt machten sich reisefertig nach Südafrika, brachen alle Brücken hinter sich ab und setzten auf gut Glück den Fuß auf den neuen, goldenen Boden. Man hätte einen hastenden Menschen aufhalten und ihm die Frage stellen sollen: Wohin geht dein Lauf? Welches ist dein Ziel? er hätte nicht antworten können, denn beides war noch unbestimmt, das goldene Glück stand nur in unklaren, verschwommenen Zügen vor ihm, versprach jedoch, bald aus den dunkeln Zukunftsschatten hervorzutreten, hell leuchtend und lieblich schimmernd, gleichwie die Sonne, wenn sie das Gewölk durchbrochen. Keiner glaubte, daß er sich einer Täuschung hingebe, die Kurzsichtigen bedachten einmal nicht, daß wie zum Kriegführen so auch zur Reise ins Goldland Geld gehört, ganz besonders im

kostspieligen Kampfe ums Dasein auf südafrikanischem Boden. Allerdings darf nicht in Abrede gestellt werden, daß gar mancher in Südafrika das gemütliche Schlaraffenland fand, daß der eine oder andere durch Zufall, ganz unbewußt auf das versteckte Pförtchen stieß und hineinfiel ins Land der Wünsche und Träume; aber dagegen sind tausend andere auf dem Wege dorthin oder kaum am Ziele angelangt ihren Leiden und Entbehrungen erlegen und elendig umgekommen in der entsetzlichen Wüste. Daß unter dieser goldgierigen Masse auch viele Judenportraits sich zeigten, versteht sich von selbst, war es doch für diese Menschenrasse nur ein Pilgern ins gelobte Land.

Ein gelobtes Land oder besser ein in der heiligen Offenbarung genannter Erdenfleck schien das südafrikanische Goldland auch wirklich zu sein, denn Mauch verbreitete 1871 in der Welt die große Kunde, daß er in den Zimbabwe-Ruinen das sicherste Anzeichen habe, im Lande Ophir zu sein.

Das Land Ophir wird in der Heiligen Schrift mehrmals (3 Kön. 9, 28; 10, 11; 22, 49) als Ziel von Salomons überseeischen Handelsunternehmungen bezeichnet, als das Land, wo er Gold und Edelsteine fand. Mauch schien nun gar keinen Zweifel darüber zu haben, daß der weise König Israels 1000 Jahre vor Christus seine Leute ins Maschonaland schickte, und daß dieses Reich um jene Zeit als Goldland allgemein bekannt war. In den Ruinen von Zimbabwe, die er untersuchte, sah der Württemberger die genaue Wiedergabe des auf dem Berge Moria erbauten Tempels und der Wohnung der Königin von Saba während ihres Aufenthaltes in Jerusalem. Ein enthusiastischer Engländer, der diese Ansicht zu der seinigen machte, gab sogar die Menge des Goldes an, die Salomon von hier ausführte, nämlich die Summe von 22 500 000 000 Franken.

Es ist eine unendliche Reihe von Artikeln, Broschüren und Büchern über das Land Ophir geschrieben worden, in denen uns die scharfsinnigsten Vermutungen von größerer oder geringerer Wahrscheinlichkeit entgegentreten. Die einen verlegen Ophir nach Südafrika, die andern nach Arabien, Ostindien, Ceylon, Malakka und Sumatra, wieder andere nach Amerika und Australien. Von diesen verschiedenen Meinungen können jedoch nur zwei, höchstens drei in Betracht gezogen werden, da diese allein dialektische Gründe herbeibringen, die andern nur auf purer Vermutung beruhen. Das Land Ophir lag entweder in Indien oder in Arabien oder noch im heutigen Maschonaland, und für eine jede dieser drei Hypothesen können Wahrscheinlichkeitsgründe beigebracht werden. Die aus Ophir gewonnenen Handelsgegenstände, wie kostbare Hölzer und Edelsteine, werden in allen drei Ländern nebst Gold gefunden. Nur irrtümlich, wie Professor Kaulen treffend bemerkt, werden Elfenbein, Affen und Pfauen als Ausfuhrartikel Ophirs angenommen, da an den betreffenden Stellen der Heiligen Schrift diese Gegenstände als

Ergebnis von Seefahrten bezeichnet werden, welche nach dem spanischen Tarteſſus unternommen wurden.

In innigſtem Zuſammenhange mit der Ophirfrage ſtehen die Zimbabwe-Ruinen, die man in der nächſten Nähe der ehemals ausgebeuteten und nunmehr verſchütteten Goldminen gefunden. Man begegnet wohl keinem Widerſpruch, wenn man annimmt, daß dieſe Ruinen ehemals eine Art Feſtung bildeten, wo das gewonnene Gold gereinigt und aufbewahrt wurde, und wo die Goldgräber Schutz vor etwaigen Feindſeligkeiten von ſeiten der wilden Volksſtämme des Landes ſuchten. Aber als unlösbares Rätſel iſt bis heute die Frage geblieben, wer und welches Volk eigentlich der Urheber dieſer merkwürdigen gigantiſchen Bauten iſt, die zu den großen, ewig denkwürdigen Ruinen einer alten Zeit gehören.

Auf einer Strecke von ungefähr 300 km ſchließt ſich Feſtungswerk an Feſtungswerk — wir nennen ſie Feſtungswerke, weil ihr Äußeres dieſe Vorſtellung in uns wachruft —, alle in der Nähe von alten Goldminen. Im ganzen zählt man zwanzig ſolch größerer Ruinenbauten, dürfte jedoch immer noch andere entdecken. Zu den bekannteſten gehören die von Zimbabwe, die ca. 64 km vom Fort Viktoria, auf dem öſtlichen Ufer des Fluſſes Sabia und nur 1000 m über dem Waſſerſpiegel liegen. Auf einem 130 m hohen Granitfelſen, einem „Kopje“, ſind gewaltige Granitquader von 12—15 m Größe ohne Mörtel aufeinander getürmt, ganz von bizarren Formen, die an Türme und Verteidigungswerke erinnern. Im Innern dieſes Forts wollen Reiſende Säulen und Pfeiler geſehen haben, auf denen Figuren von ſymboliſchen Vögeln eingegraben waren und die eine Höhe von anderthalb Meter hatten; ferner einen mit außerordentlich feſtem Mörtel gebauten Ofen, in dem ſich thönerne Schmelztiegel befanden, die zum Flüſſigmachen des Quarzes und zum Ausſcheiden des Goldes gedient haben, wie es noch anklebende Goldkörner zeigen; dann noch Inſtrumente, wie z. B. eine aus Speckſtein gebildete Stangengießform und verſchiedene Becken. Das Muſeum von Kapſtadt enthält mehrere ſolcher Gegenſtände.

Es iſt nicht unſere Abſicht, auf eine längere Abhandlung über die Erbauer dieſer Ruinen einzugehen, wir wollen jedoch dieſe Frage nicht ganz unberührt und unbeantwortet laſſen. Wer eingehend die Geologie Südafrikas ſtudiert hat, iſt keineswegs der ſonderbar klingenden Meinung abgeneigt, daß die Natur ſelbſt dieſe gewaltigen Maſſen aufeinander getürmt und die Menſchenkraft die Naturarbeit ausgebeſſert und zu ihren Zwecken dienſtbar gemacht hat.

Der Portugieſe João de Barros, der in der erſten Hälfte des 16. Jahrhunderts ſchrieb, ſpricht von großen Konſtruktionen im Hinterlande der portugieſiſchen Kolonie Mozambique, die er Zimbaoé nennt und die wegen des ähnlich klingenden Namens zweifelsohne mit den Zimbabwe-Ruinen überein-

stimmen. Er erwähnt unter anderem, daß die Mauren diesen Bauten ein hohes Alter beilegen, und glaubt, daß sie zum Schutz der Goldminen errichtet waren. Ganz dieselbe Bemerkung findet man in einem zu Amsterdam im Jahre 1656 herausgegebenen Atlasse, wonach also die Portugiesen nicht als die Erbauer angesehen werden können.

Sind es nicht vielleicht die wilden Stämme selbst gewesen, die diese Bauten aufführten, vielleicht als Häuptlingsburg oder als Befestigungswerke gegen die Feinde? Es giebt viele, die da behaupten, daß früher die Stämme im Innern Afrikas auf einer höheren Kulturstufe standen als heutzutage, daß sie sogar ihre Wohnungen aus Lehm und Stein aufführten. Was den zweiten Teil der Beweisführung dieser „Meinung" betrifft, so kann daraus kein logischer Schluß gezogen werden, weil sogar noch die heutigen Basutos vielfach Hütten aus Stein bauen, deshalb aber nicht größere Werke von Architektur aufweisen können; und was den ersten Teil angeht, dürfte wahrscheinlich das persönliche Urteil zu stark in die Wagschale fallen. Soviel steht fest, daß unter den Wilden des Innern sich keine bestimmten Traditionen über die Erbauer der Zimbabwe-Ruinen erhalten haben. Die Tangas erzählen sich, daß lange Zeit vor den Portugiesen weiße Männer mit langen Haaren hierher kamen und die in Frage stehenden Forts bauten; andere Eingeborene lassen statt Menschen böse Geister als die Architekten gelten, was vielleicht andeutet, daß diese Baumeister nicht allzu zart mit den Wilden umgingen.

In einer französischen Zeitschrift (Études religieuses, 32. Jahrg., Oktober 1895) legt eine sachkundige Feder das Resultat ernster Nachforschungen in den spärlichen schriftlichen Denkmälern auseinander, um dem einen oder andern Gelehrten einen Fingerzeig zu geben.

Als im 15. Jahrhundert die Portugiesen nach Zimbabwe kamen, waren die Ruinen bereits verlassen. Alle Jahre schlug hier der König von Monomotapa für kurze Zeit seinen Sitz auf, lebte aber sonst gleich seinem Volke, wie P. Santos berichtet, in Erdhütten. Die Minen waren größtenteils in den Händen der Mauren. Aus all dem geht hervor, daß Zimbabwe und seine Minen weit älter waren.

Steigen wir 300 Jahre höher, so stoßen wir auf den Geographen Edrisi, dessen Aufzeichnungen erhalten sind. Damals lag der Handel, auch der mit Gold, in den Händen der Araber, die bis tief nach dem Süden vordrangen; ihm ist das Maschonaland nicht unbekannt, doch von Zimbabwe weiß er nichts. Es ist unwahrscheinlich, daß in der verhältnismäßig kurzen Zeit von 300 Jahren, ein großes Reich im Matabelenlande gegründet wurde, ohne daß eine Tradition oder dergl. sich erhalten hätte. Weiß doch die Geschichte mancherlei zu berichten, so vom Einfall der Jaggas, die den ganzen afrikanischen Kontinent plündernd durchzogen. Gewiß hätte sich also eine

etwaige Kenntnis erhalten müssen, wenn zwischen dem 12. und 15. Jahrhundert im heutigen Matabelenlande ein großes Reich entstanden wäre, dem Zimbabwe seinen Ursprung verdankte.

Wir müssen also mit unsern Forschungen wieder höher hinaufsteigen. Im 10 Jahrhundert berichtet Macudi in seinen „Goldfeldern" von einem großen Reiche der Zendj. Hätten nun beispielsweise kurz vor der Gründung dieses Reiches die Araber Zimbabwe gegründet und hätten die Zendj diese entfernten arabischen Handelskolonien zerstört, dann würde sich hierüber sicher etwas in den arabischen Schriftstellern jener Zeit finden. Aber nichts derartiges ist aufgezeichnet. Sodann können auch die Spuren eines heidnischen Götzenkultes, wie sie sich in Zimbabwe finden, nicht von einem monotheistischen Volke herstammen, wie es schon damals das Volk der Araber (Mohammedaner!) war.

Im 6. Jahrhundert schrieb Kosmas Indicopleustes seine „Christliche Topographie". Er weiß zwar nichts von Zimbabwe und seinen Goldminen, aber wohl, daß tief unten im Süden Gold gefunden wird. Umständlich erzählt er, wie alle zwei Jahre der König der Axomiter (Abessinien) eine Karawane nach dem Süden sandte, die sechs Monate brauchte und die gegen Salz und Eisen Gold einhandelte, das die Eingeborenen in kleinen Haufen ihnen gaben. Warum sollten diese Karawanen nicht bis zum Sambesi vorgedrungen sein, zumal die Dauer der Reise dafür spricht, und der Aufenthalt der Karawane im „Goldlande" nur 5—6 Tage währte?

Doch woher hatten die Axomiter die Kenntnis dieses Weges? Eine andere Lösung finden wir nicht als die, daß die Araber, d. h. die Bewohner der Arabia felix oder Jemen, sie ihnen gaben, an die sie auch ihr Gold verhandelten. Schon in den ersten christlichen Jahrhunderten unterhielten, wie Strabo und Ptolemäus, die alten Geographen, andeuten, die Araber einen lebhaften Verkehr mit Afrika. Ptolemäus hat seine Kenntnis über den Süden des dunkeln Erdteils von einem arabischen Kaufmann. Er setzt unter den 16. Grad südlicher Breite (südlich von Sansibar) das Land Agisymba, wohin die Araber sicher vordrangen. Um 135 n. Chr. schrieb Ptolemäus, um 138 war Antoninus Pius römischer Kaiser, von dem sich in den Ruinen Zimbabwes eine Münze vorgefunden hat. Könnte nicht Zimbabwe aus jener Zeit stammen? Vielleicht findet sich die Lösung dieser Frage in Arabien selbst. Denn schon zwischen der arabischen Bauart und der Zimbabwes herrscht eine gewisse Ähnlichkeit. Bestätigt sich die Hypothese für den arabischen Ursprung Zimbabwes, so mögen Zimbabwe und seine Minen wohl schon im 2. Jahrhundert verlassen worden sein, damals als Mareb in Jemen, das alte Saba, beim Durchbruch der Schleusen unterging und somit wohl auch der ganze Handel litt. Lange blieben Zimbabwe und seine Minen verlassen, bis die mohammedanischen Araber die Handelsver-

bindungen ihrer heidnischen Vorfahren wieder anknüpften und bis zum Sambesi herab ihre Faktoreien einrichteten. Die afrikanische Küste Ostafrikas hieß ja auf eine lange Strecke hin Sofala oder arabisch Sofâlat edh-Dhahab (die Goldebenen). War nun auch nicht, wie die Araber vorgaben, Zimbabwe das Reich der Königin von Saba, so doch wohl eine Kolonie ihrer Herrschaft.

So scharfsinnig die vorstehende Untersuchung auch sein mag, so hat sie doch nur den Wert einer Hypothese, die von manchen namhaften Gelehrten nicht angenommen wird. Diese behaupten vielmehr, Arabien hätte sein Gold in Äthiopien gefunden und brauchte nicht in das Maschonaland zu gehen.

Die Tati-Goldfelder (Bild 29) im Matabelenland wurden also zuerst entdeckt und zuerst beschrieben. Der Goldfund im Pretoria-Distrikte durch den Burgher Marais im Jahre 1854 wurde von den aller geschäftlichen Unruhe und fremdem Menschenandrange feindseligen Buren totgeschwiegen, und die Mitteilung des Missionars Logegary im Jahre 1858, daß er im Norden Transvaals goldführende Quarzstufen gesammelt habe, von dem Staatssekretär der Republik mit Apathie aufgenommen und unberücksichtigt gelassen. Die von Mauch im Jahre 1867 entdeckten Tati-Goldfelder liegen 21° 27′ südlicher Breite und 27° 40′ östlicher Länge von Greenwich, gehen in der Richtung von Nordwesten nach Südosten und haben eine Ausdehnung von 40 Meilen in der Länge und 14 Meilen in der Breite. Sir John Swinburn, Mitglied der Londoner Gesellschaft, und Kapitän Levert, Mitglied der Limpopo-Gesellschaft, kamen im Jahre 1868, mit Maschinen ausgerüstet, hierher, um die Ausbeutung zu beginnen. Friedliche Arbeit war Levert vom Matabelenhäuptling Moselekatse versprochen worden. Die Goldgräber fanden mehrere 60—70 Fuß tiefe Schachte vor, deren Alter man nach den Bäumen, die darin gewachsen waren, auf ungefähr 200 Jahre berechnete. Noch große Schätze lagen im Innern des Bodens verborgen, das Quarz war ziemlich goldreich, man versprach sich zuversichtlich gewaltige Reichtümer in nicht allzulanger Zeit. Aber zu bald schon sollte die Rückwirkung kommen. Im ersten Feuereifer hatten die Goldsucher nicht mit allen Faktoren gerechnet. Die neuen Gesellschaften, welche die Ausbeutung der Minen übernommen, machten Bankrott. Zudem brach ein Fieber unter diesen im fremden, wilden Lande verlorenen Menschen aus, raffte viele von ihnen hinweg und verjagte die andern, von denen manche in Transvaal sich niederließen.

Wenige Wochen nach der Entdeckung der Tati-Goldfelder fand man 350 Meilen weiter im Süden in der Richtung nach Nordosten andere Goldminen, die jedoch nicht lange von sich reden machten, da die ersten Unternehmer fast alle einem heimtückischen Fieber erlagen. Die anfängliche ängstliche Zurückhaltung der Burenbehörden machte 1868 einer besseren Erkenntnis

Bild 29. Tati-Goldfelder.

dessen, was der Wohlfahrt des Landes fromme, Platz; das früher erlassene Schürfverbot wurde aufgehoben, das Suchen nach edeln Metallen begünstigt und sogar belohnt.

Im Jahre 1871 entdeckte der in Südafrika wohlbekannte Mr. Button Goldminen oberhalb Lydenburg in Transvaal. Er ging nach England, wo er eine Minengesellschaft ins Leben rief, die ein Kapital von 50 000 Pfd. St. einsetzen konnte, und kehrte dann mit einer großen Anzahl tüchtiger Arbeitskräfte und mächtigen Maschinen zurück. Ungeahnte Schwierigkeiten, besonders das im Hauptschachte sich befindliche Wasser, hemmten lange den Erfolg; dennoch blieb dieser nicht gänzlich aus, und alles ging schließlich ausgezeichnet bis zum Jahre 1881, wo in der allgemeinen Erhebung des Burenvolkes gegen England das Maschinenwerk zerstört und aus dem Metalle Kugeln gegossen wurden.

Die größte Aufregung riefen die De Kaap-Felder im Osten Transvaals in der Welt der Kapitalisten und Goldsucher hervor. Der Hauptort des von einem Hügelkranz eingeschlossenen De Kaap-Thales ist das kleine Städtchen Barberton. Es wurde im Jahre 1885 gegründet und hat seinen Namen von einem englischen Gentleman, Mr. Barber, erhalten, der während des Winters 1884—1885 hier des edeln Weidwerks pflegte. Als er eines Tages an den Fluß Umwoti kam, bemerkte er ganz zufällig an dem ihm gegenüberliegenden Ufer eine Quarzschicht, die sichtbare Goldflitterchen dem Auge darbot. Seit dieser Stunde war das De Kaap-Thal der Welt bekannt. Allerdings hatte der Ruhm Barbertons sein Auf- und Niedergehen, gleich den Hügeln, die es umschließen; sein Klima war im Anfang verrufen und das Sumpffieber vertrieb viele Goldsucher. Doch ist in den letzten Jahren ein Fortschritt zum Besseren zu verzeichnen gewesen. Die Goldschichten bewährten sich, die Ansichten über das Klima wurden berichtigt, und bald kamen kühne Goldgräber und reiche Kapitalisten ins Land. Wenn Johannesburg das erste Goldland Transvaals ist, so folgt Barberton an zweiter Stelle.

Acht Meilen von Barberton entfernt liegt auf einer Anhöhe die Farm Moodie, welche sich zu einem ergiebigen Goldbergwerke entwickelt hat. Dieser ausgedehnte Besitz wurde vor einigen zwanzig Jahren durch einen Herrn Namens Moodie von der transvaalschen Regierung käuflich erworben, ohne daß dieser den im Innern verborgenen Reichtum ahnte. Er war ein weitblickender Mann, der voraussah, daß in Bälde eine Eisenbahn von Pretoria nach der Delagoa-Bai gebaut werden müsse, was seinem Besitztum jedenfalls einen bedeutenden Wert geben würde. Im Jahre 1882 fand man zufälligerweise, daß Goldschichten in der Farm enthalten seien. Da die Aussichten gute waren, wurde der Zulauf ein gewaltiger. Sobald die Kaufleute von Natal davon hörten, war es ihnen darum zu thun, das Monopol des Handels auf diesen neuen Goldfeldern sich zu sichern; sie

bildeten ein Syndikat und kauften die Farm für 240000 Pfd. St. Um die anwesenden Goldgräber auf eine möglichst beschränkte Zahl herabzudrücken, legten sie denselben schwierige Bedingungen auf: ein Gräber mußte für eine gepachtete Parzelle von 150—200 Quadratfuß monatlich 10 Mark zahlen und dazu $4^1/_2$—$7^1/_2$ Prozent vom aufgefundenen Golde abliefern. Die guten Kaufleute hatten in ihrer Habsucht nicht mit der Möglichkeit gerechnet, daß durch solche Forderungen das Huhn, das goldene Eier legt, getötet werden könne. Dies trat wirklich ein. Den armen Arbeitern war es rein unmöglich, die im Lande so teuren Lebensmittel mit dem oft weniger als spärlichen Gewinn sich anzuschaffen, und viele verließen deshalb Moodie und begaben sich auf die der transvaalschen Regierung angehörenden und besseren Gewinn versprechenden Minen der „Scheba".

Die Great Sheba Reef genannten Quarzgänge bilden eine am De Kaap-Thale sich hinziehende Hügelkette. Der Zutritt ist allerdings äußerst schwer, und die Beförderung des Quarzes zu den Mühlen kostet viel Mühe und Arbeit. Indes lohnt sich die Arbeit reichlich, da durch die heutzutage eingeführten Einrichtungen zum Goldausscheiden ein recht bedeutender Gewinn erzielt werden kann.

Es ist von Wichtigkeit, darauf hinzuweisen, daß anfänglich das Gold im De Kaap-Thal und in den andern Teilen Südafrikas vielfach in ganz andern Verhältnissen auftrat als in den Minen von Johannesburg. Wie auf allen alten Goldfeldern hat man auch im Osten und Norden Transvaals das edle Metall nicht auf primärer Lagerstätte, d. h. in seinem Muttergestein, das in den meisten Fällen das Quarz ist, aufgefunden, sondern auf sekundärer Lagerstätte, unter den Trümmern des Muttergesteins, die vom Wasser fortgeschwemmt worden sind. Die Goldgräber untersuchen zuerst das Gerölle eines Flusses. Daß das Gold im harten Felsen verborgen ist, wissen sie sehr gut, scheuen aber vor der schweren und kostspieligen Arbeit zurück, es aus dem harten Quarze herauszufördern, wobei in sehr vielen Fällen die Ausgaben den Gewinn weit übersteigen. Sie spähen daher die Orte auf, wo die Natur vorgearbeitet und die Mühe des Grabens wesentlich erleichtert hat. Die Elemente haben im Laufe der Zeit die goldhaltigen Erdschichten angegriffen, haben das Quarz gelockert und schließlich zerstreut; das Wasser kam und führte die Trümmer mit sich fort. Von diesen zerkleinerten Felsstücken trennten sich allmählich die leichteren Teilchen, die unedeln Metalle wurden oxydiert und als Oxyde fortgeschwemmt, während die schwereren und widerstandsfähigen Metalle vereinigt blieben und auf den Boden sanken. So ist am Fuße der Berge der Sand der Flüsse mitunter ein förmliches Mineralienkabinett. Ist in den Quarztrümmern Gold enthalten gewesen, so wird es sich gleichfalls unten im Sand ansetzen und es wird alsdann als Waschgold gewonnen. Der Goldgräber

hält sich aber nicht an der Erdoberfläche auf, denn er weiß, daß vor Jahrhunderten und Jahrtausenden andere Flüsse existierten, die möglicherweise auch ihr goldführendes Gerölle hatten, und so wird er denn nachgraben, um auf ein altes Bett vorzeitlicher Flüsse und Bäche zu stoßen.

Die Minen von Witwatersrand sind weder ein Anschwemmungsland noch ein riesiges Kabinett von Quarztrümmern, die irgend ein vorzeitlicher Fluß angehäuft hat. Das Gold ist hier in seinem Muttergestein enthalten, und zwar nicht in kleinen Flitterchen, sondern findet sich im Quarze in so feinen Teilchen eingesprengt, daß das Auge sie nicht sieht; es ist überdies mit Eisenpyrit verbunden und in festem Kieselzement eingeschlossen, so daß es nur die Maschinentechnik zu gewinnen versteht. Wenn wir aber den Auffindungsort des Goldes auf dem Witwatersrand in Gegensatz stellen zu dem Alluvium der andern Goldfelder, so wolle man nicht daraus schließen, daß die Meeresströmungen und großen Flüsse in den allerersten Zeitperioden nicht die Urheber der Quarzadern und zugleich die Urheber ihrer Lage gewesen seien; nein, das wäre eine schlechte Folgerung, denn gerade diese Hypothese ist die wahrscheinlichste.

Wie schon weiter oben ausgeführt wurde, befinden sich in dem Granit und den älteren, den Granit unmittelbar überlagernden Schichten goldführende Quarzgänge auf eine Länge von 10—30 km, die den Senkungen und dem Einfalle der Schichten folgen. Es kommen indes Unregelmäßigkeiten vor, wie z. B. daß der Quarzgang vom Winkel der einfallenden Schichten abbiegt oder bald dicker bald dünner ist. Über die Quarzgänge giebt uns Schmeisser interessante Einzelheiten: „Die eigentliche Hauptgangausfüllungsmasse, die Gangart, besteht aus Quarz meist milchweißer, wasserheller oder grauer, seltener bläulicher, gelblicher, rötlicher, grünlicher oder schwarzer Farbe. Die verschiedenen Quarzarten sind zuweilen derart gemischt, daß der Quarz marmoriert erscheint. Er ist glasig mit muscheligem Bruch, dicht, derb oder von quarzitischer Ausbildung, d. h. wie aus einem Gemisch feinster Quarzsandteilchen bestehend. Zum Quarz gesellen sich Gold, oft viel Schwefelkies, weniger Kupferkies, Kupferglanz, Covellin und Buntkupfererz, Antimonglanz, Arsenikkies, Braunspat, Spateisenstein, Magnesit, Bleiglanz und Zinkblende. Diese Mineralien sind am Ausgehenden der Gänge und oft tief im Gang hinab umgewandelt in Brauneisenerz, Gelbeisenocker, Malachit und Kupferlasur, Antimonocker, Antimonblüte, Bleisulfat und Weißbleierz. Einzelne Gänge, welche am Ausgehenden Schwefelkies in größerer Menge geführt, und durch dessen Zersetzung und Auslaugung ein gebräuntes oder geschwärztes und zerfressenes Aussehen erlangt haben, bezeichnet man als ‚verbrannte Gänge‘.“

Eine Zusammenstellung mit beigefügter kurzer Beschreibung der transvaalschen Goldfelder bringt Seidel (Transvaal S. 221—223), der sich

hierbei auf die Angaben des Bergrates Schmeisser und des Dr. Schenk beruft. „Im Osten der Republik liegt das reiche ‚De Kaap-Goldfeld'. Durch die Berge, welche im Süden und Osten den De Kaap-Thalkessel umschließen, setzt eine Anzahl goldführender Quarzgänge. Hier ist das sogen. Moodie-Goldfeld gelegen. In den Bergen bei Eureka City werden die Gänge zahlreicher, mächtiger und reicher; in dem berühmten Schebaberge erreicht das Gangvorkommen in der Scheba-Goldgrube eine großartige Entwicklung. Auch in der weiteren Umgebung dieser Hauptfundorte stehen noch viele minder ertragreiche Gänge an.

Mehrere Lagergänge von nicht unbedeutender Mächtigkeit, aber geringem Goldgehalt, liegen bei Steynsdorp, südlich vom Komatifluss. Nördlich vom Selatifluss erstreckt sich vom östlichen Steilabsturz der Drakenberge ab in einer Breite von 6—8 km in nordöstlicher Richtung etwa 80 km weit eine Zone krystallinischer Schiefer u. dgl., in welcher das sogen. Goldbelt des Selati-Goldfeldes liegt.

Die dieses Goldbelt durchziehenden, zumeist im Streichen der Gebirgsschichten liegenden Gänge treten zu zwei lang gestreckten Ganzzügen zusammen, von denen der eine die nördliche, die eigentliche Murchison-Bergkette, der andere die südliche, die Spitzkop-Bergkette durchsetzt.

Das die Sutherland Hills und den Madzimbanombe umschließende Gebiet der Swazischichten bildet den Bereich des Klein-Letaba-Goldfeldes. Zwischen dem Groß- und dem Klein-Letaba liegt das Molototsi-Goldfeld, das aber keine wesentliche Bedeutung hat, da die im Granit anstehenden Gänge in der Teufe verarmen. Teils im Granit, teils im quarzitischen Sandstein aufsetzend, durchziehen goldführende Quarzgänge in den verschiedensten Richtungen das Woodbush-Gebirge, den nordwestlichen Ausläufer der Drakenberge südlich Haenertsburg und das sogen. Houtboschberg-Goldfeld. Endlich sind in der Nähe von Marabastad und Smitsdorp mehrere Lagerstätten erschlossen worden.

Fast über das ganze südliche, westliche und mittlere Transvaal, und zwar nach Osten bis zu den Drakenbergen und nach Norden über die Magaliesberge hinaus, erstrecken sich die goldhaltigen Kapschichten, welche das granitische Grundgebirge überlagern. Sie umfassen namentlich die Distrikte Potchefstroom, Marico, Rustenberg, Pretoria und Lydenburg. Hierher gehört zunächst das Witwatersrand-Goldfeld.

Östlich von Klerksdorp treten einige Konglomerat-Flözzüge und westlich von dem Ort eine Flözmulde auf, die das Klerksdorp-Goldfeld bilden. Wahrscheinlich sind die hier auftretenden Konglomerate für Ausläufer der Witwatersrandflöze zu halten. Auch bei Vrijheid, 290 km südöstlich Johannesburgs im Flußgebiete des Umwolosi-River gelegen, sind Konglomeratflöze gefunden worden. Im Lydenburg-Distrikt sind einige goldführende

Sandsteinflöze festgestellt. Gleichartige Vorkommen finden sich auf den Höhenzügen, welche den De Kaap-Thalkessel im Süden und Osten umschließen. Auf den Farmen Frankfort und Waterval sowie an andern Orten des Lydenburger Distrikts treten in den Kapschichten mehrfach auch goldführende Quarzadern auf. In gleicher Weise finden sich schmale Quarzgänge im Duivels-Kantoor, stellenweise nördlich des Witwatersrand, sowie endlich auf dem Malmani-Goldfeld im Marico-Distrikt. Doch sind diese Gangvorkommen wenig bedeutend."

Witwatersrand, der Kürze halber Rand genannt, ist das größte und reichhaltigste Goldgebiet von Südafrika, und man kann getrost sagen, der ganzen Welt. Es ist die Hügelkette, die sich von Osten nach Westen mit einer Durchschnittshöhe von 1500 m über dem Wasserspiegel durch das südliche Transvaal hinzieht. Im Jahre 1854 erscholl plötzlich die Kunde, daß man auf dem Rand Gold entdeckt habe, aber alsogleich verstummte sie wieder, denn die Buren wollten Farmer bleiben, wollten in ihren gemütlichen Beschäftigungen nicht durch fremde Eindringlinge gestört sein; sie hinderten infolgedessen die Goldsucher an weiteren Nachforschungen. Als aber ein gewisser Arnold im Jahre 1884 ein goldhaltiges Konglomerat auf der Farm des Buren Geldenhuis fand, war es nicht mehr möglich, das Gerücht zu unterdrücken. Noch im selben Jahre ging die Farm in den Besitz der Gebrüder Struben über, die fleißig den Boden durchwühlten und schließlich das „Confidence Reef" — das Zuversichtsflöz — entdeckten. Sie waren über Nacht reiche Männer geworden. Auch an andern Stellen fand man edles Metall, und so begann die Völkerwanderung nach dem Rand. Viele waren enttäuscht, weil sie hier kein Waschgold fanden, andere aber suchten unermüdlich und oft mit fast übermenschlicher Anstrengung das im Quarz versteckte Metall. Die Gebrüder Struben errichteten im Dezember 1885 ein Pochwerk, wo sie das goldhaltige Gestein zermalmten und dann mittels Quecksilber das Gold auffingen. Dem Beispiele folgten andere, und so mußte am 18. Juli 1886 die transvaalsche Regierung neun Farmen auf dem Rand als Goldfelder erklären. In Europa pries man Transvaal als ein neues Eldorado, alle Köpfe waren verwirrt, alles stürmte und lief, um Goldaktien zu kaufen. An den Börsen von London, Paris und Berlin herrschte um diese Zeit das tollste Treiben. Zahlreiche Kompagnien bildeten sich und kauften Grund und Boden, wo nur das geringste Anzeichen von Gold vorhanden war, andere spekulierten auf die Leichtgläubigkeit der Menge und verübten Betrug und Diebstahl in ungeheuerlichem Maße. Die Begeisterung nahm zu, als einige Kompagnien, wie die La Jubilée und Wemmer, 25 und 57 Prozent Dividenden auszahlen konnten. Die Kompagnien trieben jedoch den reinsten Raubbau, führten nur die allerergiebigsten Erze in die Pochwerke, blieben an der Oberfläche, kurz, zielten vor allem auf einen größtmöglichen Gewinn.

Nach Ingenieuren schaute man sich nicht um, die Diamantgräber kamen von Kimberley hierher und begannen die Goldminen auszubeuten gerade so wie die Diamantpfeifen; die neuen Bergleute hatten keine Schule besucht, keine Erfahrung im Bergwerkfache gesammelt, waren noch bis vor kurzem Jäger, Händler und Landstreicher gewesen. Dieser voreiligen und überhetzten Industrie mußte unausbleiblich eine empfindliche Rückwirkung folgen. Der furchtbare Zusammenbruch, der alle Zukunft der Goldfelder zu zerstören drohte, kam 1889. Nur wenige gut fundierte Gesellschaften gingen daraus ohne Schaden und lebensfähig hervor.

Heute spricht man von den Ausgrabungen der Jahre 1887—1890 wie von vorgeschichtlichen Arbeiten, und man schüttelt den Kopf in Erinnerung an die alten Goldgräber, die nicht daran glauben wollten, daß der spärliche Goldgewinn jemals die großen Auslagen decken würde. Bald wurde die Lücke in der geologisch-technischen Kenntnis des Rands ausgefüllt, und tüchtige Goldgräber aus Kalifornien und Australien erkannten, daß mit einer besseren Leitung und guten Maschinen die reichen goldhaltigen Schichten mit Erfolg ausgebeutet werden könnten. Um das Innere der Goldschichten und die Teufe der Goldadern kennen zu lernen, begannen drei Engländer, sich stützend auf die bisherige Kenntnis der Lage und Richtung der Goldflöze an der Oberfläche, das großartige Unternehmen, einen tiefen Schacht anzulegen. Vor keiner Schwierigkeit wichen sie zurück und ließen sich durch eine 15 Monate andauernde Unsicherheit und bittere Enttäuschungen nicht entmutigen; sie stießen auf verschiedene Erdschichten, die sie vorzufinden gehofft, blieben jedoch nicht dabei, bohrten tiefer und tiefer und ruhten nicht eher, als bis sie goldhaltige Schichten erreicht hatten. Der Erfolg dieses Unternehmens, das einzig von den kühnen Forschern ausging, und zu dem sich die Regierung, ihrem System getreu, scheinbar gleichgültig und unthätig verhalten hatte, war reichlich lohnend. Unten waren die Goldschichten reichhaltiger und konnten leichter und in größerem Maße ausgebeutet werden.

Seit dem Jahre 1891 machte sich ein erheblicher Fortschritt in allen Zweigen des Bergbaues der Goldminen bemerkbar. Die durch den Krach von 1889 eingetretene Stockung im Handel der Kapkolonie und von ganz Südafrika verschwand, und es wehte bald wieder frisches Leben auf dem Witwatersrand. Die Eisenbahn vom Kap nach Johannesburg wurde gebaut, Kohlen in der Nähe der Goldminen entdeckt, die Maschinen und Werkzeuge vermehrt und verbessert, Arbeiter und tüchtige, im Bergwerkfache erprobte Männer stellten ihre Kräfte und Kenntnisse zur Verfügung, und nach ein paar Jahren war Johannesburg als das reichste Goldland und das erste aller Goldbergwerke in aller Welt bekannt. Zu diesem erfreulichen Aufschwunge trug die Entdeckung des Cyanisierverfahrens, wodurch ein bedeutend höherer Prozentsatz von Gold aus dem Quarz ausgeschieden wurde, mit am meisten bei.

Für die Entwicklung der Mineninduſtrie auf dem Rand ſind die Gutachten des amerikaniſchen Ingenieurs Hamilton Smith (Januar 1892) und des Königl. Preußiſchen Bergrats Schmeiſſer (Februar 1893) von unſchätzbarer Bedeutung. Europäiſches Kapital drang in Transvaal ein; Deutſchland, Frankreich, Öſterreich, Italien, Amerika und ſogar die Türkei halfen mit an der Gründung neuer Kompagnien oder an der Hebung der alten verkrachten, die vielfach einen neuen Namen annahmen. Abraham, ein guter Kenner der damaligen Verhältniſſe, ſchildert die Lage auf dem Rand folgendermaßen: „Zwei Jahre nach Erſcheinen des Hamilton Smithſchen Berichtes begann die Pariſer haute banque, angeregt durch eine halb wiſſenſchaftliche, halb geſchäftliche Propaganda, durch den außergewöhnlich niedrigen Zinsfuß und das Brachliegen großer Kapitalien, die Randinduſtrie, die gerade in dieſem Jahre in glänzendſtem Lichte erſchien, mit Hilfe praktiſcher Fachleute zu ſtudieren.

„Von Paris ausgehend, verbreitete ſich gegen Ende 1894 über ganz Europa eine ſtändig ſteigende Kaufluſt für Witwatersrand-Aktien, welche ſehr bald in ein Spekulationsfieber ausartete, das man in Johannesburg auszubeuten verſtand. Die Kompagnien erhöhten ihre Aktienkapitalien, neue Geſellſchaften, ſeien es Bergwerksunternehmungen oder Landkompagnien, wurden gegründet und zogen unüberſehbare Summen europäiſchen Geldes nach Johannesburg. Es war bald nicht mehr von einem Aufblühen der Induſtrie und von der Verbreitung allgemeinen Wohlſtandes dort die Rede, nein, die „Minenkröſuſſe“ ſchoſſen bei dieſer Treibhaushitze üppig wie Pilze in die Höhe. Die Johannesburger Börſe hatte ſich in eine Spielbank verwandelt und die angeſehenſten afrikaniſchen Häuſer waren Bankhalter, während die Zahl der eingewanderten „Pointers“ von Tag zu Tag wuchs.

„Unter dieſem demoraliſierenden Einfluß wurden die Uitlanders immer ſelbſtbewußter und anmaßender. Für die allmählichen, aber zielbewußten Reformen Krügers hatten ſie kein Verſtändnis und keine Dankbarkeit. Auf ihre Majorität und ihren Geldbeutel pochend, gründeten ſie die National-Union mit 40 000 Mitgliedern, die ihre Forderungen durch ihren geſchäftsführenden Ausſchuß, die Reformpartei, mit übergroßer Energie bei der Regierung durchſetzen ſollte.

„Im Oktober 1895 brach endlich die wahnſinnige Minenſpekulation in Europa zuſammen. Die Aktien fielen faſt auf die Hälfte ihres Wertes, in Europa eine vorübergehende Börſenkriſis hervorrufend, ſo allgemein war das Spiel in Goldbergwerksaktien geworden. Johannesburg war beim Krach ziemlich glimpflich weggekommen, aber nach der Ernüchterung ſah man ein, daß die wahnſinnigen Projekte, die man zur Zeit des Spekulationsrauſches geſchmiedet hatte, unausführbar waren, ſchon aus dem Grunde, weil es auf Jahre hinaus unmöglich erſchien, die notwendigen Arbeiter um

Johannesburg zu konzentrieren, um so weniger, als sich jetzt schon ein Arbeitermangel bei der Industrie fühlbar machte. Besonders die von Cecil Rhodes geleiteten großen Unternehmungen, die ‚Chartered Company' und die ‚Goldfields of South Africa', hatten sich derart in weitgehende Ideen: Aufschließung unübersehbarer, ungeprüfter Grubenfelder, verrannt, daß es ihrem Herrn und Meister jetzt, nachdem der Sharesschwindel (share = Parzelle, Aktie) aufgehört hatte, sehr schwül wurde. Er hielt es an der Zeit, gestützt auf die National-Union, einen großen Coup im Stile der Eroberung von Matabelenland auszuführen."

Die goldhaltigen Konglomeratflöze erstrecken sich, wie bereits oben gesagt, östlich und westlich von Johannesburg, östlich bis Boksburg, westlich bis Krügersdorp. Die Gesamtlänge in gerader Linie beträgt über 60 km. Oben, d. h. im östlichen Teile, hat das Flöz einen tiefen Einfallswinkel — etwa 85° —, mehr unten nimmt es eine geneigtere Lage an. Den Austritt des Flözes bezeichnet man in Transvaal mit dem Worte „Outcrop". Die verschiedenen Flöze, hier „Riffe" genannt, liegen in Sandstein gebettet und sind gebildet aus Quarzgeröllen (sogen. Pebbles) von der Größe einer Erbse bis zu der einer Walnuß von 1—2 cm Durchmesser. Die Quarztrümmer von verschiedener, meist aber blaugrauer Farbe, sind entweder durch einen eisenhaltigen oder einen schwefelkiesführenden Thon oder Quarzzement verkittet und zusammengehalten. In diesem Thone ist das Gold enthalten, entweder frei in sehr kleinen Flitterchen oder an den Schwefelkies gebunden. Die Buren nennen das goldhaltige Quarz „Banket", d. i. holländisches Zuckergebäck oder Mandelkuchen, weil gleichwie im Kuchen die Mandeln zerstreut stecken, so auch im Gestein die goldführenden Thonmandeln sich befinden (Bild 30). Man unterscheidet acht verschiedene Flöze oder Träger des Goldgehalts. Das Hauptflöz oder Main Reef hat eine Breite von $1\frac{1}{2}$—$2\frac{1}{2}$ m, enthält

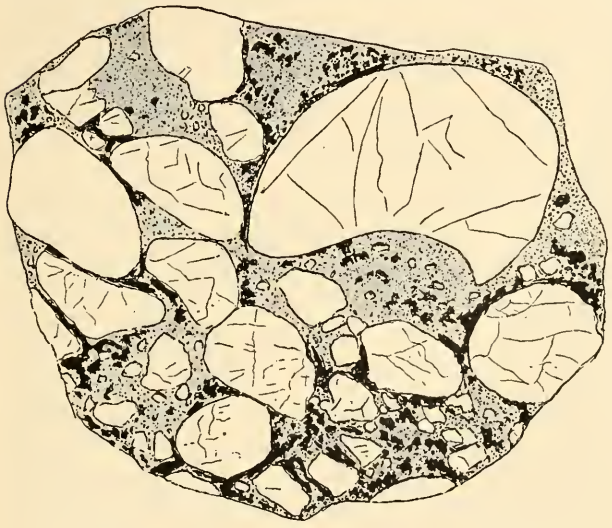

Bild 30. Goldhaltiges Gestein aus Balmoral. (Nach de Launay, Les Mines d'Or du Transvaal).

jedoch nicht viel Gold, auf eine Tonne Erz nur $^1/_4$—$^1/_2$ Unze (die englische Unze ist etwas mehr als 31 Gramm). Parallel mit dem Hauptflöz läuft der Führer des Hauptflözes, Main Reef Leader, der stärker ist und pro Tonne Erz 2—5 Unzen Gold ergiebt. In größerer Entfernung vom Hauptflöz sind noch zwei andere bedeutende Goldadern, das South Reef (Süd-Flöz) und das North Reef (Nord-Flöz), die an Goldgehalt dem Führer des Hauptflözes gleichkommen. Es soll hiermit keineswegs gesagt sein, daß man in den verschiedenen Minen die gleiche Ordnung und Lage der Flöze und den bestimmten Goldgehalt vorfindet.

Die älteren Kompagnien arbeiteten nur an den Öffnungen der Flöze, an den Outcrops, also östlich von Johannesburg. Dem Einfallen der Flöze folgten sie mit geneigten Schachten, indem sie das zwischen zwei Sohlen befindliche Quarz abbauten. Der Flachbau konnte jedoch nicht lange andauern, und die Gesellschaften, welche mehr westlich arbeiten wollten, mußten tiefe Schachte anlegen. Dieser Tiefbau ist sehr lohnend. Die Richtung der Goldadern ist bekannt, und ein Risiko nur insofern vorhanden, als an manchen Stellen mehr oder weniger Goldgehalt vorgefunden wird und manchmal Felsmassen, hier „Dykes“ genannt, die Goldadern durchbrechen und deren Richtung in etwa ändern. Die meisten Schachte der Tiefbau betreibenden Gesellschaften haben eine Teufe von 500 m, aber man ist schon weiter in den Boden eingedrungen, und in der letzten Zeit dachten die Ingenieure ernstlich daran, Schachte von 1500—2000 m anzulegen. Viele glauben indes, daß man über 1200 m niemals hinauskommen wird, weil alsdann die Hitze zu stark, und für die Maschinen auch die elektrische Kraftübertragung und Preßluft nicht ausreichen werden. Die Schachte sind zum größten Teil schief angelegt und nicht senkrecht, wie in den europäischen Bergwerken. Das darin verwendete Holz stammt aus dem Norden Transvaals und aus Australien und ist wegen der kostspieligen Beschaffung sehr teuer. Die Kompagnien haben in den letzten Jahren in der Umgegend von Johannesburg Eukalypten, Silberbäume und Fichten angepflanzt, die in diesem Klima recht gut und rasch gedeihen. Förderkörbe, wie sie in unsern rheinisch-westfälischen Gruben im Gebrauche sind, finden wir auf dem Rand nicht, sondern Förderseile, deren Länge nach der Teufe der Sohle bemessen ist.

Die Quarzader glitzert hell im Schein des Grubenlichtes, während das angrenzende taube Gestein grau und matt ist. Indes sieht man hier keine faustdicken Goldklumpen, wie die Phantasiebilder mancher Schilderer sie uns vormalen und wie sie vielleicht in andern Goldgruben gefunden werden. Sogar mit dem Vergrößerungsglase vermag man nicht immer Flitterchen Gold zu entdecken.

In ununterbrochener Kette steigen auf Führungsrollen die kleinen eisernen Kippkarren (Skips) aus der Tiefe herauf und leeren das gold-

haltige Quarz in den Füllkasten, an einigen Minen täglich 100 Tonnen. Von hier bringen kleine Wagen das Gestein zu den Brechwerken, wo schwere Maschinen es grob zerstoßen. Hernach wird es in die Goldmühle geführt, wo es zu feinem Staub zermalmt und das edle Metall von den Schlacken gereinigt wird. Die Goldmühlen sind ungeheure Räume, aus denen ein dumpfes, ohrenbetäubendes Getöse hervordringt. Eine immense Dampfmaschine mit einer Stärke von über 500 Pferdekräften setzt in solch einem Raume über 100 Stampfer oder Pocher in Bewegung. Diese eisernen tausendpfündigen Hämmer fallen wuchtig auf das in starken Eisenkästen unterschobene Quarz und zermalmen es zu feinstem Mehl. Zischend drehen sich die Räder, schnurren die Riemen, brummt, stöhnt, ächzt, poltert, rollt, stampft und braust es, so daß man glaubt, mehrere Niagarafälle zu hören. Kein Wunder, daß viele Arbeiter schon nach sechs Monaten taub wie ein Thürnagel sind. Ein Wort wird hier nicht gesprochen, es muß alles geschrieben werden. Im Jahre 1896 gab es bereits 3500 Pocher, und die Zahl stieg so rasch, daß man recht bald 10000 in Thätigkeit zu sehen hoffte. Ein Pocher, der 200—600 kg schwer ist und 90—100mal in einer Minute von einer Höhe von 0,18 m herniederfällt, braucht durchschnittlich 5—6 Pferdekräfte und stampft täglich ungefähr 3,50—4 Meter-Tonnen Gestein. Um das Herumfliegen und Zerstäuben der kleinen Splitter zu verhindern, fließt ständig Wasser zu, so daß eine weiße Brühe entsteht. Die dünne „Milk" fließt alsdann durch einen Seiher mit 600—800 Maschen im Quadratzoll auf eine sehr schwach geneigte, breite Hartkupferplatte. Diese Platte ist mit einer dünnen Quecksilberschicht versehen, welche das in der Pochtrübe enthaltene Gold auffangen soll (Bild 31).

Der größte Teil des Goldes, nämlich 60—65 Prozent, legiert sich mit dem Quecksilber und bildet das sogen. Amalgam, das jeden Tag einmal mit Kautschukspateln von der Kupferplatte abgeschabt wird. Das Amalgam, das wie Erzbutter aussieht, kommt in eiserne Retorten, die einer großen Hitze ausgesetzt werden. Das Quecksilber verflüchtigt sich und scheidet das Gold aus, das jedoch niemals ganz rein ist, sondern immer andere Metalle, besonders Silber, in der geringen Quantität von 10—20 Prozent enthält. Die Quecksilberdämpfe werden zum großen Teil aufgefangen, in gekühlter Retorte wiederum zu flüssigem Quecksilber verdichtet und von neuem auf die Platten gebracht. Das zurückbleibende unreine Gold wird mit Borax oder Soda und Salpeter in Graphittiegeln verschmolzen, wobei es sich von allen fremdartigen Elementen trennt.

Auf dem Wege der Amalgamation gewinnt man, wie bereits gesagt, nur 60 bis 65 Prozent des im Quarze des Witwatersrand enthaltenen Goldes. Das in freien Flitterchen in dem eisenhaltigen Thon vorkommende Gold wird von dem Quecksilber aufgenommen, während das pyritische, das

an den Schwefelkies gebundene Gold nicht veramalgamiert wird. Sogar die Goldteilchen, welche eine zu dichte Schicht von eisenhaltigem Thon haben, fließen ungehemmt über die Platte hinweg in große Bottiche, um mit dem andern Stampfgute einer weiteren Verarbeitung unterzogen zu werden.

Der Amalgamationsprozeß, der bis zum Jahre 1890 einzig im Gebrauche war, erregte bei den Kompagnien, welche Tiefbau betrieben, große Bedenken. Diese fragten sich, ob es sich eigentlich der Mühe lohne, noch tiefer zu graben, da die unten liegenden Schichten widerspenstiger werden, das heißt, dem Quecksilber kaum die Hälfte des Goldes abtreten. Ein amerikanisches System, Frue vanner, wurde eingeführt, mit dem man gute Resultate erzielte. Der Frue vanner besteht aus einem festen, an den Schmalseiten mit je einer Walze versehenen Gestell und einer Plane ohne Ende aus Gummi. Durch eine Excentervorrichtung erhält er bis zu 200 seitliche Stöße in der Minute, wodurch der leichtere, goldlose Staub von dem schweren, goldhaltigen getrennt wird. Hat man diese goldführenden Schwefelerze (concentrates) gewonnen, so trocknet und röstet man sie in besondern Öfen, wobei der Schwefel zu schwefliger Säure verbrennt. Das geröstete Erz wird alsdann in große, mit Wasser angefüllte Bottiche gethan und mit frisch entwickeltem Chlorgas behandelt. Dieses Chlorgas in statu nascendi entwickelt aber eine solche Kraft, daß ein großer Teil der bisher widerspenstigen Goldpartikelchen aufgelöst und das Chlorgold gebildet wird. Mit einer Lösung von Eisenvitriol wird alsdann diese braune Flüssigkeit gefällt und der erhaltene Niederschlag von fast reinem Gold gewaschen und in kleinen Schmelzöfen von allen inhärenten Elementen gereinigt. Die vielen Chlordämpfe, die bei diesem Chlorinierverfahren entwickelt werden, sind für die Gesundheit der Arbeiter von großem Nachteil. Man hat sich denn auch bald davon abgewandt und andere Ausscheidungsprozesse eingeführt.

Der schottische Chemiker Mac Arthur trat in den neunziger Jahren mit einem Patent auf, das Gold aus widerspenstigen Erzen durch Behandlung mit sehr verdünnter Cyankaliumlösung auszuscheiden. Weil das Cyankalium zugleich kostspielig und eines der furchtbarsten Gifte ist, glaubte man anfänglich auf dem Witwatersrand, sich keine allzu großen Hoffnungen von dem neuen Patent machen zu dürfen; aber als die chemischen Fabriken dies Mittel zu billigen Preisen und ganz ungefährlich herzustellen wußten, nahm die Anwendung dieses neuen Cyanisierverfahrens einen so großartigen Aufschwung, daß es die frühere Methode mit der Lösung des Chlorgases fast völlig verdrängte.

Die „Tailings", diese Überbleibsel goldführender Erze, die man bisher neben den Pochwerken in freiem Felde aufgehäuft und nicht weiter beachtet hatte, kommen in riesengroße eiserne Bottiche. Man gießt zuerst ein gewisses Quantum von Kalkmilch hinein, welche die etwa vorhandene freie schweflige Säure neutralisiert oder bindet, wodurch unschädlicher schwefelsaurer Kalk ent-

steht, der sich unten ansammelt. In die klar gewordene obere Flüssigkeit wird sodann eine starke verdünnte Lösung von Cyankalium eingeführt, die das vorhandene Gold zu Cyangold auslaugt. Auf chemischem Wege wird diese Goldlösung mit metallischen Zinkspänen gefällt und der ganze Niederschlag mit Resten von Zink zusammengeschmolzen.

Seit 1894 ist der elektrolytische Prozeß der Goldfällung nach Siemens und Halske immer mehr und mehr angewandt, weil das Gold durch den

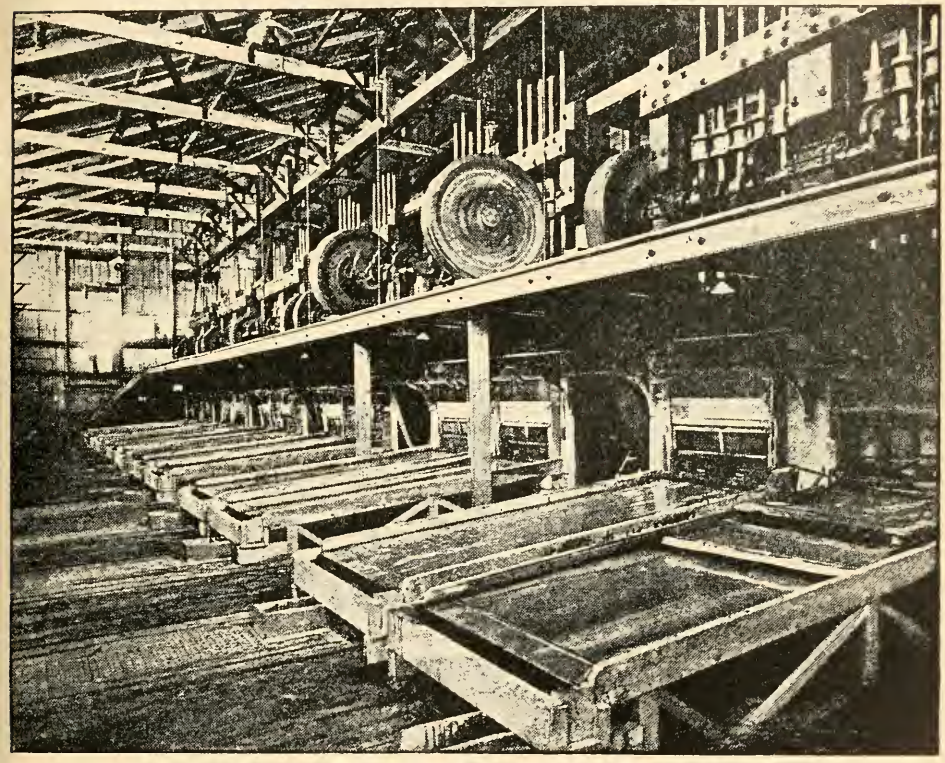

Bild 31. Goldmühlen in Johannesburg.

Niederschlag auf Bleiplatten mittels des elektrischen Stromes bedeutend reiner und somit wertvoller und dann auch in größerer Quantität — 70—80 % — gewonnen wird.

Das Cyanisierverfahren, das nicht teuer zu stehen kommt, rettete viele Minen, weil auf diese Weise 20 Prozent Gold mehr gewonnen werden konnten. Man hat sogar versucht, den unter den Pochern zermalmten Staub ohne weitere Behandlung sofort in die großen Bottiche, die einen Durchmesser von 6—13 m und eine Höhe von 1,50—2 m haben, zu thun und das Gold mittels Cyankaliumlösung auszuscheiden. Die längere Erfahrung

wird zeigen, ob dieser Prozeß billiger ist als die verschiedenartige Behandlung, die bisher im Gebrauche war. Auch auf australische und amerikanische Golderze hat man das Cyanisierverfahren angewandt, aber mit wenig Erfolg, weil die Umhüllung dieses Goldes noch immer zu dicht ist. Die völlige Ausscheidung des Goldes aus den slimes, d. h. aus dem mit Thonsubstanz stark untermischten Pochschlamme, ist bis jetzt nicht gelungen. Obgleich nur mehr wenige Prozent Gold verloren gehen, würde doch derjenige bald zum Millionär werden, der das Patent erfände, auch das winzigste Goldstäubchen in seine Macht zu bringen.

Die Minenbesitzer verkaufen das gewonnene Gold an eine Bank in Johannesburg, die es dann an die verschiedenen Goldgroßhändler in Europa vertreibt. In Transvaal zahlt man für ein Kilo Amalgamgold 2800 bis 3050 Fr., oder für eine Unze (31 Gramm) 88—94 Fr.; das minder reine Cyanürgold kostet per Kilo 2400—2600 Fr. oder pro Unze 75 bis 83 Fr. Nur in sehr wenigen Fällen kann das Gold in dem rohen Zustande, wie es aus den Minen kommt, verwendet werden, es muß zuerst durch die Goldscheideanstalten. Bis zum Jahre 1898 ging fast sämtliches Gold des Witwatersrand und Transvaals überhaupt auf den beiden englischen Dampferlinien nach England, von wo es durch zweite Hand den übrigen Ländern zufloß. Seit kurzem ist hierin eine Änderung eingetreten, indem auch deutsche und französische Dampfer Gold nach Deutschland und Frankreich bringen.

Den Wert der Gesamtproduktion an Gold in Transvaal seit dem Jahre 1884 zeigt nachstehende Tabelle:

	Wert in Pfd. St.	Vermehrung gegen das Vorjahr.
1884	10 096	—
1885	6 010	—
1886	34 710	28 700
1887	169 401	134 691
1888	967 416	798 015
1889	1 490 568	523 152
1890	1 869 645	379 077
1891	2 924 305	1 054 660
1892	4 541 071	1 616 766
1893	5 480 498	939 427
1894	7 667 152	2 186 654
1895	8 569 555	906 403
1896	8 603 821	34 266
1897	11 653 725	3 049 904
1898	16 240 630	4 586 905
	70 228 603	

Den größten Zuschuß hierzu gaben die Minen von Johannesburg.

1887	23155	Unzen
1888	208121	„
1889	369557	„
1890	494817	„
1891	729247	„
1892	1210867	„
1893	1478473	„
1894	2024159	„
1895	2277635	„
1896	2280884	„

Die gesamte Goldausbeute Transvaals betrug im Jahre 1896:

Auf dem Witwatersrand	2280884	Unzen
Klerksdorp, südwestlich von Johannesburg	38818	„
De Kaap-Thal, Komati-Goldfelder . .	121390	„
Lydenburg	50387	„
Waterberg, Zoutpansberg	5602	„
Die übrigen Goldfelder	857	„
	2497938	Unzen.

Einen Einblick in die Goldproduktion des Witwatersrand zu Beginn des Jahres 1899 giebt eine kurze Notiz, die man damals in den südafrikanischen Blättern fand. Die Ausbeute im Monat März 1899 erreichte die Höhe von 441578 Unzen. Mit Hinzuziehung der Außenbezirke, die 22458 Unzen förderten, ergiebt dies eine Gesamtausbeute von 464036 Unzen Gold, eine Ziffer, die bisher weder in Transvaal, noch in einem andern goldproduzierenden Lande in der kurzen Spanne von vier Wochen erreicht worden ist. Nach einer genauen Rechnung macht dies eine tägliche Förderung an Gold im Werte von rund 1200000 Mark, und ehe das Jahr zur Neige gegangen, dürfte diese Ziffer die Höhe von 1500000 Mark erreicht haben, was, dank der neuen Goldsteuer, der Regierung eine nette kleine Tageseinnahme von rund 30000 Mark sichert. Den großen Aufschwung der Industrie auf dem Witwatersrand zeigt die Vergleichungstabelle der Goldausbeute in Unzen während des ersten Quartals der Jahre:

	1895.	1897.	1899.
Januar	177463	209832	410145
Februar	169295	211000	404335
März	184945	232066	441578
	531703	652898	1256058

Die wachsende Progression der Goldausbeute ist hauptsächlich der Erschließung der Tiefflöze zuzuschreiben, die jetzt immer mehr in das produktive

Stadium treten. Daß die Minen von Witwatersrand bald erschöpft sind, daran denkt noch niemand. Den Goldvorrat dieser Gruben schätzt der Oberbergrat Schmeißer bei einem Anbau bis zu 800 m auf 4289 Millionen Mark und bei einem Anbau bis zu 1200 m auf 7187 Millionen. Von dem Transvaalschen Golde liefern die Minen von Witwatersrand 93 Prozent.

Im Jahre 1898 waren 137 Gruben auf dem Rand in Betrieb, welche ein Nominalkapital von über 1000 Millionen Mark darstellten. 45 Goldgruben zahlen Dividenden und zwar von einem Nominalkapital von über 400 Millionen Mark über 100 Millionen Dividende, also durchschnittlich 25 Prozent. Eine Goldmine zahlte 675 Prozent, 52 Gruben zahlten keine, und 40 Minen waren nicht im Betrieb.

In den letzten Jahren konnte man auf diesen Goldfeldern recht deutlich sehen, wie die Kompagnien keine Auslagen sparen und die besten Maschinen einführen, um den höchsten Gewinn zu erzielen. Früher machten sie die Bestellungen ausschließlich in Amerika bei Fraser und Chalmers und andern, oder in England, und nur in der letzten Zeit sind Maschinen aus der deutschen Kruppschen Fabrik eingeführt worden, die sich neben den amerikanischen und englischen vortrefflich bewähren. 1898 zählte man: 294 Betriebsmaschinen, 1593 Dampfkessel, 407 Fördermaschinen, 133 Luftkompressoren und 220 Pumpen. Die Maschinen haben immer mit zwei Hauptschwierigkeiten zu kämpfen gehabt; zuerst mit den transvaalschen Kohlen, die eine geringe Heizkraft besitzen, und dann mit dem Wasser, das in den großen Wasserbehältern aufgefangen werden muß und deshalb viel Schlamm und andere Elemente enthält, die dem Eisen schädlich sind. Hegte man früher ernste Befürchtungen für das nötige Maschinenwasser, so ist man jetzt darüber vollständig beruhigt, da große Wasserbehälter für die periodischen Regengüsse gebaut und Pumpen in den Schachten angelegt worden sind. Die gewöhnlichen Behälter enthalten 50—150 000 cbm, ein anderer aber, der in allerletzter Zeit gebaut worden ist und 1 250 000 Fr. kostete, faßt 3180 000 cbm. Für die Bearbeitung von 2,5 Tonnen Quarz brauchen die verschiedenen Maschinen durchschnittlich 9—10 cbm.

Von unschätzbarem Werte für das Gedeihen der Goldminen sind die in nächster Nähe von Johannesburg aufgefundenen Kohlenlager, die 1896 3880 Tonnen und 1898 bereits 38 777 Tonnen lieferten.

Die große Summe von 16 240 630 Pfd. St., welche die Goldausbeute von Witwatersrand darstellt, ist nicht der Reingewinn, der den glücklichen Minenbesitzern in die Hände fiel. Davon müssen die Ausgaben für Gehälter, Löhne und Materialien abgerechnet werden, die für dasselbe Jahr über 10 000 000 Pfd. St. betrugen. Für Gehälter und Löhne der weißen Arbeiter waren es 67 Millionen Mark, für Löhne der farbigen Arbeiter 52 Millionen, für Dynamit und Sprengstoffe 23 Millionen, für

Kohlen und Holz 16 Millionen, für Chemikalien 6 Millionen, für Werkzeuge und Eisenmaterial 8 Millionen.

Es erübrigt noch ein Wort zu sagen über die auf den Goldfeldern von Witwatersrand und auf den bei Johannesburg liegenden Kohlengruben angestellten Beamten und beschäftigten weißen und farbigen Arbeiter. Die Zahl der Beamten und weißen Arbeiter belief sich 1898 auf rund 12000 und die der farbigen Arbeiter auf rund 89000.

Wollen wir das Personal der Goldminenindustrie näher schildern, so müssen wir zunächst die reichen Kapitalisten erwähnen, welche die Besitzer der Minen und somit der Mittelpunkt des Ganzen sind. Daß sie viel arbeiten, kann man ihnen nicht nachsagen, sie verlassen sich ganz auf die Oberingenieure. Diese sind tüchtige gebildete Männer, vorwiegend Amerikaner, welche die Minen genau kennen und eine große Erfahrung in dem Bergwerksfache besitzen. Den verschiedenen Kompagnien liegt viel daran, einen tüchtigen Oberingenieur zu gewinnen; sein jährlicher Gehalt beläuft sich auf 50000—60000 Fr., steigt aber auch bis zu 250000—375000 Fr. Unter den Oberingenieuren stehen die Minendirektoren, die hier managers heißen und das Amt und die Pflicht eines Steigers in unsern Kohlenbergwerken haben. Sie sind oft nicht so sehr theoretisch als praktisch gebildet, zeigen aber eine erstaunliche Thatkraft, großen Unternehmungsgeist, überwachen die Arbeiten in den Schachten, Pochwerken und Handwerksräumen, sind überall und leiten das ganze Getriebe. Geschieht es, daß die Arbeiter die Goldader verloren haben, so geraten die Direktoren sehr oft in Verlegenheit und müssen alsdann die Hilfe der Oberingenieure in Anspruch nehmen. Die in den Goldminen angestellten Beamten sind durchweg tüchtige Männer, die gewöhnlich vier Sprachen geläufig sprechen, nämlich Englisch, Holländisch, Französisch und Deutsch. Die fertige Sprachkenntnis ist für den Geschäftsverkehr in dieser kleinen Welt von unabweisbarer Notwendigkeit. Englisch wird wohl am meisten gesprochen. Dann muß ein Beamter noch im stande sein, etwas Tüchtiges zu leisten. So eine bloße akademische Bildung ohne praktische Seite genügt hier nicht. Es heißt vielmehr: „Zeige was du kannst, leg Hand ans Werk, dringe durch und schaff dir eine Stellung“; und wenn irgendwo, so gilt auf dem „Rand“ die Mahnung des Dichters: „Da hilft kein Schwärmen bloß und Hoffen, kein Traum von künftiger Entfaltung; nein, ringen mußt du mit den Stoffen, und stark sie zwingen zur Gestaltung.“ Staatsbummler, Taugenichtse, Jünger des dolce far niente kommen nicht durch und fristen dahier ein recht elendes Dasein. Der Wettbewerb ist heiß, Arbeit, und viel Arbeit wird gefordert; Beispiele, wie man in kurzer Zeit Millionär wird, giebt's nicht mehr; die Sahne von dem goldenen Milchtopfe ist abgeschöpft.

Die Arbeiter setzen sich zusammen aus Weißen und Schwarzen. Die Weißen, vorwiegend Engländer, sind mehr für Arbeiten, wo Geschick und

Geisteskenntnisse erfordert werden; sie sind Maschinenbauer und Aufseher, Schmiede, Stellmacher, Steinhauer und Anstreicher. Sie leiten auch die Arbeiten einer Anzahl Schwarzer, die weit mehr geeignet sind für die harten und ermüdenden Arbeiten mit dem Spitzeisen und der Schaufel. Der Weiße verdient monatlich 400—500 Mark. Ende Dezember arbeiteten in den 67 Kompagnien des Witwatersrand 5363 Weiße: In den Schachten 1966, Pochwerken 344, Cyanuration 213, Münzwardein 62; es gab 395 Unternehmer, 399 Schmiede, 476 Mechaniker, 418 Zimmerleute. Die Schwarzen, hier Boys genannt, kommen aus Nord-Transvaal, der portugiesischen Kolonie Mozambique, aus Zululand und Natal. Es sind junge Burschen im Alter von 18—25 Jahren, die aus ihrer Heimat bis hierher tagelange schwierige Märsche zurücklegen müssen, dabei aber nicht sonderlich müde werden. Ihnen ist es nur um eine bestimmte Summe Geldes zu thun, die sie gewinnen können und mit der sie dann in der Heimat Frauen kaufen. Haben sie nach fünf oder sechs Monaten so viel Geld sich erspart, daß sie mehrere Ochsen, den Preis einer Frau, sich erwerben können, so hält es schwer, sie in den Minen zurückzuhalten. Es ist somit ein ständiges Hin- und Herwogen von schwarzen Arbeitern, und oft geraten die verschiedenen Kompagnien in arge Verlegenheit wegen Arbeiternot. Zudem gräbt der Schwarze täglich nur ein Minenloch von 0,60—0,80 m Tiefe, und wenn das Gestein weich ist, wohl auch zwei, mehr aber nicht; in diesem Punkte sind sie noch störrischer als ein alter Droschkengaul. Macht sich ferner auf dem Rand ein kälteres Lüftchen fühlbar, dann stürmt die schwarze Schar nach dem tiefer gelegenen und wärmeren Teile Transvaals. Die Schwarzen sind durchweg gute Arbeiter, lernen leicht, zeigen Geschicklichkeit, lassen sich zurechtweisen, halten viel aus und scheinen gegen Schmerz unempfindlich zu sein. Man muß geradezu staunen, wie sie sich einer solchen sauren Arbeit wie das Loslösen der goldhaltigen Erdschichten in unbequemer Körperlage unterziehen, und ungeachtet der in der Tiefe herrschenden Hitze mit zäher Ausdauer die Anstrengungen ertragen. Ein Europäer würde sich für ihre Arbeit schön bedanken und könnte sie auch nicht thun.

Wenn man die Schwarzen auf dem Witwatersrand betrachtet, so bemerkt man sofort den hervorstechenden Charakterzug der Eingeborenen Südafrikas: die kindische Sorglosigkeit. Der Schwarze ist stets vergnügt, singt und lacht, läßt fünf gerade und sich selbst wohl sein. Der eine ist halb europäisch angekleidet, der andere ganz, ein dritter hat eine Juppe mit Uhrkette, aber keine Uhr und läuft dazu ohne Hose. Es ist ein gewaltiger Unterschied zwischen dem Südafrikaner und der Rothaut Nordamerikas. Der Indianer fordert Freiheit und kann und will dem Bleichgesichte nicht verzeihen, daß man ihm die Freiheit geraubt hat. Nicht so der Eingeborene Südafrikas; er kümmert sich wenig um Freiheit, er ißt und trinkt und gewährt sich alle Genüsse.

Die Kompagnien sorgen für Wohnung und Beköstigung der Schwarzen. Sie leben abgesondert von den andern Arbeitern, ihre Wohnungen sind klein und ärmlich, und stehen meistens im Viereck, so daß das Ganze den Compounds von Kimberley nicht unähnlich ist. Wie es in diesem Viertel aussieht, kann man sich leicht einbilden. In ärmliche zerrissene Decken eingehüllt kauern sie auf der Bank vor ihrer Hütte oder liegen ausgestreckt auf dem Boden und schlafen und schnarchen wie die Bären. Eine dicke Rauchwolke dringt aus dem Innern der Hütte, wo über dem Feuerherd der Kochtopf brodelt. Im Topfe ist nicht viel zu finden, meistens nur Maisbrei, das billigste Essen, das es nur giebt. Die Arbeit und das unmoralische Leben hat diese Leute so sehr erniedrigt, daß der Geist vor den tierischen Trieben ganz zurücktritt. Als ich durch dieses Eingeborenenviertel ging, gab der kleine weiße Knabe, der uns führte, den braunen Kerls ein Zeichen mit der Hand, und sofort wälzten sich die Gestalten auf die Seite und machten uns Platz. Ich fühlte mich angeekelt, als ich dies sah, und im ersten Moment durchblitzte mich der Zweifel, ob dies noch Menschen seien. Sich selbst stellen diese Eingeborenen auf dieselbe Stufe wie die Affen, ja geben diesen noch mehr Geist als sich selbst, weil sie deren Stummheit als Attribut eines höheren Wesens auslegen. „Sie sprechen deshalb nicht," so sagen sie, „damit die Weißen sie nicht zur Arbeit heranziehen." Der Kaffer kann wöchentlich seine 18—20 Fr. verdienen. Ende 1894 waren 40 888 Schwarze auf dem Witwatersrand beschäftigt, und ihre Zahl ist in den folgenden Jahren noch gestiegen. Man läuft keine Gefahr zu übertreiben, wenn man annimmt, daß an 200 000 Farbige unter der Oberaufsicht und Leitung der Weißen in Transvaal arbeiten. Die Kompagnien haben alles Interesse, die Farbigen gut zu versorgen und sie menschenwürdig zu behandeln, denn diesen entgeht es keineswegs, ob es der Arbeitgeber gut oder bös mit ihnen meint, und sie richten sich danach. Schmeisser schildert recht drastisch die schwarzen Gesellen auf ihrer Reise nach den Goldfeldern, oder von den Goldfeldern nach ihrer Heimat. „Während sie mit außerordentlich leichtem Gepäck, meist nur Blechkessel zum Wasser- und Maiskochen, einem kleinen Bündelchen mit Nahrungsmitteln, vielleicht auch in trockener Jahreszeit mit einer Wasserkalabasse ausgerüstet, im übrigen bis auf den Hüftschurz nackt, im Goldfeld anlangen, wandern sie nach Beendigung ihrer Arbeitszeit vollständig gekleidet mit so schweren Kisten und Paketen, gefüllt mit Decken, Tüchern, Messern, Perlen, Spiegeln, Picken, Äxten und andern Artikeln, heimwärts, daß man nicht begreifen kann, wie sie diese Lasten so viele Meilen weit zu tragen vermögen. Je weiter der Kaffer von der Kulturstätte sich entfernt, desto mehr Gegenstände seiner Kleidung wandern in die Kisten hinein, so daß er in seinem Kraal in der Regel so nackt anlangt, wie er auszog. Dem Reisenden begegnen, besonders auf den

nach Norden und Osten führenden Landstraßen zu jeder Jahreszeit ganze Trupps im üblichen Gänsemarsch nach dem Goldfeld hin- oder vom Goldfeld heimziehender Neger. Des Abends bei einbrechender Dunkelheit findet er sie, gelagert am Fluß beim kochenden Maispapp oder, selbst nach mühseliger Tageswanderung in glühender Sonnenhitze, bei Gesang und Tanz um das Lagerfeuer."

Hier und da ist die Frage aufgeworfen und erörtert worden, ob es nicht angebracht sei, unter den farbigen Stämmen die Vielweiberei abzuschaffen, wenigstens den Arbeitern auf den Goldfeldern einen so geringen Lohn zu geben, daß es ihnen nicht möglich ist, mehrere Frauen zu kaufen. Den Kompagnien würde damit ein unschätzbarer Dienst erwiesen, weil sie dann den Arbeiter länger festhalten könnten und der Gefahr des Arbeitermangels, die zu Zeiten eine drohende Gestalt annimmt, ein- für allemal überhoben wären. Obiger Vorschlag eines gewissen Schlages von Philanthropen und Negrophilen ist leicht begreiflich, vorderhand aber undurchführbar. Die Arbeitgeber brauchen sich die Zukunft nicht allzuschnell in lichten Farben zu malen, da gegebenenfalls der Schwarze es sich zweimal überlegen würde, eine so lange Reise anzutreten und eine so mühsame Arbeit im Innern der Erde zu verrichten; da bleibt er lieber bei Muttern. Andere Menschenfreunde, die dem Kaffer jeden Anspruch auf Menschlichkeit absprechen und ihn als Knecht oder einfaches Werkzeug der Weißen oder auch noch als eine verständige Arbeitsmaschine betrachten, haben sich einen andern schönen Traum zurechtgeträumt. Ihr Rezept, die Farbigen für länger als sechs Monate auf die Goldfelder zu bannen, besteht darin, den Schwarzen geistige Getränke zu verabreichen; der Alkohol würde schon die Geldstücke aus der Tasche springen machen. Die Kurzsichtigen! um nicht zu sagen: die Elenden! Ja, die Kurzsichtigen; begreifen sie denn nicht, daß gerade dieses Rezept unabweisbar den Tod und Untergang der Farbigen herbeiführt, gerade so wie bei manchen Stämmen Nordamerikas und anderer Länder? daß der Alkohol der Ruin der Goldfelder ist? Doch so weit wird es hoffentlich nicht kommen. In den letzten Jahren hat man den Versuch gemacht, Chinesen nach Johannesburg zu ziehen, weil diese billiger arbeiten und sich im Lande häuslich niederlassen. Viele kamen, und noch in stattlicherer Anzahl wären sie gekommen, wenn nicht die Transvaaler Regierung, den Auffaugungs- und den Eroberungsinstinkt der Chinesen, dieses Judenvolkes Hinterasiens, befürchtend, erheblichen Zoll auf die Einführung eines jeden Bürgers des Reiches der Mitte gesetzt hätte; damit ist der chinesischen Einwanderung ein Riegel vorgeschoben. Früh oder spät werden die Kompagnien gezwungen sein, europäische Arbeiter in größerer Zahl zuzulassen und auch entsprechende höhere Arbeitslöhne zu geben.

Die Lebensmittel kommen in Johannesburg sehr hoch, weil dieselben meistenteils aus weiten Ländern herbeigeschafft werden müssen, denn die

Landwirtschaft in Transvaal ist noch weit zurück. In der letzten Zeit jedoch sind um Johannesburg große Gartenanlagen entstanden, die von bedeutendem Werte sind, und kaufen die neuen Einwanderer immer mehr Landstriche zum Zwecke einer sorgfältigeren Bebauung des Bodens von den Buren ab. Die Ausgaben für die monatliche Kost betragen für den gewöhnlichen Arbeiter 100—130 Mark, in der Stadt belaufen sie sich auf 120—240 Mark. Auch die Hausmiete ist teuer: für ein Haus mit vier Zimmern zahlt man per Monat 200—400 Mark. Hieraus ist ersichtlich, daß in Johannesburg die Goldstücke sich desselben schnellen Abganges erfreuen, wie bei uns zu Hause die frischen Semmeln. Niemand würde ich anraten, die liebe deutsche Heimat mit Transvaal umzutauschen, wenn er mir nicht die günstigsten Bedingungen zu seinem Glücke vorzeigen kann; die Gefahr des Elendes und Hungers liegt nahe, und es giebt unter diesen Menschen aller Länder und Stände und jeglichen Glaubens noch andere Gefahren, die man fliehen muß, wenn es nur irgendwie möglich ist.

Es darf uns nicht wundernehmen, daß in Johannesburg Unglücksfälle vorkommen. Im Jahre 1894 betrug die Zahl der Verunglückten: 5137 Weiße und 37378 Farbige; 15 Weiße und 137 Farbige waren tot und 59 Weiße und 206 Farbige schwer verwundet.

Zur Zeit herrscht kein Zweifel mehr darüber, daß Transvaal das bei weitem am meisten Gold produzierende Land der Welt geworden ist; nach einer genauen Statistik von 1898 lieferte es $28^1/_2$ Prozent des Goldgewinnes der ganzen Welt. Die Goldgewinnung der Erde betrug im Jahre

1896: 203 Millionen Dollar
1897: 237 „ „
1898: 290 „ „ = fast 1200 Millionen Mark = 351 000 kg.

Im Jahre 1898 lieferte	Transvaal	79	Millionen	Dollar
„ „ „ „	Australien	67,5	„	„
„ „ „ „	Vereinigte Staaten	64,5	„	„
„ „ „ „	Mexiko	10,3	„	„
„ „ „ „	Rußland	25,4	„	„
„ „ „ „	Kanada	13,7	„	„
„ „ „ „	China	6	„	„
„ „ „ „	Britisch Indien	7,7	„	„

Nachdem wir die Goldfelder von Transvaal kennen gelernt haben, mag es von Interesse sein, einen flüchtigen Blick auf die übrigen Goldfelder der Erde zu werfen.

Wenn auch das Gold den ihm beigelegten hohen Wert zum Teil wegen seiner Seltenheit hat, so ist es dennoch nicht so rar, wie gemeiniglich angenommen wird. Über die ganze Erde ist es verbreitet, allerdings sorgsam verborgen, und es giebt wohl kaum ein Land, wo nicht

schon einmal mit Erfolg nach dem Könige der Metalle geforscht worden wäre. Mit fieberhaftem Eifer hat die Menschheit seit undenklichen Zeiten nach dem glänzenden Golde gestrebt, hat voll Begeisterung seine Schönheit und seinen Wert gepriesen und es das Sinnbild der Sonne genannt, weil es im menschlichen Verkehr das geworden, was der leuchtende Himmelskörper für unsere Erde ist.

Mag das vielgenannte Ophir, aus dem der weise und prachtliebende Salomon seine unermeßlichen Schätze an Gold bezog, wo immer gelegen haben, das steht fest, daß die indische Wunderwelt reich an Gold war. Der alte Geschichtschreiber Herodot, die Geographen Strabo, Plinius und andere machten Aufzeichnungen darüber, und noch heute lebt die Erinnerung daran so stark im Volke, daß man gleich an Indien denkt, wenn man die Sagen von goldenen Bergen, goldenen Schlössern und unermeßlich reichen Schätzen im Erdinnern vernimmt. Besonders gesucht zu allen Zeiten war das feine arabische Gold, das man gern zu Schmucksachen verwendete. Ägypten hatte schon frühzeitig Goldwäschereien, Spanien führte neben seinem Silber auch eine Zeitlang Gold aus, selbst Griechenland war stolz auf seine Goldfunde. In den Zeiten des römischen Weltreiches galt besonders Illyrien als die Schatzkammer des edlen Metalles, später forschten die Römer, wie noch heute deutliche Spuren beweisen, selbst in den Alpen nach Gold. All diese Länder können heute wenigstens noch an dem beneidenswerten Ruhm zehren, einstens Schatzkammern der Menschen gewesen zu sein; sie sind jedoch durch andere Länder längst in Schatten gestellt.

Im Mittelalter, namentlich im 11., 12. und 13. Jahrhundert, war Deutschland ein wahres Goldland. In Thüringen, am Rheine und an andern Orten gab es Goldwäschereien, ganz besonders aber in Schlesien. Die Hauptfundstätte war Goldberg, wo man wöchentlich nicht weniger als $37\frac{1}{2}$ kg gewonnen haben soll. Auch Deutschlands goldener Ruhm ist dahin, denn die spärliche Ausbeute beträgt kaum einige 100 kg. Die Statistik für die Jahre 1873—1880 schwankt zwischen 281—480 kg = 750000 bis 1400000 Mark. Reicher ist Österreich-Ungarn, wo im Jahre 1882 1640 kg erzielt wurden.

Amerika hat schon mehreremal die Aufmerksamkeit der Schatzgräber auf seinen Goldreichtum gezogen. Im Zeitalter der Entdeckungen machten Mexiko und Peru viel von sich reden, und tauchte das vielgeglaubte Gerücht auf, es gäbe dort das Eldorado, einen See mit goldreichen Ufern, eine goldstrahlende Stadt und einen ganz mit Gold bedeckten König. Als das ergiebigste Goldland erwies sich Brasilien, wo in guten Jahren die Ausbeute 3000—3500 kg betrug. Die Tausende von Spaniern, die Südamerika durchstreiften, um auf das Eldorado zu stoßen, errichteten Goldwäschereien an vielen Orten, fanden jedoch nicht nach ihrem Wunsch die

Reichtümer, die sie sich erträumt. In der Mitte des 19. Jahrhunderts entpuppte sich das wilde, von Indianerhorden bewohnte Kalifornien als ein Goldland, dessen Reichtum alle Begriffe überstieg. Der alte Reisende Franz Drake hatte wohl schon vor 300 Jahren darauf hingewiesen, aber die Welt hatte ihm keinen Glauben geschenkt. Der schweizerische Hauptmann Sutter fand 1848 unweit des Sacramentoflusses, wo er eine Sägemühle errichtet hatte, im Flußsande so reichliche Goldkörner, daß er vor Freude die ganze Welt in Alarm setzte. „Gold, Gold in Kalifornien" war der magische Laut, der im tollen Revolutionsjahre ebensoviele Köpfe verdrehte, als der Ruf nach Freiheit. Angesichts der lachenden Bilder, die gewandte Federn vor den Geist zu zaubern verstanden, achteten die goldbegierigen Gräber die lange, beschwerliche Reise nicht, achteten nicht auf Sonnenglut und die Entbehrungen im wilden Lande. Dörfer und Städte, allen voran das große San Francisco, entstanden wie auf Zauberschlag. Die Goldlager übertrafen wirklich die kühnsten Träume. Später fand man die goldreichen Schwarzen Berge von Dakota, die ebenfalls Tausende anzogen, aber ebenso schnell dieselben enttäuschten, da der Reichtum bald erschöpft war. Die verschiedenen Entdeckungen hatten das eine Gute, daß sie die fremden Einwanderer auf den fruchtbaren Boden hinwiesen, der damals brach lag und der heute in die herrlichsten Farmen von ganz Nordamerika umgewandelt ist.

Überraschende Mengen an Gold förderten die Minen von Klondyke in Alaska zu Tage, die erst in der Gegenwart gefunden wurden. Trotzdem wohl in keinem andern Lande der Welt die Goldgewinnung auf so große äußere Schwierigkeiten stößt, man denke an die entsetzliche Kälte, an die mit zahllosen Mühen und Entbehrungen verbundene Reise und die Mühe der Beschaffung von Lebensmitteln, so machten sich doch Tausende nach dem öden, eisigen Norden auf, und manche von ihnen sind in kurzer Zeit Millionäre geworden.

Noch stand Kalifornien im Vordergrund des Interesses, als es plötzlich hieß, auch in Australien seien reiche Goldfelder entdeckt worden. Ein besonderes Verdienst an ihrer Auffindung hat der englische Geolog Murchison, der schon im Jahre 1844 die Aufmerksamkeit auf die östlichen Gebirge Australiens lenkte, die er wegen ihrer Ähnlichkeit mit dem Uralgebirge, in dem bekanntlich Gold gewonnen wird, für goldhaltig erklärte. Nur einzelne Personen machten sich seine gelehrten Erklärungen zu Nutzen und suchten und fanden Gold. Eigentlich berühmt wurden die australischen Goldfelder erst im Mai 1851, nachdem zwei Sendboten der Regierung gegen Belohnung das neue Goldland genauer umschrieben. Die hauptsächlichsten Fundorte lagen 320 km westlich von Sydney im Bathurst- und Wellington-Distrikte. Die Kunde von dem Ereignisse hatte ähnliche Erscheinungen zur Folge wie die erste Nachricht von der Entdeckung des „goldenen" Kaliforniens. Tausende

verließen ihre Stellung und eine gesicherte Existenz, um mühelos reich zu werden. Schon der Name, den man den neuen Goldminen gab, legt Zeugnis ab für die Begeisterung, welche die Menge erfaßt hatte. Dieselben erhielten nämlich den Namen „Ophirminen". Sie rechtfertigten in den beiden ersten Jahrzehnten diesen Namen, denn bis zum 19. August 1851 wurde für 28000 Pfd. St. Gold ausgefahren, und der bedeutendste zusammenhängende Goldklumpen, den man fand, wog 53 kg. Bald aber genügten die Ophirminen dem Golddurste nicht mehr. Man forschte nach neuen Feldern und nicht umsonst. Die Ufer und das Bett des Turonflusses erwiesen sich als äußerst ergiebig, es folgten Fredericks-Vale am westlichen Ufer des Macquarie, die Ufer des Abercrombieflusses und die des Murrunflusses unweit der Seeküste. Neue Goldminen entdeckte man in der Provinz Viktoria im Thale von Ballarat; hier fand sich der zweitgrößte australische Goldklumpen, der 2195 Unzen wog und einen Wert von 9000 Pfd. St. hatte.

Der gesamte australische Goldertrag bezifferte sich in den Jahren 1851 bis 1857 auf 754000 kg. War das Ergebnis auch in den folgenden Jahren ein sehr bedeutendes, so nahm dasselbe doch ständig ab und betrug im Jahre 1879 noch 39000 kg, während die gesamte russische Produktion sich auf über 40000 kg belief. Im Jahre 1887 wurden neue Minen in den Provinzen Viktoria, Neu-Süd-Wales und in Neuseeland gefunden, endlich die noch größeren Goldlager von Westaustralien, die diesen Erdteil mit an die Spitze der goldproduzierenden Länder stellten.

Die Goldgewinnung in Rußland hat sehr spät angefangen. Nach dem Bergingenieur Melnikoff mag einer der Gründe dafür gewesen sein, daß die alten Slaven das goldene Metall wenig schätzten. Hier wie überall gingen die wissenschaftlichen Expeditionen von Geologen und Bergingenieuren erst in neuester Zeit auf die Suche. Das erste Gold im Ural entdeckte 1803 ein Bauer; 25 Jahre nachher fand man Gold in Westsibirien. Von 1745 bis 1897 sind in Rußland 115859 Pud Gold (Pud ist ein russisches Gewicht von 40 Pfund) gewonnen und daraus 1445900286 Rubel (1 Rubel = 3,23 Mark) geprägt worden.

Die Goldfelder Transvaals haben allerdings wesentlich dazu beigetragen, daß ein größerer Umlauf von Goldmünzen in der Welt zu stande kam, aber ein Überfluß hiervon ist auch bei steigender Progression der Goldausbeute für die Zukunft nicht zu fürchten. Nach den aufgestellten Statistiken hat es sich ergeben, daß ein Viertel des jährlich gewonnenen Goldes für gewerbliche Zwecke und für Kunst verwendet wird. Mit der Vermehrung des edeln Metalls wächst auch die Zahl der goldliebenden Menschenkinder, und je mehr Gold die Erde den Menschen schenkt, desto mehr dringt es in die weiten Gesellschaftsschichten. Gold, Gold! das ist heute der Ruf aller geworden, auch der Kleinsten auf der Welt, die in keinem Punkte mehr hinter

den reicheren und privilegierten Klassen zurückbleiben wollen. Die Zeiten sind andere geworden, und zumal Transvaal zeigt recht drastisch den Gegensatz von gestern und heute.

Vor dreißig Jahren waren die Bewohner dieses patriarchalischen Landes glücklich und zufrieden, sie waren arm und doch reich, denn sie hatten nebst dem Notwendigen zum Leben das unschätzbare Gut innerer Zufriedenheit. Das Land lockte nicht die Habgier anderer, es wußte nichts von den gefährlichen Zuckungen, die durch all unsere modernen Staaten gehen, es hatte nicht in seiner Mitte den feurigen Schlund, in dem ein giftiger Höllenbrodem kocht und zu jeder Minute seine verheerende Lava auszuspeien droht. Da entsprang in Transvaal ein reicher Goldquell. Die Einwohner ergötzten sich bald an der erfreulichen Erscheinung, daß das Land durch die riesengroßen Abgaben sich hob, daß die Goldindustrie die Bewunderung aller Welt auf ihr teures Land, verloren im Inneren Afrikas, hinlenkte, auf das kleine Transvaal, das ein Budget von ca. 100 Millionen Mark hat. Sie schienen gar nicht zu bemerken, daß mit dem gelben Metalle giftige Dämpfe aus der von Gott verfluchten Erde stiegen: fieberische Hast, Gier, Neid, tolle Spekulation, Spiel, Luxus und Genußsucht, und die schlimmen Umsturzideen, welche die Geister immer mehr und mehr verwirrten und immer drohender und drohender auftraten. Das Gold brachte Transvaal Reichtümer, es nahm ihm dafür den Goldschatz innerer Zufriedenheit; das Gold verhalf dem Lande zu einem niegesehenen raschen Aufschwung, es lieh ihm aber auch ein gut Maß politischer Nöten und Sorgen; das Gold führte Transvaal auf einen fast schwindelnden Höhepunkt des Gewinnes, des Ansehens und der Macht — werden aber die Goldfelder nicht vielleicht das Grab seiner Freiheit — quién sabe?

VI.

Das Weihnachtsland und die Kaffern.

Es war am 25. Dezember 1497, als Vasco da Gama auf seiner historischen ersten Indienfahrt in den Gewässern des heutigen Durban Anker warf und zu Ehren des hohen Festtages der Christenheit das Land Terra natalis — Weihnachtsland — nannte, woher auch der Name der heutigen englischen Kolonie Natal. Nach ihm berührte kein portugiesisches Schiff mehr Natals Küste: die Indienfahrer schlugen einen direkteren Weg ein, und diejenigen, welche nach Sofala in der Kolonie Mozambique gingen, liefen hier nicht an.

Im Jahre 1576 durchforschte im Auftrage des Königs Sebastian der Portugiese Perestrello die ganze Ostküste Afrikas und veröffentlichte auch die erste Beschreibung Natals. Im großen und ganzen ist das Land damals beschaffen gewesen wie heute: die Bergrücken waren mit hohen Waldungen bedeckt; überall sah man eine üppige Pflanzenwelt und einen zum Anbau vorzüglich geeigneten Boden; in den Wäldern, Steppen und Flüssen fehlte es nicht an Löwen, Leoparden, Flußpferden und Krokodilen, und zahlreiche wilde Stämme hausten in dem herrlichen Lande, das heute der „Garten Südafrikas" genannt wird. Ob nach Perestrello ein anderer Europäer in das Innere des Landes vordrang, berichtet die Geschichte nicht und ist auch nicht wahrscheinlich. Ein ganzes Jahrhundert später, 1683, betraten schiffbrüchige Engländer Natals Boden. Die Matrosen, die mit vieler Mühe Leben und einige Habseligkeiten gerettet hatten, wurden von den am Ufer wohnenden Kaffern gastfreundlich aufgenommen; die Wilden ließen sich gern in Tauschhandel mit Perlen, Messern u. dgl. ein und gaben ihnen sicheres Geleite bis zum Kap.

Ungefähr zur selben Zeit kamen Sklavenjäger von Madagaskar herüber, richteten jedoch nichts aus, da die Familienbande zu eng und fest geschlossen waren. So blieben denn die Kaffern ungestört und von allem Weltverkehr abgeschlossen, und Abwechslung brachten nur die englischen und holländischen Matrosen, die an der Küste landeten, wenn sie vom Unglücke betroffen gewesen. Echt romantisch klingt die Mär von der Mannschaft eines an Natals Küste zerschellten holländischen Schiffes. Die Matrosen der „Stavenisse"

zimmerten aus den Überresten des Wrackes ein Schiff zusammen und bestiegen dann mutig den neu konstruierten „Centaurus“, der zwar gebrechlich, aber stark genug war, die Reise bis Kapstadt auszuhalten. Dort angekommen, bestürmten sie den Gouverneur mit Bitten, das reiche Natal anzukaufen. Dieser ging darauf ein, trat mit den Kaffernhäuptlingen in Verbindung und erwarb die heutige Bai von Durban zu einem Preise von ungefähr 50 Pfd. St. So wohlfeil die Bai gewesen, so wenig wurde sie benutzt. Während die britische Flagge von dem Castle in Kapstadt wehte, waren Dingiswayo und Chaka Beherrscher von ganz Ostafrika. Kein Weißer durfte es wagen, die gezogenen Grenzen zu überschreiten, denn die Kaffern waren von glühendem Haß gegen alle Fremden erfüllt, seitdem die Weißen im Süden viele Stammesbrüder mit den Feuerwaffen niedergestreckt hatten. Grahamstown war der letzte militärische Posten der Kapkolonie. Schon ein Jahrhundert lang hatte kein Schiff mehr in dem Hafen von Natal Anker geworfen, und niemand wußte rechten Bescheid vom Lande. Es hieß nur, daß Natal ein wildes Land sei, daß in den großen Wäldern Löwen und Panther hausten und in den Flüssen Krokodile und Flußpferde sich tummelten; daß etwa eine Million wilder, grausamer Kaffern, die in mehr als 94 Stämme zerfielen und an deren Spitze die Umtetwa-Kaffern ständen, das weite Gebiet bevölkerten.

Der erste Häuptling, den die Geschichte kennt, und der als Oberhäuptling aller Stämme galt, hieß Dingiswayo, der Sohn des Häuptlings des Umtetwa-Stammes. Bevor er zur Herrschaft gelangte, lebten die Kaffern in vollem Frieden, und wenn auch im Süden des Landes einige Stämme mit den Weißen in Streitigkeiten geraten waren, so herrschte doch im Norden ungestörte Ruhe und Sicherheit. Dingiswayo war der erste, der die böse Kriegssaat in das Land streute und Freude daran hatte, wie die Saat zu blutigen Kämpfen emporsproß.

Dingiswayo und sein Bruder waren von einem Krieger bei ihrem Vater angeklagt worden, daß sie eine Verschwörung angezettelt hätten, deren Ziel kein anderes sei, als den alten Häuptling umzubringen und die Herrschaft an sich zu reißen. Während der Bruder unter dem Dolche der ausgesandten Häscher sein Leben ließ, entkam Dingiswayo den Ränken seiner Feinde. Wohl traf ihn ein Wurfspieß im Rücken, aber obgleich schwer verwundet, schleppte er sich mit Anstrengung aller Kräfte ins Dickicht eines nahen Waldes. Es war tiefe Nacht. Am nächsten Morgen fand ihn hier seine Schwester, welche früh genug Kunde von dem Plane der Gegner bekommen, zog den Speer aus der Wunde, verband sie und verhalf dem Bruder zur weiteren Flucht. Dieser wandte sich dem Süden zu, zog immer weiter und weiter und kam endlich bis zu den Weißen; man erzählt, daß er in der Kapkolonie und selbst in Kapstadt gewesen. Jedenfalls ist es

Thatsache, daß er englisches Militärwesen kennen lernte. Sein Andenken war in seinem Vaterlande längst geschwunden, als der vielgewanderte Königssohn plötzlich nach zehnjähriger Verbannung in seiner Heimat auftauchte. Er ritt auf einem Pferde, einem Tiere, von dem seine Landsleute bis dahin noch keine Ahnung gehabt, ein Weißer, gleichfalls für viele eine neue Erscheinung, begleitete den heimkehrenden Prinzen, und so bemächtigte sich Staunen und abergläubische Furcht der wilden Menge. Durch die Narbe im Rücken wies Dingiswayo nach, daß er der echte Königssohn sei, und hatte die Genugthuung, sofort als der Nachfolger seines inzwischen verstorbenen Vaters anerkannt zu werden.

Dingiswayo — früher Ungodongwama, d. h. langer Speer, geheißen, nach seiner Rückkehr aber nunmehr Dingiswayo, d. h. Wanderer, genannt — führte europäisches Kriegswesen ein und unterjochte in kurzer Zeit mit den einexerzierten Regimentern alle umliegenden Kaffernstämme. Mit den Portugiesen in der Delagoa-Bai unterhielt er freundschaftliche Beziehungen, war in seiner inneren Regierung sehr human und ließ Weiber und Kinder seiner Feinde nie töten, weil er, wie er sagte, mit Männern und nicht mit Weibern kämpfen wolle. Fremde Häuptlinge, die er zu Gefangenen gemacht, ließ er bald wieder frei, denn er kämpfte um des Sieges und nicht um der Beute willen.

Der zweite Herrscher über die Kaffernstämme war der Sohn eines Unterhäuptlings der Ama-Zulus, Chaka (spr. Tschaka) mit Namen, der von 1818 bis 1828 regierte. Wegen seines Eigensinnes, Jähzornes und zügellosen Lebens vom väterlichen Kraale vertrieben, kam er nach vielen Irr- und Wanderfahrten zu Dingiswayo, in dessen Kohorten er sich einschreiben ließ. Chaka that sich bald hervor durch seine Tapferkeit und Tollkühnheit im Gefechte und wurde der Liebling sowohl Dingiswayos als auch seiner Mitsoldaten, die er sämtlich um Kopfesgröße und durch ungewöhnliche Körperstärke überragte. Nach dem Ableben von Chakas Vater ließ Dingiswayo seinen Schützling durch Truppenmacht als inkosi, d. h. Häuptling in seinem Stamme einsetzen. Zur Herrschaft gelangt, war Chaka eifrigst darauf bedacht, dieselbe zu befestigen. Alle ihm unbequemen oder verdächtigen Krieger räumte er kurzer Hand aus dem Wege und zeigte gleich im Anfange, daß Gewalt und Schrecken sein Scepter seien. Die Mannschaft, welche ihm Dingiswayo zur Erlangung der Herrschaft mitgegeben, blieb bei dem vergötterten Führer und bildete mit den andern Soldaten, die nach Dingiswayos Tode zu Chaka übergingen, den Kern des neuen Heeres. Mit diesem wollte Chaka kämpfen und alle andern Häuptlinge vernichten; denn er war nicht gesinnt, wie Dingiswayo sich elendiglich umbringen zu lassen. Dieser war nämlich von einem Häuptlinge, den er früher besiegt, gefangen genommen worden; er hätte wohl seine Freiheit erwirken können, wenn des Siegers Mutter

nicht gewesen wäre, die Dingiswayo aus tiefster Seele haßte und seinen Tod verlangte. Chaka galt als der erste aller Häuptlinge und beherrschte in kurzer Zeit alle Kaffern von der Delagoa-Bai bis zum St. John's River. Herrschsüchtig und grausam über alle Maßen, überzog er mitten im Frieden die andern Stämme mit Krieg, unterjochte sie mit seiner unüberwindlichen Macht, schlug überall heiße und blutige Schlachten, brachte die Häuptlinge um und verschonte niemand, weder Freund noch Feind. Seine Soldaten lechzten gleich Tigern nach Menschenblut. Um sich die Treue der neuerworbenen Stämme zu erwerben, behandelte er sie mit möglichst großer Milde und Schonung und versorgte sie reichlich mit Vieh und Ländereien. So kam es, daß der grausame und blutgierige Mann von allen zugleich gefürchtet und angebetet war. Als eines Tages ein Regiment sich gegen ihn empörte, ließ es Chaka nach Beendigung eines Krieges zum abschreckenden Beispiele für das ganze Zululand bis auf den letzten Mann niedermetzeln. Seinen Soldaten gestattete er nur kurze Schwerter und zwang sie hierdurch, im Kampfe mit dem Feinde stets handgemein zu werden. Wer aus dem Gefechte ohne seine eigenen Waffen oder diejenigen des Feindes zurückkehrte, war unfehlbar dem Tode geweiht, und wer im Gefechte einen Fluchtversuch machte, wurde vor den Augen des Häuptlings unbarmherzig niedergestochen. Deswegen zogen seine Krieger es vor, im verzweifelten Kampfe auf dem Schlachtfelde ihr Leben zu lassen, als sich einem schauerlichen und schmachvollen Tode auszusetzen. Chaka selbst nahm keinen Anteil am Kampfe, er leitete und überwachte alle Bewegungen seiner Truppen von einem in nächster Nähe gelegenen, erhöhten Platze aus; nichts entging seinem scharfen Auge.

Seiner Blutgier wegen hieß Chaka nunmehr das „Wilde Tier", und er verdiente wahrlich den Namen, denn er war ein Blutmensch der scheußlichsten Art. Seine persönlichen Feinde brachte er auf die eine oder andere Weise um, ein kleiner Unwille genügte, um jemand in seiner Umgebung zu erdolchen; selbst seine eigene Mutter durchbohrte er, weil sie ihm in einem Punkte nicht gehorchen wollte. Man schätzt die Zahl derjenigen, die während seiner Regierung getötet wurden, auf mehrere Hunderttausend.

Chaka gestattete nicht, daß einer seiner Soldaten heirate, solange er im Dienste stand. Jedes Regiment zählte 1500 Mann; die einzelnen Regimenter unterschieden sich durch die Farben des Schildes. Auf der Höhe seiner Macht hatte der Zuluhäuptling eine Armee von 100 000 Kriegern, zusammengesetzt aus Kaffern aller Stämme Südafrikas. Aber wie in Europa Napoleon den Waffenruhm mit Millionen Menschenleben errungen, so hatte Chaka auch Natal durch die vielen Kriege völlig verwüstet. Zahlreiche Stämme, die bis dahin friedlich bei einander gewohnt, waren vernichtet, ihr reiches Land in eine Einöde und Wildnis verwandelt, Hungersnot und Elend herrschten im ganzen Gebiete. Viele Stämme schlossen sich freiwillig

den Zulus an, um sich vor dem Untergange zu retten, und bald war vom Limpopo bis zur Kapkolonie kein Stamm, der sich nicht kriechend und winselnd dem Allgewaltigen nahte.

Unter seiner Regierung hatten sich die Engländer im Jahre 1824 in Durban niedergelassen. Der Häuptling nahm die Fremden freundlich auf, weil er von der englischen Armee viel Rühmliches gehört hatte, das ihm Respekt einflößte. Vor seinem Kraale empfing er die Engländer und tauschte mit ihnen Geschenke aus. Um jedoch den Angekommenen zu zeigen, daß auch seine Macht und sein Reichtum groß seien, umstanden 12000 Zulus den Oberhäuptling in vollem Kriegerkostüm; zahlreiche Viehherden waren zusammengetrieben, und ein Tanz wurde aufgeführt, an dem nicht weniger als 25000 Wilde teilnahmen. Der Häuptling überließ den Engländern den Hafen von Durban und eine Strecke Landes, 25 englische Meilen an der Küste entlang und 100 Meilen nach dem Innern zu.

In dem erworbenen Distrikte ließen sich englische Ansiedler nieder; wo heute die Stadtgärten von Durban sind, befand sich damals das Lager des Leutnants Farewell. Die englischen Ansiedler lebten sehr einfach und wohnten in elenden Hütten, die aus Stroh geflochten waren und Bienenkörben nicht unähnlich sahen. Erst später entwarfen sie den Plan zu einer Stadt, die sie zu Ehren des Gouverneurs des Kap D'Urban nannten. Der Kolonie gaben sie den Namen der jungen englischen Prinzessin „Viktoria" und baten die englische Regierung dringend, mit der Annexion des Kaffernlandes Ernst zu machen. Der gewiß von Vaterlandsliebe eingegebene Plan vermochte die nüchternen Politiker in London indes nicht zur Zusage zu stimmen. Der englische Gouverneur vom Kap antwortete, daß er auf die Kolonie Viktoria verzichte, da die augenblickliche Finanzlage eine neue Ansiedlung unmöglich mache. Die Farmer waren von den Wilden gut gelitten, sie fügten niemand ein Leid zu und gewährten mehreren Kaffernstämmen Schutz gegen Verfolger. Allzusehr vertrauensselig hätten sie jedoch nicht sein sollen, denn eines Tages hörte man, daß mehrere Engländer und unter ihnen Farewell hinterlistigerweise umgebracht worden waren. Von Chaka rührte der Mordanschlag nicht her, denn er persönlich blieb stets ein treuer Freund der Engländer und dachte nie daran, die Fremden zum Kriege zu reizen.

Inzwischen hatte Chaka seinen Tod gefunden und zwar einen höchst tragischen. Seine beiden Brüder Dingaan und Umhlangana hatten sich schon längst mit dem Gedanken vertraut gemacht, die Herrschaft an sich zu reißen. Es war an einem heißen Sommertage; Chaka saß mit seinen Räten am oberen Ende seines Kraales und unterhielt sich über die Angelegenheiten des Reiches, als ganz unbefangen und unverdächtig Chakas beide Brüder herzutraten. Noch ehe die Umgebung erraten, um was es sich

handelte, hatte schon einer der Brüder dem Häuptlinge den Dolch ins Herz gestoßen. „Ihr, meine Brüder, ermordet mich," sprach der zu Tod getroffene König; er strengte nochmals all seine Kräfte an und fuhr fort mit vernehmlicher, vom Todesröcheln unterbrochener Stimme: „Ihr mordet mich, aber ein weißes Volk, ein Volk, das ihr nicht kennt, wird kommen und dieses Land erobern." Chaka hatte die Absicht der Engländer durchschaut. Noch heute bezeichnet ein Busch die Stelle des Begräbnisplatzes, der nach dem Glauben der Kaffern von den Geistern der Zulu-Nation bewacht wird und dem kein Eingeborener sich zu nähern wagt.

Dingaan (1828—1839), der feige Mörder, hatte wohl dem Bruder die Hälfte des Reiches versprochen, aber das war bei ihm nur eine List gewesen, um leichter zu seinem Ziele zu gelangen. Jetzt, nachdem er die Herrschaft an sich gerissen, durchbohrte er auch das Herz dessen, der ihm dazu verholfen. Die Zulukrieger, des langjährigen Mordens Chakas müde, erhoben keinen Widerspruch gegen den neuen Häuptling, und auch die eifrigsten Anhänger Chakas gingen zu seiner Fahne über, nachdem er ihnen versprochen, durch eingehende Reformen das Staatswesen ordnen zu wollen.

Dingaan hatte nicht die Geschicklichkeit Chakas, war ihm aber an Grausamkeit gleich und übertraf ihn an Hinterlist und Verrat. Unter ihm kamen die Buren nach Natal. Pieter Retief, der Hauptkommandant der holländischen Auswanderer der Kapkolonie, hatte beschlossen, über die Drakenberge zu ziehen und sich in Natal niederzulassen. Mit einigen Männern der Hauptabteilung zog er kühn voraus und bahnte sich einen Weg zur englischen Niederlassung am Hafen von Durban, wo er im Oktober 1837 unbehelligt und wohlbehalten ankam. Auf dem ganzen Wege hatten die Holländer keine Zulus erblickt, da diese in dem Dickicht der Wälder, in Klüften und Höhlen sich verborgen hielten. Die nachrückenden Buren ließen sich in den verschiedenen Thälern des nördlichen Natal, am Tugela und Klip River nieder. Um einem Überfall von seiten der Eingeborenen vorzubeugen, begab sich Retief mit fünf Begleitern und einem Engländer als Dolmetscher zu Dingaan und bat ihn, eine Strecke Landes den Buren abzutreten. Der Zuluhäuptling wohnte in seinem Kraale Umgunguhlowa, jenseits des Tugela, wo er eine Festung und 2000 Soldaten hatte. Die Ankunft der Fremden verbreitete hier allgemeinen Jubel, man erwies ihnen die wohlwollendste Gastfreundschaft und führte ihnen zu Ehren Scheingefechte und Tänze auf. Erst am dritten Tage gewährte Dingaan die erbetene Audienz. Den Antrag Retiefs beantwortete er mit höhnischem Lachen, indem er ihm vorhielt, daß er solch ein Gesuch nicht verstehen könne, da doch Männer, die wie die Holländer gekleidet, beritten und ausgerüstet gewesen, das Zuluvolk angegriffen und alles Vieh gestohlen hätten. Retief verteidigte sich und die Seinen gegen diese falsche Anklage und lenkte den Verdacht auf den Nachbarhäupt-

ling Sikonyella, der sich in den Bergen nahe bei Harrismith aufhalte und mit seinen Horden die ganze Gegend unsicher mache; dieser habe sich europäische Kleider, Waffen und Pferde zu verschaffen gewußt. Dingaan ersuchte nun die Buren, das gestohlene Vieh ausfindig zu machen, damit er sich von ihrem guten Willen und ihren freundlichen Gesinnungen überzeugen könne. Retief und seine Begleiter waren dazu bereit, ritten in westlicher Richtung zu Sikonyella und luden ihn zu einer Zusammenkunft ein. Als dieser am Boden saß, zeigte einer der Holländer dem Häuptling ein paar Handschellen und bewog ihn, diese „schönen Ringe" etwas näher in Augenschein zu nehmen. Der Wilde drehte dieselben mehreremal in seiner Hand, sie von allen Seiten betrachtend. Der Holländer aber, der ihm alle Schönheiten derselben zu zeigen sich bemühte, ließ sie auf einmal um des Wilden Handgelenke gleiten, so daß dieser, ohne es zu ahnen, zum Gefangenen gemacht war. Um seine Freiheit zu erkaufen, lieferte er gerne das gestohlene Vieh an die Zulus aus. Im Triumphe ritten Retief und die Seinigen zum Burenlager Doornkop am Tugelaflusse zurück. Jetzt schien alles in bester Ordnung zu sein, und 1000 Wagen der Holländer konnten mit den Herden in Natal einziehen. Die grünenden Hügel und die saftigen Wiesengründe am Blauw-Kranz und Buschmannsflusse wurden zur ersten Niederlassung ausersehen.

Doch bevor man in diesem fremden Lande einen sichern Herd gründen konnte, mußten noch Unterhandlungen mit Dingaan gepflogen werden. Retief entschloß sich, den König zum zweitenmal aufzusuchen und zwar in Begleitung von mehreren hundert Buren, die den Wilden zugleich eine Ahnung von der Macht der Ansiedler beibringen und die Zulus durch einige militärische Übungen ergötzen sollten. Merkwürdigerweise trauten aber die Buren Dingaan nicht und rieten Retief ab, sich ein zweites Mal in die Hände des falschen Herrschers zu begeben. Retief schenkte diesen Warnungen jedoch kein Gehör und bestand darauf, zu Dingaan zu gehen; als Begleiter verlangte er nur diejenigen, welche sich freiwillig zu dem gefahrvollen Unternehmen meldeten. In den ersten Wochen des Jahres 1838 verließ er mit 70 Reitern und 30 Hottentotten, die Ersatzpferde führten, das Burenlager. Er hatte ein Dokument in Händen, das die Übergabe des Landstriches zwischen dem Tugela und dem Umzimwubuflusse den Buren zusicherte und dem nur noch die Unterschrift des Zuluhäuptlings fehlte. Retief wurde auch diesmal mit allen Ehren aufgenommen; man war ihm ja dankbar, daß er das von Sikonyella gestohlene Vieh zurückgebracht hatte. Dingaan setzte sein Zeichen unter das Dokument, sprach auch mündlich seine Zustimmung aus und veranstaltete wieder Festlichkeiten mit Schmausgelagen und Tänzen. Retief gegenüber schien er die Freundlichkeit und Güte selbst zu sein, so daß der holländische Führer nicht im entferntesten ahnte, daß dies Benehmen nur heuchlerische

Verstellung war. Der Morgen des 6. Februar brach an. Retief trug das Dokument in seiner ledernen Jagdtasche und gab den Befehl zum Aufsatteln, als im letzten Augenblicke von Dingaan die Einladung eintraf, er und seine Begleiter möchten sich vor der Abreise zum Steigbügeltrunk in den Hauptkraal begeben. Wohl oder übel mußten die Buren dieses Anerbieten annehmen. Die Gewehre ließen sie außerhalb des Zaunes, der den königlichen Kraal umgab, zurück, weil angeblich die Zulu-Etikette dies erfordere. Retief und seine Begleiter betraten den Kraal, fügten sich dem Zeremoniell und leerten mit Dingaan einige Humpen Kaffernbier. Zuletzt ließ Dingaan von den Seinigen einen Kriegstanz aufführen, wobei er dafür sorgte, daß die Holländer vollständig umzingelt wurden, verabschiedete sich dann von Retief und ging in seine Hütte, indem er den Freunden eine gute Reise wünschte. Am Eingang seiner Hütte jedoch drehte er sich um und rief seinen Soldaten zu: „Butala amatagati!“ („Ergreift, tötet die Zauberer!“) Im Nu stürzten sich die Wilden auf die unbewaffneten umzingelten Holländer, die aber Mut und Fassung nicht verloren und mit ihren Taschenmessern Widerstand leisteten. Es entspann sich ein Kampf auf Leben und Tod. Retief und die Seinen wehrten sich wie Löwen, erlagen aber schließlich der Überzahl und wurden samt und sonders niedergemacht; ihre Leichen warf man den Geiern und Hyänen vor. Es waren 67 Europäer und 30 Hottentotten, die an diesem Tage umkamen.

Nach diesem entsetzlichen Blutbade sandte Dingaan ohne Verzug ein über 10000 Mann starkes Heer gegen die Buren, um diese zu vernichten. Auf einen feindlichen Überfall nicht vorbereitet, lebten die einzelnen Familien meilenweit voneinander entfernt und lagen gerade der Büffeljagd ob. Während sie hoffnungsfreudig der Rückkehr Retiefs harrten, waren sie nicht wenig erschrocken, als plötzlich mitten in der Nacht und in der Morgendämmerung der Kriegsruf der Zulus in ihren Ohren gellte. Der Angriff der wilden Horden war so unerwartet und so ungestüm, daß, noch ehe man die Gefahr recht erkannte, viele Farmer unter den Speeren der Zulus fielen und am Boden verbluteten. Gegen 100 Männer und Frauen, 185 Kinder und 250 farbige Knechte sollen bei diesem Überfalle getötet worden sein. Die andern stoben auseinander und flüchteten sich in die Höhlen, alles Hab und Gut dem Feinde preisgebend. Doch schon am nächsten Morgen sammelten sich die Flüchtlinge. Wütend stürzten sie sich auf die Kaffern, feuerten einige Gewehrsalven in ihre Reihen, so daß diese in regelloser Flucht ihr Heil suchten. Seit dem Tage heißt die Stelle, wo diese Greuelscenen stattfanden, „Weenen“, d. h. Ort des Weinens und Wehklagens.

Durch die hinterlistige Ermordung ihres Führers und ihrer Brüder aufs tiefste erbittert, sammelten die Buren ein 350 Mann starkes Kommando und marschierten unter Leitung von Pieter Uys und Hendrik Potgieter gegen

den Kraal Dingaans. Die englischen Ansiedler von Port Natal schlossen sich ihnen an. Bald stießen sie auf den Feind, und der Kampf begann. Ihre sichern Geschosse rissen tiefe Lücken in die entgegenkommende Zulu-Armee, so daß diese nicht lange dem mörderischen Feuer widerstehen konnte und wiederum die Flucht ergriff. Im Eifer der Verfolgung zerstreuten sich aber die Buren und sahen sich bald einzeln von den aus dem Grase und dem Gebüsche hervorbrechenden Zulus angegriffen. Pieter Uys fühlte sich plötzlich tödlich verwundet. Den Freunden, die ihn den Händen der Zulus entreißen wollten, rief er noch mit kräftiger Stimme die Worte zu, sich nicht um ihn zu kümmern, sondern ihr eigenes Leben in Sicherheit zu bringen. Sein Sohn Dirk war auf dem Punkte, dieser Bitte des Vaters schweren Herzens Folge zu leisten, als er sah, wie ein Zulu den Gefallenen mit einem Speere erstach. Flugs dreht er sich um, stürzt auf den Mörder, tötet ihn, wirft einen zweiten und dritten der herannahenden Wilden nieder und wehrt sich und tötet so lange, bis er, der Übermacht unterliegend, auf den Leichnam seines Vaters niedersinkt und stirbt.

Für die Buren war es eine traurige Zeit. Hatten auch die Zulus eine Niederlage erlitten, so waren sie doch Sieger am unteren Tugelaflusse geblieben. Hier hatten die wenigen angesiedelten Engländer eine mit 400 Gewehren bewaffnete Macht Dingaan entgegengestellt, waren indes von der feindlichen Armee, die aus 10 000 Mann bestand, vollständig geschlagen worden. Jene, welche zu entfliehen suchten, wurden von den Zulus aufgefangen und von einem 100 Fuß hohen Felsen herabgestürzt. Nur vier Engländer entkamen bis Durban. Aber auch bis hierher wurden sie von den siegreichen Wilden verfolgt, so daß sie auf einigen zufällig im Hafen ankernden Schiffen Schutz suchen mußten. Durban wurde gänzlich zerstört. Den Wilden schwoll der Kamm, und ein neuer Angriff gegen die Buren im westlichen Teile Natals stand bevor.

Der Winter des Jahres 1838 konnte für die Buren kaum ungünstiger sein. Der Boden blieb unbebaut, und Mangel an Lebensmitteln trat ein. Zum Hunger gesellten sich tödliche Krankheiten und innere Zerwürfnisse, so daß viele mit Potgieter über die Drakenberge zurück nach Transvaal zogen. Die Lage war kritisch; der Feind drohte; die Natalburen sahen keine andere Rettung mehr, als auswärts Hilfe zu suchen. Drei einflußreiche Männer begaben sich in die Kapkolonie, ihre frühere Heimat, um hier Leute anzuwerben. Zuerst kam mit 39 Familien Pieter Landman, ein Bur, den der Gouverneur des Kap besonders hoch schätzte und einen Helden ohne Furcht und Tadel nannte; ihm folgte Andreas Pretorius. Von angenehmem Äußern und außerordentlichen Geistesgaben, hatte letzterer bald wie ein zweiter Retief das Vertrauen aller gewonnen. Ihm gelang es, seine Mitbürger zu sammeln und zur gemeinsamen Abwehr ihres Todfeindes anzuspornen. Er brachte

ein Heer von 460 Mann zusammen und drang an ihrer Spitze in das Zululand ein. Alle Vorsichtsmaßregeln wurden getroffen, man marschierte, nachdem die Gegend durch Kundschafter gehörig untersucht worden war, langsam vor. Beim Einbruch der Dämmerung wurden die 57 Wagen zu einer Wagenburg zusammengestellt. Dabei ließen sie es aber nicht bewenden. Diese von ernster Religiosität beseelten Männer wußten und verstanden recht gut mit dem Psalmisten, daß, wenn der Herr die Stadt nicht bewachte, die Wächter sich vergebliche Mühe geben. Sie veranstalteten also jeden Morgen und jeden Abend eine gemeinschaftliche Andacht und machten überdies das Gelöbnis, wenn Gott ihnen den Sieg verleihe, würden sie ein Gebetshaus errichten und das Jahrgedächtnis des Tages feiern auf ewige Zeiten.

Es war am 16. Dezember, einem Sonntage des Jahres 1838, als eine der größten Schlachten der Buren gegen die Zulus und überhaupt der Weißen gegen die Schwarzen in Südafrika geschlagen wurde. Die Buren waren Sieger. Sie hatten ihr Lager an einem Flusse aufgeschlagen, das von der einen Seite durch die hohen Flußufer vorzüglich gedeckt, von einer andern durch einen Hügel und einen Hohlweg unzugänglich gemacht worden war, und nur von zwei Seiten offen stand. Während die Zulus sich über die Art und Weise des Angriffs berieten, rief Pretorius seine Leute zusammen, ermunterte sie zum Vertrauen auf Gott und ließ einen Hymnus singen. Mit fast unwiderstehlicher Gewalt stürzten sich die Wilden auf das Lager, einem verheerenden Orkan gleich, in der Stärke von 12000 Mann. Die Buren standen ein jeder an seinem Posten und empfingen die Anstürmenden mit einem Kugelhagel. Als sichere Schützen verbreiteten sie in den Reihen der Angreifer Tod und Verderben. Kein Schuß verfehlte in der dicht gedrängten Masse seinen Mann, und die zwei Kanonen, von denen je eine an den beiden offenen Seiten des Lagers stand, mähten ganze Reihen hinweg. Dreimal erneuerten die Wilden den verzweifelten Ansturm, aber dreimal zerschellten die Wogen des brausenden Menschenstromes an der felsenfesten Standhaftigkeit und dem Heldenmut der Buren, und jedesmal mußten die Zulus zurückweichen, um ihre stark gelichteten Reihen und Karrees von neuem zu bilden. Der Kampf wogte lange hin und her, bis der Sieg sich auf die Seite der Buren neigte. Als bei Waterloo der wiederholte Ansturm der französischen Armee das Kriegsglück unsicher machte, gab der englische General Wellington den Befehl zu dem berühmten und letzten Stoß seiner britischen Truppen. Ähnlich machte es, um Kleines mit Großem zu vergleichen, der Burenführer Pretorius. Einen günstigen Augenblick erspähend, befahl er seinen Reitern, einen Ausfall zu machen und den Feind in der Flanke anzugreifen, so daß dieser zwischen zwei Feuer zu stehen kam. Das Stratagem glückte vollständig. Mehr denn 3000 Zulus wurden niedergeschossen, und das Blutbad war so groß, daß der Strom,

der am Schlachtfelde vorbeifloß, ganz gerötet war und von da an Blutfluß genannt wurde. Die Wilden lösten sich in wilder Flucht auf, verfolgt von den siegestrunkenen Buren. Die bis dahin für unüberwindlich gehaltenen Zulus hatten diesmal eine fürchterliche Niederlage erlitten, von der sie sich nicht mehr erholten; es war eine der entscheidendsten und wichtigsten Schlachten gewesen, die jemals in Südafrika geschlagen worden, die siegreiche Schlacht, von welcher die Eroberung Natals, des Oranje-Freistaates und der südafrikanischen Republik Transvaal abhängen sollte. Sie war gewonnen von Afrikandern, die für Herd und Vaterland, für ihr eigenes und der Ihrigen Leben kämpften gegen einen unbarmherzigen und grausamen Feind.

Die Sieger hielten treu ihr Versprechen und bauten die holländisch-reformierte Kirche in Maritzburg. Bis auf den heutigen Tag feiern die Buren Südafrikas am 16. Dezember den Dingaanstag als ihr großes Nationalfest.

Gleich nach der Schlacht am Blutflusse brachen die Buren auf, um den „Bluthund", wie Pretorius den Dingaan hieß, in seinem Kraale, der 2000 Hütten zählte und zwischen dem Weißen und Schwarzen Umwolosifluss lag, aufzusuchen. Bald sahen sie von der Gegend des Königskraals himmelhohen Rauch aufsteigen, und als sie näher kamen, bemerkten sie, daß sämtliche Hütten in Rauch aufgegangen waren. Dingaan selbst hatte seinen Kraal angezündet und sich mit seinem Volke in die Wälder geflüchtet. Auf dem Dornhügel aber, der sich hinter dem Kraale erhebt, fanden die Sieger die Stätte, wohin man die Leichname des ermordeten Retief und seiner Begleiter geworfen hatte. Die Skelette waren noch durch die Kleidungsstücke erkennbar, die zerfetzt an den Knochen hingen. Auch Retiefs lederne Jagdtasche, in der das von Dingaan unterzeichnete Schriftstück unversehrt geborgen war, fand sich wieder. Die Buren weinten, als sie diese Überreste der teuern Brüder sahen, und veranstalteten, um den Helden ihre Treue und Dankbarkeit zu bezeugen, ein feierliches Leichenbegängnis.

Bei seiner Rückkehr traf Pretorius die peinliche Nachricht, daß während seines Zuges gegen den Zuluhäuptling eine Abteilung englischer Soldaten Durban besetzt, die Munitionsvorräte in Beschlag genommen und die Erklärung abgegeben habe, sie sei vom Gouverneur des Kap gesandt worden, um den Buren nahezulegen, daß England keinen andern unabhängigen Staat in Südafrika dulde und dringend wünsche, die wilde Grausamkeit und die Gewaltthaten der Buren gegen die Kaffern ein für allemal beendigt zu sehen. Die Buren protestierten energisch gegen diese unbefugten Eingriffe Englands in ihre Rechte und nötigten die alten Ränkeschmiede, ohne Verzug die beschlagnahmte Munition freizugeben und schleunigst den Rückzug anzutreten.

Die Buren hatten bereits die Stadt Pietermaritzburg angelegt, einen Volksraad gewählt und einen neuen Freistaat gegründet. Die neue Republik wurde am 24. Dezember 1839 proklamiert und „Natalia" genannt.

Die lang ersehnte Friedenszeit fing jetzt endlich an für die Buren zu dämmern. Dingaans Macht und Ansehen nach außen war dahin; die Zwistigkeiten und Spaltungen, die in seiner eigenen Familie ausbrachen, unterwühlten seinen Thron. Da sich aber der Zulu noch immer den Holländern gegenüber als verdächtig erwies und nur den günstigen Moment erspähte, um über sie herzufallen, beschlossen die Buren, Panda an seines Bruders Statt zum Könige der Zulus einzusetzen. Dieser nahm bereitwilligst den Antrag an und versprach den Buren eine gute Anzahl Ochsen und ewige Freundschaft. Die Ansiedler ihrerseits überließen ihm 400 Mann, welche mit Pandas Armee, die sich aus Dingaans unzufriedenen Untergebenen zusammengesetzt hatte, gegen den alten Zuluhäuptling marschierten. Es entspann sich ein langer, erbitterter Kampf. Brüder kämpften gegen Brüder, Väter gegen ihre Söhne, auf beiden Seiten focht man mit Mut und Tapferkeit. Noch immer standen die Buren außerhalb des Kampfes, als in der Hitze des Gefechtes ein alter General Pandas sich anstellte, die Buren zum Angriff zu dirigieren. Sofort bemächtigte sich der Leute Dingaans ein panischer Schrecken, und sie ergriffen die Flucht. Dingaan begab sich zum Swazikönig, wo er von dessen Leuten meuchlings ermordet wurde. Nach diesem siegreichen Feldzuge überließ der neue Zulukönig dem Feldherrn Pretorius 40 000 Stück Vieh als Schadloshaltung für die früheren Verluste und freute sich, von dem Burenführer als Vasall und größter Alliierter der Weißen betrachtet zu werden.

Im Einverständnis mit Panda beanspruchte Pretorius am 14. Februar 1840 das ganze Land vom St. Johns River bis zur Delagoa-Bai und von dem Indischen Meere bis zu den Drakenbergen. Um England vor einer neuen Besitzergreifung abzuschrecken, stellte sich die neue Kolonie unter den Schutz des Königs von Holland, und um jeder falschen Deutung der Neugründung vorzubeugen, fing der Präsident der Republik mit der englischen Behörde in Kapstadt Verhandlungen an, bot die Hand zu einem engen Bündnis, gewährte gegenseitige Zollfreiheit und andere Vorteile, verlangte aber die Anerkennung der Selbständigkeit der Republik. Die Kapkolonie wies indes die dargebotene Hand zurück, denn Englands Minister hatten andere Pläne ausgearbeitet. Fertig waren diese noch nicht, denn als der Kap-Gouverneur beim englischen Staatssekretär der Kolonien, Lord John Russell, anfragte, was er angesichts des neuen Burenstaates zu thun habe, erhielt er keine entscheidende Antwort. Aber immerhin waren Pläne da, Pläne, die schon in der nächsten Zeit verwirklicht werden sollten.

Im Jahre 1841 hatten einige Burenfarmer einen Einfall in das Territorium der Pondos gewagt. Der Pondo-Häuptling, Faku mit Namen, war befreundet mit den englischen Missionaren, die ihm rieten, Englands Hilfe anzurufen. Er that es, und dies war für die Engländer eine er-

wünschte Veranlassung, gegen die holländische Republik zu protestieren. Das Recht glaubten sie darin zu erblicken, daß sie sich sagten, durch diesen Einfall sei die Ostgrenze des Kaplandes von neuem bedroht. Der Gouverneur verlangte wiederholt im Auftrage des britischen Staatssekretärs die Anerkennung der britischen Oberherrschaft über Natal, wie es früher der Fall gewesen, war jedoch nicht einverstanden, es auf einen Krieg mit den Buren ankommen zu lassen, wahrscheinlich weil er wußte, daß die Buren nicht den kürzeren ziehen würden. Erst im nächsten Jahre sandte er den Hauptmann Smith mit einer Abteilung von 200 Mann und einigen Artilleriesoldaten nach Natal. Es war ein fürchterlicher Marsch von King Williams Town bis Durban, eine Strecke von 600 Meilen, überall ungangbare Wege, durch die Regenzeit angeschwollene Flüsse und nirgends eine Brücke.

Kapitän Smith hatte, von den Buren unbemerkt, Durban im Mai 1842 erreicht und in der Gegend des heutigen Lagerplatzes eine feste Stellung bezogen. Bald liefen auch zwei Schiffe im Hafen an mit Munition an Bord. Das erste, was die Engländer thaten, war, die holländische Flagge niederzureißen und die englische an deren Stelle zu hissen. Pretorius ging im Auftrage des Volksraads nach Durban, um von der englischen Besatzung Rechenschaft über die ungerechtfertigte Besetzung des Hafens zu fordern und zu erklären, daß sie unter dem Schutze Hollands ständen. Als aber alle Verhandlungen fehlschlugen, rüstete man sich auf beiden Seiten zum Kampfe, der bald darauf am 23. Mai um die Mitternachtsstunde stattfand. Die Buren hatten sich am Kongelflusse unweit Durban verschanzt. Der Mond leuchtete in vollem Glanze, und der englische General Smith gedachte den Feind zu überrumpeln. Er hatte sich schon bis auf 800 Schritte mit 140 Mann und einer Haubitze den Buren genähert, als diese, unter Gebüschen und hinter Sträuchern geduckt, plötzlich Feuer gaben. In wenigen Minuten lagen 103 von den 140 englischen Soldaten tot oder verwundet am Boden, während von den Buren kein einziger getötet oder verwundet war. Die Engländer hatten im Mondlicht die Mangrovebäume für Soldaten angesehen und deshalb zu hoch geschossen. Smith trat eiligst den Rückzug an und ließ die Kanone in den Händen der Sieger.

Der von dem englischen Befehlshaber zur Beerdigung der Gefallenen begehrte Waffenstillstand von zuerst 24 Stunden wurde von den Buren gewährt und sogar auf sieben Tage verlängert. Smith benutzte diese Zeit, um sich zu verschanzen. Nach Ablauf der bestimmten Frist fingen die Feindseligkeiten wieder an. Die Buren machten einen nächtlichen Ausfall auf den Point, den jetzigen Hafen, wo die kleine englische Ansiedlung mit einem Blockhaus stationiert war und wo gerade ein Schiff Munition und zwei Achtzehnpfünder ans Land gesetzt hatte. In der grauen Morgendämmerung schossen die Buren aus ihrem Buschversteck den Wachtposten weg und nahmen

das Blockhaus nebst der Munition und einem Achtzehnpfünder. Jetzt begann die förmliche Belagerung der Engländer durch die Buren. Diese hatten zwei Sechspfünder und den einen Achtzehnpfünder, für letzteren jedoch fehlten die Kugeln. So mußten sie warten, bis die Engländer sich des andern Achtzehnpfünders bedienten und einige Geschosse herübersandten; sie paßten auf, wo die Kugel einschlug, gruben sie aus und sandten sie dorthin zurück, woher sie gekommen. Anfänglich lachte man in Smiths Lager über die verrückte Idee der Buren, die Besatzung durch Hunger zur Übergabe zwingen zu wollen; als aber Anfang Juni die Ration nur noch aus getrocknetem Pferdefleisch und Zwieback und einem Trunk schlechten Wassers bestand, verging ihnen die Lust am Spott. Ab und zu wurde ein Ausfall versucht, aber ohne Erfolg, denn die Buren hatten einen so festen Ring um das Lager geschlossen, daß es unmöglich war, ihn zu durchbrechen. Smith hätte den Platz nur noch wenige Tage halten können, als er am Abend des 24. Juni durch aufsteigende Raketen Kenntnis erhielt, daß die Botschaft des wackern King in der Kapkolonie eingetroffen und die verlangte Hilfe von der Seeseite im Anzuge sei.

Während der ersten Tage der Belagerung hatte sich nämlich ein im Lager befindlicher englischer Ansiedler, Namens Richard King, auch Dick King genannt, angeboten, die Nachricht von der verzweifelten Lage nach Grahamstown zu bringen. Die Abenddämmerung benutzend, stieg er mit seinem besten Pferde in ein Boot, schlich sich die Küste entlang und entkam in der Dunkelheit der Nacht glücklich aus dem Bereiche der Holländer. Bei Tagesanbruch war er in Sicherheit. Ohne Ruhe und Rast stürmte er voran, daß die Funken stoben, überwand jede Müdigkeit und Gefahr. Es war ein Ritt auf Leben und Tod. Die Flüsse, die reißend und nicht ungefährlich waren, mußte er sämtlich durchschwimmen, da nirgends eine Brücke war, wurde sogar einmal von einem wilden Stamme angehalten und mit dem Tode bedroht. Nach tausend Fährlichkeiten kam er am zehnten Tage todmüde in Grahamstown an und erreichte, daß von hier aus sofort dem bedrängten englischen Lager Hilfe gesandt wurde.

Die Holländer erwarteten das im Hafen einlaufende Schiff mit einem dichten Kugelregen, vermochten die Landung der Soldaten jedoch nicht zu hindern. Das Gefecht der Entsetzung dauerte nur 20 Minuten, dann zogen sich die Buren nach Pinetown zurück.

In Pietermaritzburg fand am 5. Juli in der Kirche eine stürmische Sitzung des Volksraads statt. Viele weigerten sich, Englands Oberhoheit anzuerkennen, andere zeigten sich zu Konzessionen geneigt. Als nun aber auch noch die Eingeborenen Miene machten, gegen die Buren aufzutreten, erkannten diese als das beste, einstweilen alle eroberten Waffen und Gefangenen auszuliefern und Frieden mit England zu schließen. Im stillen

verleitete sie hierzu die Hoffnung, daß der König von Holland, dessen Hilfe sie gegen England angerufen, sie sicher nicht im Stiche lassen würde. Pretorius sollte anfänglich mit den andern Burenführern zu schweren Strafen verurteilt werden, wurde jedoch, da er sich um die Wiederherstellung des Friedens redlich bemüht hatte, freigesprochen. Während ein großer Teil der Burenfamilien, ärgerlich über diese moralische Niederlage, nach Transvaal und dem Oranje-Freistaat zog, hofften die Zurückgebliebenen auf bessere Zeiten. Ihre Selbstregierung war auch bisher nicht angetastet worden, nur Hafen- und Zollgebühren wurden für die Krone Englands erhoben. Als aber die Nachricht eintraf, daß Holland in bestimmtem Tone jede Unterstützung der Buren ablehnte und sogar holländische Unterthanen, die sich an etwaigen Feindseligkeiten gegen England beteiligten, mit Strafe bedrohte, sank der letzte Hoffnungsstrahl. Natal wurde 1845 definitiv als britische Kolonie erklärt und der Kapkolonie einverleibt.

Bei der Landesverteilung hofften die in Natal zurückgebliebenen Buren noch gut davonzukommen, sollten aber zum zweitenmal über Englands Wohlwollen enttäuscht werden. Man antwortete spöttisch, daß man gern den Wünschen der Buren Rechnung getragen habe, aber „landhungrig", wie diese nun einmal seien, hätte man sie auch mit dem besten Angebote nicht zufrieden stellen können. Es war eine Ausrede, wenn auch billig wie Brombeeren.

Über diese wegwerfende und verletzende Antwort empört, sandten die Buren gegen Ende des Jahres 1847 ihren Anführer Pretorius nach Grahamstown, um mit dem Gouverneur der Kapkolonie, Sir Henry Pottinger, die Angelegenheit zu besprechen. Die erbetene Audienz wurde Pretorius mit der lakonischen Bemerkung abgeschlagen, er (Pottinger) werde in Bälde seine Stelle verlassen, und so könnten die Buren mit seinem Nachfolger ihre Sachen ins reine bringen. Diese durch nichts gerechtfertigte Abweisung mußte den stolzen Kommandanten verletzen, viele zögernde Burenfamilien entschlossen sich daraufhin, Natal zu verlassen.

Sir Harry Smith, der neue Gouverneur der Kapkolonie, kam Ende 1847 nach Natal. Ohne Zeit zu verlieren, begab er sich zu einem Teil der Auswanderer, die er noch am Tugelaflusse traf. Er bekennt selbst, daß er selten in seinem Leben eine so herzzerreißende Scene gesehen habe, als angesichts dieser Männer, Weiber und Kinder, die mit ihren Wagen und geringen Habseligkeiten sich eine neue Heimat suchten. Er gab den Emigranten die besten Worte, versprach alles mögliche, aber sie ließen sich nicht umstimmen; er drohte sogar, daß er das Land, in dem sie sich niederlassen wollten, als britisches Gebiet proklamieren würde, aber die Buren erwiderten kurz, daß sie entschlossen wären, es in diesem Falle auf Gewalt ankommen zu lassen. Es behage ihnen nicht, noch länger britische Unterthanen zu sein, die da schutzlos und wehrlos unter Kaffern lebten

und weniger Kredit bei der Regierung besäßen als die Wilden. Nur wenige Familien blieben.

Mit dem Abzuge der Buren war die weiße Bevölkerung auf ein Minimum zusammengeschrumpft. Über 100 000 Kaffern waren über das Land zerstreut; der Handel war kaum nennenswert, von Einkommen keine Rede. Neue Scharen von Wilden kamen aus dem Zululande nach Natal und erschwerten die Aufgabe Englands, die Ansiedler vor deren kriegerischen Gelüsten zu wahren. So ungerecht sich England gegen die Buren benommen, so human zeigte es sich den Kaffern gegenüber: sie durften ihre Gebräuche und Gesetze beibehalten, die Häuptlinge blieben in ihrer Stellung, und der britische Gouverneur führte nur die Oberaufsicht. Gleichwohl hielt es England für notwendig, einen kräftigen Damm gegen die Wilden zu errichten, indem es die europäische Auswanderung nach Natal hinlenkte. Wirklich gelang es, mit großen Versprechungen manche Europamüde zur Übersiedlung zu bestimmen; von 1848—1850 warfen allein 35 Schiffe mit 3792 Auswanderern im Hafen von Durban Anker. Die Überfahrt hatte diesen nur 10 Pfd. St. gekostet; zudem waren einem jeden 20 Acres Land als eigen zuerkannt worden. Als die Ankömmlinge jedoch nicht nach Wunsch befriedigt wurden, weil das zugewiesene Land entweder unfruchtbar oder nicht groß genug war, fingen sie an, laut zu murren und sich nach den ägyptischen Fleischtöpfen zurückzusehnen. Ob ihre Beschwerden durchweg unbegründet waren, soll hier nicht bestimmt ausgesprochen werden; jedenfalls steht außer allem Zweifel, daß die neuen Ansiedler sich Natal als ein Schlaraffenland gedacht hatten, wo sie nicht im Schweiße ihres Angesichtes zu arbeiten brauchten. Da waren die Buren doch ganz andere Menschen; sie gingen mit gutem Willen an die Urbarmachung des Landes und ließen es sich Mühe kosten. Arbeitsamer als die übrigen Emigranten zeigten sich die Deutschen, die 1848 in der Stadt Pinetown sich niederließen und in kurzer Zeit zu beträchtlichem Wohlstand gelangten.

Natal ist um ein Fünftel größer als die Provinz Schlesien. Im Jahre 1891 betrug die Bevölkerung 555 576 Seelen, wovon 469 747 Kaffern, 42 759 Weiße und 43 070 Indier; von letzteren waren 30 000 frei und 10 000 zu Diensten verpflichtet. Im Jahre 1896 betrug die Bevölkerung 584 326. Von den Weißen sind ungefähr 3400 mit Landbau beschäftigt, 6630 betreiben Industrie und Handel oder sind Mechaniker; von den Weißen waren 11 434 aus England und Wales, 3226 aus Schottland, 1000 aus Irland und die übrigen aus den andern Ländern Europas und aus Südafrika selbst.

Indier (Bild 32) wurden 1859 in die Kolonie eingeführt. Viele waren gegen die Einführung dieser Asiaten und wiesen darauf hin, daß die Eingeborenen Natals vollständig genügten, um die Arbeiten in der Kolonie zu

verrichten, und daß die Vermehrung der Farbigen nicht zu Gunsten der Kolonie sei. So stichhaltig diese Einwände auch auf den ersten Blick erscheinen, so antastbar sind sie bei näherer Prüfung. Die Gegner der Einführung der Indier bedachten nicht, daß die Kaffern in den Thee- und Zuckerplantagen wegen ihrer Faulheit ganz unbrauchbar sind, und daß der Aufschwung der Kolonie vielfach von den fleißigen Kulis abhängt. Durch die Kulis sind die Einnahmen des Landes bedeutend gestiegen, und als man einige Jahre später sich von neuem der Einwanderung der Kulis widersetzte, bemerkte man sofort eine Verminderung sowohl der Arbeitskräfte als auch der Einnahmen. Die Arbeiterfrage tauchte nochmals 1888 auf, und die Bewegung für und gegen die Indier schlug hohe Wogen; man ging jetzt auf die Frage näher ein, studierte gewissenhaft die Berichte der Plantagenbesitzer und kam wiederum zu dem Schlusse, daß die Indier für die weitere Entwicklung der Kolonie unbedingt notwendig seien. Bei dieser Gelegenheit wiesen vereinzelte aber gewichtige Stimmen darauf hin, daß die englische Regierung einen gewissen Zwang auf die Kaffern ausüben und sie zur Arbeit zwingen müsse, ohne daß dadurch dem überlieferten Humanitätsprinzip den Farbigen gegenüber zu nahe getreten werde. Auf die Kaffern erzieherisch einzuwirken, indem man sie zur Arbeit, der ersten Pflicht eines jeden Menschen, anhalte, und sie dadurch auch dem Christentum näher bringe, daraus könne niemand der britischen Regierung einen Vorwurf machen. Oder sei es im Interesse der Kolonie, daß die Eingeborenenfrage durch die Einführung fremder Elemente noch akuter werde? Die Zahl der kleinen, schwächlichen und schmutzigen Asiaten dürfe mit der Zeit in eine „indische Pest" ausarten, denn anspruchslos wie sie sind, würden sie überall Arbeit finden und allmählich sowohl den Farbigen als auch den Weißen verdrängen. Diese Gründe verdienen immerhin einige Beachtung und sind keineswegs so wert- und gehaltlos, wie sie der eine oder andere bezeichnen möchte.

Es ist ein offenes Geheimnis, daß die englischen Politiker nicht ohne Besorgnis für die Kolonie Natal sind, weil sie nur zu gut wissen, daß die Eingeborenen nicht das friedfertige Hirtenvolk sind, das sich um Politik und Regierung wenig kümmert und Englands Oberherrschaft über alles in der Welt liebt. Die wilden Zuluhorden, die vor einigen Jahren den Engländern so viel Sorge und Arbeit machten, sind in den paar Jahren nicht umgewandelt und andere Menschen geworden, und wenn man ihnen auch Gewehre und Pulver genommen und Kanonen gegen den rebellischen Stamm aufgepflanzt hat, so kann das Blatt im Nu sich drehen, kann ein „Zufall" ihnen Waffen zuschmuggeln und die überlegene Zahl der Eingeborenen gar leicht den Sieg davontragen. Das ist Natals soziale Frage, ebenso schwierig wie die unsrige, wo nicht zwar Rassen-, aber Vermögensunterschiede die Faktoren sind.

Natal wurde 1845 zur Kapkolonie geschlagen und von dort aus verwaltet. Zu Ende desselben Jahres erhielt es jedoch schon einen Lieutenant-Governor und ein eigenes Executive Council, zu dem 1848 ein Legislative Council trat, bis endlich 1893 ihm die volle Selbstverwaltung und das Responsible Government gewährt wurde. Sein Legislative Council besteht aus 11 Mitgliedern, die vom Governor unter Beirat des Ministeriums für 10 Jahre ernannt werden. Die 37 Mitglieder der Legislative Assembly werden auf 4 Jahre gewählt. Aktives und passives Wahlrecht besitzen alle Bürger, die 21 Jahre alt sind und Landbesitz im Werte von 1000 Mark oder ein Einkommen von wenigstens 2000 Mark nachweisen. Wie in der Kap-

Bild 32. Indier in Durban bei einem religiösen Aufzuge.

kolonie ist in Natal das holländische römische Recht maßgebend. Alle Religionen genießen vor dem Gesetze gleiche Rechte; neben der katholischen Religion sind alle Bekenntnisse der englischen Kirche vertreten. Englisches Geld ist im Kurs. Englische Sprache und englische Sitte hat in Natals Städten die Oberhand, während der holländische Burencharakter in den Farmen und in den nordwestlichen Distrikten fortlebt.

* * *

Der Name „Kaffer" stammt vom arabischen Worte kafir und bedeutet „der Ungläubige". Die Mohammedaner gaben diese Bezeichnung allen schwarzen Völkern Afrikas, die Portugiesen nannten so die südlich von ihrem

Besitztum an der Ostküste wohnenden Eingeborenen. Die Kaffern betrachten ihn als Schimpfnamen, sie selbst nennen sich abante, d. h. „die Leute", oder auch Ama Khosa, die Söhne Kosas, des großen Häuptlings, von dem sie in ununterbrochener Reihe von 12—13 Generationen abzustammen vorgeben. Sie zerfallen in zahlreiche Stämme, von denen ich nur die Ama Gcalekas, die Ama Gqaikas, die Ama Dhlambi, die Aba Tembu und endlich den berühmtesten aller Stämme, die Ama Zulus, aufzähle.

Die Gelehrten haben die verschiedensten Hypothesen aufgestellt, woher die Kaffern ursprünglich gekommen; aber während die einen deren frühere Heimat im Süden oder Südwesten Abessiniens suchen, glauben die andern sie jenseits des Roten Meeres zu finden, und wieder andere bleiben in Südafrika und sagen, daß die Kaffern als ein Mischvolk von Negern und mohammedanischen Arabern zu betrachten sind. Da die Kaffern keine Litteratur und keine historischen Zeugnisse besitzen, und da weder charakteristische Volksgebräuche noch Feste, weder hieroglyphische Aufzeichnungen noch naturwissenschaftliche Anzeichen vorhanden sind, werden wohl noch lange die verschiedenartigsten Meinungen nebeneinander gleichberechtigt bestehen. Das einzige, was man mit Sicherheit behaupten kann, ist, daß sie im Jahre 1650 den Keifluß überschritten und die an der Ostküste ansässigen Hottentotten nach Süden verdrängten.

Die Kaffern (Bild 33 u. 34) sind von großer und schlanker Gestalt; die Gliedmaßen sind bei allen normal und kräftig entwickelt, zugleich geschmeidig und im schönsten Ebenmaß. Das schwarze Haar ist kraus, kurz und wollig, der Bart spärlich, die großen Zähne weiß wie Elfenbein, der Mund ziemlich breit, die Nase nichts weniger als gebogen, aber auch nicht platt gedrückt, die dunkeln Augen leuchten von Feuer. Die Haut wechselt von der dunkelbraunen Farbe des Ebenholzes bis zum tiefsten Schwarz der Kohle; sie glänzt durch das ständige Aufstreichen einer Fettsalbe, die reichlich mit Ocker untermischt ist, fast wie ein blanker Stiefel, oder besser, wie ein gelber Touristenschuh und verbreitet einen durchdringenden widerlichen Geruch. Manche haben die dicken Lippen und die platte Nase der Neger, die meisten aber zeigen ganz regelmäßige Gesichtszüge, die auf asiatische Herkunft hindeuten. Sicherlich haben die Kaffern mehr vom europäischen als vom Neger-Typus.

Im allgemeinen hat das äußere Erscheinen der Kaffern nichts Abstoßendes. Das schöne Ebenmaß ihres kräftigen Körperbaues und die Zwanglosigkeit ihrer Bewegungen verleihen dem Äußern eine nicht geringe Wohlgefälligkeit, die durch ihr stets munteres Wesen noch erhöht wird. Die jungen Kaffernmädchen sind nicht ohne Anmut und Schönheit, werden aber durch harte Arbeit und frühzeitige Reife rasch entstellt. Unter den Alten, Männern wie Weibern, bei letzteren ganz besonders, die ihren heidnischen Gebräuchen und allen Lastern ergeben sind, begegnet man solch häßlichen Gestalten,

wie sie sonst nicht auf Erden zu finden sind, häßlich zum Bangemachen und wahre Vogelscheuchen. Gehör und Gesicht des Kaffern sind wunderbar scharf, die immer nackten Füße an alle Wege gewöhnt, seine Schnelligkeit und Ausdauer im Laufen grenzt ans Unglaubliche. Sie sind alle frisch und kerngesund, es zeigt sich kein kränkliches — wenn es nicht widersinnig klänge, könnte man sagen — bleiches Gesicht, denn stets draußen in frischer Luft und in einem gesunden Lande, kann nur volles Leben die rüstigen Glieder durchströmen.

Geistig ist der Kaffer gut beanlagt, ist scharfsinnig, schlau und zuweilen recht witzig. Sein Gedächtnis ist für manche Sachen wunderbar treu, namentlich in allem, was sich auf das Vieh bezieht. Er ist aber ein schlechter Rechenmeister, zählt noch immer an den Fingern und hat von seinem Alter keine Ahnung.

Bild 33. Kaffernjüngling mit Glasperlenschmuck.

Die Kaffern haben eine bilderreiche und klangvolle Sprache, und wenn auch nicht für alle unsere europäischen Ideen passende Worte sich finden lassen, so ist doch ihr Wortschatz keineswegs karg. Die meisten Kaffernstämme der Ostküste sprechen die Zulu-Kaffernsprache, und zwar deshalb, weil erstens die meisten aus dem Zululande stammen, sodann weil die Zulus dank der politischen Überlegenheit auch ihrer Sprache die größte Verbreitung verschafften. Rein wird der Zuludialekt nirgends gesprochen, alle Dialekte sind aber stammverwandt. Die meisten Kaffern, zumal die alten, haben eine außerordentliche Gewalt und Gewandtheit über Form und Fülle der Sprache, halten in Versammlungen stundenlange Reden und sehen es gern, wenn andere kaffrisch, aber fehlerlos, sprechen.

Der Kaffer ist abergläubisch, unbeständig, mißtrauisch bis ins äußerste. Unbesorgt für den kommenden Tag, genießt er das Heute und hat kaum noch eine flüchtige Erinnerung für das Gestern, man könnte ihn einen Fatalisten nennen. Schwer hält es, ihn von etwas zu überzeugen, d. h. ihm eine nicht behagende Meinung beizubringen; darin haben besonders die Missionare reichliche Erfahrung gemacht. Sein Stolz ist grenzenlos,

und seine Meinung von sich selbst ist zuweilen derart übertrieben, daß er alles Europäische hochnäsig von oben betrachtet. Von Natur aus ehrlich, ist er durch die Berührung mit den Weißen falsch und hinterlistig, auch treulos geworden, er geniert sich nicht zu lügen und zu stehlen. Daß der Kaffer das Lügen vom Weißen gelernt, klingt paradox, ist aber dennoch Wahrheit. Die Missionare versichern uns, daß sie Wilde, die weniger mit den weißen Ansiedlern und Reisenden zusammentrafen, höchst selten auf einer Lüge ertappten. Indes versteht es der Kaffer meisterhaft, die Wahrheit zu verschleiern und zu bemänteln, und auch ohne Lüge seinen Zweck zu erreichen. Er übertreibt in all seinen Redensarten, und was dem Fremden als Lug und Trug gilt, ist in seinen Augen ganz unbefangene, lautere Wahrheit. „Was macht der Kranke?" — U file — er ist tot." Nun, solange er nicht sagt, mausetot, u file impela, ist der Betreffende nur krank, vielleicht etwas unpäßlich. „Haben die Heuschrecken den Mais gefressen?" — Ku pelile nya — „es ist vollständig fertig", antwortet er mit der ernsthaftesten Miene der Welt; doch schließe sofort, daß es kaum die Hälfte ist. „Die Rinderpest hat dich wohl geschädigt?" — „Alle Tiere sind tot" — und dabei ist der Kraal noch angefüllt mit Wiederkäuern. Du bist wirklich naiv, wenn du ihm alles auf sein Wort hin glaubst; er freut sich nur, wenn die List anschlägt.

Wie ein Kind kann der Kaffer um Geschenke betteln, wie ein Jude versteht er zu schachern, und er ist dabei zu eigennützig, das Geringste zu geben. Seltsamerweise ist ihm die Gastfreundschaft eine heilige Pflicht, der Fremde findet in jedem Kaffernkraale ein Nachtlager und ein Essen, und das ganze Jahr hindurch geschehen zahlreiche Einladungen zu Festgelagen.

Man hat behauptet, der Kaffer habe in seiner Sprache kein Wort und in seinem Herzen kein Gefühl für die Dankbarkeit, das ist jedoch nicht wahr; denn mehr als einmal hat sich bei ihm diese Tugend glänzend bewährt. Er ist auch höflich und achtet das Alter und hat Mitleid für das Leid und die Gebrechen des Nebenmenschen. Tritt bei dem Kaffer die Dankbarkeit nicht so auffallend hervor, dann um so mehr sein Gerechtigkeitsgefühl. Er verlangt, daß alle Weißen und Farbigen gebührend Rücksicht auf ihn nehmen und ihn gerecht behandeln. Für einen geleisteten Dienst will er den ganzen Lohn, giebt auch denselben einem jeden, der etwas für ihn gethan. Nur muß der andere fordern; denn bei ihm gilt das Wort: Der Schweigende willigt ein, und zwar willigt er im diesbezüglichen Falle ein, daß der Kaffer jeder Verpflichtung ledig sei. Hat er einen Fehler begangen, so ist er bereit, denselben wieder gut zu machen, sobald du es verlangst; thust du ihm aber unrecht, so wird er es dir jahrelang nachtragen. Der Weiße muß streng mit dem Kaffer verfahren, aber nicht hart, er muß mit ihm lachen, aber nicht bis zur Kameradschaft gehen, andernfalls ist alle Autorität vernichtet.

Bemerkenswert ist die Regel, die ein englischer Beamter, ein guter Kenner der Kaffern, aufstellte: „Hat der Weiße dem Kaffer eine Strafe angedroht und teilt sie nicht aus, dann ist bei diesem der Glaube an den Charakter und die Überlegenheit des Weißen erschüttert; der Kaffer versteht nichts von Sympathie oder Begnadigung.“ Je energischer und charakterfester sich der Weiße zeigt, um so höher steigt er in der Achtung des Wilden, und dieser wird die Ehrfurcht, die er vor dem Weißen hat, sogar in die Betonung des Grußes legen.

Bild 34. Kaffernmädchen.

Ein Häuptling weigerte sich energisch, der britischen Regierung Hüttentaxe zu zahlen. Da wurde der Beamte Macfarlane beauftragt, den rebellischen Kaffer in seinem Kraale aufzusuchen und die Steuer zu fordern. Dieser ging hin, nahm nur zwei Diener und einen Dolmetscher mit sich. Der Häuptling erschien. Sein finsteres Gesicht, der böse Zug um die Mundwinkel, die blitzenden Augen, alles war für den Kenner ein Mahn- und Warnzeichen, daß er einen schlimmen Plan ausbrüte. Macfarlane fragte den Häuptling, warum er und sein Volk die Hüttensteuer nicht ausgezahlt habe. Dieser erging sich in tausend leeren Entschuldigungen. Der Beamte bestand auf der sofortigen Auszahlung, erreichte jedoch nichts. Da riß dem Engländer der Geduldsfaden. Er lud sein Gewehr, aber so ruhig und gelassen, wie wenn das Blei nur Reb-

hühnern gelte, stellte sich vor einen herbeigebrachten Tisch und sagte zu seinem Dolmetscher gewendet: „Sagen Sie dem Häuptling mein letztes Wort; sagen Sie ihm, daß einer meiner Diener langsam bis zu jenem Steine dort gehen wird, und ist er am Steine angelangt, und das Geld liegt nicht hier auf dem Tische, so ist der Häuptling eine Leiche.“ Der Sekretär verdolmetschte die Drohung wortgetreu unter dem fürchterlichsten Schweigen aller. Macfarlane aber hielt kaltblütig das geladene Gewehr auf den Häuptling gerichtet, der nur einige Schritte vor ihm stand. Ein dumpfes Gemurmel wird in der Menge laut, dann folgt eine unheimliche Stille. Die Spannung ist groß — die willenlosen Werkzeuge des Häuptlings harren nur einer Handbewegung. Der Diener beginnt seinen Gang, man könnte fast sagen, seinen Todesgang, denn der Tod schwebte in diesem Augenblicke über den vier Engländern. Nur noch eine Sekunde — da nähert sich der Häuptling dem Tische und legt stumm das Geld nieder. Die andern schließen sich ihm an, alle gleichfalls schweigend, aber knirschend vor innerer Wut. Der entschlossene Mut eines Weißen hatte die Kaffern entwaffnet und besiegt.

Des Kaffern einziges Bemühen besteht darin, sich so viel Weiber zu kaufen, als seine Mittel ihm gestatten. Mit allen, wären es deren auch hundert, wird er in Frieden leben, wird aber mit Eifersucht auf seine Rechte über dieselben wachen. Solange er von Europäern fern bleibt und von ihren Sitten nichts weiß, ist er so glücklich, wie ein Sterblicher nur immer glücklich sein kann. Wenn er nur viele Ochsen hat, dann sind seine Wünsche erfüllt, dann kann er sich Weiber kaufen, die für ihn arbeiten und die Befriedigung seiner wenigen Bedürfnisse sichern — mehr braucht und verlangt er nicht. Luxus betrachtet er als eine Thorheit, auf den europäischen Komfort legt er keinen Wert. Bei seiner einfachen Lebensweise bleibt er von Krankheit verschont, sein Seelenfrieden wird durch nichts gestört, heftige Leidenschaften, selbst die Liebe, sind ihm unter gewöhnlichen Umständen vollständig fremd. Ohne sich zur Arbeit herabzuwürdigen, weiß er sich genügend zu beschäftigen, daß ihm die Seligkeit des süßen Nichtsthuns nicht auf die Dauer verleidet wird. An Höheres, an Übersinnliches denkt er nicht, körperliches und irdisches Wohlergehen ist sein einziges Glück.

Der Kaffer kennt auch Gemeinpflichten. Seinem Häuptling ist er mit Leib und Seele ergeben und kämpft für ihn im Kriege mit Tapferkeit. Sein Enthusiasmus im Kampfe steigert sich mitunter zum Fanatismus und treibt ihn zur größten Grausamkeit, selbst gegen seine nächsten Blutsverwandten. Unerschrocken eilt er dem Tode entgegen und übt keine Barmherzigkeit, erwartet dafür auch keine.

Hinsichtlich der Kleidung erlaubt sich der Kaffer bedauernswerte Freiheiten. Der Mann trägt nur einen Gürtel um die Lenden, von dem ein Dutzend und mehr buschige Schwänze und Pelzstreifen, die hauptsächlich von

Affen und wilden Katzen herrühren, ganz lose, höchstens bis auf die Kniee herabhängen. Bei jeder Bewegung tanzen diese Schwänze auf und ab, so daß der Effekt sich wirklich pittoresk ausnimmt. Auch dieses einfache Kleidungsstück, umutsha geheißen, legt er zuweilen, besonders bei großer Hitze, ab und erscheint dann ganz in adamitischem Kostüm. Die gewöhnliche Kleidung der Weiber heißt isidwaba und besteht aus einem Stück von grob bearbeitetem Ochsenfelle, das mit der haarigen Seite nach innen gekehrt und um die Lenden befestigt ist, hinten wie ein Rock hinabfällt und vorn übereinandergeschlagen wird. Der Oberkörper ist fast immer unbedeckt. Bei jungen Leuten ist die Kleidung noch einfacher, und die Kinder überhaupt kennen keine Schranken der frommen Scheu. Von Kopfbedeckung will der Kaffer nichts wissen, welchem Umstande es wohl auch zuzuschreiben ist, daß sein Schädel außerordentlich dick und gegen Sonne und Kälte abgehärtet ist. Männer rasieren sich den Kopf, aber nicht mit einem scharfen Rasiermesser, wie mancher vielleicht denkt, sondern einfach mit dem stumpfen Eisen der Assegai oder mit dem ersten besten Stück Glas. Nur einen schmalen Haarkranz lassen sie stehen, der zur Befestigung ihres Kopfringes nötig ist. Der Kopfring ist ein Reif aus Schilf, der mit einer Schnur umwickelt, fest ins Haar angenäht und dann mit einer schwarzen harzigen Masse dick bestrichen wird. Dieses glänzende Krönchen (isicoco) ist das Abzeichen des Mannes. Da aber auch der Kaffer vom Grundsatze ausgeht, daß das Schöne mit dem Nützlichen verbunden viel größeren Wert besitzt, dient der Kopfring zum Befestigen von allerhand Gegenständen, von weißknochigen Schnupflöffeln und Toilettegabeln und wer weiß was noch für Zieraten, Flitter und Tand. Die Weiber verschonen einen einzigen Haarbüschel auf dem Scheitel, der mit einer durch Beimischung von Ocker rot gefärbten Pomade zu einer förmlichen soliden Pyramide à la Pompadour emporgebaut wird (Bild 35). So ein Kopf läßt sich natürlich nicht waschen, aber glücklicherweise bekommt der schwarze Körper frische Luft genug an andern Teilen und hat

Bild 35. Haarfrisur einer Kaffernfrau.

die Verstopfung der Poren in der Kopfhaut wenig Nachteil für die Gesundheit. Junge Leute, die diese Ehrenzeichen noch nicht tragen, rasieren den Kopf nicht, pflegen aber das krause Haar recht sorgsam, fast wie ein Gigerl unserer Großstädte. Eine weitverbreitete Frisur scheint zu sein, das Haar in kleine Zöpfchen zu flechten, die wie Stacheln in die Luft starren und dem Haupt die Gestalt eines Igels geben (vgl. Bild 54 auf S. 357); diese niedlichen Haarstangen sind außerdem verziert mit allerhand Schmucksachen, wie Glasperlen, Münzen, aufgeblasenen Gedärmen von Vögeln und allerhand kleinen Tierfellen, Lumpen und Lappen.

Arme, Handgelenke und Beine werden mit Ketten aus Eisen oder Kupfer, aus Draht oder Schilf und mit Tierhäuten geschmückt; um den Hals liegen Ketten aus Glasperlen, Beeren, Wurzeln, wohlriechenden Holzstäbchen, Tierzähnen, Eiern und was dergleichen Gegenstände mehr sind. Manche dieser Ziereien sind sehr geschmackvoll verfertigt, und man sieht nicht selten, daß Weiber eine Perlenschnur um den Leib tragen, die so dick ist wie ein Kinderarm. In die weit durchlöcherten Ohrläppchen werden meistens Stäbchen spanischen Rohrs gesteckt, die Schnupftabak enthalten. Tättowieren ist wenig im Gebrauch, und auch nur bei den Weibern, über die mehr als über das männliche Geschlecht die Mode ihr launenhaftes Scepter schwingt.

In den Städten darf sich der Kaffer im nackten oder halbnackten Zustande nicht zeigen, und müssen alle, die in der Stadt arbeiten, anständige Kleider tragen. Das Lächerliche dieser Ausstattungen ist mitunter nicht zu beschreiben. Diesem genügt eine Decke oder ein alter Kartoffelsack, der andere windbeutelt durchs Leben mit Reitgamaschen, aber ohne Schuhe, wieder ein anderer steckt in einer Soldatenhose und hat sich nach Römerart mit einer bunt gewebten wollenen Decke als Toga umschlungen. Der echte Kraalkaffer trägt seine europäische Kleidung an einem Stock auf dem Rücken und zieht sie erst an, wenn er vor die Stadt kommt. Die Toilette des schönen Geschlechtes ist einfach, schlicht, ohne allen Schnitt und sonstige Façon, aber von knallheller Farbe, entweder rosenrot, himmelblau oder goldgelb. Beginnt der Kaffer einmal den Weißen nachzuäffen, dann giebt's für ihn keine Grenzen der Eitelkeit mehr, dann sieht man ihn prunken und einherstolzieren mit karrierten Unaussprechlichen, schwarzem Frack, bunter oder weißer Weste, weißem Stehkragen und dito Manschetten, mit lackierten Reitstiefeln und einem Cylinderhut, wie ihn nur bei feierlichen Anlässen John Bull zu tragen pflegt. Und dazu meint der Apoll, ein jeder müsse ihn ansehen. Man lacht wohl über diesen theatralisch herausgeputzten braunen Hanswurst, aber bald urteilt man ernster. Nicht als ob wir dem Kaffer keine europäische Kleidung gestatten wollen, gewiß nicht; aber so ein Pfau unter niederem Geflügel erinnert doch stark an unsern ehrlichen Stallknecht, der zur vorüber-

Bild 36. Kaffernkraal.

gehenden Belustigung sich beim Kölner Fasching herausgeputzt hat. Frecheres und nichtsnutzigeres Gelichter als diese Kaffernart ist wohl schwer noch anderswo zu finden.

Der Kaffer wohnt in seinem Kraal (Bild 36). Es ist dies ein portugiesisches Wort: corral und bedeutet Viehpark; im Kaffernlande bezeichnet man damit die Gesamtzahl der einem Herrn gehörenden Hütten, die im Kreise stehen und von einer 8 Fuß hohen Dornhecke eingeschlossen sind. Diese spitzige Mauer hat nur zwei Eingänge, den einen im Osten und den andern im Westen; beide werden abends mit Baumstämmen und Gesträuch dergestalt versperrt, daß weder Mensch noch Tier diebischerweise sich einzuschleichen vermag. Die halbkugelförmige, einem Bienenkorbe nicht unähnliche Kaffernwohnung hat nur eine $^1/_2$—$2^1/_2$ Fuß hohe Öffnung zu ebener Erde, die als Eingang dient und mit einem geflochtenen Deckel verschlossen wird. Die Thür ist deshalb so niedrig, um dem Vieh den Eintritt zu verwehren und auch um Hitze und Kälte auszuschließen. Von Fenstern und Fensterglas haben die Wilden keine Ahnung. Es dringt jedoch Licht genug in das Innere der Behausung, so daß man, sobald sich das Auge an das Halbdunkel gewöhnt hat, die Gegenstände gut unterscheidet. Die Hütte ist hoch genug, um in der Mitte aufrecht stehen zu können; aber an den Wänden muß man sich bücken, es sei denn, daß die Natur dem Besucher eine kleine Statur geschenkt habe. Obwohl die Arbeit Sache der Weiber ist, teilt der uralte Landesgebrauch den Männern das Geschäft zu, den neuen Kraal zu bauen und den beschädigten auszubessern. Nur die Baumaterialien müssen die Frauen besorgen.

Der Bauplatz, den der Kaffer meistens am Abhange eines Hügels auswählt, wird zuerst geebnet, dann eine Kreisfläche von 10—25 Fuß im Diameter abgemessen. Ringsherum pflanzt er große Baumzweige in die Erde und biegt sie nach innen, verflechtet andere Zweige in horizontaler Richtung dicht mit denselben und bindet sie, wo die Zweige sich kreuzen, mit Lianen zusammen (Bild 37). Das ist allerdings eine mühsame Arbeit, aber sie vermehrt bedeutend die Festigkeit der Hütte. Im Innern wird das Geflecht von 2—6 starken Ästen oder Stämmen getragen, die in die Erde eingerammt sind und oben durch Querstangen verbunden werden. Dieses Gerippe wird nun, größtenteils durch die Weiber, mit einer dicken Schicht von Schilf und Gras bekleidet — und dann ist die Hütte fix und fertig. Der Fußboden wird aus einfachem Lehm gemacht, den aber die Kaffern so zu bearbeiten wissen, daß er steinhart wird und glatt wie ein Tanzboden. Dieser Estrich, bei dem Kuhmist ein Hauptbestandteil ist, hat den Vorteil, daß er das Ungeziefer fern hält. Dielen stehen aus drei gleich starken Gründen außer Frage: ein Holzfußboden wäre erstens zu teuer, dann nicht einfach und primitiv genug und überdies würde er bald den weißen

Bild 37. Kaffern beim Hüttenbau.

Ameisen (Termiten) zum Opfer fallen. Überall krabbeln sie haufenweise heraus, die kleinen, schmutzigweißen Trabanten, rupfen und zupfen, nagen und schaben an allem zerstörbaren Material. Im Kraale und ringsherum herrscht die größte Reinlichkeit, mitten zwischen den Tragsäulen ist die einfache Feuerstelle: eine rundliche, muldenförmige Vertiefung im Boden mit einem niedrigen Rand, der ebenfalls aus Lehm ist. Der Rauch dringt nur langsam durch das dichte Strohdach, schwärzt das Innere der Hütte und macht den Aufenthalt darin für den Europäer mitunter ganz unbequem und unerträglich. Die Kaffern, die auf dem Boden um den Herd und in den Ecken herumlungern, verspüren davon nicht die geringste Belästigung. Im großen und ganzen ist die Kaffernhütte eine angenehme Wohnung, stets musterhaft reinlich, im Sommer kühl, im Winter warm und gegen Wind und Wetter vollkommen Schutz bietend.

Um den Hauptkraal stehen noch andere Hütten in größerer oder kleinerer Anzahl, alle für die Familie des Eigentümers eingerichtet. Jede Frau des Kraalbesitzers bekommt für sich und ihre Kinder eine Hütte zugewiesen, andere dienen als Vorratskammern, wo Mais (umbila) und Kaffernkorn (amabele) aufgespeichert werden. Da die englische Regierung für jede Hütte 14 Mark Steuer vorgeschrieben hat, fängt der Kaffer an, mehrere Weiber in derselben Hütte unterzubringen, was leicht verständlich zu den ärgerlichsten Scenen Anlaß giebt. Ein noch lebender Häuptling hat allein 14 Weiber und 50 Kinder, fürwahr eine respektable Zahl, die zur Genüge sagt, wie es in diesem großen Haushalte hergehen muß. Für das Geflügel sind ganz kleine Kraale vorhanden, die einen Durchmesser von circa 6 Fuß haben und auf hohen Pfählen stehen. Sodann gehört zu jedem Kraal ein umzäunter Platz, der Ochsenkraal heißt, wo Kühe und Pferde während des ganzen Jahres eingeschlossen sind.

Der Kaffer versteht es vortrefflich, seinen „Bienenkorb" auf tadellose und die zweckmäßigste Weise herzustellen, kann aber nur eine Wohnung bauen, gerade wie jeder Vogel sich nur ein Nest herzurichten versteht. Gilt es auch nur die denkbar einfachste Hütte nach europäischer Form mit Thür und Fenster zu bauen, dann kommen die wunderlichsten architektonischen Werke zum Vorschein. Es fällt nun einmal kein Meister vom Himmel, und hier wie überall muß die Übung den Meister machen.

Möbel findet man im Kaffernkraale nicht, ausgenommen einige ausgehöhlte Kürbisse, die als Flaschen und Behälter dienen, ein paar dünne Strohmatten und einen kleinen Holzschemel, der dem Kaffer als Stuhl und Bank dient, und als Kopfkissen, wenn er ruht in Morpheus' Armen (Bild 38). Die Kasserollen, Pfannen, Töpfe und das sonstige Küchengeschirr zeichnen sich nicht durch Reinlichkeit aus. Sieht man aber erst, wie die alten Weiber um den Herd herumhocken, in den Töpfen die sonderbarsten

Dinge schmoren und braten, und wie sie dann mit unsaubern Fingern naschen und schlecken, dann vergeht auch dem Hungrigen jeder Appetit.

Bild 38. Geräte, Waffen und Schmucksachen der Kaffern.

Die Hauptnahrung des Kaffern besteht in Mais, Kafferkorn, Wassermelonen und saurer Milch. Der noch milchige Mais wird entweder in Wasser gekocht oder in heißer Asche geröstet, oder zuerst zerrieben und dann zu Brei verarbeitet; der harte Mais wird in hölzernen Mörsern abgehülst und hernach

aufs Feuer gestellt. Kaffernkorn wird teils zu dickem Brei gekocht, teils zu Bier gebraut. Fleisch ißt der Kaffer wenig, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil er selten einen Ochsen schlachtet. Nur auf die Jagd geht er viel; er ist gewöhnlich ein guter Jäger, der mit einfachem Wurfspeer das in diesem Lande zahlreiche Wild niederstreckt. Bataten (amazambane) pflanzt er in großer Menge, Obstbäume jedoch nicht, da er bei dem häufigen Wechsel des Wohnsitzes keinen Nutzen daraus ziehen könnte. Wurzeln, wilde Beeren und Früchte, wilden Honig, Kräuter, die nach unserem Geschmack ganz übel schmecken, all das verspeist er mit großem Behagen. Den europäischen Gerichten ist er nicht abhold und liebt besonders Brot und Süßigkeiten. Aus abergläubischen Beweggründen verabscheut er das Fleisch des Schweines und Flußpferdes, welch letzteres in hiesiger Gegend früher häufig war, und alle Sorten Fisch. Kinder verzehren mit großem Appetit Mäuse, Heuschrecken, Raupen und eine Art großer Ameisen. Des Kaffern gewöhnliches Getränk ist frisches, klares Wasser, sein außergewöhnliches, aber leider nicht seltenes, das Kaffernbier (utshwala). Es ist dies eine dicke, schmutzig aussehende, aschgraue Flüssigkeit von säuerlichem Geschmack, die sehr nahrhaft, kühl und erfrischend ist und, in großer Quantität genossen, berauschend wirkt. Bei Festgelagen und allen feierlichen Anlässen wird das Bier niemals fehlen, und obwohl wir Deutsche sind, müssen wir unparteiisch anerkennen, daß das Bier, wenn irgendwo, ganz gewiß im Kaffernlande seinen Beruf erfüllt, nämlich, daß es getrunken wird. Maß im Essen und Trinken zu halten, ist dem Wilden nicht leicht, und an Festen ist das gewöhnliche Ende vom Lied, daß die saubere Gesellschaft ohne Ausnahme total betrunken ist. Der Gott der Kaffern ist der Bauch, und viel und gut essen ihr liebstes Geschäft.

Die Kaffern sind wesentlich ein Hirtenvolk, das ein halbnomadisches Leben führt, ganz so nebenher den Boden bebaut und zwar nur so viel, als zu seinem Lebensunterhalte unentbehrlich ist. In früheren Zeiten düngte der Kaffer die Felder nicht; er brannte einfach einen kleinen Wald nieder und benutzte die Asche als Dünger. War das Land ausgenutzt, so zog er weiter und verfuhr gerade so an andern Stellen. Heute ist diesem Unfug Einhalt geboten worden, und es bleibt dem Kaffer nichts anderes übrig, als den in seinem Viehparke fußhoch liegenden Dünger in Körben auf dem Kopfe oder in Säcken auf dem Rücken hinaus ins Feld zu tragen. Seine erste und größte Sorge gilt dem Vieh. Die Knaben hüten die Herden, und die Männer melken sie. Jedes einzelne Stück kennt der Kaffer und merkt fast auf den ersten Blick, wenn ein Tier in der großen Herde fehlt. Aber auch die Tiere kennen den Herrn und gehorchen seiner Stimme und seinem Pfiff. Die Herde ist des Kaffern Reichtum und der Gegenstand seiner Gedanken und seiner zärtlichsten Liebe. Neben Ochsen und Kühen hält er

noch ein oder mehrere Pferde, Ziegen, einen Trupp Hühner und ein paar häßliche Hunde. Jede anstrengende Arbeit ist ihm ein Greuel, um die Kornfelder und die andern häuslichen Sachen kümmert er sich nicht. Das alles ist Sache der Frauen; dieselben müssen säen und ernten, Korn, Hirse und Mais stampfen, Holz und Wasser herbeischleppen, kochen und Bier brauen, Strohmatten und irdene Töpfe verfertigen, kurz, jede Frau ist das Faktotum des Kraals. Aber sie ist auch gerade wie früher im Heidentum und heute bei allen nichtchristlichen Völkern die Sklavin und nicht die gleichberechtigte Gefährtin des Mannes, ist eine für Gold und vergängliches Gut wohlfeile Kreatur, welcher der stolze Herr der Schöpfung alle Pflichten aufbürdet, während er für sich selbst alle Rechte und jegliche Freiheit beansprucht.

Gewerbetreibende und Künstler finden sich unter den Kaffern nicht. Das Volk hat keine Litteratur, kennt keine Malerei und keine Skulptur, zeigt für die Kunst überhaupt wenig Sinn und Verständnis. Nur die Musik findet bei den Kaffern zahlreiche Verehrer und Jünger, und die Missionare versichern uns, daß sämtliche Kaffernstämme von Natur aus mit einem ausgeprägten musikalischen Geschmack und feinem musikalischen Ohr begabt sind. Wenn eine christliche Gemeinde in der Kirche singt, so wird auch ein geschulter Musikus aus dem ganzen Gewebe der Frauen-, Kinder- und Männerstimmen schwerlich eine Disharmonie oder einen falschen Ton heraushören. Nationallieder und musikalische Instrumente besitzen die Kaffern jedoch nicht. In der Weihe und Begeisterung des Augenblicks erfindet der schwarze Troubadour den Text seiner Hymne und wiederholt ihn stundenlang nach derselben einförmigen Melodie. Indes erhebt sich seine Muse nie bis zum Gipfel des Parnasses, sie bleibt in den Niederungen des prosaischen Alltagslebens, bei den Kuh- und Rinderherden. Selbst in den Balladen, die frühere Kämpfe besingen, dürfte kaum eine Spur von Poesie und ideellem Schwung aufzufinden sein.

Unleugbares Geschick zeigt der Kaffer in der Anfertigung von Waffen. Seine Spieße, Beile, großen Nadeln, Arm- und Beinringe und die sonstigen eisernen Schmucksachen macht er sich selbst. Es ist allerdings keine kunstvolle Arbeit, aber es entspricht immerhin dem Zwecke. Die Gerber verstehen ihr Geschäft ausgezeichnet, und obgleich ihre Methode von der europäischen grundverschieden ist, könnten sie doch mit manchem deutschen Gerber in Konkurrenz treten. Schneider giebt's bei den Kaffern nicht, die Näharbeit wird einzig und allein von den Frauen besorgt. Dieselben verstehen es auch, aus Binsen Körbe und Körbchen zu flechten und die für den Hausbedarf nötigen Gerätschaften zu verfertigen.

Bei allen Arbeiten darf die Schnupftabaksdose nicht fehlen. Man hat gesagt, daß der Kaffer in den Theeplantagen unbrauchbar ist, weil er zu viel Zeit mit dem Schnupfen verliert. Möglich, denn eine jedesmalige

Prise nimmt nicht weniger als fünf Minuten in Anspruch. Sein Schnupftabak, den er mit gerösteten und fein gemahlenen Aloeblättern und andern scharfen Bestandteilen mischt, ist sehr stark und entlockt den Augen Thränen. Das erste, das die Kaffern bei der Begrüßung sagen, lautet: Ekaleni — in die Nase, und es kommt vor, daß sie stundenweit laufen, um sich ein Prischen oder ein Pfeifchen Tabak zu holen. Die Fingerspitzen führen die köstliche Ladung nicht zum Gesichtserker, dazu ist der Kaffer zu vornehm; er hat einen Schnupflöffel, den er stets bei sich trägt im krausen Haar, während die daumenlange dicke Schnupftabaksdose im durchlöcherten Ohrzipfel baumelt. Wenn sie da zusammensitzen im friedlichen Kreise, im Munde die Pfeife, gestopft mit starkem „Oldenkott", wenn sie die blaugrauen Ringelwölkchen spielend gen Himmel blasen, sich lustige und drollige Geschichten erzählen und darüber alle Minuten eine laute und kräftige Lache anschlagen, dann muß der Fremde gestehen, daß der Zauber der Gemütlichkeit diesen Menschenschlag noch umfängt, und daß die Kaffern ein glückliches Volk sind, das sich noch im Stadium der Kindheit befindet. Wie Kinder freuen sie sich denn auch über den geringfügigsten Gegenstand, erzählen sich lang und breit alles Vorgefallene, gehen in die kleinsten Einzelheiten ein, kurz, sie vertreiben sich tändelnd die Lebensstunden. Ihr ganzes Mühen und Streben geht völlig auf in der Sorge um irdische Dinge, und sie kümmern sich nicht um die überweltliche Bestimmung und das höhere Erdenziel, wissen auch herzlich wenig davon. Darum empfinden sie aber auch nicht die reine ungetrübte Freude in Gott.

Es fehlen noch einige Striche, um das Bild der Gewohnheiten und Gebräuche der Kaffern zu vervollständigen. — Die Mutter trägt das Kind auf dem Rücken bei der Arbeit und auf all ihren Gängen, schützt aber das kleine Wesen nicht vor der heißen Sonne und den Fliegen. Die heranwachsende Tochter wird die natürliche Stütze der Mutter; größer und stärker geworden, hilft sie ihr in Küche und Haushalt, knetet den Thon, holt Wasser und Holz, reibt den Mais, jätet und sät auf dem Felde und übt sich von früh auf in des Lebens schwerer Arbeit. Der Knabe kümmert sich wenig um der Mutter Sorgen, er ist wie der Herr Papa Feind jeglicher Arbeit, ein Optimist, der das ganze Universum als Spielplatz seiner ausgelassenen Fröhlichkeit und seiner Allotria betrachtet. Kann er einmal laufen, dann wälzt er sich im Sand und Schlamm, spielt, trollt und läuft umher und kommt nur dann heim, wenn er Hunger verspürt. Die größeren Knaben begleiten den Vater auf die Jagd und bewachen das Vieh. Mit der Kindererziehung ist es bei den Kaffern überaus traurig bestellt, deshalb fehlt es aber auch ganz an Pietät und kindlicher Liebe.

Der Junge wird durch die Beschneidung als großjährig und Mann proklamiert. Diese Sitte, die bei andern alten und neuen Völkern Afrikas

und Asiens herrscht, wurde erst vor etwa 150 Jahren in Südafrika eingeführt. Mehrere Kafferustämme, wie die Zulus, Matabelen und Pondos, nahmen diesen Gebrauch nicht an. Allerhand mehr oder minder alberne Zeremonien sind damit verknüpft, es herrscht dabei die wildeste Ausgelassenheit. Denn mit Tanz und mehrtägigen Zechgelagen begnügt sich das heidnische rohe Volk nicht, es erlaubt sich weit Schlimmeres. Genau dasselbe gilt von den Gebräuchen, die mit der Erklärung der Heiratsfähigkeit des Mädchens verbunden sind. Eine wahre Narren- und Teufelswirtschaft, und zwar beides im ernsten Sinne des Wortes! Der kleine, allüberall bekannte Gott, der mit Pfeilen die Herzen verwundet, hat hier unten im Lande der Kaffern nichts ausrichten können. Er begleitet nicht den jungen Kaffernburschen und nicht das junge Kaffernmädchen. Vielen Lesern kommt es vielleicht ganz spanisch vor, daß bei diesem Volke der Heirat keine Romantik vorausgeht. Aber wie gesagt, vielen ist die Liebe unbekannt. Es ist nicht der weiße, vielmehr braune bunte Schmetterling, der die verborgene schöne Blume — schön braucht sie nicht stets zu sein — aufsucht und endlich auffindet, sie tändelnd umgaukelt und ihr süße Liebesworte zuflüstert — nein, nichts von all dem lieben Spiel, nur Ochsen und Kühe sprechen bei der Werbung ihr brüllendes Wort. Der Mann kauft sich seine Frau vom Schwiegervater mittels Ochsen; der gewöhnliche Preis ist zehn große Wiederkäuer. Ist der von der englischen Regierung angestellte kaffrische Polizist erschienen, um die gesetzlichen Formalitäten der Heirat vorzunehmen, so beginnt sofort der Hochzeitstag. An Gästen fehlt es gewöhnlich nicht, und zwar sind es Gäste, die nicht für nichts und wieder nichts gekommen und die sich amüsieren wollen. Zuerst werden von der ganzen Gesellschaft die verschiedensten und drolligsten Tänze unter einem ohrzerreißenden Gebrüll aufgeführt, dann hält der Vater der Braut dem Jüngling eine der feierlichen Stunde angepaßte Rede, hernach ruft der schwarze Polizist die bisher versteckte Braut hervor und fragt langsam und würdevoll, wie es dem Beamten nun einmal ziemt, ob sie den Bräutigam liebe. Ist die Antwort bejahend, so erschallt das laute Beifallsgemurmel aller Gäste; ist sie verneinend, so durchläuft ein dumpfes Murren die Reihen, und die Geladenen stieben schimpfend und fäusteballend auseinander. Der Braut, die den Antrag angenommen, überreicht man einen Speer, den sie mit fester Hand vor allen zerbricht, zum Zeichen ihrer Unterwürfigkeit unter den Mann; hierauf flieht sie zum Scheine, wird aber von den Kameraden und Gästen eingeholt und als Gefangene zurückgeführt. Nun beginnt das große kaffrische Festessen. Was hierbei Ochsenkeulen verschwinden und Bierkrüge geleert werden, ist geradezu fabelhaft. Männer und Frauen sind an diesen Tagen vollständig berauscht, und es finden immer dieselben wüsten Scenen statt, die zu beschreiben jede Feder sich sträubt.

Vielweiberei ist bei allen Kaffernstämmen im Gebrauch; die Zahl der Weiber giebt den Reichtum der Kaffern an. Wohnt auch gewöhnlich jedes Weib mit seinen Kindern in einer besondern Hütte, so besorgt es doch im Verein mit den andern alle Arbeit zu Hause und im Felde. Zwischen den Frauen sind Eifersüchteleien und Zank an der Tagesordnung, und herrscht unter ihnen die abscheulichste Immoralität; eheliche Treue scheinen sie nicht zu kennen. Daß unter solchen Umständen ein echtes Familienleben nicht blühen und das Eheleben unmöglich „so ruhig wie ein stiller See und so freudig wie der Morgen" sein kann, bedarf wohl kaum einer Erwähnung.

Die Kaffern statten sich gegenseitig gern Besuche ab und lieben das gesellige Leben. Eine ihrer Hauptpflichten besteht darin, ihre kranken Verwandten und Bekannten zu besuchen. Bei der Nachricht, daß einer krank geworden, läßt der Wilde alle Arbeit, auch die dringendste, liegen und eilt zum Kraale des geplagten Nachbarn. Vor der Wohnung setzt er sich zuerst nieder und verharrt eine Weile in stillem Vorsichhinbrüten. Nach der landesüblichen Begrüßung fängt alsdann das Fragen an, und des Fragens und des Erzählens wird nun kein Ende. Seltsamerweise tröstet der Besucher den Kranken nicht. Er kennt allerdings die tröstenden Motive eines Christen nicht, aber er verweigert dem Armen die einfachsten Worte der Teilnahme und der Ermutigung, er versucht und stellt vielmehr alles an, jenem alle Hoffnung auf baldige Genesung zu nehmen. Die beiden tauschen einander alle erlebten traurigen Ereignisse des Lebens aus, nehmen den Schleier von allen düstern und schmerzlichen Bildern der Vergangenheit, malen alle besseren Stunden und Erinnerungen in asch- und dunkelgrau und versetzen sich gegenseitig in die Stimmung des Lebensmüden nach Art der deutschen Pessimistenschule. Von dem Thema all des Ungemachs und Unglückes, das beide betroffen, geht's dann unvermittelt zu den heitern Fragen ohne jede Rücksicht auf den Kranken, und zuallerletzt macht der Bierkrug die fröhliche Runde. Man kann sich diese unvernünftige und unnatürliche Handlungsweise nicht anders erklären, als wenn man sich daran erinnert, daß der Kaffer bemüht ist, dem Gedanken an den Tod alle Bitterkeit zu rauben. Vor dem Tode hat er nämlich die größte Furcht, weil er weiß, daß der Sensenmann ihm das liebe Vieh und alles Vergnügen unerbittlich und für immer entreißt. Daß mit dem Sterben alles aus sei, daran glaubt er jedoch nicht. Hat der Tod trotz der Beschwörungen des Zauberers sein Opfer gefordert, dann versammeln sich die Freunde und Angehörigen des Hingeschiedenen und beginnen das traditionelle Wehklagen, wobei weniger der innere Schmerz zu Tage tritt als das Behagen, im Schreien sich zu üben und ordentlich Spektakel zu machen. Gilt dies Totengeheul allen ohne Ausnahme, dann dürfen die Häuptlinge und die ersten Zehntausend erst recht nicht „klanglos" aus dem Leben scheiden. Waffen, Kleider und noch

manches andere wird ihnen mit ins Grab gegeben; früher waren es sogar Menschenleben, welch schreckliche Unsitte jedoch die britische Regierung strengstens verboten hat.

Der Kaffern Verfassung ist nicht geschrieben, sie haftet ganz im Gedächtnis des Volkes und wird durch den Häuptling des Stammes und seinen Rat gehandhabt. Alle haben sich gehorsamst und unbedingt den Anordnungen und Wünschen des Häuptlings zu unterwerfen. Er ist es, der die Ehre und das Ansehen seines Stammes verteidigt und bewahrt, ihm kommt es zu, den streitigen Handel zu schlichten, und den Frieden und die Sicherheit des Stammes zu erhalten und zu befördern; er ist der Fürsorger, der Vater seines geliebten und ihm mit ganzer Seele treu ergebenen Volkes. Um aber das Bild nicht zu farbenprächtig zu malen, ist es auch der Kaffernhäuptling, der an Verdorbenheit die andern übertrifft und, wenn nicht durch die Weißen gehindert, mit haarsträubender Willkür über Leben und Tod der Seinen verfügt. Das sittliche Bewußtsein des Volkes ist derart verkümmert, daß es sich den blinden Trieben und der rohen Gewalt seines Herrn willenlos unterwirft. Erst seitdem die Engländer die richterlichen Entscheidungen und behördlichen Anordnungen mehr überwachen, ist Besserung eingetreten. Die erste Frau, die der Häuptling mit dem Vieh, das seine Unterthanen ihm schenken, erwirbt, ist die Stammesmutter oder Großfrau; auf ihren ersten Sohn vererbt sich die Häuptlingswürde. Der Gerichtshof besteht aus dem Häuptling und den Räten, die bei den Versammlungen oft großen Scharfsinn und geriebene Schlauheit an den Tag legen.

Die Kaffern haben keinen reinen Gotteskult, sind aber auch keine Götzendiener und noch weniger gottvergessene und gottlose Philosophen. Eine gewisse Clique von Naturforschern und Reisenden hatte anfangs ganz begeistert in die Welt hinausposaunt, die Wilden Südafrikas hätten keine Religion; sie machten sich schon eifrig daran, den Beweis zu bringen, daß der Glaube und der Gedanke an ein höheres, überweltliches Wesen nicht in jede Menschenbrust von Natur aus eingeprägt, vielmehr durch Erziehung und Bildung eingepflanzt worden sei. Bei diesen gelehrten Herren war wieder einmal der Wunsch der Vater des Gedankens. Wie es ihnen aber gewöhnlich passiert, haben sie auch diesmal nicht klar geschaut und blieb ihre Logik weit hinter den ersten Grundsätzen des gesunden Menschenverstandes zurück. Denn sonst würden sie nicht gleich aus dem Abhandensein von Götzentempeln, Pagoden und Opfersteinen auf das Fehlen jeglichen Glaubens an ein höheres Wesen geschlossen haben. Wer eine Zeitlang unter den Kaffern gelebt hat, weiß, daß sie Opfer haben und daß sie einen Gott anerkennen. Der große Linguist P. Torrend S. J. sagt treffend in der Einleitung zu seiner Comparative Grammar of the Bantu languages: „Die Existenz eines Gottes, des Einen, ist allen Bantu-Stämmen gemein.

Infolge einer gewissen ehrerbietigen Scheu vor dem allerhöchsten Wesen beten sie jedoch selten direkt zu ihm, sondern ziehen es vor, sich an die Geister der verstorbenen Häuptlinge (minores dii) zu wenden, auf daß diese für sie ihre Huldigungen Gott darbringen." Die Kaffern fürchten die Gottheit, die ihnen entgegentritt und sich ihnen offenbart in dem feurigen Blitze und fürchterlichen Gewitter oder in großen Unglücksfällen. Recht deutlich zeigt sich die im Volke lebende innere Überzeugung von dem höchsten Wesen, wenn ihnen die christliche Lehre von Gott dem Schöpfer, dem Erhalter aller Dinge, und von der Vorsehung vorgetragen wird: sie begreifen diese Lehre leicht und genau. Die großen Geister ihrer Ahnen sind die Vermittler zwischen der Gottheit und den Kaffern, zu ihnen flehen sie zur Zeit anhaltender Dürre und stimmen sie sich günstig durch Feierlichkeiten und Opfer. Sie leben der festen Überzeugung, daß die Verstorbenen auf die Erde zurückkommen, aber nur in der Form von gewissen Schlangen und während der Träume. Diese Schlangen sind von allen geachtet und verehrt, für sie bewahrt man Milchkrüge auf, begrüßt sie mit dem Worte: Raba, d. h. Vater, bringt ihnen Opfer dar, und zwar keine gewöhnlichen, sondern fette Ochsen und frischmelkende Ziegen. Alles Glück und Wohlergehen der Familie, das Gedeihen ihrer Herden und Felder erwarten sie einzig von der Gunst des Verstorbenen. Nicht selten geschieht es, daß man Greisen und Greisinnen begegnet, die sich schon zu ihren Lebzeiten von den Kindern und Kindeskindern verehren lassen. Als eine katholische Krankenschwester ein steinaltes Mütterchen fragte, ob sie sich nicht fürchte, bald vor Gott zu erscheinen, gab sie die verblüffende Antwort zurück: „Wie Gott fürchten! der Gott bin ich selbst; bin ich denn nicht alt genug, daß meine Enkel mich verehren und anbeten?" Dieser Gedanke war aber kein philosophisch-pantheistisches Prinzip, sondern nur ein Gedanke von Eitelkeit, wie man ihn noch leicht verzeiht.

In unmittelbarem Verkehr mit den Verstorbenen stehen der izanusi und die izangóma, die man als Geisterbeschwörer und Beschworene bezeichnen kann. Da diese die Gabe höherer Erleuchtung zu besitzen vorgeben, sind sie stets dienstbereit, den Übelthäter ausfindig zu machen. Bei den Kaffern rühren nämlich viele Unglücksfälle vom bösen Nachbarn her. Es ist dies allerdings eine sehr bequeme Manier, unliebsame Menschen anzuklagen, sie ihrer Ehre zu berauben und ihnen alle möglichen Arten von Strafen zu diktieren.

Diese Zauberer (Bild 39), Priester, Arzneimänner oder wie sie immer heißen mögen, sind Allerweltsmenschen, die mit Wurzeln und Kräutern Kranke heilen, den Regen erzeugen, den Hagel zurückhalten, den Blitz unschädlich machen, die Krankheitsstoffe aus den Leibern ziehen, kurz, über alle Kräfte des Himmels und der Erde verfügen. Viel Kenntnis, viel Geschick, gemeiner Schwindel, wenn nicht böser Satanismus, das ist es, was das Geschäft des Zauberers ausmacht.

Ein armes Volk fürwahr, das in die Fesseln des Aberglaubens scheinbar unentwindbar geschlagen ist, in dunkler Nacht dahinlebt und das Christentum, welches des Menschen Geist erhellt und das Herz erwärmt, nicht kennt und auch nicht ahnt. Was aber das Bild noch betrübender gestaltet, ist die Meinung vieler Kolonisten Natals, daß die Kaffern nichts mehr und nichts weniger sind als das Unkraut, das um jeden Preis aus der Gartenkolonie ausgerottet werden müsse. Sie denken wie die rücksichtslosen Yankees, welche den Indianer von der Prairie in die Eisberge Nordamerikas verjagten, dafür aber auch den Abscheu aller Jahrhunderte auf sich luden. Andere gönnen dem Kaffer schon ein Recht auf das Land, von dem er einst alleiniger Besitzer war, und hegen sogar die Ansicht, daß ihm eine gewisse Zivilisation beigebracht werden müsse. Welche Zivilisation aber und auf welche Weise dies geschehen müßte, darüber sind sie noch unschlüssig. Wenn man ihre verschiedenen Meinungen ernstlich untersucht, so kommt man zu dem Schlusse, daß sie alle darin übereinstimmen, den Kaffer im Heidentum festzubannen. Gegen christliche Kaffern hat sich nämlich in den Gemütern der meisten Kolonisten ein so tiefes Vorurteil eingewurzelt, daß die Schlechtigkeit derselben sprichwörtlich geworden ist. Ob und wieweit diese Ansicht begründet ist, dazu bedarf es wohl für viele kaum einer Erklärung, indes soll weiter unten die Rede darauf zurückkommen. Wir müssen einstweilen

Bild 39. Zauberer aus der Umgeni-Gegend.

mit der Thatsache rechnen, daß die Feindseligkeit gegen das Christianisieren der Kaffern die allgemeine Stimmung im Lande ist. Man hat in allem Ernste daran gezweifelt, ob so ein schwarzes Geschöpf eine menschliche Seele habe, ob der Same des Evangeliums in seinem Herzen auch nur Wurzel fassen, geschweige denn sprossen, blühen und Früchte tragen könne. Wir jedoch halten daran fest, daß alle Menschen, auch die Kaffern, zum wahren christlichen Glauben berufen sind, und daß das wahre Christentum auch heute noch unter den tief gesunkenen Kaffernstämmen die angeborene Gottes- und Sittlichkeitsidee erwecken, erneuern und vervollkommnen wird. Denn die Macht, die das entartete Römerreich neu belebte und die wilden Horden, die in der großen Völkerwanderung Europa überfluteten, niederwarf und umwandelte wie einstens Saulus auf dem Wege nach Damaskus, dieselbe unsterbliche und göttliche Kraft wird auch in Afrika Wunder wirken.

Vielleicht hat der Leser bei dem Studium der Gebräuche und Sitten der Kaffernstämme, beim Lesen obiger Zeilen, die so unendlich viel Elend und so namenlos Schlechtes ahnen lassen, sich mit dem afrikanischen Entdeckungsreisenden verglichen, der in der sonnenverbrannten, öden und dürren Sahara wandert, und er hat sich wohl mit ihm nach der Oase gesehnt, wo er ausruhen und sich erfrischen könne. Eine geistige Oase im Kaffernlande, wo Gutes und Reines, viel Edles und Erhebendes wohnt, sind die katholischen Gemeinden, die unter der Leitung der Patres Oblaten und der Trappisten stehen.

* * *

Ein französisches Sprichwort sagt: Chassez le naturel, il revient au galop („Verjagt das Naturell, es kommt im Flug zurück"). Dies Wort paßt ganz auf die Kaffern, wenn es sich um ihre Bekehrung zum christlichen Glauben handelt. Es ist, als ob die tiefe Verdorbenheit dem Kaffer angeboren und in sein innerstes Wesen eingedrungen und mit ihm verwachsen sei. Drei Hindernisse sind es ganz besonders, an denen die Anstrengungen der Missionare häufig scheitern: der Charakter der Kaffern, die Vielweiberei und die Vorurteile, die ihnen von einigen anglikanisch-protestantischen Sekten, freilich ganz unabsichtlich, gegen den christlichen Glauben beigebracht werden. Es begreift sich leicht, daß der Kaffer, der ein äußerst leichtfertiges Naturell hat und vom Hange nach fleischlichen Gelüsten ganz beherrscht ist, nur ungern die ewigen Wahrheiten des Glaubens vom Tod, Gericht und der Hölle hört. Diese Wahrheiten sind ihm zu ernst, die vorgehaltenen Pflichten viel zu streng. Er hat Geist und Witz, und er verwendet sie leider nur zu oft, um diese unangenehmen Dinge lächerlich zu machen und sie dadurch moralisch zu vernichten. Gegen die Predigt der Missionare bringt er fast

dieselben Einwände vor wie unsere modernen Materialisten und Philosophen, aber ohne dabei grob und persönlich zu werden, vielmehr stets lächelnd und witzelnd; man müßte, wäre die Sache nicht so bitterernst, ihn manchmal bewundern, daß er nicht dümmer ist als unsere Freigeister. Und wie sollen diese Kaffern die Heiligkeit der Ehe hochhalten, welche die Vielweiberei für eine Ehre ansehen und Reichtum und Ansehen nach der Zahl der Frauen bemessen? „Warum seid ihr denn nicht früher gekommen," sagte ein Kaffer,

Bild 40. Msgr. Allard O. M. I., Titular-Erzbischof von Taron, vormals Apost. Vikar von Natal.

„als wir noch jung waren und erst eine Frau hatten; jetzt sind wir viel zu alt, als daß wir unsere Gewohnheiten ablegen und noch gut werden können!" Was das dritte Hindernis betrifft, so soll das Wort eines ernsten Mannes angeführt werden, ein Wort, das alle katholischen Missionare und protestantischen Laien der Kolonie Natal laut bestätigen: „Die verschiedenen protestantisch-englischen Bekenntnisse", so schrieb Msgr. Allard O. M. I. (Bild 40), „haben den Kaffern nicht das Joch des Evangeliums auferlegen können; was sie erreichten, war nur, dasselbe verhaßt zu machen." Noch

deutlicher drückt sich hierüber der Engländer Marshall in seinem Werke „Die christlichen Missionen" Bd. II aus.

Trotz des schönen Namens ‚Weihnachtsland' verkündeten in Natal die Engelstimmen der katholischen Missionare erst in den letzten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts Gottes Frieden allen Seelen, die eines guten Willens sind. Das Vikariat Natal, aus dem das Apostolische Vikariat Oranje-Freistaat und die beiden Apostolischen Präfekturen Transvaal und Basutoland hervorgingen, wurde 1850 errichtet und den Patres Oblaten übergeben. Es begreift die englische Kolonie Natal, im Süden das eigentliche Kaffernland, im Norden das Zululand, das Swaziland und Amatongaland.

Die ersten Arbeiten der Missionare galten dem geistigen Wohle der vorhandenen weißen Katholiken, die weder Kirche noch Schule hatten, nur selten und in langen Zwischenräumen einen Priester zu Gesicht bekamen und deshalb ziemlich verwahrlost waren. Mit 20 Mark, die ihm der Bischof Allard gegeben, kam P. Sabon nach Durban. Außer diesem Taschengeld brachte er eine kräftige Gesundheit, guten Willen und Engelsgeduld mit, drei Eigenschaften, die notwendiger und wertvoller waren als viel Gold. Mit welch begeisterter Freude die katholischen Familien Durbans den Missionar aufnahmen, läßt sich leicht begreifen, denn ein guter Katholik ohne Messe und Sakramente kommt sich vor wie ein Verbannter und Gefangener. Durban war damals (1843) ein elendes Dörfchen, das durchweg nur Hütten und fast keine steinernen Häuser hatte. P. Sabon mußte mit seinen Thalern sparsam umgehen und konnte sich nicht einmal den Luxus einer Hütte gestatten. Heute logierte und aß er bei dieser, morgen bei einer andern katholischen Familie. Da er herzensgut und gebildet war und einen unvergleichlichen Humor besaß, so machte er sich nirgends unliebsam und lästig. Der Gottesdienst war mitunter so hehr und feierlich als im Kölner Dom. Der hohe blaue Himmel war das Gewölbe, der weite Horizont und das endlose Meer bildeten die weiten Hallen, und die laute Wogenbrandung am Ufer war die mächtige Orgel, die bald leise bald stark einsetzte und den Gesang und die Gebete der kleinen Schar begleitete. Der fremde Tisch bekam aber dem Pater nicht gut; nach sechs Monaten erkrankte er schwer und blieb längere Zeit bettlägerig. Als er wieder genesen, befahl ihm der Arzt, zu allererst ein eigenes Haus zu bauen und eine eigene Küche einzurichten. Der Missionar gehorchte und ging fleißig umher, nicht bloß um zu essen, sondern um Geld zum Pfarrhaus und zur Kirche zu betteln; er brachte an 100 Mark zusammen.

Aber hätte der weise König Salomon mit dieser Summe dem Herrn einen Tempel und für sich selbst ein Haus bauen können? Gewiß nicht! Doch Sabon verstand es. Die Kapelle maß 30 Fuß auf 16; sie war einfach und nicht verziert; an die Kapelle lehnte sich eine kleine Hütte, wo der

Pater wohnte. Dieses Pfarrhaus, das kaum 8 Fuß in der Breite hatte und in der Länge nicht viel mehr, war in zwei Hälften geteilt. Die eine war Empfangs-, Eß- und Arbeitszimmer, die andere das Schlafgemach. Die ganze Armseligkeit dieser Behausung trat so recht zu Tage, wenn die Zeit der heftigen Regengüsse kam. Der rauschende Guß hatte das Strohdach bald durchweicht, und P. Sabon mußte bei Tag und oft bei Nacht den Regenschirm weit aufspannen, um sich der großen Tropfen zu erwehren. Er spielte selbst den Küchenmeister, und ging es auch anfangs bitterschlecht, so brachte er es mit der Zeit schon fertig, ein kleines Mahl schlicht und einfach herzurichten. Er lebte arm, denn er mußte alles bestreiten mit der sonntäglichen Kollekte, die nur 2 Mark 50 Pfennig abwarf. Mehr aus Not als aus Vergnügen und Zeitvertreib legte er ein Gärtchen an, aber anstatt das Gemüse für sich zu behalten, verführte ihn gar oft das gute Herz, jedem zu geben, der zu ihm kam und ihn um dieses oder jenes anging. Über alle Maßen glücklich war er, als ihm die guten Pfarrkinder eines Tages eine neue Soutane und einen neuen Anzug bescherten.

Nach einigen Jahren drohte die arme Kapelle in ihrer Altersschwäche und Armut zusammenzusinken. Sabon sah es und trauerte im stillen, denn ein Kirchlein aus Stein, so klein es auch war, kostete sündhaft viel Geld, und er war ärmer als Job. Schuldenmachen war ihm von Natur aus zuwider; immer borgen und betteln war ihm leid geworden. Groß war deshalb seine freudige Überraschung, als ihm seine Pfarrkinder die zum Bau nötige Summe überreichten. Manchen Schilling hatten sie sich zurückgelegt, manches sogar vom Munde abgespart, hatten auch bei den Protestanten angeklopft und von ihnen reichlich empfangen. Das Kirchlein wurde gebaut, und es brauchte sich wahrlich nicht zu schämen, in der Mitte der schmucken Stadt zu stehen, zu welcher Durban sich inzwischen emporgeschwungen. Rasch war die Umwandlung geschehen. Wie auf Zauberschlag stiegen schöne Häuserreihen aus dem Boden, welche die Hütten aus ihrer Nähe vertrieben und dem ganzen Stadtgebiet einen gefälligen Anstrich gaben. Aber doppelt beschämt stand nun das ärmliche Pfarrhaus da, seitdem die Kapelle ihr Kleid gewechselt. „Das kann und darf nicht so bleiben," sagten sich alle. Mit bloßen Worten geschah indes kein Wunder der Umgestaltung. Diesmal ergriffen die Protestanten Durbans die Initiative. Ein Konzert wurde von mehreren Herren und Damen veranstaltet, Subskriptionen wurden von ihnen eröffnet und Sammlungen veranstaltet, und sie waren voll freudigen Stolzes, dem P. Sabon, ihrem verehrten und liebenswürdigen Mitbürger, 5000 Mark überreichen zu können. Das hatte der Pater nicht erwartet, er dankte freundlichst und fing an zu bauen. Von dieser Epoche an war die katholische Mission in der Stadt fest begründet; von hier aus verbreitete sie sich über die ganze Kolonie.

Die irische Auswanderung, die den katholischen Glauben und katholisches Leben nach Amerika und Australien verpflanzte, zog sich nicht nach der afrikanischen Ostküste, und diesem Umstand ist es zweifelsohne zuzuschreiben, daß katholische Ansiedler nur in verschwindender Zahl und zerstreut in Natal wohnen. Heute beträgt die Zahl der Katholiken 12000 und die Zahl der katholischen Missionare 27, eine allerdings kleine, aber tapfere Schar, die sich dazu jedes Jahr vermehrt. Neben den Missionsstationen für die Weißen in Natals Städten giebt es noch acht Kaffernmissionen, eine für die Indier und eine für die französischen Kreolen. Von den Trappisten, die in Natal seit Jahren segensreich wirken, soll weiter unten die Rede sein.

Als tüchtige und unentbehrliche Gehilfinnen im schwierigen Apostolate stehen den Missionaren die katholischen Schwestern getreulich zur Seite. Sie ergänzen die Priester, unterstützen sie ganz besonders in der Erziehung des weiblichen Geschlechtes, ersetzen sie in den Spitälern und Schulen. Sechs Schwesternkongregationen: die Schwestern der heiligen Familie, die Dominikanerinnen, die Kreuzschwestern, die Augustinerinnen, die Schwestern von Nazareth, die Töchter Jesu, haben sich in Natal angesiedelt und sich um das Land große und dauernde Verdienste erworben, indem sie sich sowohl der Weißen als auch der Kaffern mit opferwilliger Liebe annahmen. In den Schulen unterrichten sie in geduldiger Arbeit die kleinen Weltbürger, lehren sie schreiben, rechnen und lesen, zeigen den schwarzen Mädchen die Kunstgriffe und Geheimnisse der Nadelkünste, unterrichten sie in den praktischen Hausarbeiten und besonders im heiligen Glauben, der den Menschen beglückt und selig macht. Ausgerüstet mit zartem und aufrichtigem Mitgefühl für alles menschliche Wohl und Wehe und mit nicht gewöhnlichen Kenntnissen in der Arzneikunde, pflegen sie in den Spitälern und den Sanatorien alle Kranken, stehen den Hilflosen bei, wachen am Bette der Sterbenden und trösten und ermuntern all die leidvollen Herzen der Unglücklichen, die in diesen charitativen Anstalten ein Asyl gefunden. Mancher Engländer, der da Zeuge des großen und edlen Wirkens dieser bescheidenen Töchter der Kirche gewesen, hat sich wohl oft erinnert der schönen Verse Byrons:

. . . The very first
Of human life must spring from woman's breast;
Your first small words are taugth you from her lips;
Your first tears quench'd by her, and your last sighs,
Too often breath'd out in woman's hearing.

Der Lebensborn entquillt der Frauen Brust;
Dein erstes Wort lernst du von ihrem Munde;
Die erste Zähr' sie stillt; zur Todesstunde
Der letzte Hauch ist ihrem Ohr bewußt.

In langjähriger selbstloser Arbeit ist es den Missionaren und Schwestern gelungen, das Bekehrungswerk unter den armen Schwarzen immer weiter auszudehnen. Es giebt Kaffern, und ihre Zahl ist groß, die den Katholiken einer guten Gemeinde in Deutschland oder Italien in nichts nachstehen. Nur einige Beispiele sollen der Beweis hiervon sein. So schreibt z. B. eine katholische Schwester: „Am Nachmittage unseres schönen Festtages besuchten wir einen Christen, der, erst 35 Jahre alt, mit dem Aussatze behaftet war. Als die Krankheit sich zuerst am Fuße zeigte, wurde er in das Hospital aufgenommen, und der Arzt forderte, daß der Fuß abgenommen werde. Da jedoch der Kranke sich hierzu nicht entschließen konnte, kehrte er in seine Hütte zurück, wo er durch seine Frömmigkeit und Geduld trotz der unaussprechlichen Qualen, die er auszustehen hat, auf alle einen tiefen Eindruck macht. Seine Gestalt bietet ein wahres Jammerbild. Das Gesicht ist vom Aussatz ganz zerfressen; an Stelle der Nase ist eine klaffende Wunde; Geschwüre bedecken den ganzen Körper, aber keine Klage kommt über seine Lippen. Oft heften sich seine Augen auf das Herz-Jesu-Bild, das über dem Schmerzenslager hängt, und in der Betrachtung dieses liebevollen Herzens schöpft der fromme Dulder Mut und Ausdauer in seinen fürchterlichen Qualen.

„Unser alter Katechist Saturnino in der Mission auf dem Bluff bei Durban leidet mit heroischer Geduld die Verheerung des Krebses im Gesichte, und unser guter Paul, der am Aussatze krank ist, sieht seine eigene Zerstörung mit einer Gottergebenheit an, die alle erbaut. Diese Geißel der heißen Gegenden greift hier in bedrohlicher Weise immer weiter um sich. Man macht sich keinen Begriff von dieser furchtbaren Krankheit. Ich habe einen jungen Burschen von 26 Jahren gesehen, dessen Körper nur mehr eine Wunde war. Das Übel hatte ihm Augenlider und Nase und die ersten Glieder fast sämtlicher Finger abgenagt, und sein Hemd war so fest an den verwundeten Leib geklebt, daß wir es nicht mehr entfernen konnten. Und dennoch vergaß dieser Unglückliche all seine Schmerzen, wenn man ihm ein Kapitel aus der Nachfolge Christi vorlas oder den Rosenkranz mit ihm betete.

„Die Mädchen bereiten uns viel Freude. Da ist vor allem Helene, deren Betragen immer musterhaft war. Schon zu wiederholten Malen hatte sie ihre Eltern um die Erlaubnis gebeten, die katholische Religion annehmen zu dürfen, doch immer umsonst, denn diese, dem Heidentum und auch dem Geize sehr ergeben, gingen mit der Absicht um, ihre Tochter für eine bestimmte Anzahl Kühe einem Heiden, der überdies noch in der Vielweiberei lebte, zur Ehe zu geben. Schon sollte der abscheuliche Handel abgeschlossen werden, als Helene Kenntnis davon erhielt. Was war da zu thun? Die Flucht schien ihr das einzige Mittel, den gottlosen Plan ihrer Eltern zu durchkreuzen und sich den Quälereien, denen sie im Falle der Verweigerung

entgegensah, zu entziehen. Sie kam also, begleitet von ihrer kleineren Schwester, trostlos und weinend zu uns gelaufen. Wir fanden uns nun aber in eine sehr mißliche Lage versetzt, denn einerseits konnten wir uns nicht dazu entschließen, die armen Flüchtlinge von uns zu weisen, anderseits sahen wir im voraus die Unannehmlichkeiten, die unser warteten, wenn wir ihnen bei uns einen Zufluchtsort boten. Hier mußte Gott selbst, der Beschützer der Unterdrückten, eingreifen. Wir sollten uns nicht in unserer Voraussicht täuschen. Der Vater unserer guten Helene kam scheltend und knirschend vor Zorn in Begleitung eines andern Wilden vor unsere Wohnung und verlangte, daß man ihm sein Kind zurückgebe. Da trat Helene furchtlos und mutig hervor und sagte zu ihm: „Eher lasse ich mir den Kopf abschlagen, als daß ich auf deine Wünsche eingehe." Noch mehr erzürnt durch solchen Widerstand, stieß er die heftigsten Drohungen aus und ging fort, einen Beamten zu rufen, der ihm zu seinem vermeintlichen Rechte verhelfen sollte. Doch hier zeigte sich die Hand der göttlichen Vorsehung, denn der Beamte, obschon Protestant, weit davon entfernt, jedwede Hilfeleistung zu bieten, machte dem unnatürlichen Vater über seine Handlungsweise die derbsten Vorwürfe. Dieser, nun wohl einsehend, daß all sein Bemühen fruchtlos bleiben würde, behelligte die standhafte Tochter nicht weiter."

Das Bekehrungswerk unter den Kaffern ist zweifelsohne ein großes und ruhmreiches, aber zugleich ein opfervolles und heldenmütiges. Wenn man die ersten Berichte der katholischen Missionare liest, wie sie jahrelang sich abmühten und ringsumher nur Gleichgültigkeit und Verstocktheit erblickten; wie sie den ganzen Tag gearbeitet hatten und am Abende mit leeren Händen ausgingen, da begreift man leicht, daß der Missionar ein Mann des Opfers sein muß, ein ganzer Mann, ein ganzer Priester, ein Held, von dem es beim Dichter heißt: Illi robur et aes triplex circa pectus erat. In fester Treue jedoch haben sie auf dem schwierigen Posten ausgeharrt, den die Kirche ihnen angewiesen, und ihre Mühen, die scheinbar vergebens waren, haben die herrlichsten Früchte gezeitigt. Die ersten Missionare säten, die nachfolgenden ernten. Soll das aber heißen, daß in Natal, wie überhaupt in Südafrika, der Missionar von heute nichts mehr zu leiden hat? Gott weiß es, was es bedeutet, Apostel des Herrn zu sein. An irdischen Freuden ist das Leben des Missionars arm, denn er hat freiwillig verzichtet auf irdischen Genuß und des Lebens Bequemlichkeiten. Dies war notwendig, um arme Heiden zu bekehren und dem trägen schwarzen Sohne Natals sagen zu können:

Disce, puer, virtutem ex me verumque laborem,
Fortunam ex aliis . . . (*Virg.* Aen. XII, 435.

Tugend, o Jüngling, die lerne von mir und wahrhaftige Arbeit,
Geld zu erwerben und Gut lerne von andern!

Wie schwer muß es aber erst den Missionar zur Erde niederdrücken, wenn all das gebrachte Opfer nichts fruchtet, wenn seine unerschütterliche Freundlichkeit, sein mildes Wesen, seine stete Hilfsbereitschaft und der Ernst seines Zuspruchs gleichsam verloren sind? In diesen Stunden ist er der Mutlosigkeit nahe, die um so gefährlicher, wenn dann zugleich im inneren Menschen ein heißer Kampf entbrannt ist und er die Backenstreiche eines Apostels Paulus empfängt, wenn ihn das Leben anwidert und der Himmel seine Seele wolkenschwer bedrückt. Ermüdet und erschöpft im Staube und in der Hitze des Kampfes, bedarf er des Trostes, der Stärke. Und wo findet er die frische Kraft, das neue Leben? Nur im Gebete. In dieser Trauerstunde wird er um so freudiger an den Altar hintreten, mag dieser nun stehen in der schmucken Kapelle oder im Freien oder noch in einer verpesteten Kaffernhütte; im hochheiligen Opfer, diesem ewig klar quellenden Jungbrunnen der Opferfreudigkeit, wird der Missionar wie der Ordensmann seine Jugend und die erste Begeisterung für das Missionsleben erneuern, und neu gestärkt wird sein Herz und seine Seele, ohne weiter auf der Erde in Angst und Sorge zu kriechen, durch einen gewaltigen Flügelschlag der Liebe sich auf die lichte Höhe erheben, von wo aus er einen Einblick in den Himmel thut und den herrlichen Sieger- und Apostellohn, der seiner harrt, klar erschaut. Er wird weiter arbeiten im Weinberge des Herrn. Und sieht er auch nicht, wie sein Schaffen Früchte trägt, um so mehr sehen es die andern und wissen sie sein Wirken zu schätzen.

Welch großer Verehrung und Liebe sich die katholischen Missionare in Natal erfreuen, davon unter vielen Beispielen nur das eine. Sonntag, den 7. Oktober 1894, zog durch Pietermaritzburg, die bischöfliche Residenz des Apostolischen Vikariats Natal, ein Leichenzug, wie diese Stadt seit ihrem Bestehen wohl nie einen gesehen. Die höchsten Verwaltungsbeamten der Kolonie, viele protestantische Geistliche der verschiedenen Sekten, der katholische Bischof Msgr. Jolivet mit dem gesamten Klerus, Weiße aus den höchsten und niedrigsten Ständen vom reichen Kaufherrn bis zum armen Hafenarbeiter, Kaffern in ungezählter Menge, Indier und Araber, dazwischen die Kinder der verschiedenen katholischen Schulen der Stadt waren in diesem Zuge vertreten, der mehr einer öffentlichen Kundgebung als einem Leichenbegängnis glich. Und wem galt dies alles? Diese Tausende wollten einem armen katholischen Missionar das letzte Geleite geben, einem jungen Priester, P. E. Kelly O. M I. (Bild 41), den der unerbittliche Tod im 39. Lebensjahre, also gerade an der Schwelle des kräftigsten Mannesalters, hinweggerafft hatte.

Eduard Kelly erblickte zu Liverpool in England im Jahre 1855 das Licht der Welt. Unter dem allzeit wachen Auge seiner edlen Eltern eignete sich der wohlbegabte und fröhlich heranwachsende Knabe eine gründliche

höhere Bildung an und machte nicht geringere Fortschritte in Tugend und Frömmigkeit. Eine ausgesprochene Liebe zu den Armen und Leidenden zeigte sich bereits im Kinde und noch mehr im Jüngling. Von höherer Eingebung und Leitung getrieben verließ er die Welt und trat in die Kongregation der Oblaten der U. J. Maria. Nach glänzend absolvierten philosophisch-theologischen Studien wurde er im Jahre 1883 zum Priester geweiht, und wenige Wochen später sandte ihn das Vertrauen seiner Obern nach Südafrika. Die heimischen Gestade sollte er nicht mehr wiedersehen.

Es folgten nun Jahre ununterbrochener, rastloser Thätigkeit. Der Schauplatz seines Wirkens war Pietermaritzburg, woselbst der Apostolische Vikar Msgr. Jolivet ihm die Leitung der katholischen höheren Knabenschule übertrug. Abgesehen von einem vorübergehenden Aufenthalte auf den Goldfeldern Transvaals, ist er immer dort geblieben. Aus Lust und Liebe war P. Kelly freilich nicht Professor geworden; weil aber seine Obern ihn einmal in dieser Stellung wollten, so ging er mit solchem Eifer und so großem Interesse an die Arbeit, daß man glauben mußte, er sei mit Leib und Seele Lehrer. Das Kolleg nahm in der Folge einen so erfreulichen Aufschwung, daß es bald allgemein in hohem Ansehen stand. Der beschränkte Wirkungskreis einer Schule genügte aber unserem Missionar nicht. Kaum war er kurze Zeit in Pietermaritzburg, so war er auch schon der gesuchteste Beichtvater der Stadt, der erprobte Gewissensführer und Ratgeber vieler. Er predigte oft, sein eigentliches Arbeitsfeld war und blieb jedoch der Beichtstuhl und jene stille, ausdauernde und darum so anstrengende Seelsorge des guten Hirten, der den verlassenen Schäflein nacheilt und nicht rastet, bis er sie gefunden. Galt es eine Seele zu trösten oder von den Wegen des Verderbens zurückzuführen, so war ihm keine Anstrengung zu groß, kein Weg zu weit oder zu beschwerlich. Die Jahre verdoppelten nur seinen Eifer wie die Zahl derer, welche bei ihm sich Rat und Hilfe holten. Es wuchs aber auch die Verehrung, die man ihm entgegenbrachte, nicht nur unter den Katholiken, sondern in allen Schichten der Bevölkerung, ganz gleich welcher Nationalität oder welchem Bekenntnisse sie angehörten. Alle Notleidenden und Betrübten, alle Armen und Verlassenen hatten jederzeit Zutritt zu ihm; sie waren im voraus einer freundlichen, teilnahmsvollen Aufnahme gewiß. Wo es ihm nur möglich war, half er den Bedrängten auch durch Almosen, denn voll des Geistes der wahren christlichen Nächstenliebe suchte er nicht nur das Wohl der Seelen, sondern wollte auch das zeitliche Elend seiner Mitmenschen lindern. Wo er selbst nicht helfen konnte, da benutzte er seinen Einfluß bei den Bessergestellten, um die Bedürftigen zu unterstützen. Eine unerschöpfliche Herzensgüte ist der Hauptcharakterzug des P. Kelly; er konnte keine Bitte abschlagen. Daß er manchmal in seinem Drange, Gutes zu thun, die Grenzen der Klugheit übertrat, wer wollte es

ihm verdenken? Die Erfahrung war auch nicht geeignet, ihn hierin klüger zu machen. Er hatte den einen Fehler, zu gut zu sein. Seine ausgedehnten Kenntnisse, seine treffliche geistreiche Unterhaltungsgabe verschafften ihm Zutritt zu den höheren Militärkreisen, wo er sich alsbald der allgemeinsten Beliebtheit erfreute. Nur seine unbegrenzte Liebe zu den Seelen trieb ihn an, auch in diese Kreise einzudringen, und weit entfernt davon, seiner priesterlichen Würde zu schaden, „genügte seine bloße Gegenwart", wie ein südafrikanisches Blatt schreibt, „um den Leichtsinn auch der Leichtfertigsten im Zaume zu halten". Man hat von seinem fast magnetischen Einflusse gesprochen, den er auf alle die ausübte, welche das Glück hatten, mit ihm in nähere Berührung zu treten. Die einzig rechte Erklärung desselben ist in seiner Nächstenliebe, vor allem aber in seiner tiefen Frömmigkeit zu suchen. Diese beiden, vereint mit seiner heißen Liebe zu den Seelen, geben uns den Schlüssel dazu, wie es möglich war, daß der Tod dieses einfachen und noch jungen katholischen Priesters eine solche Bewegung hervorrufen konnte. Das allein erklärt auch, wie eine protestantische Zeitung, die „Natal Witneß", am Tage nach seinem Begräbnisse unter anderem schreiben konnte:

Bild 41. P. Eduard Kelly O. M. I.

„. . . Von jenen, die im stillen und im verborgenen Gutes thun, hören wir während ihres Lebens oft sehr wenig; erst wenn der Tod sie hinweggerafft, kommt die Welt zu der Erkenntnis, daß einer der Besten aus ihrer Mitte gerissen sei. Der dahingeschiedene P. Kelly gehört zu der Zahl dieser, und würde man einen Beweis hierfür verlangen, so genügte es, auf die trauernde Menge hinzuweisen, welche gestern seine sterbliche Hülle zu Grabe geleitete. Da waren alle Klassen der Bevölkerung, alle Bekenntnisse vertreten, und jeder einzelne unter den Leidtragenden bekundete, daß er einen persönlichen Freund verloren habe, und daß nur wirkliche, durch aufrichtige Liebe und Bewunderung verursachte Trauer ihn bewogen habe, sich diesem Leichenzuge anzuschließen.

„Die Katholiken dürfen sich rühmen, daß ihre Gegner, wenn dieselben auch noch so sehr ihre Lehren und Grundsätze mißbilligen, dennoch anerkennen müssen, daß es in den Reihen ihrer Priester Männer giebt, deren Leben ein praktisches Beispiel der Lehren Christi bildet, und die im Verkehr mit ihren Mitmenschen den Beweis liefern, daß die Tugend, welche Christus als die höchste betrachtete — die Liebe zu Gott und dem Nächsten —, der Beweggrund all ihres Thuns ist.

„Das Leben des Verstorbenen war hiervon ein schönes Beispiel. Während der elf Jahre, die er in Afrika zubrachte, war er der Freund eines jeden ohne Unterschied des Standes und der Religion. Die Schule allein wäre für manchen genügende Arbeit gewesen, er aber befaßte sich noch nebenbei mit der Seelsorge und widmete sich besonders den Armen, Kranken und den vom Unglücke Heimgesuchten. Die Gefängnisse und Krankenhäuser besuchte er regelmäßig, und manchen Verbrecher haben seine wohlwollenden, mitleidsvollen Zusprechungen aufgerichtet und besseren Gesinnungen zugänglich gemacht. Im Spitale war seine Anwesenheit wie milder, erquickender Sonnenschein. Er versagte sich selbst das Allernotwendigste, um den Armen und Leidenden zu helfen. Da konnte es denn nicht ausbleiben, daß ein solcher Mann nicht nur die Achtung, sondern auch die Liebe aller gewann.

„Am auffallendsten zeigte sich sein fast magnetischer Einfluß während seines Aufenthaltes auf den Goldfeldern von Transvaal. Die Goldgräber-Ansiedlungen waren damals wahre Brutstätten des Lasters, der Gesetzlosigkeit und der gemeinsten Habsucht — unendlich viel Schlechtigkeit und verschwindend wenig Tugend. Bei einer solchen Bevölkerung blieb für eine eigentliche Seelsorge wenig Raum, und P. Kellys Gemeinde war recht klein. Aber alle, auch die Verworfensten, kannten und achteten ihn; er war der Freund und Ratgeber eines jeden, der anerkannte Schiedsrichter in allen Streitigkeiten. Die Kranken waren auch hier seine größte Sorge; ohne Rücksicht auf Nation oder Glauben stand er allen bei und half selbst nach Maßgabe seiner beschränkten Mittel, so gut er konnte. Niemals aufdringlich mit seinen religiösen Überzeugungen, gewann er den meisten durch sein bescheidenes Auftreten Achtung für seinen Glauben ab. Männer, die an keinen Gott mehr glaubten und keine Tugend gelten ließen, beteuerten, daß Religion etwas Gutes sein müsse, weil P. Kelly ihr Diener sei.

„Mancher rohe Vagabund wird Thränen aufrichtiger Trauer vergießen, wenn er von seinem Tode hört, und es mag sein, daß die Erinnerungen, die diese Nachricht wachruft, manches gottlose Leben ändern werden.

„Sein Tod wurde durch Magenkrebs herbeigeführt, an dem der hochwürdige Herr schon seit geraumer Zeit litt. Ruhe und Schonung hätten Linderung und vielleicht selbst Genesung bewirken können, wenn P. Kelly sich dieselben gegönnt hätte. So aber arbeitete er bis zum letzten Augenblick und starb thatsächlich wie ein Soldat auf seinem Posten.

„In den heißen Schmerz, den sein frühzeitiges Hinscheiden hervorgerufen, mischt sich notwendigerweise das Gefühl, daß ein solches Leben *nicht nutzlos gewesen* sein kann, und daß ein solcher Tod in den Herzen derer Gutes stiften muß, für die P. Kelly in der verhältnismäßig kurzen Zeit sich aufgeopfert hatte, während welcher er demjenigen Herrn diente, dessen Leben stets sein Vorbild war."

Dieser würdige Nekrolog, welchen eine protestantische Feder entworfen, läßt erraten, wie verdienstvoll und kostbar dieses Leben war. Leider, wie rasch hat es der Tod geknickt! Je mehr die Krankheit voranschritt, desto fester klammerten sich seine Mitbrüder an die Hoffnung, der liebe Gott werde ihnen trotz allem den guten Priester noch erhalten. Aber der Himmel hatte es anders beschlossen.

Den Keim der Krankheit, welcher P. Kelly unterlag, hatte er sich in Barberton geholt, als er, wie schon erwähnt, kurze Zeit als Missionar unter den Goldgräbern wirkte. Die Zeitung „Natal Witneß" schrieb am 16. Mai 1899: „Das Fieber (in Barberton) schreckte ihn nicht zurück. Sobald P. Kelly hörte, daß jemand krank sei, war er zugegen, helfend, ratend, unterstützend, überall wo es not that. Oft waren es meilenweite, anstrengende Märsche durch die Berge bis zur Grenze des Swazilandes. Und unter diesen rauhen Goldsuchern war keiner, der nicht ein freundliches Wort für P. Kelly hatte oder ihm nicht gab, was er wünschte. Zur Zeit, als das Fieber heftig wütete, machte eine Zeitung von Barberton die Bemerkung: ‚Von allen Sekten, die in Barberton sind, ist es nur der katholische Priester, der das Hospital und die Gefangenen besucht!' Das Lob galt P. Kelly." Eines Tages fand er auf seinen apostolischen Wanderungen einen Leichnam im Freien liegen, der schon stark in der Verwesung begriffen war. Niemand unter seinen wenigen Begleitern wollte sich des Toten annehmen. Mit übermenschlicher Anstrengung überwand P. Kelly den natürlichen Ekel und bestattete den Toten. Bei diesem heroischen Liebeswerke atmete er den gefährlichen Krankheitsstoff ein. Durch ein sehr starkes Gegengift rettete der Arzt für den Augenblick sein Leben. Er genas — aber nie ganz. Beständige Appetitlosigkeit und öfteres Erbrechen stellte sich ein und wurde von Jahr zu Jahr schlimmer. Doch erst Anfang des Jahres 1894 wurde sein Zustand bedenklich. Zu den inneren Leiden gesellten sich sehr heftige Anfälle von Rheumatismus, und der arme Pater litt fürchterliche Qualen. Plötzlich verschwanden diese, aber das Magenübel machte nunmehr reißende Fortschritte, und langsam siechte er hin.

Am Sonntag, den 30. September, schleppte er sich zum letztenmal zum Altare, um das heilige Meßopfer darzubringen. Die Kraftanstrengung war zu groß für ihn. Nach der Kommunion stützte er das Haupt auf den Altar, und es währte lange, ehe er endigen konnte. Eine letzte Freude sollte ihm noch beschieden sein: im Garten des Klosters sitzend, wohnte er der am selben Tage stattfindenden feierlichen Sakramentsprozession, der ersten in Pietermaritzburg, bei. Am Dienstag, den 2. Oktober, erklärte ihm endlich der Arzt auf sein wiederholtes Drängen hin, daß sein Übel Magenkrebs sei. Diese Eröffnung machte einen tiefen Eindruck auf ihn. Bereitwillig ergab er sich aber in den Willen Gottes und dachte nur noch daran, sich auf die Reise

in die Ewigkeit so gut wie möglich vorzubereiten. Wie im Leben, so erbaute er auch im Sterben alle durch seine innige Frömmigkeit und die Geduld, mit der er die schrecklichsten Schmerzen ertrug. Mit rührender Andacht empfing er die heiligen Sterbesakramente. Am Freitagmorgen erkannte man, daß seine Auflösung nahe sei. Die Körperkräfte waren aufgerieben, die Schmerzen schwanden. Sprechen konnte er nicht mehr, aber erst wenige Augenblicke vor seinem Tode verlor er das Bewußtsein.

Früh am folgenden Morgen um 5 Uhr versammelten sich seine Mitbrüder an seinem Sterbebett, um die gemeinschaftlichen Gebete zu verrichten. Mit gebrochenen Augen lag er da, regungslos. Nur der immer schwächer werdende Atem deutete an, daß das Leben noch nicht ganz entflohen sei. Um $6^1/_2$ Uhr entfernten sich der Bischof und ein anderer Pater, um für den Sterbenden die heilige Messe zu lesen. Gerade als Msgr. Jolivet das Introibo ad altare Dei sprach, hauchte P. Kelly seine schöne, engelreine Seele aus. Kein Laut, keine Bewegung, kein Todeskampf, nur die Leichenblässe auf seinem Antlitze verriet, daß er ausgelitten hatte. Es war am Muttergottestage, einem Samstage.

Nachdem der Schmerz der Anwesenden sich gelegt, wurde die Leiche mit den priesterlichen Gewändern bekleidet und im Sprechzimmer der bischöflichen Behausung aufgebahrt. Alsbald strömten ohne Unterlaß Leute herbei, die den geliebten Toten noch einmal sehen und an seiner Leiche beten wollten. Ach, die meisten, die da kamen, hatten ihm für so vieles zu danken!

„Alle, die ganze Stadt und die ganze Kolonie beklagen den Verlust. Ein würdiger Priester, ein guter, edelgesinnter Mitbürger, der in allem nur aus den erhabensten, uneigennützigsten Beweggründen handelte, ist aus unserer Mitte geschieden," schreibt noch die protestantische Zeitung „Natal Witneß". Die Missionare aber, die Oblaten der U. J. Maria, beweinten in ihm einen treuen Mitbruder, seine Obern einen tüchtigen, seeleneifrigen Priester, dessen Verlust für ihre so kleine Schar sehr empfindlich und kaum zu ersetzen war.

Nach dem großartigen Begräbnisse, das wir eingangs beschrieben, bildete sich auf Anregung eines Juden und unter dem Vorsitze des Bürgermeisters von Pietermaritzburg ein Komitee nichtkatholischer Herren, um dem Verewigten ein Denkmal zu setzen. Eine Sammlung wurde eröffnet, die sofort 2824 Mark ergab. Diese Summe wird hinreichen, um über P. Kellys Grab ein passendes Monument dem „Märtyrer der Nächstenliebe" zu errichten.

Es erübrigt noch ein Wort von den anglikanisch-protestantischen Missionen in Natal zu sagen. Sie alle einzeln anzuführen, ist nicht möglich, da bekanntlich Englands Kirchen Legion bilden, und eine jede ihre Vertreter

in den englischen Kolonien unterhält. Alle möglichen Stufen und Schattierungen gewahrt man in der protestantischen Kirche Natals: von den Verteidigern der Vielweiberei bis zu denen, welche die katholische Kirche in den kleinsten Einzelheiten nachahmen, wie z. B. Ohrenbeichte, tägliche Messe, Meßgewänder und Meßbuch haben und zuguterletzt noch als einen Zweig der katholischen Kirche sich betrachten und sich englisch-katholisch nennen. Selbst die Heilsarmee hat eifrig Propaganda gemacht und mit Cymbeln- und Trompetenklang die ganz verblüfft dreinschauenden Kaffern zur Eroberung der Himmelsburg aufgefordert; mit der Polizei kommen ihre Sendboten ziemlich oft in unliebsame Berührung. Viele protestantische Prediger sind zweifellos eifrigst bemüht, dem christlichen Glauben Eingang unter den Eingeborenen zu verschaffen, und sie sparen wahrlich keine Mühe, Gutes zu stiften und gemeinnützige Werke, wie Schulen, Waisenhäuser und andere charitative Anstalten, ins Leben zu rufen. Wenn auch manche nur deshalb arbeiten, um den Einfluß der katholischen Kirche zu hemmen, giebt es doch auch selbstlosere Naturen unter ihnen, die keinem zulieb und keinem zum Trotz, aus eigener Initiative und aus innerster Überzeugung Gutes thun, und allen, die ihnen auf diesem Wege entgegenkommen, freundschaftlich die Hand reichen. Trotzdem müssen wir bedauern, nicht das Gute und die Erfolge zu finden, welche jeder Christ aus Liebe zum Besten gern sehen möchte. Der Voreingenommenheit darf und wird uns keiner zeihen, wenn wir nur solche Beweise bringen, die von ernsten Protestanten selbst herrühren.

Vor allem muß die Thatsache hervorgehoben werden, daß die meisten Kolonisten Südafrikas sich bitterlich über die christlichen, d. h. protestantischen Eingeborenen beklagen, und all das sittliche Elend, das trotz Kultur und aller Bekehrungswerke statt abzunehmen vielmehr sich stetig mehrt, einzig den protestantischen Missionaren zur Last legen, nicht den katholischen, über deren segensreiches Wirken unter Freund und Feind nur eine Stimme des Lobes ist. Hierbei soll jedoch nicht unerwähnt bleiben, daß die Ansiedler in ihrem öffentlichen Leben nicht immer das gute Beispiel eines christlichen Wandels geben, und daß sie die Eingeborenen mehr zum Bösen verführen als zum Guten anleiten. Das ist, Gott sei es geklagt, von jeher in allen Kolonien der Fall gewesen. Was nun den Vorwurf der Weißen gegen die protestantischen Missionare betrifft, müssen wir den eigentlichen Grund des großen Mißerfolges in dem Bekehrungswerke darin suchen, daß diese Prediger von dem Standpunkte ausgehen, das Christentum müsse man dem Heidentum einimpfen, der alte Stamm könne bleiben, aber ein edles Reis müsse aufgepfropft werden. Dieser Standpunkt ist aber entschieden unrichtig, solch eine Lehre ist nicht christlich. Solange der Kaffer nicht vollständig seinem heidnischen Leben entsagt, darf er sich nicht Christ nennen; vom christianisierten Heiden dürfen wir niemals die edeln Früchte der

Tugenden erwarten. Der Heide muß zuerst ein arbeitsamer Mensch werden, bevor er ein überzeugter und opferfreudiger Christ sein kann, und er wird erst dann wahre Früchte des Heils und der Gnade hervorbringen, wenn neues Leben ihn durchströmt, jenes neue, übernatürliche Leben, das mit dem heidnischen unvereinbar ist. Solange nicht das Herz neues Blut in die Glieder verteilt, ist der alte, sündhafte Mensch zu keiner guten, übernatürlichen That fähig; es muß vor allem mit den bösen Leidenschaften aufgeräumt werden, bevor das Christentum seinen triumphierenden Eingang halten kann.

Noch ein anderer, nicht zu unterschätzender Grund, weshalb bisher keine nachhaltigen Erfolge verzeichnet wurden, liegt vielfach in den Gesinnungen des Missionars selbst. Zum Apostelamte gehört ein selbstloser Charakter, der nicht im Banne des Geldes, nicht im Banne der vaterländischen Politik befangen ist, vielmehr allen alles wird, Gott allein zur Ehre und seiner Seele zum Heile. In dieser Beziehung sind leider nicht alle Charaktere makellos, und die gewaltigen Summen, welche nicht die freiwillige Spende der Gläubigen, sondern die englische Regierung den Missionaren alljährlich zuweist, erklären manches und lassen allzu leicht auf ein menschliches und politisches Interesse schließen. An Eifer haben es die protestantischen Missionare wahrlich nicht fehlen lassen; aber es ist gar oft ein blinder Eifer, der mehr schadet als nützt. Die beiden Prediger Livingstone und Philips machten die Buren so mohrenschwarz, um für sich den hellen Nimbus des Martyriums zu erwerben und für die Eingeborenen neue Missionsfreunde zu gewinnen. Andere ergriffen gleichfalls bei jedem Streite lebhaft Partei für die Eingeborenen, so daß selbst hohe englische Beamte über dies Gebaren unwillig wurden und ihrer Mißbilligung durch scharfe Worte Ausdruck gaben. So erhielt Dr. Colenso nicht das Vertrauen des Lord Wolseley, der nach Natal kam, um hier Ordnung zu schaffen; Colensos flammende Liebe zu den Wilden machte den nüchternen General stutzig.

Einen Hauptplatz in dieser kurzen Darstellung beansprucht Dr. Colenso, der anglikanische Bischof in Natal, der ein Träger einer besondern Richtung im protestantischen Bekehrungswerke geworden ist. Nicht das Schwert, nur den Frieden wollte er unter die Kaffern bringen, wollte ihnen den Weg breit und bequem machen, und um es noch deutlicher auszudrücken: er versuchte mit dem Irrtum zu paktieren, um ihn dann leichter zu überwältigen. Die Vielweiberei ist, wie wir bereits oben ausgeführt haben, eines der Haupthindernisse in der Bekehrung der Eingeborenen. Colenso suchte dieses Hindernis dadurch zu umgehen, daß er es nicht mehr als Hindernis gelten ließ und einfach erklärte, und zwar nicht im geheimen und bloß vor Häuptlingen, sondern ehrlich und offen vor allem Volke, daß die Vielweiberei nicht im Gegensatz zum Protestantismus stehe. Die Frage wirbelte ungemein viel Staub auf, und es entstand ein gewaltiger Riß in der anglikanischen Kirche.

Die einen stimmten Dr. Colenso bei, die andern traten entschlossen für die Einheit der Ehe ein, wie sie von Christus eingesetzt worden. Es genügt, hier festzustellen, daß Dr. Colenso nicht vereinzelt in Natal mit seiner Theorie dastand. Sogar aus der Heiligen Schrift bemühte sich dieser Missionsbischof seine Ansicht zu bekräftigen. „Ich muß gestehen," so sagte er, „ich fühle es mächtig, daß der übliche Brauch, nach der Bekehrung auf die Trennung der Frauen von ihren Männern zu dringen, ganz gesetzwidrig und der klaren Lehre unseres Herrn entgegen ist." — Solch eine Theorie ist uns Katholiken allerdings neu; aber neu und unerklärbar ist uns dann nicht mehr die Thatsache, daß die protestantischen Eingeborenen vielfach wie die Heiden leben, nicht besser, vielleicht sogar schlechter sind als ihre heidnischen Brüder, weil sie auf Kosten des Vertrauens, das sie bei den Missionaren genießen, tapfer sündigen und den letzten Rest der leisen Stimme ihres Gewissens durch unverstandene Trosttexte der Heiligen Schrift unterdrücken.

Wer immer anglikanische Missionare nach Natal und Südafrika schickt, sollte ihnen den Rat mit auf den Weg geben, welchen der Diplomat Talleyrand einem Gesandten beim Abschied gab: Avant tout, mon ami, pas trop de zèle. Vor allem, mein Lieber, nicht zu viel Eifer. Blinder Eifer schadet nur, sagt ganz richtig das Sprichwort. Der Eingeborene läßt sich hätscheln, wenn er Vorteile dabei erwarten darf, er zieht die Krallen ein und zeigt das Samtpfötchen; aber dadurch wird seine falsche Katzengesinnungsart nicht ausgetrieben. Arbeit, Selbstüberwindung und Abtötung, das sind die Wege Gottes, die einzig richtigen Wege zur Bekehrung. Und ist es denn nicht besser, einige gute Schäflein um sich zu zählen, als Tausende zu haben, die nichts taugen?

Der eine oder andere ist vielleicht ärgerlich geworden über unsere seltsame Argumentation. Die Antwort wird er bereit halten, wir verständen nichts von derartigen Sachen. Es ist dies allerdings eine Antwort und eine Erklärung; aber sie hindert nicht, daß man bei sich selbst den Vers zu den unleugbaren Thatsachen macht.

Damit aber nicht einer komme und über meine Art und Weise, die akatholische Mission zu beleuchten, den Stab breche und mir nachsage: Desinit in piscem mulier formosa superne — von oben ein schönes Weib, endigt es unten in einem häßlichen Fischschwanz — will ich mir die Wiederholung erlauben, daß ich all das Gute, das die anglikanisch-protestantischen Missionare in Natal stiften, gebührend zu schätzen weiß und nur von Herzen wünsche, daß bei ihnen alles Unvollkommene schwinde und sie das Richtige finden.

* * *

Die beiden größten Städte Natals sind Pietermaritzburg und Durban. Erstere ist die Hauptstadt des Landes, letztere der wichtige Punkt,

wo der Handel und Verkehr der Kolonie sich konzentriert. Pietermaritzburg liegt im Binnenlande, Durban am Meere. Schnell haben sich beide Städte entwickelt. Noch 1850 schrieb man in den Daily News, daß es zwei unbedeutende Ortschaften seien, Durban habe 500 Seelen, aber keine Munizipalität und keine Polizei, Pietermaritzburg sei in derselben Lage und zähle mit Ausnahme der Garnison nur 1500 Einwohner. Heute ist ein derartiges unfreundliches Kompliment nicht mehr am Platze, denn Pietermaritzburg, obgleich noch immer ein sleepy hollow, ein „schlummerndes Loch", wo kein Handel und Wandel herrscht, hat sich sichtlich bemüht, seinem Titel als Hauptstadt des Landes Ehre zu machen, und aus dem winzigen Weiler, der sich vor 40 Jahren hinter Sanddünen versteckte, ist das Durban von heute, eine bedeutende Handelsstadt herausgewachsen, die stolz sein kann auf ihren Hafen, ihre Straßen, ihre Kaufläden, Magazine und herrlichen Gebäude.

Nach der letzten Zählung beläuft sich die Einwohnerschaft Durbans auf 31 877 Seelen, worunter 14 787 Weiße, 9254 Kaffern und 7836 Indier. Die Stadt dehnt sich mit jedem Tage weiter aus, und man glaubt, daß sie in einigen Jahren 100 000 Einwohner zählen wird. Der Wert des Grundbodens steigt natürlich im Verhältnisse mit der Ausdehnung, und man zahlt jetzt Tausende von Pfund Sterling für einen Bauplatz, den man vor ein paar Jahren um einen Spottpreis erwarb. Vom Meere aus kann man die Stadt nicht erblicken, denn sie liegt hinter einem sandigen, nur von einzelnen Häusern gekrönten Rücken, der den vom Süden ins Meer auslaufenden bewaldeten Hügel, Bluff genannt, fast erreicht und mit ihm den eigentlichen Hafen bildet. Eine Sandbank, welche der Regierung viel Mühe und Arbeit und bis heute schon mehr denn $^3/_4$ Millionen Pfd. St. Unkosten gemacht hat, und trotz alledem nicht beseitigt werden konnte, verhindert die Einfahrt der größeren Schiffe in den Hafen. Diese müssen auf der Rhede löschen; kleinere Dampfer bringen die Passagiere und die Waren in das innere Becken, wo die Zollgebäude und Hüttenschuppen stehen. Erst vom inneren Hafen aus überblickt man das ganze Stadtbild.

Beim Ausgange der Zollgebäude, wo alles Gepäck pflichtgemäß und sorgfältig visitiert, jegliche Schußwaffe in Beschlag genommen und in dem Warenschuppen gegen gute Vergütung aufbewahrt wird, solange bis der Eigentümer das Land wieder verläßt, umschwärmt den Ankömmling eine lärmende Menge von braunen Gesellen, die ihn bitten und drängen, in ihre zweirädrige Kutsche zu steigen. Das Vehikel erinnert an das japanische djinrikishah und ist ein ganz zierliches Ding, ein fein ausgepolsterter Kasten, der auf zwei hohen Velozipedrädern ruht und in dessen Gabeldeichsel der indische Kuli sich selbst einspannt. Neben den Indiern sieht man auch Kaffern, die ein Wägelchen ziehen, aber Kaffern, in der drolligsten Verfassung. Sie sind ganz buntscheckig gekleidet, haben Kuhhörner

vor dem Kopfe, vergoldete Kupferringe an Arm und Bein, Ringe und Federn in Nase und Ohr, und ein Gesicht, so entstellt von Staub und Schweiß, daß man sich im ersten Augenblick des Lachens kaum erwehren kann. Und doch ist das vorherrschende Gefühl beim Anblick dieser wahren Sklaven ein Gefühl des Mitleids; denn es ist immerhin die Herabwürdigung der menschlichen Natur, daß Menschen das Tier ersetzen. Giebt es denn dahier keine Pferde, keine Maulesel, keinen Dampf, keine Elektrizität? Allerdings, das giebt es wohl, aber die Armen wollen leben, und was thut man nicht alles um das tägliche Brot! Die Kerls rennen mit ihrem Wagen in sausendem Galopp durch die ganze Stadt, laufen stundenlang und scheinen gar nicht müde zu werden. Das Trinkgeld, das sie erhalten, ist reichlich, aber es ist doch ein sauer erworbenes, trügerisches Geld, weil die Läufer samt und sonders nach ein paar Jahren lungenkrank werden und rasch dahinsterben. Indier findet man in Durban in großer Anzahl. Sie ziehen nicht nur den Rikscha, sie bedienen auch die Fremden in den Hotels und Wirtschaften und sind allgemein als die besten Hausdiener und Dienstboten geschätzt. Auf die Kaffern scheinen sich die Herrschaften nicht gut verlassen zu können, weil jene nämlich ihre Launen haben und es nicht lange in demselben Hause aushalten. Die indischen Kulis verpflichten sich auf mehrere Jahre Dienst, sind dazu fleißig, geschickt und gewandt. Der Fremde muß staunen über die sorgfältige Aufwartung in den Hotels und über den Luxus, der hier zu Tage tritt. Durban zeigt, daß es eben eine englische Stadt ist. Wie in allen Städten Südafrikas, sind die Straßen Durbans gerade, rechtwinkelig, breit und vielfach mit Baumreihen bepflanzt, ganz nach modernem Muster: echt jugendlich-großstädtisch.

Man wandelt in Durban unter den hohen Kronen und im Schatten der Palmen und anderer fremdländischen Bäume, die Luft ist durchschwängert vom köstlichsten Aroma, das Tausende herrlicher Blütenkelche ausströmen. An allen Straßen und Alleen stehen zahlreiche Verkäuferinnen, olivenfarbige Indierknaben und braune Kaffernmädchen, welche die verschiedensten Früchte darbieten, Früchte, die man in Europa kaum kennt und wie sie nur an dieser heiß-feuchten Küste gedeihen können: Mangos, Bananen und Ananas, und alle so süß und so duftend, wie man sie kaum irgendwo anders findet. Ein jeder, der einige Tage in Durban verweilt, gesteht recht gern, daß Natal in Wahrheit „der Garten Südafrikas" ist.

Das Klima von Durban ist gesund, mag auch die große Sonnenhitze, die vom Oktober bis zum März andauert, mitunter entnervend wirken. Das alles läßt sich ertragen, weil es durch andere Annehmlichkeiten aufgewogen wird. Eine ansteckende Krankheit hat sich bisher noch nie bemerkbar gemacht.

Zu den höchsten öffentlichen Gebäuden zählt an erster Stelle das Rathaus mit seinem 154 engl. Fuß hohen Turme. Angefangen im Jahre 1881,

wurde es 1885 fertig und kostete 50 000 Pfd. St. Von bemerkenswerter Architektur ist die katholische St. Josephskirche (Bild 42), umringt von einem Kranze schattiger Bäume. Über dieses Gotteshaus habe ich einen merkwürdigen Artikel gelesen, den ich als Kuriosum im Auszuge hier wiedergeben will. Er zeigt, was in Südafrika für Anschauungen über Kunst herrschen und was man speziell von Kirchenstil und Gotik denkt. „Was Stilart und Anpassung an die lokalen Verhältnisse betrifft, muß man angesichts der Durbaner katholischen Kirche gestehen, so und nicht anders sollten Kirchen in heißen Ländern gebaut werden. Sie ist wirklich ein Muster. Fehler wird zweifelsohne an ihr der gestrenge Kritiker finden, wird vielleicht manches bemängeln an ihrer Form, ihrer Höhe, ihrer inneren Einrichtung, aber viele seiner Vorwürfe müssen fallen, wenn man die gegenteiligen Gründe hört. Man mag sagen, was man will, es ist eine herrliche Kirche gotischen Stils, zwar nicht im strengen Sinne des Wortes, aber immerhin gotisch, da sich hier die Gotik der Natur den modernen, ich möchte sagen, kolonialen Kunstwerken anpaßt und sich dem Gesetze neuer Kunstformen beugt, entsprechend den Anforderungen des Klimas. Der Architekt mußte mit der heißen Tropenhitze des Südens rechnen, die größere Ansammlungen in einem geschlossenen Raume nur unter gewissen Bedingungen zuläßt. Die daraus erwachsenden Schwierigkeiten in Bezug auf eine Kirche hat er glänzend gelöst, und nur wenige werden über die Freiheiten, die er sich gegenüber der Gotik erlauben mußte, mit dem Architekten rechten wollen. Ist er denn überhaupt, möchte man fragen, von der Grundregel der alten Gotik abgewichen? War das Prinzip jener großen Männer, welche die gotische Kunst zur höchsten Vollendung führten, nicht jenes, nie von der Natur abzuweichen, die unvergleichliche Schönheit und die unerschöpflichen Reichtümer der Natur den Bedürfnissen des menschlichen Lebens und den rechtmäßigen Anforderungen der Phantasie anzupassen? Wohl von solchen Ideen geleitet, haben die Herren Goldie, zwei Londoner Architekten, den Plan zu einer Kirche entworfen, die allen ähnlichen Bauten zum Vorbild dienen und in der Art ihrer Ausführung selbst Profanbauten als Muster gelten kann. Es ist weder die banale Wiedergabe eines für überall passenden Planes, noch eine gutgemeinte Vereinigung von einem halben Dutzend Meisterwerken, die nichts weniger als ein Meisterwerk geworden wäre, nicht den Anforderungen des Klimas entsprochen und die schwierige Frage, wo die Baumaterialien und die Architekten zu finden, unbeantwortet gelassen hätte. Ganz im Gegenteil ist es ein weiser und verständiger Plan, in dem alles dem Zwecke entspricht und im Verhältnis steht zu den vorhandenen Mitteln. Dieser Plan ist getreulich verwirklicht und so eine prächtige Kirche geschaffen worden, die vom Standpunkt weiser Sparsamkeit und bequemer Einrichtung höchst bemerkenswert ist. Was aber den künstlerischen Stand-

Bild 42. Die St. Josephskirche in Durban.

punkt betrifft, so fühlt jeder, daß der Architekt, der den Plan entworfen hat, ein wirklich hervorragender Künstler ist. . . . Aus Sparsamkeitsrücksichten wurden viel Ziegelsteine und Eisen beim Baue benutzt. Die Kirche ist dreischiffig, mißt in der Länge 117 Fuß, in der Breite 47 und kann bequem 900 Menschen fassen. Die anmutigen Formen ihrer Architektur hindern nicht den ernsten, tiefreligiösen Eindruck. Schon für das Auge ist die Gesamtansicht sehr befriedigend. In ihr findet sich das Problem gelöst, viel Licht vereint mit stets frischer Luft, eine Grundbedingung für alle öffentlichen Versammlungslokale im Süden. Auch die Akustik ist gut. Nicht nur vernimmt man die Stimme des schon greisen Bischofs bis in den letzten Winkel, sondern auch der Chorgesang entfaltet sich in den weiten Hallen der Kirche in seiner vollen Kraft und Schönheit, auch die zartesten Accorde klingen hell durch. . . ."

Es lohnt sich der Mühe, die Berea, den hügeligen Hintergrund des schönen Stadtbildes, zu besteigen. An dem Wege dorthin fiel uns auf, daß viele Villen, die zerstreut am Hügel mitten im Grün und Buschwerk liegen, nicht aus Holz und nicht aus Stein, sondern aus Wellblech gebaut sind. Wenn auch an und für sich nicht poetisch, so ist solch ein Bau billig und praktisch. Im Innern sind die Zimmerwände mit Holz bekleidet. Oben auf der Berea können wir ein großartiges Werk der katholischen Nächstenliebe bewundern, das Sanatorium, welches von Augustinerinnen geleitet wird und unzweifelhaft das erste Hospital in ganz Südafrika ist. Eine bessere Lage hätte man nicht finden können; die Luft ist rein und kühl und wegen des nahen Meeres stärkend, die Pflege und die Aufwartung von seiten der Schwestern läßt nichts zu wünschen übrig. Nicht nur Katholiken finden Unterkunft, sondern auch Andersgläubige; nicht nur Reichen steht die Thüre offen, auch für arme, unbemittelte Patienten haben die katholischen Schwestern, die man in sehr bezeichnender Weise „Engel der Liebe" genannt hat, ein warmes Herz und eine grenzenlose Hingabe. Tritt der Kranke zur Thüre hinaus unter die Veranda, so schaut er ein wunderbar herrliches Rundgemälde, ein Panorama einzig in seiner Art. Zu seinen Füßen breitet sich die Stadt malerisch aus, das Häusermeer umgeben und durchsetzt mit schattigen Baumgruppen und breitlaubigen Alleen, weiter vorn die große smaragdgrüne Bucht mit den zahlreichen schaukelnden Kähnen und qualmenden Dampfern, daneben den Bluff mit seinen dunkeln Waldungen, seinen schmucken, weiß angestrichenen Häusern und seinem auf der äußersten Spitze hochragenden Leuchtturme, und endlich dahinter das weite, tiefblaue Meer, das ruhig und ernst daliegt und auf dem große Schiffe langsam dahinziehen, der Stadt und dem Lande Reichtümer zuführend und mit Natals Schätzen die Welt bereichernd. Aber der Genuß wird erst vollkommen, wenn ringsumher eine frühlingsheitere Welt voll Glanz und Duft den Kranken umgiebt, wenn nah und fern alles in

vollster Blüte steht, wenn vom wolkenlosen, sanftblauen Himmel die prächtige, von unendlicher Licht- und Strahlenfülle glänzende afrikanische Sonne alles mit Goldschimmer übergießt und allerhand blitzende Farben und Lichter über das Bild lieblich dahinzaubert. Der nachdenkende Beschauer jauchzt auf, wenn er hier und dort und überall das gemeinschaftliche Zusammenwirken einer wunderbar schaffenden reichen Natur und des großen Menschengeistes gewahrt; die Natur, wie sie die Gaben spendet, und den Geist, der die Spende in seinen Dienst und zur Verkörperung von edleren Ideenbildern gebraucht. Ja, wahrlich, solch ein Anblick und solch ein Genuß erfrischt, erfreut und erhebt den Menschen und ist für den Kranken doppelt kostbar.

Von Durban bringt die schmalspurige Eisenbahn den Reisenden nach Pietermaritzburg. Bei dem kleinen Städtchen Pinetown, das nur 20 km von Durban entfernt ist, befindet man sich bereits auf einer Höhe von 340 m. Rückwärts hat man noch die herrliche Aussicht auf den Indischen Ocean, vorwärts sieht man die hohe Gebirgswand, welche die Grenze der tropischen Zone Natals ist und der Anfang der zweiten Terrasse oder des ersten Hochlandes. An Landschaftsbildern ist auf der ganzen Fahrt kein Mangel; das Hinaufklettern des Dampfrosses an den Schluchten und tiefen Abgründen vorüber, die Berge, die drohenden Felsmassen, die Waldpartien, die Bergwiesen, die herrlichen Fernblicke, alles erinnert an die St. Gotthardbahn in der Schweiz. Man hat die Natalbahn als ein Kunstwerk hingestellt, da sie mittels Kurven und Serpentinen es fertig gebracht hat, vom Meere bis zum äußersten Endpunkt der Kolonie, der Stadt Charlestown, eine Höhe von 1641 m zu erklimmen. Von dort geht die Bahn weiter bis nach Johannesburg.

Auf dem ersten Hochlande angekommen, befindet sich der Reisende plötzlich in ein von dem Küstenstrich ganz verschiedenes Land versetzt; das Klima, die Landschaftsbilder, die Vegetation, alles hat gewechselt. Hier liegt Pietermaritzburg oder kurz Maritzburg, die Hauptstadt des Landes, der Sitz der Kolonialregierung.

Die Stadt wurde gegründet nach dem großen Sieg der Buren über Dingaan am 16. Dezember 1838 und erhielt ihren Namen von den beiden Burenführern Pieter Retief und Gert Maritz. Nach der Zurückdrängung der Buren aus Natal behielten die Engländer Pietermaritzburg als Hauptstadt der Kolonie und Sitz der Regierung bei, und diesem Umstande ist wohl es einzig und allein zuzuschreiben, daß die in ziemlich ungünstiger Lage sich befindliche Stadt allmählich vergrößert und verschönert wurde. Gegenwärtig zählt sie schon über 20000 Einwohner, wovon etwa 12000 Europäer. Die übrigen sind Eingeborene, Indier und Vertreter sonstiger Rassen, darunter eine gute Anzahl Mulatten, die von der Insel Mauritius stammen, französisch sprechen und sich auch Franzosen nennen. Auf letzteren „Ehren-

titel" sind diese mindestens ebenso stolz wie ein geborener Pariser. Hierzulande heißen sie Kreolen; die meisten von ihnen sind katholisch. — Was der Stadt einen Vorzug vor der Hafenstadt Durban giebt, ist ihr ausgezeichnetes Klima; sie liegt 2218 Fuß über dem Meeresspiegel, in der Luftlinie etwa 45 engl. Meilen von der Küste entfernt. Im April beginnt der Winter und dauert bis zum September. Der Sommer ist hier die Regenperiode und der Winter die trockene Zeit. Den ganzen Winter hindurch

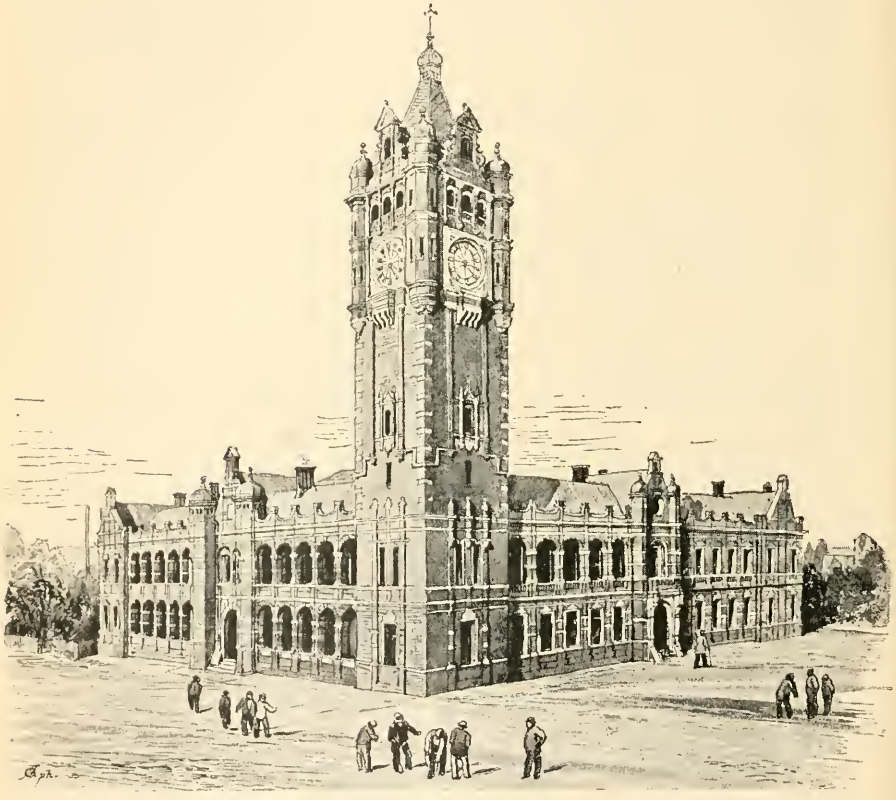

Bild 43. Rathaus in Pietermaritzburg.

regnet es nur ein- bis fünfmal, die übrige Zeit hat man einen stets blauen Himmel und heitern Sonnenschein, keinen Schnee und kein Eis. Die Nächte sind kühl, die Morgenstunden sogar empfindlich kalt, aber am Tage selbst herrscht das prächtigste Wetter. Die niedrigste Temperatur im Winter ist 3° C unter Null. Wenn Veilchen und Rosen blühen und alle frischen Früchte und Gemüsesorten auf dem Tische stehen, läßt sich wahrlich nicht über die Strenge des Winters klagen. Es kommt mitunter vor, daß morgens beim Aufwachen sich draußen ein starker Reif bemerkbar macht,

daß das Wasser in den schlimmsten Nächten sich mit einigen Millimetern Eis bedeckt, daß man auf den Bergen, die nur einige Stunden von der Stadt entfernt liegen, Schnee erblickt, sonst ist aber keine Änderung eingetreten. Im Gegensatz zum Kap ist der Winter recht trocken, und dies erklärt sich dadurch, daß beide Länder ihren Regen von verschiedenen Oceanen erhalten. Im Sommer zeigt Jupiter Pluvius um so mehr sein trübes Gesicht; jede Woche, oft jeden Tag giebt es einen oder mehrere Güsse. Die größte Sommerhitze beträgt durchschnittlich 38° C. Ist die nasse Periode abgelaufen, dann beginnt die sonnige Zeit, während mehrerer Monate hat man stets hellen, klaren Himmel und kein Tropfen fällt, Bäche und Flüsse versiegen, alles trocknet aus. Dichte Staubwolken umgeben den Wanderer auf den Straßen und die ganze Natur lechzt sehnsüchtig nach dem erquickenden Naß.

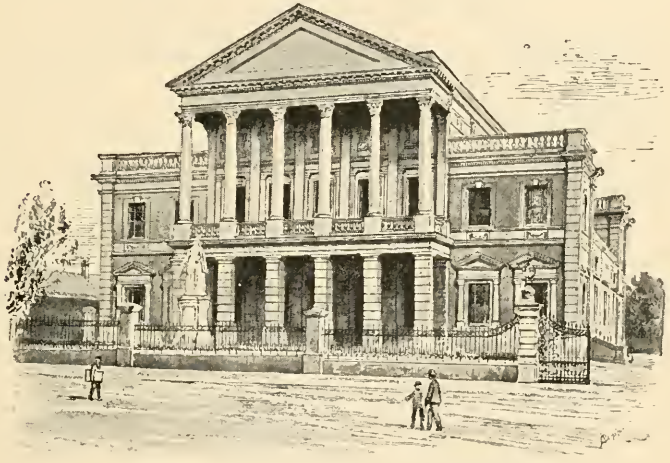

Bild 44. Parlamentsgebäude in Pietermaritzburg.

Unter den öffentlichen Gebäuden ragt das neue Rathaus hervor, das einer größeren Hauptstadt Europas ganz gut zur Zierde gereichen könnte (Bild 43). Der herrliche, imposante Bau wurde erst 1893 beendet und kostet rund 45 000 Pfd. St. Der Hauptschmuck in demselben ist die prachtvolle Orgel, die allein 80 000 Mark gekostet hat. Die Eröffnungsfeierlichkeiten waren geradezu großartig und dauerten drei volle Tage. Am Nachmittag des ersten Tages fand das Fest der Kinder statt, wozu außer den Kindern nur die Lehrer und angesehensten Persönlichkeiten zugelassen wurden. 3000 Kinder versammelten sich im großen Saale und sangen unter mächtiger Begleitung der grandiosen Orgel die seit Monaten eingeübten Lieder. Hierauf wurden sie sektionsweise in der Markthalle mit Thee und Kuchen bewirtet und ein jedes mit einer Tasse beschenkt, auf der das neue Gebäude abgebildet war. Ein gleichfalls stattlicher Bau ist das Parlamentsgebäude (Bild 44). Es ist im antiken Stil

gehalten, die Front schmücken korinthische Säulen. Das Innere ist praktisch eingerichtet und mit einer schönen Bibliothek ausgestattet. Andere schöne öffentliche Gebäude sind der Regierungspalast, Post- und Telegraphenamt und mehrere Kirchen (Bild 45). Die Lage der Stadt ist sehr romantisch. Rings um dieselbe ein Kranz lieblicher Berge mit zahllosen, teilweise bewaldeten Schluchten, durch welche krystallhelle Gebirgsbäche rauschen, dann wieder hohe Felsen, die selbst ganz verwundert zu sein scheinen, welch kräftige Hand sie hingeschleudert hat einsam auf weiter Flur. Wo der Wald nachläßt, erblickt man große Farmen, wertvolle Baumpflanzungen, ergiebige Mais- und andere Felder, und endlich ausgedehnte, saftige Grasflächen, auf denen große Viehherden weiden. Das alles bietet einen befriedigenden Anblick. Im Nordwesten türmt sich das Gebirge mehr als 1000 Fuß über die Stadt empor und beginnt die dritte von den vier Terrassen, welche den Drakenbergen gewissermaßen als Untersatz dienen.

Ähnlich wie zu Hause das im Lande der Puffbohniten gelegene Erfurt, so wird auch Pietermaritzburg gern die Gartenstadt genannt, und sie hat wohl das Recht, so genannt zu werden. Gärtnerei und Baumzucht sind hier hoch in Ehren gehalten, und es giebt sozusagen kein Haus, das nicht von einem Gärtchen umgeben wäre, in dem die mannigfaltigsten Zierpflanzen stehen, die bei der angenehmen Witterung fast das ganze Jahr blühen. Die Häuser sind einfach, meistens einstöckig. Pietermaritzburg vereinigt so die Vorteile des Stadtlebens mit den Annehmlichkeiten des Landlebens. Die Verschönerung der Stadt geht nur langsam vor sich, bis vor kurzem war nur ein Teil der Straßen chaussiert. Eine Wasserleitung besteht jedoch seit Jahren, selbst elektrische Straßenbeleuchtung fehlt nicht. Viel Leben herrscht übrigens in Pietermaritzburg nicht, und wäre hier nicht der Sitz der Regierung und die Garnison für sämtliche Kolonialtruppen, so würde es recht tot im „schlummernden Loch“ aussehen. Man hofft jedoch — ob mit oder ohne Grund, ist schwer zu entscheiden —, daß die langsam entstehenden Industrien den Verkehr etwas reger machen werden. Pietermaritzburg ist eine der ältesten Missionsniederlassungen der Patres Oblaten in Südafrika (Bild 46). Von hier aus unternahmen die Missionare zu Fuß oder im Ochsenwagen ihre weiten apostolischen Reisen nach dem Innern des Vikariates. Von den Beschwerden solch wochenlanger Märsche oder Fahrten durch gebirgige Gegenden oder auf den von unzählbaren Flüssen und tiefen Schluchten durchschnittenen Wegen — wenn man mehr oder weniger erkennbaren Wagenspuren den Namen „Weg“ geben will —, mit dem Sternhimmel als Nachtzelt und dem Geheul der wilden Tiere als Schlafmusik, machen sich jene keinen Begriff, die an gute Straßen und an die bequemen Verkehrsmittel Europas gewöhnt sind.

Obwohl die Umgegend der Stadt wirklich interessant ist und dem Spaziergänger nach allen Richtungen Ausflüge darbietet, so treibt es den

Bild 45. Katholische Kirche und bischöfliche Wohnung in Pietermaritzburg.

Städter doch immer wieder auf das Hochland, auf die zweite Terrasse, die in geringer Entfernung von der Stadt sich hoch auftürmt. Aus ganz Natal und sogar aus der Kapkolonie und aus England kommen jährlich zahlreiche Touristen, um hier oben, wo gleichwie auf einem Alpenfirn die Luft reiner und kühler weht, Erholung und Heilung zu suchen. Die Eisenbahn, die von Pietermaritzburg sich immer weiter hinaufwindet, überhebt sie der Schwierigkeiten des Steigens. So ein beliebtes Stelldichein ist das kleine Dörfchen Howick, das 1048 m über dem Meeresspiegel liegt. Nicht weit von hier ist der in ganz Südafrika und auch darüber hinaus berühmte Umgenifall (Bild 47), dem der Ort wohl sein Dasein verdankt. Ein in seiner Art einzig dastehendes Weltphänomen ist der Wasserfall gerade nicht, aber er ist doch immerhin eine Sehenswürdigkeit, es ist nun einmal ein Wasserfall, wie man ihn stets gerne sieht und bewundert. Es bleibt wahr, daß diesem großartigen Naturschauspiele eine imponierende Majestät und eine unermeßliche Gewalt innewohnt, die den schwachen Menschen zuerst erschüttert und zu Boden drückt, dann aber auch wieder zu Gott erhebt, der spielend diese Wasserbäche leitet wie der Menschen Herzen. Der Umgenifall ist 364 engl. Fuß hoch, um das doppelte also höher als der Niagarafall. Daß ihn die Nataler tausendmal höher stellen als den Rheinfall bei Schaffhausen und den Niagarafall in Amerika, verlangt schon der Patriotismus und die Liebe zur Heimat. Was wohl ehemals die wilden Zulus gedacht haben, als sie hier saßen, der schäumenden und blitzenden Säule nachschauten, deren Wasser in die tiefe Schlucht niederstürzte, über das Gestein weiter brauste und zwischen den Felsen sich hindurchdrängte? Sie glaubten vielleicht in dem Grollen der Schlucht die Stimmen der Ahnen zu vernehmen und den donnernden Ruf des erzürnten Gottes. Ich sage vielleicht, denn ebenso wahr kann es sein, daß der Zulu gar nicht so gemütstief war wie der blonde Germane und einfach an nichts dachte, geradeso wie der Wasserfall trotz all seiner Größe und Majestät nicht den Beifall der Sterblichen suchte und jahrhundertelang einsam rauschte, ohne von Menschen betrachtet zu werden — ein Bild der Demut, wie sie jeder wahren Größe eigen ist.

Auch der verwöhnteste Luftfanatiker giebt sich mit diesem Kurorte zufrieden, weil er im Nataler Hochland den milden Winter Mittelitaliens und einen ewigen Frühling findet, der alles mit saftigem Grün bedeckt und die Pflanzen und Bäume des Nordens und Südens gedeihen läßt. Das Hochland hat wohl tiefe Thäler, steile Abhänge und wildzerrissene Bergränder, aber keine hohen Berge, es ist mehr ein flachgewelltes Grasland. Ein dichtes Buschland ist es nicht, die Baumpflanzungen stehen nur vereinzelt, aber es ist das schönste Weideland, auf dem unzählbare Viehherden Nahrung finden. Angesichts dieser weiten Strecken findet man die Berechnung richtig, nach welcher 12 Millionen Menschen in Natal bequem leben könnten, da die

im Hochlande wachsenden Futterpflanzen noch größere Herden zu nähren vermögen, als gegenwärtig sich daselbst befinden. Es herrscht hier nicht die Dürre der Karru oder des Oranje-Freistaates, und an Niederschlägen ist kein Mangel. Da das welke Gras nicht verfault, so muß man, um dem neuen frischen Nachwuchs Luft zu machen, das alte wegbrennen. Die vielen Grasfeuer auf den Bergen und Abhängen gewähren oft einen unbeschreiblichen Anblick, ganz besonders abends, wenn sich die roten Flammen am wolkenlosen Himmel widerspiegeln. Nicht selten geschieht es aber, daß das Element den ihm von den Wächtern gesetzten Kreis durchbricht und zu einem Prairie-

Bild 46. Kaffernmission in Pietermaritzburg.

brand, allerdings en miniature, ausartet, der schon manch empfindlichen Schaden angerichtet hat.

So hat denn eine jede der drei Terrassen Natals ein eigenes Klima und eine verschiedene Vegetation. Im oberen Hochland sind die großen Weiden für die Viehherden, im mittleren Berglande die Gärten und herrlichsten Felder, und unten in den Niederungen allenthalben Bananen-, Zuckerrohr- und Baumwollpflanzungen, Thee- und Ananasfelder. Auf dem Hochlande, besonders auf der ersten Terrasse, midland districts, findet man neben den großen Getreidefeldern auch große Wiesen, auf denen ganze Herden von Vieh hinreichende Nahrung finden; indes bleibt doch die zweite und dritte Terrasse das eigentliche Heim des Hornviehs und der Schafherden. Die Be-

wässerung läßt sich in der ganzen Kolonie leicht bewerkstelligen, da an Flüssen und Bächen kein Mangel ist. Die Kaffern pflanzen überall ihr Kaffernkorn, das sie zu Mehl und zu Bier verarbeiten.

Der größte Teil des Hornviehs gehört den Kaffern. Im Jahre 1894/95 zählte man in der Kolonie 738 000 Stück, von denen über 500 000 Eigentum der Wilden waren. Umgekehrt gehören die Schafherden, von denen es im Jahre 1894/95 950 000 Stück gab, der weißen Bevölkerung. Die Schafzucht ist der erste Industriezweig der Kolonie. Die Pferde verteilen sich in

Bild 47. Umgenifall bei Howick.

gleichen Teilen unter den Eingeborenen und Weißen; im Jahre 1894/95 gab es an 60 000 Tiere. Man hat wiederholt an mehreren Orten versucht, die Straußenzucht in der Kolonie einzuführen, aber der Erfolg ist so bescheiden ausgefallen, daß man sie nunmehr endgültig aufgegeben hat.

Vom Mutterlande erhält die Kolonie Natal keinen Zuschuß; sie muß vielmehr die Kohlen für die anlaufenden englischen Kriegsschiffe liefern (im Jahre 1898 für ca. 12 000 Pfd. St.) und zum Unterhalt der Truppen beitragen (ca. 4000 Pfd. St. jährlich). Die Hüttensteuer für die Eingeborenen, welche jährlich für jede Hütte 1 Pfd. St. beträgt, ist nächst dem Zolle und der Eisenbahn eine der Haupteinnahmequellen der Kolonie.

Gold wurde gefunden auf den Umsingafeldern am Nordufer des Tugela, auf den Umvolifeldern am Südufer des Tugela und im Alexandradistrikte. Der Gewinn war bisher äußerst spärlich. Eine vielversprechende Einnahmequelle für die Kolonie sind die Kohlenlager bei Dundee, wo 1896 1000 Arbeiter beschäftigt waren und 216 106 Tonnen extrahierten. Die Eisenbahn, ferner die Durban berührenden Schiffe und die Privatleute verbrauchen jedoch so viel, daß der Vorstand der Kohlenbergwerke an eine weit größere Ausbeutung der reichen Lager denken muß, ehe ein Export in ausgedehnterem Maßstabe stattfinden kann. Silber, Blei, Kupfer kamen in so geringen Quantitäten zum Vorschein, daß eine Ausfuhr dieser Metalle bisher nicht namhaft geworden ist. Um eine Einsicht von der Ausfuhr der Natal-Produkte zu geben, lassen wir nachstehende Tabelle folgen:

	1895.		1896.	
Wolle	452 112	Pfd. St.	590 605	Pfd. St.
Zucker, ungereinigt .	56 961	„	22 376	„
Kohlen	72 315	„	88 334	„
Felle, Ochsenfelle . .	46 270	„	33 042	„
Kalb- und Schafleder	13 467	„	9 688	„
Angorawolle . . .	28 610	„	24 925	„
Baumrinde für Gerber	21 345	„	16 450	„
Metalle	22 290	„	194	„
Frische Früchte . .	9 443	„	3 628	„
Thee	1 553	„	1 273	„

Im Jahre 1896 hatte die Einfuhr einen Wert von 100 000 Pfd. St.; es waren meistens Fabrikgegenstände, Maschinen und Holz.

VII.

In Kaffraria.

Wer eine fremde Sprache erlernen oder fremde Volksstudien machen will, befolgt sicher nicht die schlechteste Methode, wenn er den Wanderstab ergreift und sich kopfüber in das Leben und Treiben des welschen Landes hineinwirft. So dachte und that auch ich. Nach längerem Aufenthalt im schönen Natal entschloß ich mich, zur Vervollständigung meiner Kenntnis des Kaffernvolkes aus der zahmen und vornehmen Kultur herauszutreten und die unbezwungene, freie und wilde Kaffraria, die kaffrische Tatarei, die im Süden Natals liegt, allein mit mir selbst und meinen Gedanken zu durchirren.

In einem kleinen Dampfer verließ ich Ende August Durban. Die Wellen schaukelten das Schiff ziemlich stark, so daß ich bei verhältnismäßig ruhigem Meer die Krankheit des Seefahrers durchmachen mußte. Kurz nach unserer Abfahrt passierten wir die katholische Kaffernmission auf dem Bluff, begrüßten das St. Franziskuskirchlein und das aus gewaltigen Schiffsbalken, welche das Meer ans Ufer geschleudert, erbaute Kreuz, das weite Meilen über die Wasserfläche hin sichtbar ist. Nichts Herrlicheres als das Erlösungszeichen auf diesen Höhen. Den Schiffern ist es ein Leuchtturm und zugleich eine Mahnung an das Wort: Stat crux, dum volvitur orbis, das Kreuz steht hoch und fest, während der Erdball sich dreht und das Meer die Schiffe verschlingt. Auch giebt das Kreuz dem Weihnachtslande die richtige Weihe. Die prächtige Lage der Mission auf dem hohen bewaldeten Gestade, die Fernsicht über den azurnen Wasserspiegel, das durch die Brisen gemilderte tropische Klima, die würzige Meeresluft und die balsamischen Düfte der Nataler Flora, kurz alles vereinigt sich, um aus dem Bluff ein kleines Paradies zu schaffen, das als Kurort während der Wintermonate für kränkliche Missionare vorzüglich geeignet ist. Die kleine Kafferngemeinde, die sich dort um den Missionar geschart hat, erbaut alle Besucher durch ihren religiösen Eifer. Damit aber die guten Leutchen sich nicht allzusehr an diesen schönen Erdenfleck gewöhnen, haben sich böse Krankheiten zu ihnen gesellt und zwar noch eine der schlimmsten: der Aussatz.

Ich weiß nicht, wie mir geschah, aber auf der ganzen Fahrt beschäftigte mich die Erinnerung an eine frühere Rheinfahrt. Schaute ich

rechts, da schien wirklich alles den beglückten Ufern des deutschen Stromes zu gleichen: bald grüne lachende Ebenen, bald bewaldete Hügelreihen und tiefe Schluchten, immer neue Schönheiten und Zauberbilder bei jedem Schlag der Räder. Und dennoch war es nicht das Rheinthal. Das Land, an dem ich vorüberfuhr, hat weder goldene Rebenhügel noch graue Ritterburgen, weder schmucke Dörfchen noch majestätische Städte mit hohen Domen oder den Werkstätten stolzer Industrie; das Land weiß wohl zu erzählen von Kampf und Streit, aber nicht von allem Hohen und Schönen, was des Menschen Herz durchbebt. Der Reiz mittelalterlicher Ritter- und Minnepoesie umschwebt es nicht, kein sinniger, blühender Sagenkranz umspinnt seine schönsten Punkte, nirgends ist ein Wahrzeichen von Volks- und Kulturgeschichte. Über dem Ganzen liegt noch der dichte Schleier der Wildnis, den der Mensch erst beseitigen muß, ehe die Freude an dem Bilde eine ungetrübte sein kann. Als echt drastische Schilderung dieses Küstenstriches ist man geneigt, das Wort Byrons über Neapel anzuführen: „Ein Stück Erde, das vom Himmel gefallen, aber von Teufeln bewohnt ist.“ Es ist somit keine Gefahr für den vorbeifahrenden Schiffer vorhanden, daß die goldhaarige Circe ihn in ihren Bann verstricke — sie wohnt hier nicht. Aus meinem träumerischen Schauen wurde ich einmal aufgeweckt durch die „gewaltige Melodie“ der kleinen Musikkapelle, die mit uns auf dem Dampfer war und zur Belustigung der Passagiere ein charmantes Potpourri zum besten gab. Nach einer kurzen feierlichen Ouverture erschallte die Weise eines englischen Nationalliedes. Alle horchten auf. Auf einer Bank mir gegenüber saß ein Engländer und neben ihm ein Bur, so daß unwillkürlich die Frage in mir aufstieg, was für eine Seelenharmonie wohl die beiden zusammengebracht habe. Dieser Engländer war ausnahmsweise recht lebendig, bei dem Klange der Heimatsweise ging ihm die Brust noch höher und blickte er drein, als sähe er den Himmel voller Geigen. Der Bur jedoch schüttelte mit dem Kopfe und lachte schelmisch über die Musik. Das ertrug der Engländer nicht, und es sprang ihm die Quint. Die Musik leitete gerade in ein andante affettuoso ein, als er wild aufsprang und dem Nachbarn wegen seiner Unverschämtheit ganz gehörig den Marsch blies. Der Angerempelte antwortete kühl, aber echt burisch-grob, wie er einmal nicht leiden könne, daß England überall in Südafrika die erste Violine spielen wolle; er sei keineswegs gesinnt, bei einer englischen Melodie gleich nach Englands Pfeife zu tanzen. Als John Bull sah, wie der Bur solche Saiten anschlug, setzte auch er kräftig ein, und der Eifer beider machte ein ganz formidables crescendo, während die Musik in sanftem decrescendo zum piano überglitt. Viele schauten den beiden zu, unter andern auch ein stämmiger Kaffer, der sichtbar Spaß daran hatte und nur auf die Gelegenheit zu lauern schien, nach Noten dreinzuhauen. Er hütete sich aber, wohl

weil er befürchtete, es würden ihm von beiden die Leviten gelesen. Jetzt sprang ein Retter herbei in der Person eines Freistaatlers und beschwichtigte die Hadernden; er mußte es auch verstehen, das Süßflöten und Feinaufspielen, denn er stimmte alsbald die Tonart der beiden bedeutend weicher. Als dann nach raschem Übergang die Musik mit dem deutschen Liede: „Freut euch des Lebens“ einsetzte, flossen auch die bur-englischen Fugen, die dem Wilden so gut gefallen, in ein dulcisono über, und beide Gesichter erstrahlten wieder von jener Harmonie, wie sie Leibniz in jedem Menschenkörper geahnt. Diese kleine Operette war ungekünstelt aus dem Leben gegriffen, sie war lehrreich für mich, und noch heute ist sie mir lebhaft im

Bild 48. Die Thore von St. Johns vom Meere aus.

Gedächtnisse. Nach einer 19stündigen Fahrt landeten wir frühmorgens am 28. August in Port St. Johns. Keiner war froher als ich.

Das Panorama von St. Johns gilt mit Recht als das schönste von ganz Südafrika. Dem Auge des Wanderers, der sich vom Meere her nähert, bietet sich ein geradezu großartiger Anblick dar. Vor uns erhebt sich ein hoher Berg, der durch eine gewaltige Naturerschütterung gespalten ist, und durch die keilförmige Öffnung, die an der Küste etwa 2000 Fuß breit ist, wälzt der Umzimwubu oder St. Johns seine brausenden Gewässer. Landeinwärts engen sich die waldbedeckten Abhänge, die den Lauf des Flusses auf beiden Ufern einschränken, allmählich beträchtlich zusammen und erreichen etwa $2^1/_2$ km von der Küste entfernt ihre größte Höhe; ein Aufsatz von schroffen Felsen türmt sich bis zu 1200 Fuß empor. Es sind dies die berühmten „Thore von St. Johns“ (Bild 48).

Dumpf rauscht das Meer. Zu ihm in stolzem Lauf
Der Strom sich wälzet durch des Felsen Spalte
Und reicht Neptun die Hand, und jauchzt laut auf
Und birgt sich in des blauen Mantels Falte.
Der schönen Fahrt vergessend, wie ein Kind
Träumt er allein von Glück und flieht geschwind
Zum Meer, daß es in festem Arm ihn halte.

„O stolzes Felsenthor!" so spricht das Meer,
„Wie du erschrakst vor eines Kindes Wellen —
Du kannst dein Haupt noch tragen hoch und hehr,
Der Schiffe spotten, die an dir zerschellen!
Der Strom war müd', doch stark, er suchte Ruh',
Durchbohrte dich und eilte rasch mir zu,
Fand Ruh und Frieden süß, die in mir quellen."

„O mächt'ges Meer! ich gönnt' dem Kind das Spiel
Und wich, als barsch es pocht' an meinen Thoren.
Doch deinem Ungestüm setz' ich ein Ziel
Und spotte dein — dein Müh'n ist doch verloren.
Verklärt heb' ich das Haupt in Ätherblau,
Bei mir ist Ruh' und Kraft im festen Bau —
Der irrt, wer dich zum Ruhebett erkoren".

„O schweige still, da keiner es dir glaubt.
Leicht trag' ich deines bittern Spottes Lauge,
Seh' ich, wie du dein morgenfrisches Haupt
Und deine Glieder malst in meinem Auge.
Ich spiel' mit dir, und du gehorchest mir,
Mein Zauberlied gefällt sanft schmeichelnd dir —
Zieh' dich herab, wenn ich dein Bild einsauge."

„Nicht ziehst du mich herab, du eitles Weib,
Vielmehr die Sonn' dich zieht, wenn ihre Strahlen
Den Gipfelbau und meinen mächt'gen Leib
Gar lieblich schön in deinen Fluten malen.
Die Thränen, die darob dein Auge lacht,
Saugt Sonnenglut und streut als Regen sacht
Auf mein Gewand, des Glanz mich lockt zu prahlen."

O schnöder Stolz! daß ihr einander höhnt!
Ob Schönheit wollt ihr miteinander rechten?
Legt ab den Hader, kommt und seid versöhnt,
Ergebt euch ganz der Reize holden Mächten.
Der Schöpfer Fels und Wasser hier vermählt,
Zum Prachtportal hat er euch auserwählt,
Solang die Sonn' den Brautkranz euch wird flechten.

Mit den moosbewachsenen gigantischen Felspyramiden, den majestätischen Urwaldungen und dem üppigen halbtropischen Pflanzenwuchs hat die Umgebung von St. Johns einen unvergleichlichen Reiz, und es ist ein anziehendes Bild, wenn Dichter und Maler von Villen träumen, die sich bald hier im Grünen einnisten, und von Schlössern mit Kuppeln und Zinnen,

die vom kühnen Felsaltan herab mit freundlich-hellem Auge über Wald und Wogen schauen. Bis jetzt ist das Ganze: Wasser, Fels und Urwald, reine, großartige Naturherrlichkeit, welche die Menschenhand noch nicht berührt und die Kunst noch nicht verschönert oder — entstellt hat. Im undurchdringlichen Dickicht hausen Leoparden und Schakale, Tigerkatzen und Hyänen, in größeren Rudeln auch der wilde Hund — Lycaon pictus —, der wegen seiner Größe und seiner schlimmen Gewohnheiten mit dem Wolfe viel Ähnlichkeit hat und ebenso wie sein edler Bruder weit und breit bedeutenden Schaden anrichtet. Seitdem sich aber zu den Fallen und Feuerwaffen auch das Strychnin, ein aus der Brechnuß, der Frucht eines ostindischen Baumes, gewonnener äußerst gefährlicher Giftstoff gesellt hat, verschwinden die letzten Überreste der gefährlichen Fauna. Die Flußpferde, die sich früher in den stillen breiten Gewässern des Umzimwubu behaglich fühlten, wovon auch der Fluß seinen Namen hat — izim — das Heim, wubu — das Flußpferd — haben schon längst der romantischen Gegend Valet gesagt.

Dicht bei der Mündung des Flusses befindet sich eine kleine europäische Ansiedlung, die einzige in ganz Pondoland. Die englische Regierung hatte bereits vor 20 Jahren vom Häuptling Nquiliso den Hafen und einen schmalen Landstreifen von 12 Quadratmeilen für 1000 Pfd. St. käuflich erworben. Das Städtchen zählt kaum 200 Einwohner, hat aber eine kleine Garnison englischer Soldaten, welche die kriegerischen Gelüste der Pondos im Zaume halten und die Ansiedler vor deren etwaigen revolutionären Launen schützen soll. Alle Reisende stimmen darin überein, daß St. Johns einer der besten Häfen von ganz Afrika werden wird, sobald einmal die geplanten Eisenbahnlinien nach dem Innern des Landes eröffnet sind. In Afrika geht aber alles schon wegen der gewaltigen Ausdehnung des Landes recht langsam voran. Als guter Katholik begab ich mich in die kleine katholische Kirche, um einige Augenblicke mich zu sammeln und zu beten, und dann in der Hoffnung, dort den Pater zu treffen, der mich von St. Johns nach Umtata bringen wollte. Das Kirchlein wurde von den katholischen Soldaten der Garnison erbaut und ist wirklich ein Denkmal sowohl ihres frommen Sinnes als auch ihres Geschickes und Fleißes. Ihr Eifer scheint keineswegs zu erlahmen, denn das Kirchlein ist äußerst reinlich gehalten und wird mit jedem Tage verschönert. Allabendlich versammeln sich hier Soldaten und beten den Rosenkranz, und jeden Sonntag halten sie morgens und abends eine gemeinschaftliche Andacht ab, wenn der Missionar von Umtata nicht selbst herübergekommen ist.

Den Pater traf ich in St. Johns nicht an; dafür hatte er aber, um mich abzuholen, einen Kaffer mit Pferd und Wagen geschickt. Für diese Freundlichkeit bin ich ihm ewig dankbar; denn nach den vielen Reisen durchs Kaffernland waren die englischen Pounds bei mir so selten geworden wie dem deutschen Arbeiter die Thaler am Einunddreißigsten.

Kostete doch der Wagen von St. Johns nach Umtata sage und schreibe 10 Pfd. St. Die Parole, wodurch mich der Kaffer als den rechtmäßigen Fahrgast erkannte, war das Wort „Pater Meyer"; ich hatte den Namen kaum ausgesprochen, als er freundlichst grinste, eine ehrerbietige Verbeugung machte und mich auf englisch einlud, auf dem Wagen Platz zu nehmen. Nette Gesellschaft, dachte ich bei mir, wohl so ein eigennütziger, herzloser und ränkevoller Mensch, wie ich im Kaffernlande deren so viele angetroffen. Aber der Kaffer ertappte mich auf diesem leichtfertigen Vorwurfe, denn er setzte sogleich ein Gesicht auf, in dem nur offene und redliche Gesinnungen zu lesen waren. Er sprach von allem, fragte nach allem, erkundigte sich teilnehmend als warmer Freund nach meinem inneren und äußeren Menschen. Die Rede kam in Fluß. Von den hundert Gegenständen, die wir miteinander besprachen, habe ich einiges getreulich aufgezeichnet, um später einmal Gebrauch davon zu machen. Neu waren mir zwei kaffrische Sagen über das Leben und den Tod des Menschen, die in der Kaffernhütte sich vom Vater auf das Kind vererben.

Das erste Menschenpaar ist nach dem alten Kafferglauben auf ganz merkwürdige Weise auf der Bildfläche erschienen. Es schlummerte tief im Schilfrohre eines Flusses, als das höchste Wesen plötzlich einen starken Sturmwind über die Erde hinfahren ließ. Die Schilfrohre schlugen aneinander, die Schlafenden erwachten, standen auf und fanden sich zusammen, um das Menschengeschlecht fortzupflanzen. Um der Schwierigkeit zu entgehen, wie es denn gekommen sei, daß es in Europa weiße und in Afrika schwarze Menschen gebe, antworten die Kaffern ganz einfach aber recht logisch, daß das Schilfrohr in Europa ein anderes sei, daß also naturgemäß ein anderes Menschenpaar daraus hervorgehen mußte. Fast noch phantastischer ist die Schilderung, wie der Tod in die Welt eintrat. Der große Lebensspender sandte eines Tages das Chamäleon zur Stadt der Menschen mit der frohen Botschaft: Der Mensch wird leben. Die böse und schnelle kleine Eidechse (Intulo) schnappte die Botschaft auf und sprang sogleich fort, sie auszuposaunen. Unterdessen machte sich das Chamäleon, langsam und bedächtig, wie es von Natur aus ist, reisefertig, geriet aber auf einen Seitenpfad, wo es Beeren fand; es aß von diesen, und hielt zuguterletzt noch ein Schläfchen. Es war der Eidechse nicht schwer gewesen, das Chamäleon zu überholen und den Bergkamm zu erreichen, von wo aus die Stadt der Menschen gesehen werden konnte. Schnell setzte sie ihr Zünglein in Bewegung und rief laut der Stadt zu: „Nach dem Beschlusse des Lebensspenders muß die Menschheit sterben." Endlich kam das Chamäleon und schrie: „Der Mensch wird leben." Aber alle antworteten, daß es zu spät komme, die erste Nachricht sei bereits geglaubt, und die Menschen hätten schon zu sterben begonnen. Diese Fabel erklärte mir, weshalb das Chamäleon

und die Eidechse von vielen lebenslustigen Kaffern gehaßt und verfolgt werden, fast geradeso wie der Christ, allerdings in einem andern Sinne, die verführerische Schlange haßt, die im Paradiese den Tod brachte.

Es bedurfte keines Sprunges, um auf die Religion zu kommen, und der Kaffer erklärte mir, daß er einem englischen Bekenntnisse angehöre, deren Dogmen und Moralprinzipien er selber nicht genau wußte. Mit kühner Offenheit sagte er mir, daß er die Vielweiberei nicht als unchristlich betrachten könne und die Handlungsweise mehrerer englischen Sekten in Südafrika billige, welche die Vielweiberei in der Theorie wohl mehr oder minder bekämpfen, in der Praxis aber ein Auge zudrücken, um mit den bekehrten und besonders einflußreichen Kaffern nicht gleich alles zu verderben. Er meinte auch, vom Standpunkte der Kaffern wäre nichts dagegen einzuwenden; und wenn in Europa andere Ansichten und andere Gebräuche herrschten, so sei damit noch nichts bewiesen. Als ich ihm hierauf erwiderte, daß der Heiland kein Europäer gewesen, und trotzdem diese Unsitte der ganzen Menschheit verboten und seine Apostel in alle Welt, auch ins Land der Kaffern, gesandt habe, um diese seine Lehre und sein Verbot kund zu thun, wurde der braune Geselle auf einmal stumm. Ich fuhr dann in mäßiger Zusprache fort, daß diese wichtige Sache nicht mit der Logik der Kaffern, d. h. vom rein materialistischen Standpunkte zu betrachten sei, sondern einzig und allein vom höheren, ethischen, christlichen. Der Heiland gab dieses Gebot, wer und was sollte uns hindern, es zu erfüllen? Die Kaffern vielleicht?

Als es schließlich ungemütlich wurde, auf einer Reise solch eine ernste philosophisch-religiöse Unterhaltung zu führen, und mir an der guten Laune des Führers viel gelegen war, schlug ich ihm auf die Schulter und zeigte auf einen Hügel in der Ferne. Das Ziel war es noch nicht, wir hatten noch Zeit, einander zu erzählen, aber zu erzählen und nicht zu philosophieren.

Wegen lang andauernder Trockenheit war die Heuschreckenfrage wieder als drohendes Gespenst aufgetaucht. Von den Heuschreckenschwärmen, die in Südafrika mitunter ganze Gebiete überziehen, Gärten und Felder vernichten, machen wir uns in Europa keine Vorstellung; sie sind wolkenartig, verdunkeln das Tageslicht und haben manchmal eine Länge von 40 km. Folgt auf lange Trockenheit kein starker Regenguß, der die auf den Feldern liegenden und nach Millionen zählenden Heuschreckeneier zerstört, so entwickelt sich rasch der Hüpfer, die junge ungeflügelte Heuschrecke. Kein Lärm und kein Trommeln vermag die Tiere zu verjagen, sie setzen sich an jeden Grashalm, nagen daran, fressen ihn auf, springen und hüpfen weiter und ruhen in ihrer Unersättlichkeit nicht eher, als bis kein grüner Halm, kein Mais- und Kornstengel mehr auf dem Felde steht. Die natürlichste Folge davon ist, daß der Kaffer darben muß, und in gewissen Jahren kaum den Bissen

findet, Leib und Seele zusammenzuhalten. Dann muß die Regierung zu Hilfe kommen, indem sie große Quantitäten von Mais aus Indien, Australien und Amerika herbeiführt. Die ägyptische Plage tritt zum Glücke nur in Perioden auf; in den Jahren 1872—1891 blieb Südafrika davon verschont, seit 1892 wütet die Plage von neuem; doch hoffen die Kaffern, daß die Stunde der Erlösung bald komme. Inzwischen bringen sie alle Mittel in Anwendung, die große „Sintflut" zu verringern, indem sie die Maisstengel mit Arsenik in einer zuckerartigen Lösung oder noch mit andern giftigen Säuren bestreichen und durch die vergifteten Tiere die tötliche Krankheit auf ganze Schwärme übertragen. Neben den Heuschreckenschwärmen kommen die verheerenden Hagelstürme vor, welche die schönsten Hoffnungen des Landmannes in einem Augenblick total zerstören. Zuerst ist es ein unscheinbarer schwarzer Punkt, der aber stetig wächst und schwärzer wird, und im Kaffer die bangsten Ahnungen wachruft. Wie eine Zuluarmee bildet die Wolke einen Halbmond, aus dem rechten und linken Horne fahren hell aufleuchtende Blitze nieder, die Spitzen schließen sich, die Front rückt schnell nach, und es beginnt ein regelrechtes Schießen; Hagelkörner, dicken Kieselsteinen ähnlich, prasseln unaufhaltsam nieder und bilden unten so dichte Schichten, wie der Sand am Meere. Das sind die Schattenseiten dieses schönen Landes, wo die Natur so freigebig und verschwenderisch ihre reichsten Garben spendet, das ist die Tücke des Schicksals. — Während meiner Fahrt passierte uns, Gott sei Dank, solch ein Unwetter nicht; anstatt düsterer, schwarzer Wolken hatten wir einen sonnig heitern Himmel, anstatt der Schloßen auf der Erde sah ich Tausende von Schmetterlingen, Insekten und Käfern, und alle so bunt und mannigfaltig, daß der Entomolog sicherlich die ganze Zeit neben dem Wagen hergelaufen wäre, um die prächtigsten Arten der Koleopteren, Neuropteren, Hymenopteren, Lepidopteren und Hemipteren aufzuheben und damit seine Sammlungen zu bereichern. Von der Blumenpracht, die sich überall entfaltet, will ich nicht reden. Es sind allerdings lauter wilde Blumen, die keine sorgsame Hand pflegt und schützt, aber man wüßte wahrlich nicht, wie sie schöner sein und lieblicher duften könnten; an der Seite unserer heimischen Blumen würden sie gar nicht übel repräsentieren. Besonders an den feuchteren, tieferen Stellen halten sich die Florakinder gerne auf.

Doch da liegt Umtata. Der Kaffer spricht nicht mehr, er knallt nur und ist bemüht, den Vorübergehenden Proben seiner Geschicklichkeit im Rosselenken zu geben. Wir beide wurden erst die allerbesten Freunde, als ich ihm ein gutes Trinkgeld in die Hand drückte.

Umtata (Bild 49) ist ein kleines Städtchen von etwa 400 weißen Einwohnern. Trotz seines bescheidenen Umfangs und seines schlichten Aussehens ist es die Hauptstadt von Kaffraria. Es liegt an den Ufern

eines breiten Flusses, von dem es seinen Namen erhalten, und ist eine der Grenzstationen der englischen Kapkolonie. Die Stadt stammt aus dem Jahre 1880, wo die häufigen Kriege und ewigen Zwistigkeiten unter den verschiedenen Kaffernstämmen, die zwischen dem Kei- und Umzimkuluflusse liegen, eine große Zahl Soldaten, Regierungsbeamte, Kaufleute und Handwerker herbeizogen. Der Platz konnte kaum besser gewählt werden. Vor uns liegt ein welliges Terrain mit reichem Baumwuchs, von dem breiten Umtata durchflossen, der selbst zur Zeit der größten Dürre die Leute mit Wasser versieht; im Norden und Westen ist es von einer Kette bewaldeter Berge eingerahmt, und im Osten und Süden verliert es sich in eine endlose Folge von niedrigen Hügeln und Thälern, wo Kaffernhütten stehen und die großen Rinder- und Schafherden weiden. Durch große Entfernungen getrennt findet man Farmen von Weißen, die die Wilden mit allen Arten von Waren versehen. Die unermeßliche Prairie ist während 8—10 Monaten kahl, einförmig, jeglichen Baumschmuckes bar, sobald aber reichlicher Regen herniederströmt, grün wie Erins Insel. An dem fast gänzlichen Fehlen von Waldungen sind hier, wie anderswo, die Grasbrände schuld, welche die Kaffern nicht auf einen bestimmten Platz zu beschränken verstanden. Wenn auch die weißen Ansiedler redlich bemüht sind, Haine und Baumalleen anzupflanzen, um ihre Häuser einen schattigen Park anzulegen, so wird es doch wohl für immer ausgeschlossen sein, neue Wälder aus dieser Erde hervorzurufen. Von Ackerland sieht man nur einige Mais- und Kaffernkornfelder, die sich meistens am Fuße der Hügel, auf denen die Hütten der Kaffern stehen, ausdehnen und den Schwarzen für den eigenen Bedarf vollauf genügen. Wären die Eingeborenen nur fleißiger, sie könnten hier eine goldene Au schaffen, denn der Boden ist fruchtbar, und selbst abgesehen vom Umtatafluſſe, fehlt es nicht an kleinen Quellen und Bächen. Aber wer vermag dies den faulen Leuten plausibel zu machen!

Ganz im Vorübergehen will ich hier erwähnen, daß die Gastfreundschaft der katholischen Missionare in Umtata mehr Wärme und Wohlwollen aufweist, als die vielgepriesene Gastfreundschaft der Buren. Viele Fragen, die mir mein kaffrischer Fuhrmann auf der Reise durchs Pondoland unbeantwortet gelassen, konnte ich den vortrefflichen Herren vorlegen mit der Gewißheit, die beste Lösung zu erhalten. Über das Pondoland, von dem Umtata nur durch den Fluß getrennt ist, erhielt ich insbesondere die wünschenswertesten Aufschlüsse.

Im März des Jahres 1894 hat der oberste Häuptling der Pondoneger das von der englischen Regierung ihm vorgelegte Unterwerfungsdekret unterzeichnet, und somit hörte auch dieses letzte, bisher freie Negerreich Südafrikas auf, ein selbständiges zu sein. England hat seine ausgedehnten afrikanischen Besitzungen um ein Gebiet bereichert, das als

eines der schönsten und fruchtbarsten gilt, es hat ferner seine Errungenschaften im Süden des schwarzen Erdteiles auf die denkbar leichteste Weise abgerundet.

Die Geschicklichkeit, man möchte sagen Schlauheit, mit der England stets bestrebt ist, seine außereuropäischen Kolonien zu vergrößern, findet nicht immer vor andern Nationen Billigung, und der Vorwurf der Ländergier mag wohl mehr wie einmal gerechtfertigt sein. Wer die Pondofrage jedoch näher kennt, wird der englischen Kolonialregierung schon recht geben, daß sie diese Frage endlich gelöst hat.

Bild 49. **Marktplatz in Umtata.**

Das Pondoland erstreckt sich vom Indischen Ozean bis an das Ost-Griqualand. Der Umtatafluß trennt es im Südwesten von der Kapkolonie, der Umtamvunafluß im Nordwesten von Natal. Das Land wird vom Umzimvubuflusse oder St. John's River durchströmt, der es in zwei ziemlich gleiche Teile, in das West- und Ost-Pondoland teilt. Sein Gesamtflächeninhalt beträgt etwa 6000 Quadratmeilen; die Zahl der Einwohner beziffert sich auf ungefähr 200000 Seelen.

Das Pondogebiet rechnet zu den schönsten und fruchtbarsten Länderstrichen Südafrikas und soll selbst Natal, dem Garten Südafrikas, nicht nachstehen. Das flache Land ist reichlich bewässert und zum Ackerbau sehr geeignet, Weiden für das Vieh giebt es allenthalben in Fülle, auf den

Bergen sind noch immer wertvolle Holzungen. Die Kenner des Landes sprechen auch die Zuversicht aus, daß das Land reich an Mineralien ist. In der Nähe der Küste wachsen tropische Pflanzen und Blumen in Üppigkeit, und es können Bananen, Apfelsinen, Zitronen, Kaffee, Zucker (Bild 50), Thee, Baumwolle anderswo kaum prächtiger gedeihen. Das Klima ist sehr gesund; in der Nähe der Mündung des Umzimwubu hat man selbst mehrere Mineralquellen entdeckt. In politischer Hinsicht war das Pondoland ein aus zwei unabhängigen Negerstaaten bestehendes freies Gebiet; Sigcau war Oberhäuptling im östlichen, Nquiliso im westlichen Teil. Das britische Protektorat beschränkte sich darauf, daß seit 1888 ein englischer Vertreter im Pondolande residierte, thatsächlich aber war die britische Autorität bisher gleich Null gewesen.

Die Ama-Pondos gehören zu dem großen Bantu-Stamme, welcher ganz Südafrika bevölkert. Allgemein werden sie als die rohesten und verkommensten unter allen Kaffernstämmen betrachtet, obgleich sie früher besser gewesen sein sollen. Die Berührung mit den Weißen, besonders der unselige Gebrauch des Branntweins, den der weiße Mann ihnen verkauft, hat die niedrigsten Leidenschaften ihrer wilden Natur entfesselt; sie sind sittlich so tief gesunken, daß sie selbst unter den andern Eingeborenen verrufen sind. Sie sind faul wie fast alle Kaffern, sind treulos, feige, grausam und rücksichtslos gegen Schwache und Wehrlose. In Bezug auf Essen und Trinken stellt der Pondo seinen ganzen Mann. Sobald er etwas in Händen hat, ißt er es und ißt so lange, bis der Leib — man verzeihe den Ausdruck — gespannt ist wie ein Trommelfell. Dann legt er sich in die Sonne und läßt das wärmespendende Gestirn beim Verdauen mithelfen. Fleisch ißt er gern und viel; es ist für ihn dann süß und wohlschmeckend, wenn es anfängt, in Fäulnis überzugehen. Ein wegen Krankheit verendetes Stück Vieh ist hierzulande nicht verloren; alles wird mit dem größten Appetit der Welt verzehrt. Das Beste von allem sind ihm die Eingeweide. Sie zu waschen und zu reinigen, daran denkt er nicht, höchstens schlägt er sie einigemal gegen einen Baum oder Stein und wirft dann alles in den Kochtopf. Schlachtet er ein Huhn, so hält er die Eingeweide ein wenig über das Feuer und verzehrt sie alsdann mit unbeschreiblichem Behagen. Die Galle des Schafes wird entweder getrunken oder auf einen frischen Darm geschüttet, der vorerst etwas ausgeklopft und dann roh gegessen wird. Beim Essen nimmt der Pondo gleich das ganze Stück auf die Faust, hält es mit der linken Hand und schneidet mit einem Messer, das er in der Rechten hält, die Stücke gerade vor dem Munde ab. Zuweilen fangen zwei, jeder an einem Ende des Darmes oder Bauchfelles an und essen wacker darauf los, bis sie in der Mitte zusammentreffen und die Nasenspitzen und manchmal die Zähne sich berühren. Nun, jedes Land und jeder Volksstamm hat seine

Kochkunst und sein eigenes Kochbuch, und die Ansichten über Geschmack und Leckerbissen, Gewürz und Sauce sind einmal verschieden hienieden auf dem irdischen Rund. Von religiösen Begriffen und Gebräuchen finden sich bei den Pondos nur geringe Spuren. Sie sind selbst allen Religionsformen entschieden abgeneigt, obwohl sie den Missionaren freundlich begegnen. Mehrere protestantische Missionsgesellschaften haben seit ungefähr 30 Jahren in ihrer Mitte Ansiedlungen gegründet, aber ihre Erfolge sind kaum nennenswert; die katholischen Missionare haben bisher nur vorübergehend im Pondolande den Samen des Wortes Gottes ausstreuen können.

Bild 50. Zuckerrohr-Pflanzung in Natal.

Die Pondos haben noch nie unter europäischer Herrschaft gestanden. Andere Gesetze als die Willkür ihrer Häuptlinge kennen sie nicht, Leben und Besitztum des einzelnen ist den Launen und Wünschen desselben preisgegeben. Unter sich liegen die Häuptlinge in beständiger Fehde; Morden, Rauben und Stehlen sind bei diesen Gewalthabern an der Tagesordnung. Das schrecklichste Übel aber, an dem dieses unglückliche Volk krankt, sind die barbarischen Hexengebräuche. Wer in den Verdacht kommt, behext zu sein, ist dem sichern Untergange geweiht. Fast jede Woche kommt die Nachricht von einer frischen Greuelthat. Ein Beispiel unter vielen. Vor einigen Jahren wurde eine Frau vom Zauberer beschuldigt, den Tod eines Kindes verursacht zu haben. Die Unglückliche wurde gebunden, mit Fett und Honig bestrichen

und auf einen Haufen großer roter Ameisen gelegt und so einem schrecklichen Tode überliefert (Kokstad Advertiser vom 27. Dezember 1893.) Von jeher war die „Hexenriecherei" den Häuptlingen ein willkommenes Mittel gewesen, um ihre Habsucht zu befriedigen und um lästige Personen aus dem Wege zu schaffen. Vor kurzer Zeit starben einem Häuptlinge, Namens Langsick, zwei Kinder. Der schlaue Doktor entdeckte bald, daß Madotyeni, des Häuptlings Bruder, die Kinder behext habe. Sofort ließ der Häuptling seinen Bruder, der gerade ein Biergelage veranstaltete, ergreifen und grausam zu Tode prügeln. Ein Sohn des Armen entging nur durch schleunige Flucht einem ähnlichen Schicksale. Die Ochsen und Kühe des Getöteten beanspruchte der Häuptling natürlich für sich.

Den Weißen erging es übrigens nicht viel besser. Der Umtata Herald erzählt die folgende Thatsache. Dem Mr. G. Dennis von Tabase wurde ein Ochse gestohlen. Die Spur des geraubten Tieres wurde bis in das Pondoland verfolgt, und gewisse Überbleibsel desselben, wie Fell und Kopf u. s. w., fanden sich in dem Kraale eines Pondonegers wieder. Mr. Dennis wandte sich nun an Voklein, Sohn des Nquiliso, des Oberhäuptlings von West-Pondoland, und forderte die Bestrafung des Diebes und Schadenersatz. Was die erste Forderung anging, so wurde der Räuber verurteilt, an Voklein zehn Ochsen als Strafe zu entrichten. Dennis erwartete natürlich einen der Ochsen als Ersatz für den seinigen. Aber Voklein, der seiner Gewohnheit gemäß betrunken war, bedeutete ihm, es sei nichts mehr für ihn da, er könne weiter ziehen. In der That blieb dem entrüsteten Kläger auch nichts anderes übrig. Man sieht, daß diese schwarzen Herrscher von Recht und Gerechtigkeit sonderbare Ansichten haben.

Trotz all des Elendes und Jammers einer solchen Wirtschaft ist dem Pondo der Gedanke, hierin Abhilfe und gründliche Änderung zu schaffen, gänzlich fremd. Und obwohl die Häuptlinge sich völlig unfähig erwiesen haben, ihre Unterthanen zu regieren, bewahren die letzteren denselben doch die Treue mit der blinden Ergebenheit, die unzivilisierten Völkern eigentümlich ist; wie andere südafrikanische Stämme würden sie sich nie von selbst aus der Knechtschaft ihrer barbarischen Gebräuche erheben. Das Einschreiten einer zivilisierten Macht war absolut notwendig, um den Pondos Frieden und Wohlfahrt zu verschaffen. Zudem war das Land ein Asyl für alle Verbrecher in der Runde geworden, die Sittenlosigkeit wurde von Tag zu Tag größer, fortwährende Einfälle in die benachbarten Gebiete fügten den englischen Kolonien empfindlichen Schaden zu und veranlaßten große Ausgaben von seiten der Regierung. Die europäischen Händler, die das Land durchzogen, und die wenigen weißen Ansiedler wurden wiederholt belästigt und ausgeraubt. Bevor wir diese jüngsten Ereignisse erzählen, wollen wir einen Blick auf die frühere Geschichte der Pondoneger werfen.

Die Ama-Pondos sind ein sehr alter Stamm. 31 Häuptlinge zählt die Tradition auf zwischen Sigcau, dem jetzigen Oberhäuptling, und Mpondo, der dem Stamme seinen Namen gab, dessen erster Häuptling er jedoch nicht gewesen ist. Die ersten Beziehungen der Pondos zu der Kapkolonie begannen vor stark 50 Jahren. Damals, im Jahre 1844, schloß Sir Peregrine Maitland mit Faku, dem damaligen Oberhäuptlinge, einen Vertrag ab, durch den dieser als alleiniger Herr über das fruchtbare Gebiet zwischen den Flüssen Umtata und Umzimkulu anerkannt und die Beziehungen der Pondos mit den angrenzenden Ländern geregelt wurden. Der Länderstrich, der sich vom Meere aus zwischen den Flüssen Umzimkulu und Umtamvuna bis zu den Drakenbergen erstreckt, war zu jener Zeit unter dem Namen No-man's-land (Keinermanns-Land) bekannt. Faku war zwar dem Namen nach Beherrscher desselben, konnte aber seine Autorität nicht geltend machen. Daher schlug er (1860) vor, es an Natal abzutreten, was die Regierung der Kapkolonie jedoch insoweit verhinderte, daß Natal nur den sich vom Meere bis zu den Ingeli-Bergen erstreckenden Teil (1550 Quadratmeilen), jetzt Prince Alfred County geheißen, erhielt. Der nördlich gelegene Teil ward dem Griqua-Häuptlinge Adam Kok und seinem Stamme überlassen, als dieser mit den Seinen den Oranje-Freistaat verlassen mußte. Es trug den Namen dieses Häuptlings, bis es als Ost-Griqualand der Kapkolonie einverleibt wurde (1876).

Faku hatte zum Nachfolger seinen Sohn Umquikela, unter dessen Regierung mehrere der Pondohäuptlinge an dem Basuto-Aufstande (1879 bis 1880) teilnahmen. Infolgedessen mußte durch die Proklamation Englands Umquikela seine Herrschaft niederlegen. Nquiliso wurde zum unabhängigen Häuptling von West-Pondoland erklärt, und so das Land in zwei Teile geschieden.

West-Pondoland kam durch dieses neue Verhältnis thatsächlich in die Gewalt der Kapkolonie und sah verhältnismäßig ruhigeren Zeiten entgegen. Nquiliso war aber nicht im stande, dem Umtakati- (Hexen-) Glauben Einhalt zu thun. Ost-Pondoland wurde durch diese Änderung nicht beeinflußt. Nquiliso trat den Hafen St. Johns und einen schmalen Streifen des Küstenlandes für 1000 Pfd. St. an die Kapkolonie ab und gewährte derselben verschiedene Rechte, u. a. eine Straße durch sein Gebiet zu bauen, um den Hafen mit Ost-Griqualand zu verbinden.

Im Jahre 1886 verheerte Umquikela, der abgesetzte Oberhäuptling, das Gebiet der Hesibes, eines unter britischer Schutzherrschaft stehenden Stammes. Das führte zu neuen Verhandlungen, welche die Proklamierung des britischen Protektorates zur Folge hatten. Der Häuptling und seine Nachfolger wurden mit einer jährlichen Summe von 200 Pfd. St. abgefunden, wofür derselbe versprechen mußte, Ordnung auf den Grenzen zu halten, Vieh-

diebstähle zu verhindern, das Hexentreiben einzustellen, flüchtige Verbrecher auszuliefern u. s. w. Der Häuptling versprach alles, hielt aber nichts trotz aller Drohung und des Ultimatums der Kapregierung.

England war für die nächste Zukunft mit seinem Protektorat über die Pondos zufrieden, denn durch dasselbe war fremden Mächten der Eintritt ins Land oder die Besitzergreifung des Gebietes verwehrt. Im Pondolande ging es von jener Zeit an immer bunter zu.

Umquikela starb im Oktober 1887, und sein Sohn Sigcau folgte ihm als Herrscher von Ost-Pondoland, trotzdem Natal seine berechtigten Ansprüche auf dasselbe geltend zu machen suchte. Am 6. Juli 1888 ernannte die Regierung einen ständigen Residenten für Ost-Pondoland, dem aber Sigcau nie erlaubte, im Lande selbst seinen Wohnsitz aufzuschlagen. Trotzdem verschlimmerten sich die inneren Zustände immer mehr. Umklangaso, Onkel und erster Ratgeber des Sigcau, lehnte sich gegen seinen Herrn auf, fand vielen Anhang und wurde bald der mächtigste Häuptling in ganz Pondoland, so daß Sigcaus Bemühungen, den Aufrührer unter seine Botmäßigkeit zurückzubringen, scheiterten.

Mit allgemeinem Beifall wurde deshalb die Nachricht aufgenommen, daß die Kapregierung endlich beschlossen habe, das Pondoland zu annektieren. Um einem energischen Widerstand von vornherein vorzubeugen, wurde eine genügende Macht, etwa 1000 Mann mit guter Artillerie in Umtata und Kokstadt zusammengezogen, die langsam vorrückte; im Notfalle sollte noch ein Freiwilligenkorps Hilfe leisten.

Diese Nachricht erregte begreiflicherweise große Aufregung unter den Pondos. Sie sträubten sich besonders gegen die Idee, ihr bisher freies Gebiet von Magistraten verwaltet zu sehen und die Waffen auszuliefern. Das letztere versteht sich leicht, da ein Gewehr dem Werte von vier Ochsen gleichkommt. Es fehlte nicht an Hitzköpfen, die das Feuer noch mehr schürten. Major Eliott, der Leiter der Expedition, lud Sigcau zu einer Zusammenkunft ein, die denn auch am 10. März auf der Emfundis-weni-Missionsstation stattfand. Der Major kam allein, Sigcau erschien mit großem Gefolge, aber ohne Waffen. Schweigend hörte der Oberhäuptling das Ultimatum der Regierung an, das der Major ihm vorlas und welches bedingungslose Unterwerfung verlangte, und er erbat sich zehn Tage Bedenkzeit, die ihm auch gewährt wurden. Eliott begab sich hierauf zu Nquiliso, dem Oberhäuptlinge von West-Pondoland, für den gleichfalls die Forderung der Regierung auf bedingungslose Unterwerfung lautete. Auf seinen Wunsch wurde ihm ebenfalls eine Bedenkfrist von zehn Tagen bewilligt. Die Pondos waren unterdessen in einer solchen Aufregung, daß Krieg unvermeidlich schien.

Als aber die gewährte Frist verstrichen war, setzten die beiden obersten Häuptlinge ihr Kreuz unter das Unterwerfungsdekret. Die Erhebung der

Pondos blieb aus. Das Beispiel der Matabelen und die unmittelbare Nähe der Kanonen, vor denen alle Schwarzen gewaltigen Respekt haben, mögen zu der Unterwerfung der beiden Oberhäuptlinge nicht wenig beigetragen haben. Die andern Häuptlinge folgten dem Beispiele ihrer Herrscher. Die größte Zahl der Soldaten kehrte in ihre Garnisonen zurück und nur eine Abteilung von 250 Mann unter Mr. Stanford wurde gegen Umklangaso gesandt, der eine aufrührerische Haltung angenommen hatte. Als die Expedition seine Kraale erreichte, unterwarf er sich am 3. April.

Ganz Pondoland ist der Kapkolonie zugeteilt worden, obwohl es für Natal von viel größerer Wichtigkeit ist, und letzteres bei weitem mehr Rechte auf dieses Gebiet hat. Es ist leicht begreiflich, daß bei der Fruchtbarkeit und dem Reichtum des eroberten Landes zwischen den beiden Kolonialregierungen derselben Krone ein heftiger Feder- und Redestreit ausbrach.

Mit der bloßen Unterzeichnung des Unterwerfungs-Dekretes von seiten des Oberhäuptlings Sigcau war die Eroberung noch nicht beendet. Aufstände hier und dort waren alsbald an der Tagesordnung. Für die armen Miliztruppen der Kapkolonie war es schon längst nichts Neues mehr, alle paar Wochen tagelange Eilmärsche durch das wilde Land zu machen, um einen aufrührerischen Häuptling zu züchtigen oder einen drohenden Aufstand zu dämpfen. Kam man endlich todmüde an Ort und Stelle, dann flossen die Schuldigen über von Friedensbeteuerungen und krochen im Staube, um Verzeihung zu erlangen. So waren denn diese oft Hunderte von Meilen langen Märsche — auf denen man eines Überfalles stets gewärtig sein mußte — vielfach eitel Liebesmühe. Zuguterletzt schien es den ruhigen Engländern doch zu bunt, und sie entschlossen sich, der Komödie ein Ende zu machen. Sigcau (d. h. die Spinne), der Oberhäuptling, hatte wieder einmal die Regierungsgesandten beleidigt und sie des Landes verwiesen. Die Kapregierung proklamierte sofort einen Arrestbefehl für den mächtigen Oberhäuptling und begann starke Freiwilligenkorps auszuheben, um die Miliz zu unterstützen. Auch Sigcau verlor keine Zeit, seine Tapfern um sich zu versammeln. Aber gerade als die Feindseligkeiten beginnen sollten, kam eines schönen Tages Sigcau mit einem starken Gefolge nach Kokstadt und ergab sich auf Gnade oder Ungnade. Der Abfall mehrerer Unterhäuptlinge, sowie die Vorstellungen eines protestantischen Predigers und die Hoffnung, daß die Regierung noch einmal Nachsicht üben werde, bewogen ihn zu diesem Schritte, der männiglich in Erstaunen setzte. Sigcau verlangte eine standesgemäße Behandlung. Statt aller Antwort warf man ihn ins Gefängnis, das gerade kein sehr königliches Quartier ist. Die Pondos waren entsetzt über einen solchen vermeintlichen Frevel; Sigcau selbst war höchst entrüstet über die Schmach, die man in seiner Person dem Hause des großen Faku, seines Ahnen, zugefügt hatte, und brachte durch

seinen Agenten den Fall vor den höchsten Gerichtshof des Landes. Er wurde freigesprochen, der Haftbefehl des Gouverneurs für nichtig erklärt und auch angeordnet, daß keine Schritte gethan werden sollten, um den Häuptling seines Landes zu verweisen.

Die große Menge der Pondos ist mit der neuen Ordnung der Dinge recht zufrieden, denn sie gewährt ihnen Frieden und Schutz. Auch die Unzufriedenen werden wohl bald einsehen, welche Wohlthat ihnen geworden, Hab und Gut nicht mehr den Einfällen der Häuptlinge preisgeben zu müssen. Schwer jedoch wird es sein, die tief eingewurzelten Gewohnheiten und barbarischen Gebräuche auszurotten. Die Magistrate werden ein hartes Stück Arbeit haben, und nur der veredelnde Einfluß der Religion wird mächtig genug sein, auch diesen wilden, barbarischen Stamm allmählich in ein glückliches, friedliches Volk umzuwandeln.

Während der drei Tage, die ich in Umtata blieb, stattete ich den deutschen katholischen Kreuzschwestern aus Menzingen in der Schweiz, die 80 Kinder in der Schule haben und dazu noch Musik-, Zeichen- und Malstunden allen Kunstbeflissenen der Stadt und Umgegend erteilen, einen Besuch ab. Ich besichtigte dann auch die ungefähr 6 Meilen von der Stadt entfernt liegende Mulattenschule, wo die Schwestern gleichfalls Hervorragendes leisten, indem sie die Kleinen zu tüchtigen Menschen und guten Christen heranziehen (Bild 51). Die Mulatten, hier Halfcast genannt, stammen von Weißen und Schwarzen; sie sind in Kaffraria ziemlich stark verbreitet. Die Weißen verachten diesen Menschenschlag in gleichem Grade wie die Eingeborenen, und die Kaffern hassen ihn, weil der Mulatte an Leib und Seele durchgängig sie weit übertrifft. Die Mulatten zahlen aber Verachtung mit Verachtung heim. Den Kaffer lassen sie es überall fühlen, daß sie mehr sind als er, und dem Weißen, den sie vielfach an intellektueller Begabung übertreffen, gehen sie aus dem Wege, sowohl aus dem Gefühle der Furcht als dem der Abneigung. Viele dieser Kaffern- und Mulattenmädchen und -knaben sprechen perfekt Englisch und nehmen es im allgemeinen ernst mit dem Lernen und der Bildung.

Von Umtata ging der Rückweg nach Durban über Mount Frere und Kokstadt. Um durch Abwechslung meine Reise angenehm zu gestalten, wählte ich keine Post, keinen Ochsenkarren und auch nicht Schusters Rappen, sondern einen kleinen Pony. Es ist merkwürdig, wie diese afrikanischen Pferdchen stark und ausdauernd sind und wie sie, gleich Ziegen und ohne müde zu werden, die steilsten Berge hinaufklettern. Der Missionar liebt das Tierchen gerade wie die liebe Mama ihr Schoßkind; es ist sein treuer Gefährte auf den weiten Missionsreisen (Bild 52). Der Sprengel der beiden in Umtata residierenden Patres erstreckt sich bis auf 100 und 250 km, alle Jahre müssen sie die Katholiken wenigstens ein- und auch mehreremal besuchen.

Meldet man einen Kranken, der 80 km entfernt wohnt, dann giebt's kein Zögern und Zaudern; der Pony wird gesattelt, der Pater schwingt sich rasch hinauf, und fort geht's im Galopp durch Staub und Hitze. Zu den großen

Bild 51. Mulattenschule der katholischen Schwestern bei Umtata.

Missionsreisen nimmt der Missionar alles mit, was er braucht: Altarstein, Wein, Meßgewänder, Meßbuch, Brevier, Leibwäsche, Regenmantel u. dgl. Von weitem angesehen und im Buche geschildert, nimmt sich solch ein

Ausflug über die Prairie, über Thäler und Hügel ganz gemütlich aus, und gar manches heldenmütige Jünglingsherz wäre gleich zum Tausche bereit; aber in der nüchternen Wirklichkeit bietet für die mannigfaltigen Mühseligkeiten und Opfer nur der hohe Endzweck, Seelen zu retten und Gutes zu wirken, ein wesentliches Äquivalent. Beim Reiten ist alle Aufmerksamkeit auf das Tier und den Weg gerichtet; das Beten ist unmöglich, und die Müdigkeit, die unter der heißen Sonne nur so an einen heranschleicht, muß eine ausgeschlossene Sache bleiben, will der Reiter nicht den Gaul zwischen den Beinen verlieren. Kommt der Missionar abends an dem bestimmten Ort an, da heißt es zuerst das Pferd pflegen, sich selbst erfrischen, mit den neugierigen Leuten plaudern, bis er vor Müdigkeit kaum noch zu reden vermag. Mitunter muß er dann noch das Brevier beten und kommt erst spät zur Ruhe. Doch weh! schlimm bestellt ist es nur zu oft mit dem Nachtlager! Statt des erquickenden Schlafes macht er eher ein Fegfeuer durch. Am andern Morgen schlägt er den Altar auf, hört Beichte und liest die heilige Messe; hernach frühstückt er und schwingt sich dann wieder in den Sattel, einem andern Orte zu.

P. Le Bras O. M. I. legte in einem Jahre die Strecke von 6000 km zu Pferd zurück. Noch reiselustiger ist P. Franz Weinrich O. M. I., wie aus einem Abschnitt seines Tagebuches, den er seinen Angehörigen in der Heimat als Entschuldigung seines brieflichen Stillschweigens zusandte.

„Am Sonntag, 3. Dezember 1899, 2 Uhr nachmittags bei einer wahren Höllenglut von Cala nach Umtata zurückgekommen. Am Montag, 4. Dezember, abends abgeritten nach St. Johns, Dienstagabend dort angekommen. In St. Johns mir die Füße wund gelaufen, weil meine Leute weit zerstreut wohnen. Am Freitag, 8. Dezember, nach der heiligen Messe Altarsachen eingepackt und mich auf den Heimweg gemacht. Bald wurde mein Pferd (ein geborgtes) lahm. Ich kehrte um, führte das Pferd sachte und erreichte das einzige Haus zwischen mir und St. Johns, gerade ehe sich ein furchtbares Gewitter entlud; ich verblieb die Nacht bei den guten Protestanten und marschierte nächsten Morgen ganz gemächlich nach St. Johns zurück. Dort wollte ich bleiben, bis mein Pferd besser sei. Am Mittwoch, 13. Dezember, 10 Uhr vormittags bekam ich ein Telegramm, daß ein Katholik in Qumbu, welcher die Sterbesakramente schon empfangen hatte, gestorben sei und man auf mich warte, um ihn zu begraben. Schöne Wirtschaft! In diesem heißen Lande hätte das Begräbnis um die Zeit stattfinden sollen, wo ich das Telegramm erhielt. St. Johns ist 50 bis 60 km von Qumbu entfernt. Ich telegraphierte zurück: ‚Komme morgen früh‘, verschaffte mir ein Pferd, und um 1 Uhr war ich auf dem Wege. Alles, was ich nicht absolut gebrauchte, ließ ich zurück, sogar meinen Regenmantel, um das Pferd weniger zu bürden. Bis gegen Abend mußte ich

wegen der unausstehlichen Hitze sehr langsam reiten, dann aber gab ich dem Gaul die Sporen. Um 10 Uhr klopfte ich einen Händler aus dem Schlafe. Er konnte mir glücklicherweise ein frisches Pferdchen leihen. Das andere ließ ich hier zurück. Gegen Mitternacht kam ich nach Libode. Bis hierher ging der Weg nach Umtata zu und war mir wohl bekannt; dann aber mußte ich abbiegen. Nur mit größter Mühe gelang es mir, einen Kaffer aufzutreiben, der mir als Führer dienen sollte. Der Mond war inzwischen untergegangen, es war rabenschwarze Nacht. Ich konnte meinen Führer nicht sehen, obwohl mein Pferd dicht hinter dem seinen trabte. Wie die Kaffern bei solcher Finsternis den Weg finden können, ist mir ein Rätsel. Als der Tag zu grauen begann, übermannte mich eine solche Mattigkeit, daß ich die Augen nicht mehr offen halten konnte. Kurz nach 5 Uhr kamen wir an eine einsame Handelsstation. Ich ließ absatteln und setzte mich, während die Pferde grasten, ins Zimmer. Man bot mir eine Tasse Thee an, die ich kaum trinken konnte, weil ich fortwährend einschlief. Um 6 Uhr waren wir schon wieder unterwegs. Die wärmer werdende Sonne erquickte mich vollständig, aber leider ermattete mein Pony so sehr, daß ich ihn bald am Zügel hinter mir herziehen mußte. Gegen 7 Uhr kam der Thitsafluß und eine mir bekannte Handelsstelle in Sicht; hier verabschiedete ich meinen Führer, dessen Pferd gleichfalls erschöpft war. Auch meine Rosinante wollte nicht mehr gehen, so daß ich die Thitsastation nie zu erreichen glaubte. Ich versuchte ein Pferd von Kaffern zu mieten, bot 40 Mark an, aber die schwarzen Lümmel wollten absolut nicht. Langsam, langsam führte ich den armen Gaul weiter, und es gelang mir die Station zu erreichen. Hier wies man mich zuerst mit dem Bemerken ab, es sei kein Gasthaus, gab mir jedoch nach Darlegung meiner Lage Frühstück und ein frisches Pferd. Beides nahm ich dankbar an. Um 11 Uhr endlich erreichte ich Qumbu, begrub den Mann, las am andern Morgen die heilige

Bild 52. Ein junger Missionar mit seinem Pony.

Messe und machte mich wegen der Hitze auf den Heimweg nach Umtata. Vom Thitsa an ritt ich natürlich das Pferd, das ich tags zuvor da zurückgelassen hatte. Ein paar Meilen weit ritt ich den Gaul, dann mußte ich ihn wieder zurückführen, denn er schwitzte und keuchte und wollte einfach nicht mehr voran. Ich zog noch ein paar Meilen weiter bis zu einem andern Hause an der Hauptstraße und kehrte am nächsten Tage mit der vorbeifahrenden Postkarre nach Umtata zurück. Das Pferd ließ ich durch einen Kaffer zurückbringen. Es war Samstag, der 16. Dezember. Die Hitze glich an diesem Tage einer wahren Höllenglut. — In St. Johns hatte ich das Allerheiligste zurückgelassen und mußte dorthin zurück, um es zu entfernen. Am 18. Dezember abends 8 Uhr ritt ich wieder von Umtata ab mit einem andern Pferde, das müde war und ich oft am Zügel führte. Dienstagabend war ich in St. Johns, Freitag, den 22., abends wieder in Umtata. Nach Weihnachten blieb ich einige Zeitlang zu Hause und war nur einmal, Anfang Januar, auf drei Tage verreist. Zeit zum Faullenzen habe ich nicht, wenn ich in Umtata bin. Am 14. Januar sollte ich wieder nach St. Johns gehen, um dort eine Ehe einzusegnen. Ich blieb die ganze Nacht auf und that Arbeiten, die ich nicht aufschieben konnte; um $3^3/_4$ Uhr las ich die heilige Messe, es war Sonntag, und um 5 Uhr war ich auf dem Wege nach St. Johns. Am folgenden Freitag, 19. Januar, abends 7 Uhr, kam ich wieder nach Umtata zurück. Nächsten Sonntag, 4. Februar, gegen Abend beginne ich meine Rundreise in der Gegend nach Mount Frere, die 14 Tage in Anspruch nimmt. . . ."

Ob die protestantischen Herren auch solche Touren durchs Land machen, kann ich beim besten Willen nicht sagen, denn ich habe vergessen, danach zu fragen; der Pater erzählte übrigens nur wenig von ihnen. Nur so ganz nebenher erfuhr ich, daß der gegenwärtige anglikanische Bischof von Umtata oder besser von St. Johns, denn der Bischofssitz, wenngleich in Umtata, hat den mehr christlich klingenden Titel St. Johns, regen Anteil an der Jubiläumsfeier der Königin Viktoria im Jahre 1887 nahm. Er erschien im Festzuge im vollen bischöflichen Ornate, mit Mitra und Hirtenstab und unter Vorantragung des Kreuzes, und er hätte gern gesehen, wenn auch Msgr. Jolivet, der gerade in Umtata anwesend war, sich ihm beigesellt hätte. Dieser blieb jedoch hübsch zu Hause. Man kann nicht sagen, daß diese englischen Ehrwürden und Hochwürden den katholischen Missionaren Verdruß bereiten, sich über sie auslassen, ach nein, so böse sind sie nicht. Einmal passierte es, daß ein anglikanischer Geistlicher bei den Patres telegraphisch um ein Lampenglas fürs Ewige Licht in der Kirche bat, weil das seinige zerbrochen sei; und es ist nicht unmöglich, wie der Pater schelmisch bemerkte, daß mit der Zeit noch die Einladung erfolgt, als Diakon bei ihrem Hochamte zu ministrieren.

Auf meiner Reise sollte ich erfahren, daß die Eingeborenen mit ihren Pferden besser fertig werden als wir Europäer. Sie gehen mit den kleinen Naturkindern geradezu zärtlich um, fast wie ein guter alter Papa mit den lieben Enkelchen; sie schonen sie wo immer sie nur können, und das mag wohl in den heißen Ländern notwendig sein. Mein Begleiter hatte an meiner Reitweise unaufhörlich etwas auszusetzen, bald ritt ich ihm zu schnell, bald zu langsam, selten ritten wir nebeneinander. Wir hätten fast miteinander Streit bekommen. „Ihr Weiße versteht viel," sagte er einmal, aber mit lächelndem Munde, um seinen Bemerkungen die Spitze zu nehmen, „ja, ihr versteht furchtbar viel, aber Reiten versteht ihr nicht."

Ich sollte nicht nach Mount Frere kommen, ohne den 375 engl. Fuß hohen Thitsa-Wasserfall gesehen zu haben; mein Führer glaubte nämlich mir ein Weltwunder zu zeigen, das meine Achtung vor dem Kaffernlande noch um ein bedeutendes vermehren müßte. Ich gestehe, daß ich wenig neugierig war, diesen Wasserfall zu sehen und lieber daran vorbeigeritten wäre, aber ich wollte meinen braven Führer nicht noch mehr ärgern, weiß der Himmel zu welch schrecklicher That es ihn noch verleitet hätte. An Ort und Stelle angekommen, fand ich die Sache so natürlich, daß ich mich gar nicht darüber wunderte. Mit halb unterdrücktem Ärger erklärte ich, der Wasserfall sei wirklich einzig in der Welt, wenn man die himmelhohen Felswände, die schwindelnden Abgründe, mit einem Worte eine ganze schweizerische Gebirgslandschaft hierher versetzen könnte; der Thitsa-Wasserfall würde dann auch mehr Berühmtheit erlangen. Diese Bemerkung verdroß sichtbar meinen Mentor, der von seiner schäumenden Kaskade ganz begeistert war, wozu, nebenbei bemerkt, ein vornächtliches Symposion nicht wenig beigetragen haben mag. Im treuen Angedenken habe ich den lieblich klingenden Namen Thitsa bis heute behalten, weil ich bei dem schäumenden und rauschenden großen Wasser ein Paar Frankfurter Würstchen verzehrt habe, ja, naturechte Bratwürste aus der deutschen Judenstadt. In luftdicht versiegelten Büchsen werden dieselben nämlich bis ins Kaffernland hinein versandt, anständig teuer bezahlt und mit großem Appetit gegessen.

Mount Frere (Bild 53), wo ich ziemlich rasch hinkam, ist in ein paar Worten erschöpfend beschrieben. Es gab daselbst 1884 zwei Kaufläden, ein Wirtshaus, einige Regierungsgebäude und ein Soldatenlager, heute aber, nach 16 Jahren, ist es dank dem modernen Fortschritte zum Grade eines kleinen Dorfes avanciert, das auf der Karte verzeichnet steht, als Oase inmitten der großen Wüste. Katholische Schwestern geben 30 weißen und 50 schwarzen Kindern Unterricht, und der katholische Missionar hat die Seelsorge der wenigen Katholiken, die hier und in der Umgegend wohnen. Wieder ein Tag Halt- und Ruhepause, und dann setzte ich meinen Weg nach Kokstadt weiter, diesmal aber im Omnibus.

Ein junger Kaffernknabe und eine schwarze Dame fuhren mit mir, eine ganz respektable Gesellschaft. Daß Schwarze nach europäischer Manier leben und reisen, war mir gar nichts Neues mehr, sie thun noch manch anderes. Da ich die melodischen Töne, welche der Mund der anmutsvollen Nymphe hauchte, nicht verstand, wandte ich mich mit desto mehr Eifer dem Kleinen zu, der in einer Trappistenschule aufgezogen worden war und gut Englisch konnte. Nachdem die erste Schüchternheit überwunden, plauderte er fröhlich und ungezwungen mit mir. Es war ein geweckter, oder um den deutschen Ausdruck zu gebrauchen, ein schmucker Junge, den ich sogleich liebgewann. Bin ich doch schon mehreremal mit Kaffern zusammengekommen, die mir ein Beweis κατ' ἐξοχήν von der Wahrheit waren, daß die Kaffern gerade so einen Geist wie alle andern Menschenkinder haben. Das banale Wort, dumm wie ein Kaffer, das ich in Europa so oft gehört, kam mir wieder ins Gedächtnis. Daß der Kaffer, wie überhaupt sämtliche Schwarzen bei Verteilung von Verstand zu kurz gekommen sind, gilt ja ziemlich als unumstößliche Wahrheit; man will nun einmal kein Kaffer sein, auch der wirklich Dumme bedankt sich für diesen Ehrennamen.

Wir dürfen den Wilden nicht von einem beliebigen Standpunkte aus betrachten, um seine geistigen Fähigkeiten abzuschätzen. Ein Schulbube kann mitunter mehr Verstand im kleinen Köpfchen sitzen haben als mancher Alte. Die Kaffern sind die Schulbuben, wir sind älter als sie, haben seit langem die Schulbank verlassen, sind umringt von Büchergestellen, können unsere Kenntnisse gegenseitig austauschen, kurzum, leben und weben in wissenschaftlicher Atmosphäre. Dumm wie ein Kaffer! Aus dem mürrischen Gerede, mit dem die weiße — nicht weise — Hausfrau in Südafrika, wenn sie auf die schwarzen Dienstboten zu sprechen kommt, unsere Ohren quält, dürfen wir noch lange nicht einen endgültigen Schluß ziehen. Auch die europäische Küchenmamsell und der deutsche Schusterjunge sind bekanntlich gegen Ungeschicklichkeit und Dummheit nicht gefeit. Anders als die Hausfrau urteilen die Lehrer und Lehrerinnen in Südafrika, welche Kinder weißer und schwarzer Hautfarbe nebeneinander vor sich sitzen haben; sie finden, daß die einen nicht dümmer sind als die andern und sich beide wie Müller und Schulze zueinander verhalten. In dem kleinen schwarzen — wenn auch nicht schönen — Kopfe steckt Verstand, und in den Augen flammt ein helles Feuer von Geist und Leben. Um sich einen möglichst annähernden Begriff von der geistigen Begabung des Kaffern zu bilden, müssen wir das Kind betrachten. Älter geworden, wird der Kaffer bei seiner ständigen Sorge um das Vieh und durch seinen ganzen Lebenswandel gegen alles Höhere und Schöne vielfach abgestumpft.

Mit einem Körper voll Leben und Kraft, ausgerüstet mit wunderbarer Sinnesschärfe, durchdrungen von der ererbten Beobachtungsgabe, gedrängt

Bild 53. Katholische Missionsstation Mount Freere.

von einer unwiderstehlichen Neugierde, alles zu sehen, alles zu hören, kurz, alles zu wissen, was um ihn her geschieht, kann der kleine Kaffer getrost mit jedem jungen Milchgesichte in die Schranken treten.

Betrachten wir ihn als Hirtenknaben, als Sohn der Natur, umherstreifend auf den Feldern, frei wie ein Vogel, unschuldig, harmlos und munter wie die Lämmer und Rinder, die er weidet. Tag für Tag begleitet er die Herde hinaus auf die Weide, über Berg und Thal. Er ist nicht träge, schwermütig, kopfhängerisch. Die verschiedensten Gedanken durchschwärmen sein Köpfchen, allerlei bunte Bilder tänzeln vor seiner Phantasie gleich den Sonnenstäubchen in diesem herrlichen Lande, das seine Heimat ist. Seine Hände sind immer mit etwas beschäftigt, er schnitzt oder knetet kleine Wagen, Ochsen und Ziegen, baut Dämme und bildet allerlei kleine Kunstwerke klassischer Architektur. Er macht sich Pfeil und Bogen und schießt Vögel, er schneidet Keulen und Spieße und übt sich im Werfen und Fechten, und treibt sonst allerlei Kurzweil. Und wenn er dasitzt, gebadet im Sonnenschein, jugendlich frisch und sorgenlos, und wenn da vor ihm liegt die ganze Natur, groß und schön, dann ist hinter den lebendigen Zügen „etwas los", wohl ebensoviel als beim kleinen Neapolitaner, der auf seiner Palasttreppe liegt und über das im Sonnengolde glänzende Meer hinüberschaut nach Capri und der prächtigen Rauchsäule des Vesuv.

Die unzähligen Kräuter, Pflanzen und Blumen des Nataler Hochlandes kennt er vielfach beim Namen, kennt deren Gebrauch als Nahrung und Medizin. Er ist eingedrungen in das Leben und Treiben der Tiere, hat meteorologische und physische Phänomena entdeckt, hat verschiedene Konstellationen beobachtet, sowie besonders die schräge Richtung der Ekliptik, mag er auch für die letztere keine Bezeichnung haben. So hat er sich, obwohl auf sich allein angewiesen, einen Schatz von Kenntnissen gesammelt, die man bei vielen Altersgenossen in europäischen Bildungsanstalten nicht antrifft. Er ist ein besserer Botaniker als mancher Gärtner, besserer Zoolog als mancher Fleischer, versteht mehr von Hausmedizin als der Großpapa mit grauem Bart und Silberhaar, verkehrt mehr mit dem Himmel als mancher sternkundige Dilettant.

Vielen Reiz hat das braune Gesichtchen mit dem Stumpfnäschen in der Mitte gerade nicht; aber man kann ihm gar nicht gram sein, besonders wenn er lacht und der Mund die zwei Perlenreihen zeigt, um die ihn manche Prinzessin beneiden könnte. Der Kaffernbub giebt wenig auf das Äußere, er buddelt sich einmal gern in Staub und Sand hinein wie alle Weltbürger im ersten Stadium ihres Daseins. Das Schöne entgeht dem Kleinen jedoch nicht; er sieht es in der Farbe seiner Ochsen, in der Spiralform ihrer Hörner, in dem Perlenschmuck seiner Schwester, in den Bewegungen beim Tanz, in der Graskette und im Blumenkranz, die er sich

auf den Kopf setzt. Er hört es in den Tönen seiner Musik, in dem Brüllen seiner Herde, dem Zwitschern des Vogelschwarmes und in dem Säuseln des sanften Windes, der durch die hohen Gräser fährt.

Zum Nachahmen hat er ein besonderes Talent. Von frühester Jugend an übt er sich, den Gesang der Vögel nachzusingen, brüllt mit den Ochsen, meckert mit den Ziegen und blökt mit den Schafen. Meisterhaft versteht er die Sprache und die Bewegungen eines andern, der ihm aufgefallen ist oder seinen Widerwillen erregt hat, zum Verwechseln ähnlich nachzuahmen; er kann ein wahrhaftes enfant terrible sein. In der Schule ist der pfiffige Junge lernbegierig und zeigt reges Interesse für die „Wissenschaft", er hat Talent für das Schreiben und Zeichnen. Besonders runde, kreisförmige Linien gehen ihm leicht von der Hand, Zahlen sind jedoch für ihn gespenstische Gestalten, die ihm heillosen Schrecken einflößen. Bis zehn kommt er noch, was aber an seinen Fingern sich nicht abzählen läßt, das liegt ihm in dunkler Ferne; die Null, mag sie nun vor- oder nachgestellt sein, bedeutet bei ihm immer gleich nichts. Indes bringt er es bei andauerndem Fleiß auch hierin zu etwas. Die Knaben geben Proben eines treuen Gedächtnisses. Es ist vorgekommen, daß junge Kaffern, die ein-, zweimal die Präfation gehört hatten, Text und Melodie auf der Straße richtig wiedergaben, mit dem einzigen Fehler jedoch, daß sie das R wie das L aussprechen. Gesang und Musik sind wie gesagt überhaupt bei den Kaffern im Schwunge. In den Missionsstationen singen die Kinder lateinische Messen deutscher Komponisten und die Weisen anderer deutschen Volks- und Kirchenlieder so hübsch und melodisch und mit solch kunstbegeistertem Herzen, daß man im entferntesten nicht daran denkt, „dumme Kaffern" vor sich zu haben.

Könnte man den Kleinen länger auf den harten Subsellien festbannen, ihn stets überwachen und zu ernstem Treiben anleiten, seine geistige Begabung würde noch mehr zu Tage treten. In der dumpfen Kraalsluft verkümmert aber die junge, vielversprechende Pflanze, das Streben nach Höherem erlahmt und die Faulheit zerstört die geistigen Fähigkeiten. Der Zug nach Bildung und Wissenschaft liegt einmal ihm nicht im Blute, und seine Sprache ist gar nicht danach angethan, Mittel eines geistigen Austausches und einer philosophischen Bildung zu werden. Den alten Germanen gelüstete es gleichfalls nicht, ciceronianische Reden anzuhören; er schlürfte seinen Met und trank immer noch eins.

Daß mein Klein-Gegenüber davon träumt, sich den Lorbeer der Wissenschaft zu erringen, die Rinderweisheit der Väter über den Haufen zu werfen, seinen Stamm aus dem jahrhundertelangen Schlafe des Geistes zu wecken und ihn für die Weisheitssprüche eines Aristoteles und Kant, für die Dichtungen eines Shakespeare und Goethe zu begeistern, dazu sieht er

wahrlich nicht aus; und so gerne ich den Freund herausstreichen möchte, muß ich doch gestehen, daß er für einen Kraal, allerdings christlichen Kraal, besser paßt als für alles andere in der Welt. In den letzten Jahren haben sich indes mehrere Kaffernjünglinge dem höheren Studium gewidmet und recht befriedigende Erfolge erzielt.

Die alte schwarze Jungfer, die neben mir saß, erinnerte mich an die Anekdote eines Missionars. In einer Hütte, von den andern abgelegen, nur umringt von einem Dutzend junger Sprößlinge, wohnt eine alte Frau, fast hätte ich gesagt Hexe. Das Gesicht der Achtzigjährigen ist runzelig, grundhäßlich. Sie hat keine Schule besucht und keine Bücher gelesen, sie hat nur gekocht, geschwatzt und fleißig gearbeitet wie jede Kaffernfrau. In der Hütte liegt sie und ruht aus von den Strapazen des Lebens, als ein Weißer des Weges daherkommt und die Nase in die Hütte steckt, um zu sehen, wie es darin aussehe. Da höre man nun den Syllogismus der Alten: „Junge, du bist gekommen aus einem Grunde; Grund könnte aber nur sein, entweder uns etwas zu geben, oder etwas von uns mitzunehmen. Nehmen kannst du nichts von uns, denn du weißt, wir sind bettelarm, also zögere nicht und gieb.“ Dumm wie ein Kaffer!

Zu langen Betrachtungen ist man im südafrikanischen Postwagen nicht aufgelegt; denn nichts Ermüdenderes als eine längere Fahrt auf diesem schwerfälligen, plumpen Vehikel. Du wirst todmüde, mürbe gemacht, und wochenlang weißt du nicht, wie du dich setzen sollst, bist griesgrämig und verdrießlich gegen jedermann; denn du hast keine gesunde Stelle mehr an deinem Leibe. Einen ruhigen, festen Sitz hat man auf dem Wagen nicht, es geht beständig auf und nieder, bald rechts, bald links. Auch nichts weniger als erheiternd wirkt die drückende Hitze, der lästige Staub und der Anblick der roten, dürren Erde. Da ich gehört, daß bei nassem Wetter der Wagen nicht selten im tiefen Schmutz des Weges stecken bleibt und der Reisende mehr schieben muß als er fahren kann, dankte ich dem Schicksal, daß ich eine günstige Zeit gewählt.

Jüngsthin ist dem P. Howlett eine Geschichte passiert, die bald, nur wenig hätte gefehlt, zur ernsten und erschütternden Tragik geworden wäre. Auf seinen Missionsreisen ist er gewöhnlich hoch zu Pferd. Als er aber vor kurzem nach Ost-Pondoland gerufen wurde, litt sein Pferd gerade an Magenkrämpfen, so daß er sich besorgt fragte, wie er den weiten Weg bei den Dezemberstürmen, dem unaufhörlichen Regen- und Hagelwetter zurücklegen sollte. Ein sonderbarer Gedanke durchfuhr seinen Kopf: Probiere einmal den Postwagen. Wie er auf diesen Einfall gekommen ist, weiß er heute noch nicht; aber das hat er geschworen, nächstens, ehe er der Idee, einen Postwagen zu besteigen, Folge leisten werde, zuvor acht Tage Exercitien zu halten. Am 6. Dezember 1898 — er erinnert sich des Datums

noch sehr genau — um 3 Uhr nachmittags bestieg er in dem Royal Hotel zu Kokstadt die Postkutsche. Dr. Overholt, ein amerikanischer Zahnarzt, war der einzige Mitreisende. Er glaubte, daß die Reise 14 Tage dauern würde, machte aber die Erfahrung, daß man nie etwas glauben und sich vornehmen soll, wenn man in einen südafrikanischen Postwagen steigt. Sechs Pferde wurden angespannt. Der Kutscher war ein Hottentott, ein „derber Stumpf mit kurzem Kragen" und einem merkwürdigen Gesichte, der wahre Mephisto. Der Zahnarzt meinte, er habe seit langem kein so ledernes Gesicht gesehen wie dieser Kutscher es besaß. Von edler Abkunft ist er sicherlich nicht gewesen und mag in der Jugend stark vernachlässigt worden sein. Als ergänzender Umstand sei bemerkt, daß er eben zwei Jahre Zuchthaus abgesessen hatte. Er hieß „Jack Rags", Hans Lump, die Leute hießen ihn einfach Lump. Der edle Ritter saß kaum zwei Minuten als Triumphator auf seinem Bock, als er schon auf ein Ochsenfuhrwerk, das auf der Straße stand, losfuhr, was höchst gefährlich hätte werden können. Beim Postamt wurde ein halbes Dutzend schwerer Säcke aufgeladen. Hans Lump ließ die Peitsche knallen, und fort ging's im Galopp. Auf der Brücke beim Ausgang der Stadt begegnete Lump einem seiner Kameraden, den er zu sich auf den Wagen nahm. Im Vergleich zu dem Freunde war Lump noch ein bildschöner Kerl. Howlett und der Amerikaner nannten den neuen Ankömmling einfach Pontius Pilatus. Den ganzen Nachmittag war der Horizont trüb gewesen, die Wolken hatten sich erst langsam, fast unbemerkt, dann immer schneller und dunkler zusammengezogen, jetzt auf einmal entlud sich das Gewitter, ein heftiger Sturm wütete, und dichter Regen strömte nieder. Der Wind blies den Reisenden schnurstracks ins Gesicht, und diese suchten soviel als möglich ihre Köpfe zu verhüllen und sich zu verstecken. Lump bemühte sich, ein Stück Segeltuch über die Reisenden zu spannen, aber selbst Pontius schämte sich der elenden Fetzen und riß sie ärgerlich nieder. Bald waren Bach und Fluß über ihre Ufer getreten, der Weg selbst wurde zum Strom, und Lump und sein Gespann schienen aufs Meer versetzt. Pilatus meinte, das Wetter sei naß und kalt, setzte seine Flasche an den Mund, der sich sperrweit öffnete, und eine Minute lang hörte man ein rollendes Geräusch, das dem eines Wasserfalles ähnlich war. Auch Lump sprach gierig der Flasche zu. Der Regenmantel des Paters war ganz durchweicht und in den Taschen stand Wasser. Der Amerikaner ließ den Kopf ordentlich tief hängen. Da auf einmal wollten die Pferde nicht mehr voran. Lump sparte die Peitsche nicht, und Pontius Pilatus bearbeitete mit einem Stecken die in seiner Machtsphäre befindlichen Tiere. Man kam an eine Stelle des Weges, wo voriges Jahr Kutscher samt Gespann umgekommen waren; hier drehten sich die Pferde, gleichsam Böses ahnend, rechtsum und wollten nach Kokstadt zurückkehren.

Lump hatte sie aber bald wieder im rechten Geleise. Mittlerweile hatte der Regen aufgehört. Ringsum waren große Wasserlachen, und in der Nähe hörte man das Rauschen der Flüsse. Drei Meilen hinter Kokstadt erreichte der Wagen ein Hotel, wo man Halt machte und die Pferde fünf Minuten ausschnaufen ließ, dann ging's weiter dem Flusse zu, der ungefähr zwei Meilen davon entfernt ist. Unterwegs trafen sie die Post von Umtata, die nach Kokstadt fuhr. Der Postillon hielt an und warnte Hans Lump vor dem gefährlichen Flusse, der angeschwollen und reißend sei. In seiner Tollkühnheit, welche Lump wahrlich nicht angeboren, die er aber auf dem Wege aus der Flasche geschöpft hatte, achtete er auf die Warnung und Kassandrarufe des Amtskollegen nicht und fuhr frisch drauf los. Fünf Minuten nachher stand er am Flusse, schwang kräftig die Peitsche und zwang die Pferde, den angeschwollenen Strom zu durchwaten. Kaum waren die beiden Vorderpferde hineingetrabt, als sie auch schon sanken und unter dem Wasser verschwanden. Die andern trabten hintendrein und wurden gleichfalls mit in die Tiefe gezogen. Der Strom riß den Wagen hin und her, bis dieser in ein tiefes Loch geriet, hier sich festsetzte und nur noch mit dem oberen Teil aus dem Wasser hervorragte. Es war das wahre Bild eines gesunkenen Schiffes. P. Howlett suchte sein teures Leben durch Schwimmen zu retten, mußte aber wegen der vollen Klerikalkleidung mit dem erregten Element ordentlich ringen, um ans rettende Ufer zu gelangen. Glücklich gelandet, drehte er sich um und erblickte den Amerikaner, der sich gleichfalls in die brausende Flut hineingeworfen hatte, mit gewaltigen Armen den Strom teilte und seinem Compagnon nachschwamm. Howlett lachte, rief, sprach Mut zu und reichte ihm die Hand; so kam auch dieser glücklich an. Lump und Pontius standen am andern Ufer und schüttelten sich wie nasse Pudel, während die armen Pferde dem Ertrinken nahe waren, nach Luft schnappten und sich vom Geschirr loszumachen suchten. Der Doktor und der Missionar näherten sich ihnen, soweit es eben ging, warfen den beiden Kaffern die Zügel zu und bemühten sich, die Köpfe der Tiere über Wasser zu halten. Dann gab P. Howlett Lump sein Taschenmesser, um die Pferde loszuschneiden. Beim ersten Schnitt entfiel es ihm, der Doktor reichte ihm das seinige, und nach langer Anstrengung glückte es ihnen endlich, vier Pferde zu retten. Die andern zwei lagen in die Stränge verwickelt mit ihrem Leibe fest unter dem Postwagen. Eine ganze Stunde lang hielt man auch ihre Köpfe über Wasser. Der Pater rief Pontius Pilatus, der seine nassen Kleider ausgezogen hatte, herbei und befahl ihm auf einen Felsenvorsprung zu kriechen und die erschöpften Pferde los zu machen. Die schnöde Kaffernseele warf ihm aber einen Blick zu, aus dem nichts anderes herauszulesen war als: Was gehen mich die Pferde an? Einige Eingeborene zeigten sich am Ufer des Flusses,

wagten aber ebenfalls nicht, denselben zu durchschwimmen. Nach zwei qualvollen Stunden fiel das Wasser. Ein Herr, der zu Pferd herangesprengt kam, zeigte unserem „braven" Pontius Pilatus ein Silberstück, wenn er sich auf den Wagen machen und die Pferde befreien wolle. Dieser, fast ebenso nobel als der Held im Lied vom braven Mann, ließ sich dies nicht zweimal sagen; das Gold stählte seinen Mut und seine Kraft, und bald standen die Pferde gerettet am Ufer. Jetzt dachten die beiden Reisenden auch an ihr Reisegepäck. Der Koffer des Missionars war angefüllt mit Kirchensachen, die vollständig durchnäßt waren; P. Howlett getraute sich nicht, dieselben näher zu besichtigen, sondern schaute nach den sonderbaren Artikeln, die der Zahnarzt mit sich führte. Die Goldblätterhefte, die Stoffe zum Plombieren der Zähne und die beträchtliche Anzahl der Zahnkunstinstrumente, alles lag durcheinander, alles war durchfeuchtet. Nur das Auge des Amerikaners war trocken. Er erzählte in munterem Tone, er habe in der letzten Zeit auf seinen Ausflügen viel Unglück gehabt. Das Fieber habe ihn daniedergeworfen, im Matabelenland sei ein Aufstand gewesen, in welchem die Wilden dicht bei seinem Lager einige Tage zuvor die Weißen getötet hätten, aber alles in allem sei diese Fahrt mit Hans Lump doch noch das Schlimmste, das ihm seit Jahren begegnet. Wie sollen die Passagiere ihre sonstigen Habseligkeiten aus dem Postwagen herausbekommen, der noch tief unter Wasser stak und stecken bleiben sollte bis zum nächsten Tage? Das waren ihre gegenseitigen Fragen; ratlos standen sich beide gegenüber und schauten einander schalkhaft lächelnd an. Dann faßten sich beide ein Herz, wateten in die Tiefe und zerrten wohl 30 Minuten lang, bis es ihnen gelang, das durchnäßte Reisegepäck aus den schlammigen Fluten zu befreien. Das Futteral des neuen Breviers fand der Pater leer; eine rote Stola und ein weißes Meßgewand hatten sich gegenseitig ihre Farben mitgeteilt; ein Fläschchen Taufwasser war mit fortgerissen; die Uhr hatte Wasser getrunken und war stehen geblieben. Als sie ihre der Flut entnommenen Habseligkeiten endlich ans Ufer gerettet hatten, waren beide ganz erschöpft, zumal der Doktor zitterte vor Nässe und Kälte. Glücklicherweise fand Howlett in seinem Gepäck eine Flasche Meßwein vor, in die sich beide brüderlich teilten. Nochmals mußten sie den Fluß durchschwimmen, und auch diesmal ging es nicht ohne Gefahr für P. Howlett ab. In der Mitte des Flusses nämlich erfaßte ihn ein Beinkrampf, der ihn am Vorwärtskommen hinderte und ihn fast das Leben kostete. Eine kleine Strecke vom Ufer lag ein Hotel. Der Amerikaner und der Pater kehrten hier ein, wechselten ihre Kleider, ruhten von den Strapazen aus und dachten nach über Postwagen und afrikanische Reisen. Ob sie wohl an den beiden Kaffern christliche Rache geübt und ihnen als Zeichen der Verzeihung ein Gläschen vom Besten eingeschenkt haben? Die Fama berichtet es nicht, man ist aber geneigt,

es zu glauben. Hans Lump galt von diesem Tage an als der Don Quichotte der Kaffraria.

Wenn die Kultur einmal eingedrungen ist in das eigentliche Kafferland, zu welchem Transkei, Tembuland, Pondoland und Griqualand gehören, dann werden auch bessere Wege und Stege, Brücken und die andern schätzbaren Vorteile, womit die Zivilisation uns bereichert hat, zu stande kommen und Unglücksfälle, wie den eben erzählten, unmöglich machen. Mir ist auf dem Wagen nichts Böses begegnet; müde, aber mit heiler Haut kam ich in Kokstadt an. Eine ganze Waschung und ein vollständiger Umzug war nötig, denn Staub und Hitze hatten mein Gesicht verunstaltet und mich zum Zwitterding zwischen Weißem und Kaffer gemacht.

Kokstadt, die Hauptstadt Griqualands, liegt am Flusse Umzimslava und zählt 2000 Einwohner, worunter 500 Weiße und 1500 Griquas. Vor 20 Jahren existierte Kokstadt noch nicht; überhaupt war die ganze Gegend unbewohnt. Die Engländer und die geographischen Karten bezeichneten das Gebiet als no man's land, als einen öden, unfruchtbaren Strich, wo wilde Tiere einen Schlupfwinkel, aber nicht Menschen eine Wohnung finden könnten. Da kam auf seinen Wanderzügen Adam Kok, der Häuptling eines Griquastammes, hierher, schlug seine Zelte auf und nannte das Land sein Eigentum. Von ihm hat das Städtchen seinen Namen, auch seine Lage, aber nicht sein Gepräge; denn von breiten, geraden und regulären Straßen und hübschen, nach europäischem Muster gebauten Häusern haben die Griquas keine Idee. Diese, ein Zweig der Hottentotten, sind wie alle ihre Stammesbrüder tief gesunken, sind faul und unreinlich, und wohnen in ärmlichen Lehmhütten. Sie gehören zum größten Teil dem presbyterianischen Bekenntnisse an. Die verschiedenen andern Sekten, die alle miteinander in Eroberungslust wetteifern, zählen unter diesem Volke viele Anhänger, aber man sieht auf den ersten Blick, daß den Prädikanten mehr an der Zahl der Schäflein als an der christlichen Vollkommenheit der Bekehrten gelegen ist. Ein Zeichen dieser unqualifizierbaren Heuchelei des Apostolates ist die Thatsache, daß mehrere Sekten sich zusammengethan haben, um eine Kirche zu bauen, wo ein jeder eintreten darf, der mit dem abgehaltenen dortigen Gottesdienst zufrieden ist; er braucht nur seine Kirchensteuer zu entrichten, in Glaubenssachen läßt man ihm die möglich größte Freiheit. Die Katholiken können sich dieser Allerweltsreligion selbstverständlich nicht anbequemen und werden auch niemals den Fuß über die Schwelle dieses formlosen Religionentempels setzen. Obwohl arm, hat die katholische Kirchengemeinde mit lobenswertem Eifer zum Bau eines kleinen, aber recht hübschen Kirchleins, eines Pfarrhauses und eines Schwesternklosters beigesteuert, und sie hat allen Grund, stolz darauf zu sein, daß sie von allen andern wegen des bestimmten Glaubensbekenntnisses und der moralischen Überlegenheit geehrt und beliebt ist. Die Kirche

ist ein ewiges Denkmal für den religiösen Eifer der irischen katholischen Soldaten, die ehemals hier in Garnison lagen. Sie hatten dem Missionar versprochen, das Mauerwerk der Kirche aufzuführen, und sie hielten Wort. Die Protestanten sahen dem Schauspiel mit Staunen zu, und der Kommandant, obgleich Protestant, war von dem Eifer seiner Mannschaft dergestalt erbaut, daß er sich ein Gewissen daraus machte, ihnen auch nur das geringste Hemmnis in den Weg zu legen. Die milden Gaben flossen von allen Seiten so reichlich, daß mit den Jahren Bänke, Altäre, ein schöner Kreuzweg und eine ganze Reihe von Statuen und Bildern herbeikamen und die Kirche in einem immer schöneren Gewande erschien. Könnte der Missionar, der 1884 eine baufällige Hütte bewohnte und die ganze Herrlichkeit der Mission in einer einzigen großen Kiste beherbergte, die ihm nachts als Schlafstätte diente, nochmals hierherkommen, er würde sich nicht mehr auffinden, so groß ist die Veränderung. Das ist eben das Wunder der göttlichen Führung, die aus den kleinsten Anfängen Großes und Schönes hervorwachsen läßt, die langsam auf- und weiterbaut, weil das Gebäude nicht aus Holz und anderem minderwertigen Material bestehen soll, sondern aus festem Gestein, so daß es gegen Sturm und Wetter Trotz bietet den glücklichen Kindern, die darin wohnen. War bei der Kirche Armut Patin gestanden, so empfing die hiesige katholische Schule als Morgengabe die Verfolgung. Als nämlich 1890 die Schwestern vom heiligen Kreuz nach Kokstadt kamen, um die Schule zu eröffnen, spielte sich in der protestantischen Gesellschaft fast dasselbe Schauspiel ab wie beim Einzug der katholischen Schwestern zu Potchefstroom. Wie gewöhnlich wurden tolle Phantasiegespenster an die Wand citiert, die, sobald es klarer Tag ward, spurlos verschwanden. Die Schulschwestern thaten eifrig ihre Pflicht und behaupteten ihre Stellung mit Ehre.

Es ist eine stets sich erneuernde Erfahrung, daß diejenigen, welche aus der Ferne voll Vorurteile gegen die Ordensleute sind, im intimeren Verkehr mit ihnen ganz anderer Ansicht werden. Der unbefangene frische Gedankenaustausch zerreißt das Gewebe der Anschuldigungen und verweht die Fäden wie fliegenden Sommer in alle Lüfte. Das bestätigen alle, die den P. Howlett O. M. I., den katholischen Missionar von Kokstadt, die PP. Meyer O. M. I. und Weinrich O. M. I. von Umtata kennen lernten; es sind dies hochgebildete Männer, thaten- und tugendreiche Priester, bei denen das Wohlwollen und die Freundlichkeit auch keinen Augenblick die Wolke trüber Schatten zeigt.

Das Trappistenkloster Lourdes war das weitere Ziel meiner Reise. Schon in Kokstadt hatte ich die Beschreibung des Klosters im Kokstad Advertiser gelesen und war gespannt auf alles, was ich dort sehen sollte. „Die Mission von Lourdes“, so schreibt ein englischer Berichterstatter,

„ist etwa sieben Reitstunden von Kokstadt entfernt und in jeder Hinsicht eines Besuches wert. Die Mönche sind berühmt wegen ihrer liebenswürdigen Gastfreundschaft gegen Fremde. Ihre Kirche dürfte eine der größten Südafrikas sein, mit stattlichen Türmen und prächtigem Glockengeläute. Die bereits fertigen Bauten bilden nur einen Teil des Planes, der in naher Zukunft vollendet werden soll. Im Augenblick sind die Mönche eifrig daran, auf ihre Mühle ein zweites Stockwerk aufzusetzen. Es ist ein wahrer Genuß, mit dem Schaffner über die weiten Strecken des urbar gemachten Landes hinzureiten oder der Kirche, Kapelle und den Missionsschulen einen Besuch abzustatten. Jeder wird hier etwas antreffen, das ihn interessiert. Wer Freude am Maschinenwesen hat, gehe in die Mühlen; er wird hier die neuesten Erfindungen und Verbesserungen aus Europa finden. Hast du Sinn für Landwirtschaft und Viehzucht, dann gehe um $4^1/_2$ Uhr nachmittags in die Stallungen. Denn um diese Zeit ziehen die Herden von der Weide heimwärts, und du kannst dich durch den Augenschein überzeugen, welche Sorgfalt die Trappisten darauf verwenden, durch Einführung der besten Zuchttiere aus allen Teilen der Welt eine erstklassige Rasse aufzuziehen. Im Milchkeller sind die Maschinen neuester Konstruktion an der Arbeit, um den Rahm abzuscheiden; Rieseneimer voll weißer, schaumiger Masse gelangen dann in den nächsten Raum, wo der Käse bereitet wird. Tritt hinein in die Schulen und Werkstätten und freue dich über den emsigen Bienenschwarm schwarzer Knaben und Burschen, die hier die wichtigste Lektion: die Würde der Arbeit, lernen. Der Grundbesitz von Lourdes umfaßt etwa 50 000 engl. Acres. Auf den Feldern sieht man die herrlichste Weizenernte stehen, die man sich denken kann, schwer und eben. . . ."

Die Trappistenklöster Südafrikas verdienen eine eingehendere Behandlung, weil sie erstens von deutschen Mönchen gegründet wurden und nur Deutsche in ihren Mauern bergen, dann aber auch, weil sie Mittelpunkte der Kultur und des christlichen Glaubens für die umliegenden Kaffernstämme geworden sind und unschätzbare Wohlthaten über das ganze Land verbreitet haben. Vor 18 Jahren kamen einige dreißig Mönche hier an. Flammender Seeleneifer beseelte und unbeugsamer Gehorsam leitete sie, und sie sind gewachsen und haben sich jährlich vermehrt, wie die neueste erschienene Statistik deutlich zeigt. Auf 22 Stationen verteilen sich 273 Trappisten, meist Brüder, und 305 Schwestern (vom III. Orden von Cisterz), 7 Knabenschulen mit 382 Knaben, 7 Mädchenschulen mit 475 Mädchen, 4 gemischte Schulen mit 308 Kindern. Getaufte schwarze Christen zählt die Mission 2606, Katechumenen 1175.

Mit Wehmut im Herzen sah der Apostol. Vikar des Ostbezirkes des Kaplandes, Dr. Ricards, daß ein großer Teil der seiner Obsorge anvertrauten Herde, nämlich die an der Ostküste Südafrikas wohnenden Kaffernstämme

keinen Apostel hatten, der ihnen den Weg zum Heile zeigte, und der gute Seelenhirt gönnte sich deshalb keine Ruhe und Rast, als bis in diesem arg vernachlässigten Weinberge Arbeiter des Herrn einzogen. Auf einer Reise nach Europa im Jahre 1879 schrieb er eine kleine Broschüre: „Der Kaffer und die Kirche", in der er die Aufmerksamkeit der katholischen Welt auf diese Wilden lenkte, den bestehenden Vorurteilen entgegentrat und mit der überzeugten Sprache eines Vaters flehentlich um Hilfe und Beistand rief. Nachdem er kurz den Erfolg der ehemaligen, fast 300jährigen Missionsthätigkeit der katholischen Missionare unter den Eingeborenen Südafrikas geschildert, zeigt er, daß es den protestantischen Sendboten nicht gelang, diese Volksstämme zu heben und zu bekehren, eben weil sie die Schwarzen mit Bibeln und Weisheitssprüchen übersättigten, aber nicht mit Ackerbau und Handwerken, den Grundlagen des christlichen Bekehrungswerkes, bekannt machten. Das einzige Mittel, die in Vielweiberei, Trägheit, Aberglauben und Sittenlosigkeit versunkenen wilden Völker zu bekehren, sei einzig und allein neben der Gnade von oben die Macht des guten Beispiels; nur ein religiöser Orden, der wie die Kartäuser und Trappisten Gebet und Handarbeit zum Wahlspruch hat, könne erfolgreich und dauernd an der Christianisierung der Kaffern arbeiten. So wurde Europa bekehrt, so müsse es auch in Afrika geschehen. Wie richtig die Ansichten des Oberhirten waren, sollte die nächste Zeit schon lehren. Man zeigte dem Bischofe das größte Entgegenkommen, Papst Leo XIII. selbst ließ ihm eine Anweisung an den Trappistenorden ausstellen, worin dieser gebeten war, den Wünschen des Apostol. Vikars nach besten Kräften gerecht zu werden. Indes klopfte Ricards vergebens an die Klosterpforten Italiens, Deutschlands und Frankreichs an; gastliche Aufnahme wurde dem Bittsteller gewährt, zur Gründung einer Niederlassung aber im fremden Erdteil fühlte niemand den Mut. Nur *eine* Hoffnung blieb: alle wiesen auf das neugegründete Kloster Maria Stern in Bosnien hin, das einen thatkräftigen Obern und eine zahlreiche Ordensgemeinde hatte. Obgleich P. Franz, so hieß der Obere dieses Klosters, die Schwierigkeiten des angebotenen Unternehmens klar durchschaute, sagte er dennoch freudig zu im Hinblick auf den Wunsch des Heiligen Vaters und in Vorahnung des vielen Guten, das die Niederlassung, wenn auch unter tausend Opfern, stiften könnte.

Schon vor seiner Abreise nach Europa hatte Bischof Ricards an verschiedenen Stellen seines Missionsgebietes größere Strecken Landes erworben. Am Sonntagsflusse sollte die neue Klostergründung stattfinden. Aber die Vorsehung hatte andere Pläne. Prior Franz, der 1880 mit etwa 30 Religiosen, worunter zwei Priester, in Port Elizabeth gelandet war, fand die angewiesenen Grundstücke nicht anbaufähig, und es verstrichen volle zwei Jahre, ohne daß man ernstlich ans Werk ging. Die Gründung kam indes nicht in

der Kapkolonie, sondern in Natal zu stande. Mit freudiger Bereitwilligkeit überließ ihnen die Nataler Regierung unweit des Hafenortes Durban und nur eine Wegstunde vom Städtchen Pinetown entfernt einen Flächenraum von 6000 Acres. Der Boden ist zwar in dieser Gegend nicht sehr fruchtbar, das Klima aber gesund. Am dritten Weihnachtstage 1882 kam Prior Franz mit seinen Leuten auf dem neuen Grundstück an, das er zur Ehre eines Wohlthäters in Europa Mariannhill nannte. Am nächstfolgenden Tage waren die Religiosen schon am Werke, schlugen einfache Blechhütten auf und arbeiteten rüstig, wie sie es zu thun gewohnt waren. Daß im Anfange Not und Kreuz mannigfacher Art den Mönchen nicht erspart blieb, braucht wohl kaum erwähnt zu werden, aber durch Mut, Gottvertrauen und unverdrossenen, opferwilligen Eifer haben sie Werke geschaffen, vor denen die Welt mit Bewunderung stehen bleibt.

Bei all der Sorge um die Unterbringung seiner Familie verlor Prior Franz keinen Augenblick den hohen Zweck aus den Augen, den ihm die Vorsehung und die Kirche vorgezeichnet: die Bekehrung der Kaffernstämme. Mit ungewöhnlicher Freude gewahrten die Wilden, daß andere Männer als die Engländer dieses große Besitztum gekauft hatten. Denn von letzteren hatten sie so viel zu erdulden gehabt, daß ihr Fernsein ihnen am liebsten war. Die englische Regierung hatte zwar die Vielweiberei gesetzlich anerkannt, daraus aber Profit zu ziehen gesucht, indem für jedes Weib eine Steuer erhoben wurde. The Englishman is not our friend — der Engländer ist nicht unser Freund, war ein geflügeltes Wort geworden. Den stillen, arbeitsamen Ordensleuten, die niemand etwas zuleid thaten, allen ungeheucheltes Wohlwollen zeigten, hatten die Kaffern ihre ganze Sympathie geschenkt. Indes dachte der kluge, weltkundige P. Franz nicht daran, diese günstige Gelegenheit, Propaganda zu machen, sofort zu verwerten. Sein Plan war ein anderer. „Weil alles uns sagte," schrieb er, „es sei sehr schwer, Kaffern zum Christentum zu bekehren, so wollten wir uns anfangs mehr passiv verhalten, als ob es uns ganz gleich sei, ob sie Christen oder Heiden seien. Wir ließen sie betreffs ihrer religiösen Gesinnung geflissentlich in Ruhe und fragten sie gar nicht, was sie von Gott dächten. Wir wollten sie beobachten lassen, wie wir arbeiten, wie wir früh aufstehen, mit Glockengeläute die ganze Gegend in Alarm setzen u. s. w. Das mußte ihnen viel zu denken und zu reden geben, warum denn diese ernsten, bärtigen Männer aus der Fremde so früh aufstehen und beten, warum sie ein so strenges Leben führen. Und da sie alle Tage und jede Nacht das helle Klosterglöcklein hörten, so konnte es ihnen auch nicht mehr aus dem Kopfe gehen. Auch der einfältigste Kaffer mußte denken, dieser Gott, den die Trappisten anbeten, muß doch ein großer Herr sein, daß sie so viel zu ihm beten und so viele Verbeugungen vor ihm machen. Bald kamen sie denn

auch zahlreich zur Kirche; wir sahen uns daher genötigt, eine Kapelle so an die Kirche anzubauen, daß sie durch ein Gitter in unser Chor sehen konnten." In der That giebt es kein wirksameres Beispiel zur Arbeit als diese Mönche, die vom frühen Morgen bis zum späten Abend mit Hacke, Karst und Spaten beschäftigt sind, und unter Leitung tüchtiger Männer Straßen, Brücken und Chausseen bauen, Wasserleitungen, Kanäle und Dämme anlegen. Weiße wie Kaffern sahen mit Staunen, in welch kurzer Zeit der Trappistenfleiß die ganze Gegend umwandelte.

Nachdem die Kaffern auf die Mönche aufmerksam geworden waren, ließ P. Franz eines Sonntags alle Familienhäupter, die auf dem Grundbesitz des Klosters wohnten, zusammenkommen, besprach sich mit ihnen und stellte Erleichterung der Pachtbedingungen in Aussicht, falls sie selbst mit Hand ans Werk legen wollten. Zu diesem Zwecke gab er ihnen die nötigen Werkzeuge, Pflugschar und Spaten, und lehrte sie Mais, Bataten und Bohnen anpflanzen. Sogar von der lästigen Hüttensteuer sollten sie befreit werden, wenn sie kleine Häuser bauen und nach europäischer Art sich häuslich einrichten wollten. Solche Maßregeln, solche Liebe und Freundlichkeit verfehlten nicht, den denkbar günstigsten Eindruck auf die Kaffern zu machen und den Weg zur baldigen Bekehrung anzubahnen.

Bis zum Christentum, d. h. bis zum wahren, ganzen Christentum, war es fürwahr ein weiter Weg, denn um gute Christengemeinden heranzubilden, war es unerläßlich, die Kleinen in den Schulen zu unterrichten und sie von frühester Jugend auf ein Handwerk zu lehren. Die Schulen und Werkstätten, die P. Franz bauen ließ, nahmen zuerst weiße Knaben auf. Die Wahrnehmung, daß diese Kinder so erstaunliche Fortschritte machten, bewog die Kaffernväter, auch ihre Sprößlinge den Mönchen anzuvertrauen, damit sie ähnliches lernten. Die einzige Bedingung, die für die Aufnahme festgesetzt wurde, war, daß die Kinder ständig den ganzen Tag im Kloster bleiben mußten. Die Mönche wußten nämlich recht gut, daß ein Aufenthalt im heimatlichen Kraale den erzieherischen Einfluß notwendigerweise aufheben würde. Die Buben lernten lesen, schreiben und rechnen, machten sich vertraut mit allen Handwerken und übten sich in christlicher Zucht und Sitte, die sie auf den heiligen Glauben vorbereiteten. Sogar ältere Burschen von 12—16 Jahren fanden Aufnahme und Unterkunft im Kloster und wurden mit Ochsentreiben, Viehhüten und Feldarbeiten beschäftigt; Kost, Wohnung und Kleidung erhielten sie unentgeltlich, dazu noch einen anständigen Monatslohn, den sie an ihre Eltern abgeben mußten. Aber auch die weibliche Jugend wurde nicht vernachlässigt. P. Franz gründete die Kongregation der sogen. „roten Missionsschwestern", die, unter einer besondern Regel lebend, den Missionaren in der Bekehrung der weiblichen Bevölkerung zur Seite stehen sollten. Nicht minder bewundernswert ist, was

diese Schwestern geleistet haben. Wie die Mönche aus den Buben geschickte Steinmetzen, Maurer, Zimmerleute, Schreiner, Wagner, Schmiede, Spengler, Zinngießer, Schlosser, Schuster, Schneider, Bäcker, Müller, Weber, Anstreicher, Buchbinder, Gärtner und Landbauer machen, so lehren die Schwestern die Mädchen stricken und nähen, bügeln und sticken und die Nähmaschine mit überraschender Gewandtheit handhaben. Wenn dann die heidnischen Eltern kommen und sehen, wie ihre Kleinen im Kloster so gut aufgehoben sind, wie sie sich freuen, singen und etwas Tüchtiges lernen, wenn sie die Kleinen erblicken hübsch gewaschen und angezogen, mit den weißen Kindern auf gleiche Weise behandelt, wie sie am Altare im bunten Chorrocke ministrieren, bei den Prozessionen das goldene Rauchfaß schwingen und überall mit vorne sind, da wird das harte Herz erweicht und das gute Wort, das alsdann die Mönche zu ihnen sprechen, fällt vielfach auf guten Boden.

Nach der Schule kam die Kirche, nach dem guten Beispiel die Predigt und Katechese. Zuerst durch einen Dolmetscher, dann durch einen Trappistenmönch selbst wurden den Heiden die wichtigsten Glaubenslehren auseinandergesetzt. Die im Basilikenstil erbaute und reich ausgestattete Kirche zog durch den mit allem Glanz verrichteten Gottesdienst, die herrlichen Zeremonien, die Tauf- und Firmfeierlichkeiten und die ganze Pracht, wie sie die katholische Kirche zu entfalten vermag, die Heiden von weit her gar mächtig an und erfüllte sie mit hoher Begeisterung. So wurde die Kirche für viele die Vorhalle des Himmels. Die Trappisten begnügten sich damit aber nicht, sie steuerten auch dem Laster der heidnischen Kraals, soviel sie nur immer vermochten. Sie errichteten neben der Kirche einen Kramladen, in dem die Wilden sich Kleidungsstücke für einen Spottpreis kaufen konnten; den ärmeren wurden ganze Ladungen von Stoffen und Kleidern, die entweder von Wohlthätern in Deutschland geschickt oder von den Händen der Schwestern und christlichen Kaffernmädchen verfertigt worden waren, unentgeltlich verteilt, und so sah man in der ganzen Gegend der Trappistenabtei nur mehr wenige verstockte Heiden, die aller Schamhaftigkeit bar in ihren alten Gewohnheiten fortlebten. Aus Erfahrung konnte dann auch P. Franz sprechen: „Die Wildheit der Kaffern ist nicht so schwer auszurotten, als die Verderbtheit der Zivilisierten. Es ist wie in der Natur: die Aufpfropfung eines Edelreises auf einen festen und gesunden Wildling gelingt meistens viel leichter, als die Kur des Siechtums eines veredelten Obstbaumes."

Zu optimistisch urteilte der nüchterne Trappistenobere nicht. Er wußte recht gut, daß christliche Klugheit und Vorsicht mit dem Eifer stets Hand in Hand gehen müssen, um etwas Dauerndes zu schaffen. So ließ er denn für die der Schule entlassenen katholischen Jünglinge und Jungfrauen Häuser bauen, in denen diese so lange Unterkunft finden, bis sie im stande sind,

ihr eigenes Heim zu gründen. Dem jungen katholischen Ehepaar wird auf dem Gebiet der Mission ein Grundstück angewiesen, auf dem es sich niederläßt. Die andere Institution der „Weiberkost" bietet den bekehrten Kaffernweibern, die nach ihrer Taufe verlassen und einsam dastehen, Unterkunft und Versorgung (Bild 54).

Bei all den verschiedenen täglichen Arbeiten (opera humana) vergessen die guten Mönche und die Ordensschwestern das wichtigste Geschäft, das Werk Gottes (opus Dei), nicht und bleiben getreu dem über alles erhabenen Wahlspruche des echten Ordensmannes: Bete und arbeite. Die strengste Disziplin, eine musterhafte Ordnung herrscht in allen Klöstern, der Geist der Abtötung belebt alle Religiosen. Ein jeder ist ernstlich und mit Aufbietung all seiner Kräfte mit dem beschäftigt, was der Gehorsam und der Wille Gottes ihm vorschreibt. In Mariannhill, dem Mutterhause, singen gegen 40 Mönche in einem wohlgeschulten Chore siebenmal im Tage von frühmorgens 2 Uhr bis abends 7 Uhr das göttliche Offizium. Daß diese anstrengende, andauernde Arbeit, die karge Nahrung, das rauhe Gewand und harte Lager, mit einem Worte, das ernste Mönchsleben der Trappisten nicht einem jeden zulächelt, ist selbstverständlich, da der liebe Gott nicht allen denselben Beruf gegeben. Aber dieses durch die Kirche gutgeheißene und durch das heiligste Leben des Heilandes selbst gesegnete Ordensleben verunglimpfen wollen, fürwahr, das spottet jeder Einsicht und allem christlichen Gefühl.

Bild 54. Kaffernfrau (aus der Trappistenmission) beim Maisreiben.

Ich hatte das Kloster mit zwei andern Herren besucht, die, obgleich nicht katholisch, doch alles mit dem lebhaftesten Interesse beobachteten. Sie erweckten bei mir den Eindruck, als ob sie beide gezwungen seien, ohne Vorbehalt die großen Verdienste der Trappisten anzuerkennen; aber ich hatte mich getäuscht, denn kaum saßen wir in dem Omnibus, der uns nach Richmond bringen sollte, als der eine ganz sonderbare Gefühle äußerte. Er schien sich

dafür zu rächen, daß er vorher so still gehalten und das eine oder andere Kompliment notgedrungen hatte machen müssen. Das Klosterleben malte er sich jetzt wieder aus, wie er dasselbe in Romanen geschildert gesehen, nicht aber, wie er es soeben noch in Wirklichkeit in Augenschein genommen. Jedes Kloster war für ihn immer noch eine „Region der Trübsal und Sorgen, wo beengend ewige Todesstille herrscht und wo der gefesselte Menschengeist unaufhörlich seufzt und heiß und stürmisch begehrt hinauszutreten ins gesunde, klangvolle Leben der pulsierenden, frisch atmenden Welt", und schnell hatte sich das Züngelchen gespitzt, um ein scharfes Verdammungsurteil über diese übertriebene Moral, diesen religiösen Fanatismus, diesen mittelalterlichen Mönchsgeist auszusprechen, der in unser modernes Jahrhundert nicht mehr passe.

„Ja, vieles und viele passen nicht mehr in unser aufgeklärtes Jahrhundert," erwiderte ich ziemlich scharf. „Es giebt immer noch Leute, die nicht sehen wollen, was sie sehen, und blindlings gegen alles rennen, was sie nicht verstehen. Ihnen, mein Herr, gilt das zwar nicht, aber ich hätte nicht geglaubt, daß Sie solcher Meinung sein können, nachdem Sie sich doch von dem Gegenteile überzeugen konnten."

„Sie sind Katholik, ich bin es nicht, das erklärt unsern divergierenden Gedankengang," entgegnete der andere spitz und stolz.

„So? — darin besteht das Kriterium der Wahrheit? Ich gestehe es offen, das wußte ich nicht, und es ist das erste Mal, daß ich dergleichen höre. Nun, ich will Sie dabei lassen, denn ich weiß, Sie sind ein hochachtbarer Mann, der spricht, wie er denkt, und mit der Begründung seiner Meinung nicht zurückhält. Es freut mich sogar, daß ich gegen Sie nicht scharf aufzutreten habe, um eine Institution der katholischen Kirche zu rechtfertigen und zu verteidigen. Es freut mich, daß Sie nur deshalb nicht meiner Meinung sein können, eben weil Sie anderer Meinung sind. Dann trifft Sie vielleicht nicht der harte Spruch, den Dante unverbesserlichen und unbekehrbaren Menschen so gern ins Stammbuch schrieb:

Quanto son diffettivi sillogismi
Quei che ti fanno in basso batter l' ali.
‚Wie ist doch ihr Syllogismus fehlerhaft,
Deren Fittiche auf der Erde streifen.'"

Dieses Diktum verfehlte auf den Widerpart seine Wirkung nicht; anfangs saß er mit rotem Gesicht wie ein schüchtern verschämtes Mädchen und schwieg. Aber nicht lange blieb er verlegen, und schlagfertig, wie er einmal war, entgegnete er rasch: „Vieles achte und schätze ich an den Mönchen, aber ich möchte bitten, sehen Sie denn nicht ein, daß ein Verzichten auf die menschliche Sprache, diesen höchsten Ausdruck des selbstbewußten, unsterblichen Geistes und das schönste Band menschlicher Gemeinschaft und Liebe, ein Frevel ist gegen sich selbst und gegen Gottes unendliche Güte und ein geistiger Selbstmord?"

„Geistiger Selbstmord! Wie dies schaurig klingt! Wie wenn durch das Schweigen der Geist der Mönche getötet worden wäre! Nach all dem, was wir zusammen gesehen, kann bei diesen Männern von Mangel an Verstand und Geist keine Rede sein. Mein lieber Herr, urteilen Sie doch selbst. Sie sagen, daß der Mensch sprechen soll, ich bin auch dafür; aber ich füge hinzu, daß der Mensch den Mund viel zu wenig zum Schweigen gebraucht. Es ist ein eigentümlich Ding um den Mund des Mönches und des katholischen Ordensmannes: Redet er, so sagt man ihm, er möge hübsch das Stillschweigen beobachten; schweigt er, dann lästert man ihn. Glauben Sie mir, in der Welt giebt es gar viele, die vom Trappisten die Goldwährung des Stillschweigens lernen könnten."

Meine Worte mußten dem Kollegen doch wie heiße Kohlen im Gewissen brennen, mochte er auch auf der Weiterreise, als das Gespräch auf andere, gewöhnlichere Sachen überging, kühl und gelassen erscheinen. In Richmond stieg er aus.

„Was denken Sie von alledem, was Sie gesehen?" fragte ich den andern Reisebegleiter, bei welchem ich wohlwollendere Gesinnungen vermutete. „Sind die Trappisten wirklich die Leute, welche Verleumdung und Anschuldigung verdienen?"

„Was Verleumdung!" entgegnete er mir. „Sprechen Sie doch, lieber Freund, dieses Wort nicht aus, so redet nur Unkenntnis und Unvernunft. Die Mönche sind wirklich Helden, auf die die Welt stolz sein kann, Helden der Arbeit, des Gebetes und der Entsagung. Das ist es eben, was bei den katholischen Missionaren stets auf mich einen überwältigenden Eindruck macht: diese, fast möchte ich sagen, überirdische Liebenswürdigkeit und dieser außergewöhnliche Eifer, die nur die Früchte eines außergewöhnlichen Opfers, der religiösen Gelübde sein können. Die religiösen Orden sind es auch, welche der ganzen christlichen Welt eine Stütze bieten. Sowohl für die heidnische als für die christliche Welt, für die Ehe und die Familie, für den Einzelnen wie für die Gesamtheit und den Staat genügt nicht die wunderbare Kraft und der Segen der erfüllten Gebote, dazu bedarf es vielmehr des erhabenen Schauspieles von Menschen, welche die Räte Christi befolgen und eine lebendige Verkörperung alles menschlichen Strebens nach dem Höheren und Höchsten sind."

„Darin gebe ich Ihnen recht, cher ami," sprach ich, über das Gehörte lebhaft gerührt. „Aber warum giebt es denn in Natal noch Gegner?"

„Was Gegner! Nun ja, in den Augen gewisser Kreise ist es ein Verbrechen, daß die Mönche den Naturkindern das fröhliche Gewissen rauben, sie zum Zwang anleiten, zur Arbeit, wozu sie nicht geboren sind. Aber die Gegner *dieses* Schlages haben kein Verständnis von der sozialen Ordnung und der christlichen Heilsordnung. Diese bekennen sich zu dem Satze, daß

die zehn Gebote der modernen wissenschaftlichen Erkenntnis gegenüber nicht mehr haltbar sind und daß die niedere Leidenschaft im Wilden sich ebenso bethätigen dürfe, wie bei dem Europäer die gesunde Sinnlichkeit zur Geltung und Herrschaft kommen müsse. Wenn ich von den andern reden soll, so werden nur vereinzelte Stimmen laut, um die Wirksamkeit der Trappisten in Südafrika zu bekritteln und herabzusetzen, aber eine ganze Legion von Lobsprüchen ungeteilter Anerkennung und Bewunderung erhebt sich gegen diese Lästerstimmen und bringt sie zum Schweigen. Doch bitte, greifen Sie zu einem andern Gegenstand, denn es überkommt den Andersgläubigen eine Rührung, wenn er sieht. . . . Wie weit ist es noch von hier nach Pietermaritzburg? Könnten Sie mir hierüber Auskunft geben, cher ami?"

„Wie weit? nein, aber wir wollen abwarten, wir kommen noch hin." Und schnell hatte ich ein wissenschaftliches Thema aufs Tapet gebracht.

VIII.

Im Norden des Weihnachtslandes.

Die schlimmsten Feinde der in Natal ansässigen Engländer waren lange Zeit die Zulus, und nicht eher war der Besitz der britischen Kolonie Natal gesichert, als bis die Macht und Kraft der Zulukönige gebrochen und ihr Land unter die Schutzherrschaft einer europäischen Nation gestellt oder als englisches Gebiet erklärt worden war. Von Panda hatten die Engländer nichts zu fürchten; er war ein friedliebender Herrscher, der keinem Fremden übel wollte und den kriegerischen, an Kampf gewöhnten und nach Blut lechzenden Regimentern strenge Zügel anlegte. Ihm völlig ungleich an Geist und Gesinnung war sein ältester Sohn Cetywayo, der ganz und gar den Geist seines Onkels Chaka ererbt hatte. Vorerst bekam er Streit mit seinem jüngern Bruder Umbulazi, den er vom Vater bevorzugt glaubte. Ein jeder hatte seinen Anhang unter den verschiedenen Stämmen, und so gerieten denn die Brüder in unheilvolle Zwietracht und das Land in volle Zerklüftung. Schließlich kam es 1856 zu einer Schlacht an den Ufern des Tugela; Umbulazi fiel mit fünf andern Brüdern, und die Zahl seiner Soldaten, die auf dem Felde blieben oder in den wilden Fluten des Flusses ertranken, mögen 3000 gewesen sein.

Cetywayo war jetzt alleiniger Thronerbe, dem sich alsbald alle Stämme unterwarfen. Da sein Vater Panda wegen seiner ungeheuern Körperschwere sich nicht mehr vom Platze bewegen konnte, wurde in einer Versammlung beschlossen, daß der Sohn, unterstützt von dem ersten Minister des Vaters, regieren solle. Zwei Söhne Pandas hatten sich zur Zeit des Krieges zwischen Cetywayo und Umbulazi nach Natal geflüchtet und unter den Schutz der englischen Regierung gestellt. Des älteren Bruders Macht war indessen so stark geworden, daß die beiden keinen Anspruch auf Mitregierung zu erheben wagten. Auf Betreiben von Sir Shepstone verzichtete Panda im Jahre 1861 auf den Thron und wurde Cetywayo als sein Nachfolger bestimmt.

Panda oder Umpanda halten die Zulus im Andenken und verehren ihn mehr als den grausamen Chaka. Noch heute sprechen sie jenen Namen mit Ehrfurcht aus und rufen ihn als Zeugen der Wahrheit ihrer Worte

an. „Ist das wirklich wahr, was du da sagst?“ fragt der eine; „Umpanda“, lautet die Versicherung.

Bis zum Tode Pandas, der 1872 erfolgte, waren die Beziehungen zwischen den Zulus und der Regierung von Natal die denkbar freundlichsten. Die Gesandten, die das Ableben des alten Königs in Pietermaritzburg meldeten, baten sogleich Shepstone, er möge auf Wunsch von Cetywayo und des ganzen Volkes ins Zululand kommen, um den Häuptling feierlich als König einzusetzen. Sir Shepstone entsprach dieser Bitte und begab sich mit 110 Reitern, 2 Geschützen und 300 Kaffern zu dem königlichen Kraal Umbambongwenya, in dem sich Cetywayo befand, umringt von seinen 10000 bewaffneten Männern. Vor der Krönung machte der Engländer dem Könige und dem Volke einige Gesetzvorlagen, die ohne weiteres angenommen wurden. Unter anderem ward festgestellt: 1. daß willkürliches Blutvergießen aufhören solle; 2. daß kein Zulu ohne vorherige öffentliche, formgerechte Gerichtssitzung verurteilt werden könne, und 3. daß nur der König das Todesurteil über einen Verbrecher fällen dürfe. Cetywayo trug an diesem Tag einen Mantel aus Karmin mit Gold durchwirkt, und seine Kopfbedeckung war eine Art Krone aus Purpur und Goldschnüren, von hohen wallenden Straußenfedern überragt. In dieser Tracht, einem Geschenke des englischen Kommissars von Natal, wurde er von Shepstone seinen beiden Brüdern, den Unterhäuptlingen, als „König der Zulus“ vorgestellt. Seine rechte Hand und sein Ratgeber war John Dunn, ein Schotte und Europäer von Geburt, der bis zu seinem 18. Jahre in der Kapkolonie und in Natal lebte, dann aber, aller Zivilisation überdrüssig, sich zu den Zulus geschlagen hatte. Über 40 Jahre lebte er unter ihnen und nahm ihre Sitten und Gebräuche an.

Cetywayo war also Herrscher. Sein Volk, das Krieg und Waffen liebte, hing an ihm mit ganzer Seele. Um aber der Regierung von Natal zu zeigen, daß er von jeglicher fremden Macht unabhängig sein wolle, ließ er die am Krönungstage proklamierten Gesetze geschriebene Buchstaben sein und waltete und schaltete in seinem Lande nach eigener Willkür. Chaka und Dingaan waren seine Muster, wiederum floß unschuldiges Blut. Er schaffte auf ganz einfache Weise die ihm Widerstrebenden aus dem Wege. Alle jungen Männer trugen Waffen und wurden gehörig einexerziert, durch die Delagoa-Bai wurden Gewehre und große Vorräte an Munition ins Land eingeschmuggelt, und bald waren seine zahlreichen Regimenter in der Handhabung des Gewehres ebenso gewandt als im Werfen der Assegai. Das ganze Land glich einem großen Kriegslager; häusliches Leben, Ackerbau und Viehzucht, all das war Nebensache. Cetywayo fühlte sich somit stark und ließ sich von den angrenzenden Buren und Engländern nichts gefallen. Von der transvaalschen Republik forderte er ein Stück Land zwischen

dem Buffalo- und dem Pongola-Flusse, das diese an sich gerissen und wo sich bereits Buren angesiedelt hatten. Auch als Transvaal im Jahre 1879 englisches Gebiet geworden war, machte er sein Recht geltend, indem er militärische Kraals auf dem bezüglichen Landstrich baute und allen ansässigen Europäern Bescheid that, recht bald von da aufzubrechen und den Zulus Platz zu machen. Shepstone bemühte sich, diesen streitigen Fall auf friedliche Weise zu schlichten, aber seiner Freundlichkeit stellte Cetywayo rechthaberisches Benehmen entgegen und ließ sich erst nach langem Zureden zu dem von beiden Seiten getroffenen Übereinkommen herbei. Eine Kommission sollte ernannt werden, deren Entscheidung sich beide Parteien voll und ganz zu unterwerfen hätten. Mittlerweile machte der Zulukönig aus seiner feindseligen Stimmung gegen die Weißen und vorzugsweise gegen die Briten, die als Hofmeister auftraten, kein Hehl. Unter seinem Schutze durfte der Swazi-Häuptling Umbeline einen Plünderungszug auf transvaalsches Gebiet wagen, und wurden die im Zululande ansässigen Weißen und die Grenzbewohner immer und immer wieder belästigt, beraubt, bedroht. Cetywayo war gewissermaßen der Störenfried Südafrikas geworden, und es mußte dem britischen High Commissioner einleuchten, daß die Ruhe und Sicherheit der ganzen Südspitze durch die unruhigen Zulus gefährdet sei und ein ernsteres und entschiedenes Einschreiten am Platze wäre.

Mit der von der Kommission getroffenen Entscheidung bezüglich des bestrittenen Landes an der Grenze Transvaals verband die englische Regierung verschiedene Forderungen. Es war dies das Ultimatum, das am 11. Dezember 1878 dem Zulukönig überreicht wurde.

Die Forderungen der englischen Regierung waren folgende:

1. Übergabe des Häuptlings Umbeline;

2. Übergabe einiger Zulus, die einen räuberischen Ausfall auf englisches Gebiet gewagt hatten;

3. Übergabe von 600 Stück Vieh wegen Beleidigung englischer Beamten.

Andere Forderungen bezogen sich auf die zukünftige Regierung des Zululandes:

1. Anerkennung eines britischen Residenten im Lande;

2. Auflösung und Entwaffnung der Regimenter;

3. Erlaubnis für die jungen Männer, sich zu verheiraten;

4. getreue Erfüllung der bei der Krönung gemachten Versprechen;

5. Missionare im Lande aufzunehmen;

6. keinen Krieg mit irgend jemand zu führen ohne Erlaubnis des britischen Residenten.

Das Ultimatum lautete auf zwanzig Tage, nach deren Ablauf England mit militärischer Gewalt ins Land einfallen werde. England konnte in diesem Tone sprechen, weil es sich seit Monaten mit der Möglichkeit eines

Krieges vertraut gemacht und die nötigen Vorbereitungen getroffen hatte. Der General Lord Chelmsford, der 1877 Sieger über rebellische Kaffernhäuptlinge gewesen, hatte ein Heer von 6600 europäischen Soldaten gesammelt und an der Grenze aufgestellt. Es waren drei Kolonnen. Die erste Kolonne unter Colonel Pearson stand am Tugelafluſſe; sie war mit den Eingeborenen über 4000 Mann stark. Die Hauptkolonne, die der General selbst befehligte, hatte Stellung genommen bei Helpmakaar, fast nochmal so stark als die erste Kolonne; die dritte kleinere unter dem Kommando von Colonel Evelyn Wood stand weiter oben bei Utrecht. Als nach 20 Tagen keine Rückantwort auf das Ultimatum von Cetywayo erfolgte, zog der britische High Commissioner Sir Bartle Frere das Schwert aus der Scheide und beauftragte den General Lord Chelmsford, den Zulukönig mit Gewalt zur Annahme der gemachten Forderungen zu zwingen. Der Krieg war somit erklärt.

Colonel Wood überschritt den Blutfluß und drang zuerst ins Zululand ein. Vorsicht war eine Haupttugend des Führers. Sein bester Spion war Piet Uys, ein Sohn des unglücklichen Pieter Uys, der 1838 hinterlistigerweise von Dingaan getötet worden war, und gleichgesinnter Bruder jenes edeln Jünglings, der an der Seite des Vaters den Heldentod gefunden hatte. Nach allen Richtungen hinaus waren Vorposten ausgestellt, weil man die listigen Zulus kannte. Nach verschiedenen Bewegungen verschanzte sich Wood bei Kambula.

Die Hauptkolonne überschritt den Buffalofluß bei Rorkes Drift am 11. Januar 1879. Gleich anfangs gab es mehrere kleine Scharmützel, in denen den Engländern der Sieg ziemlich leicht gemacht war. Langsam bewegte sich die Truppe voran, aufgehalten von den Wagen der Nachhut, für welche erst Wege geschaffen werden mußten, und die wegen der wolkenbruchartigen Regengüsse oft im Schlamme stecken blieben und vor den Flüssen lange hielten. Am 20. Januar kam sie an dem Fuße des Berges Isandhlwana an. Die ausgesandten Vorposten stießen überall auf Zulus, die sich allmählich vereinigten. Anstatt nun die Soldaten beisammenzuhalten, um einen größeren feindlichen Stoß auszuhalten, beging der General den strategischen Fehler, nach allen Seiten kleine Abteilungen zu senden, um die allerorts auftauchenden Feinde zurückzuschlagen. Er selbst zog mit der Hauptmacht aus und ließ den Colonel Pulleine mit geringer Mannschaft im unverschanzten Lager zurück. Am 22. Januar 6 Uhr morgens zeigten sich bereits auf den nahen Anhöhen Zulutruppen, und wenige Stunden später rückten sie schon in größerer Zahl in die nächste Nähe, so daß die vorgerückten Engländer auf allen Seiten ins Lager zurückgetrieben wurden. Pulleine zählte 700 weiße und 600 einheimische Soldaten. Man sollte meinen, daß den Engländern nichts näher gelegen, als die ganze Macht

im Lager zu befestigen und hier den Feind ruhig zu erwarten; aber jegliche Befestigung des Lagers unterblieb, und immer wieder kämpften kleinere Abteilungen unten am Fuße des Berges, ohne dadurch den vordringenden Feind aufzuhalten. Dieser befolgte seinen alten Schlachtplan: in der Mitte war die Masse, und auf beiden Seiten hornartige Flügel, die den Feind umzingeln sollten. Es waren die elf besten Regimenter Cetywayos, 23—24 000 Mann. Die englischen Soldaten waren nach mehrstündigem Kampfe ins Lager geflohen, alle fest entschlossen, hier den Feind mit zäher Widerstandsfähigkeit zu erwarten. Es war ein ungleicher Kampf, zwanzig gegen einen. Sowohl das Gewehr- als auch das Kanonenfeuer der Engländer war heftig, rasch und andauernd, ganze Reihen der Feinde stürzten nieder. Aber alsogleich füllten sich die Lücken, und immer näher rückten die Zulus tapfer und furchtlos voran. Kaum haben sich die beiden Flügel berührt, da bricht plötzlich ihr Kampfgeschrei los, alle zusammen und mit verdoppelter Kraft, ein Löwengebrüll, gehirnbetäubend und sinnverwirrend, und enger und enger wird der furchtbare Kreis. Die Engländer stehen Schulter an Schulter und schießen unaufhörlich, aber da dröhnen schon die Assegaie mächtig auf ihren Köpfen. Es ist ein gewaltiges Ringen, ein greuliches Niedermetzeln. Die Engländer erlagen. Einige versuchten den Ring zu durchbrechen, wurden aber meistens von den Wilden aufgefangen, kaum 40 Weiße und einige Kaffern entkamen; Colonel Pulleine war unter den Toten. Im ganzen waren 23 Offiziere und 1400 Soldaten tot. Aber auch der Sieg der Zulus war teuer erkauft worden: die Kerntruppen Cetywayos waren stark gelichtet und die Zahl der Toten betrug mehrere Tausend. Eine Schar junger fröhlicher Burschen, die von Pietermaritzburg aus einen Spazierritt nach dem Buffalo gemacht hatte, geriet unvorsichtigerweise in das Scharmützel und büßte ihre Neugierde mit dem Leben. Die Nachricht dieser Niederlage wirkte niederschmetternd in ganz Natal, in allen Städten und Ortschaften wähnte man die Zulus in nächster Nähe. Die Gefahr war allerdings vorhanden, denn nur noch solch eines Sieges hätte es bedurft, und die Wilden wären verheerend und zerstörend unaufhaltsam in Natal eingebrochen.

Vom Leichenfelde von Isandhlwana stürmten noch am selben Tage 4000 Kaffern südwärts nach dem 10 englische Meilen entfernten und auf der Natalseite des Buffalo gelegenen Rorkes Drift, wo sich ein Munitionsdepot befand. Sobald der Leutnant Chard Kunde von der am Morgen stattgefundenen Niederlage erhielt, versäumte er keinen Augenblick, das Lager zu befestigen. Das kleine Hospital und das Magazin wurden verbarrikadiert und die Zwischenräume mit Wagen und Maissäcken ausgefüllt. Die kleine Mannschaft, die nur 140 Mann zählte, that Wunder der Arbeit. Noch einen andern Wall errichtete sie mit Biskuitkisten und Fässern. Kaum war diese Mauer $1^1/_2$ m hoch, als schon 500—600 Zulus erschienen. Es war ungefähr

4 Uhr nachmittags. Die Engländer hatten das Blutbad von Isandhlwana vor Augen und dieses Bild gab ihnen Löwenmut. Die einen schossen, die andern stachen die allzu dreisten Angreifer mit dem Bajonette nieder. Der Kampf dauerte bis nach Mitternacht, erst nach 4 Uhr morgens zogen sich die Zulus geschlagen zurück. Während 350 Wilde ins Gras hatten beißen müssen, beklagten die Engländer nur 17 Tote. Die englische Waffenehre war durch diesen Sieg wieder rein gewaschen, die tiefe Scharte vom 22. Januar glänzend ausgewetzt.

General Chelmsford wußte und ahnte nichts von all dem Geschehenen. Auf seinen Streifzügen begegnete er nur vereinzelten Zulus, die ebenso schnell wieder verschwanden, als sie auftauchten. Bald jedoch hörte er von dem großen Unglück. In Eilmärschen kehrte er zum Berge zurück, fand aber das Lager zerstört und vollends in einen Trümmer- und Leichenhaufen umgewandelt. Nur die Nachricht von der mutigen Verteidigung zu Rorkes Drift tröstete den General und gab ihm frischen Mut und freudige Hoffnung. Die Hauptkolonne zog sich nach Natal zurück und erwartete hier frische Truppen. Auch beeilte man sich, die Grenzorte gegen einen etwaigen Einfall der Zulus zu befestigen. Ganz Natal war in Aufregung, und in England, wohin die Nachricht von dem unglücklichen Ausgang der ersten Schlacht telegraphisch gedrungen war, herrschte die größte Verwirrung. Um größerem Unglück vorzubeugen, schickten England und die englischen Kolonien neue Truppen den bedrängten Natalianern zu.

Colonel Pearson wurde auf seinem Wege ins Zululand auf jedem Schritt und Tritt von den ihn umschwärmenden Zuluhorden belästigt. Diese hatten Gewehre, feuerten mit vielem Geschick und wurden nur durch die Kanonen der Engländer in Schach gehalten. Da hörte er von der Niederlage von Isandhlwana. Seinen Plan, den Zulukönig in seinem Hauptkraal Ulundi anzugreifen, gab er bald auf und suchte, da er an Rückkehr nicht dachte, einen geeigneten Ort, wo er die Feinde mit Aussicht auf Sieg erwarten könne. Er marschierte nach dem Hochland und lagerte bei dem von Natur befestigten Ort Etshowe. Er zählte 1300 Mann und hatte einen beträchtlichen Munitionsvorrat.

Die im Norden unter der vortrefflichen Leitung des Colonels Wood operierende Truppe drang bis Kambula vor und schlug daselbst ihr Lager auf. Am 28. März sandte Wood seinen tüchtigen Colonel Buller aus, den Berg Hlobane, den der Häuptling Umbeline besetzte, zu erstürmen. An der Spitze von 400 Reitern griff Buller Umbeline an und erkletterte mit nicht allzu großem Verluste den Berg. Aber kaum war er oben, als aus allen Ecken und Enden Zulus herbeikamen und sich am Fuße des Berges lagerten. Buller erkannte sofort, daß er nicht länger unthätig bleiben dürfe. Auf einem steilen Pfade, der wenig besetzt war, stieg er hernieder und bahnte

sich mit dem Säbel in der Hand einen Weg durch die Reihen der Wilden. Der Colonel leistete wahre Heldenthaten. Sechsmal warf er sich ins Schlachtgetümmel, um Reiter, die ihre Pferde verloren hatten, zu retten. Der Sieg war den Engländern, aber es blieben 120 Mann zurück, unter ihnen Pieter Uys.

Im Lager machte man sich auf einen baldigen Angriff gefaßt. Die Soldaten waren frisch und guten Mutes und vertrauten auf die Geschicklichkeit ihrer Anführer, was Wood und Buller auch in vollem Maße verdienten. Letzterer, ein wahrer Bayard ohne Furcht und Tadel, gönnte sich nach dem müden Tage der Schlacht von Hlobane (viele schreiben Zhlobane) keine Ruhe und brach noch in der darauffolgenden Nacht mit einigen Soldaten, trotz eines furchtbaren Gewitters, der dunkeln Nacht und der Gefahr von seiten der Zulus, auf, um einigen verirrten Reitern seiner Truppe zu Hilfe zu eilen. Er fand sie und kehrte bei Tagesanbruch mit den Geretteten ins Lager zurück. Lauter Jubel empfing ihn. Er aber verkündete, daß die Zulus in großen Haufen gegen das Lager vorrückten.

Die Stellung der englischen Soldaten war gut gewählt; sie standen auf einer Anhöhe mit breitem Plateau, die ihnen außer einer weiten Aussicht vortreffliche Weideplätze für Pferde und Hornvieh, klares Trinkwasser und in der Nähe Waldung darbot. Auf einem das Plateau überragenden Kopje hatten sie ein kleines Fort angelegt mit Wallgräben und Bastionen, und einige Kanonen aufgepflanzt. Zu beiden Seiten des Forts und von diesem vortrefflich geschützt, war das eigentliche Lager, eine Wagenburg, wie sie bisher bei den Buren im Kriege gegen die Wilden in Gebrauch gewesen. Unter und hinter diesen Wagen, die noch mit Säcken, Kisten und Kasten, Fässern und Dornbüschen verrammelt waren, lagen die Soldaten und erwarteten, das Gewehr in Anschlag, den heranrückenden Feind. Es waren 600 Mann Infanterie, 1000 Mann Kavallerie, eine kleine Abteilung Artillerie, dann noch Wagenführer und andere, im Ganzen 1800 Gewehre.

Herrlich war der Sonnenaufgang am 29. März. Im Lager wurde gearbeitet und immer noch mehr verschanzt; ein jeder war fleißig am Werke. Ringsumher zeigte sich kein Feind, und kein Staubwölkchen verriet ihn. Die Zeit nutzten die Soldaten gut aus und bereiteten sich auf den Kampf vor, der nicht mehr lange auf sich warten ließ. Gegen Mittag meldeten die Vorposten die in zwei Heeresmassen sich nahenden Zulus. Wie man nachher erfuhr, waren es 25 000 Krieger, und zwar Cetywayos Janitscharen, angeführt von seinem tüchtigsten General und obendrein zum großen Teil mit Feuerwaffen ausgerüstet, worunter nicht nur alte Burenbüchsen, sondern die neuesten Gewehre, die ihnen in der Schlacht bei Isandhlwana in die Hände gefallen. Schnell wurde das Vieh in den Viehpark getrieben, die Pferde gesattelt und im Lager zum Ritte aufgestellt; Munition wurde verteilt, ebenso Trinkwasser, und jeder begab sich an seinen Posten. Wood und Buller

schritten Arm in Arm durch das Lager, von einer Abteilung zur andern, waren ruhig und gelassen und in der besten Stimmung; sie wußten, daß alles in bester Ordnung war. Die Soldaten munterten sie auf durch freundliche Worte. Die Zulus näherten sich im Eilmarsche, sie hatten wiederum den alten Schlachtplan gewählt: die Hauptmacht in der Mitte und auf beiden Seiten ein Flügel.

Die Infanterie des englischen Heeres lag schußbereit in zwei Reihen im Lager, die Reiter standen neben ihren Pferden. Als die Zulus näher gekommen, kommandierte Buller seinen Reitern, im Nu schwangen sich alle auf die Pferde und stürmten in sausendem Galopp auf den rechten Flügel zu. Das Manöver, das den kampfbegierigen Feind in die Schußlinie der englischen Artillerie bringen sollte, gelang vorzüglich. Nachdem die Kavallerie zuerst einige Salven in das Zentrum des Feindes gegeben, wurde den Reitern zum Rückzug geblasen, und die Artillerie besorgte nun ihre Sache.

Haufenweise stürzten die Zulus, drangen aber dennoch todesmutig gegen das Lager von allen Seiten vor. Die Soldaten kämpften an manchen Stellen in voller Verzweiflung, ganz besonders im Kraal, wo das Vieh eingesperrt war. Sie mußten sich von dort zurückziehen, und die Zulus erstürmten die Wagenburg. Da sandte Wood dem an dieser Stelle eindringenden Feinde zwei Kompagnien entgegen, die denselben mit Leichtigkeit zu Paaren trieben. Verschiedenemal hatten die Wilden ganz vorzügliche Stellungen inne, waren im Schutze vor der Artillerie und konnten in der Flanke der Engländer großen Schaden mit ihren Gewehren anrichten. Auf allen Seiten war die Schlacht entbrannt; keiner wollte weichen. Da endlich nach vierstündigem Kampfe sah man den Feind den Rückzug antreten. Sogleich sammelte Buller seine tapfere Schar und stürmte aus dem Lager den Fliehenden nach. Die Pferde der Engländer waren frisch, sie hatten zwei Meilen weit ein offenes Feld, und so konnte der schneidige Reiteroffizier bis zum Dunkel der Nacht die Feinde verfolgen und unter ihnen ein entsetzliches Blutbad anrichten.

Der Sieg war ein glänzender. Am andern Tage wurden die Gefallenen begraben. Die Engländer beklagten 19 Tote und 58 Verwundete. Die Zulus hatten nicht viel weniger als 3000 Mann verloren. Man erbeutete 1000 Gewehre, von denen 300 von den gefallenen Soldaten bei Isandhlwana herrührten. Der Sieg von Kambula, 29. März 1879, rettete die Ehre der englischen Truppen auf dem südafrikanischen Schlachtfelde und brach die beste Kraft der Zulus.

Unterdessen war General Chelmsford von Natal aufgebrochen, um dem bei Etshowe stehenden Kolonel Pearson Hilfe zu bringen. Auf dem Wege dorthin kam es am 3. April zu Ginginhlovo zu einer Schlacht mit 10000 Zulus. Der General, durch Erfahrung klug geworden, verschanzte

diesmal sein Lager und hielt die Truppen zusammen. Er siegte und brachte dem Feinde eine tüchtige Schlappe bei. Als der bedrohte Pearson den General ankommen sah, atmete er freudig auf und zog sich gleich nach Natal zurück.

Nach der Ankunft des Oberbefehlshabers Garnet Wolseley erhielt Chelmsford den Befehl, ins Zululand bis zum königlichen Kraal Ulundi vorzudringen. Der General wählte den zuerst von Wood eingeschlagenen Weg von Utrecht; er hatte 3000 Mann Infanterie und 300 Reiter. Außer kleinen tagtäglichen Gefechten kam es am 4. Juli zu einem größeren Treffen, in dem der Kugelregen der Engländer so stark war, daß die Zulus eiligst die Flucht ergriffen. An den verlassenen Kraal von Ulundi wurde Feuer angelegt. Cetywayo hatte sich an diesem Kampfe nicht beteiligt; von einer Anhöhe aus hatte er die wogenden Schlachtreihen gemustert.

Mit Ulundi hatte der Zulukrieg ein Ende. Das Volk nahm seine Niederlage ganz gelassen an und die verschiedenen Häuptlinge unterwarfen sich bereitwilligst. Nur Cetywayo wollte sich nicht ergeben, und von ihm hing doch einzig und allein ein sicherer Friede ab. Es war demnach das eifrigste Bemühen der englischen Truppen, des Zulukönigs habhaft zu werden. Dieser aber entkam ihren Nachstellungen und flüchtete sich vor seinen Verfolgern von Kraal zu Kraal, und Wochen vergingen, bis sie ihn eines Tages in einem Walde festnahmen. Als Gefangener wurde er nach Natal geführt und auf einem Schiffe nach Kapstadt gebracht.

Am 1. September erklärte Sir Garnet den Häuptlingen, daß die Chaka-Dynastie ein für allemal gestürzt sei. Das Land wurde in 13 Distrikte eingeteilt und in einem jeden ein Häuptling als Administrator eingesetzt, der im Dienste der Königin von England stand und sich an die im Ultimatum verzeichneten Forderungen der britischen Regierung zu halten hatte. Überdies setzte England einen höheren Beamten ein, der die Oberhand über alles führte und die Zwischenperson der Kapregierung und der Häuptlinge war.

Die 13 Königlinge (kinglets) konnten einander nicht gut vertragen und lagen bald in Zwietracht und Streit. Das Volk zeigte ihnen wenig Sympathie und Achtung, da sie in keinem Punkte Cetywayo glichen, und es forderte immer wieder mit ungestümen Bitten Cetywayos Freilassung und seine Wiedereinsetzung als alleinigen Herrscher.

Cetywayo war ein altes holländisches Haus in der Nähe von Kapstadt als Aufenthaltsort angewiesen worden. Er war unter beständiger Aufsicht. Diejenigen, die ihn hier besuchten, schildern ihn als einen großen, breitschulterigen Mann, der in seinem Auftreten und Benehmen etwas unverkennbar Majestätisches und Königliches zeige; sein Gesichtsausdruck sei freundlich, aber traurig zugleich, und er gleiche einem Manne, der niedergedrückt ist unter eine schwere Last von Kummer und Leid (Bild 55). Den Besuchern

gegenüber war er stets zuvorkommend. Der Zulukönig war zweifelsohne viel bedeutender als der Kaffernhäuptling Langalibalele (die herrlich scheinende Sonne), der ebenfalls „im Schatten" saß, nur einige hundert Schritte von Cetywayo entfernt. Dieser Kaffer war ein alter, in Lumpen gehüllter Greis, der eher einen abstoßenden Eindruck machte, als Mitleid erregte. Beide konnten hier über des „Lebens Unverstand" Betrachtungen anstellen.

Cetywayos Wunsch war, in England selbst sich zu rechtfertigen. Seinem Drängen gab man schließlich nach; er kam nach London, wo er den Triumph und Trost hatte, als Kuriosität angestaunt zu werden. Auch erhielt er Recht und durfte, nachdem er feierlich versprochen, alle von England gestellten Bedingungen ehrlich und treu zu erfüllen, ins Zululand zurückkehren. Am 29. Januar 1883 wurde er zum zweitenmal von Sir Theophilus Shepstone in Gegenwart von 5000 Wilden als König des Zululandes proklamiert. Von seinem ehemaligen Reiche wurde ein Teil getrennt und einem der 13 Königlinge, Namens Usibepu, Cetywayos unversöhnlichem Feinde, übergeben; einen andern Teil erhielt der britische Kommissar, und schließlich wurden Lokationen denen angeboten, die sich Cetywayo nicht unterwerfen wollten. Usibepu stellte sich an die Spitze der Unzufriedenen, die dem zurückgekehrten König so viel Kummer bereiteten, daß dieser sich zum britischen Residenten flüchten mußte und bald darauf, zu Beginn des Jahres 1884, starb.

Dinizulu, ein Sohn Cetywayos, folgte dem Vater auf dem Throne. Er sollte jedoch kein ruhiges Dasein genießen, solange Usibepu lebte, der alles that, ihn zu stürzen und aus dem Lande zu vertreiben. In seiner Bedrängnis rief Dinizulu die Hilfe der Buren an, die unter der erprobten Führung des Burghers Lukas Meyer gegen Usibepu zogen und ihm eine schmähliche Niederlage beibrachten. Diesmal mußte Usibepu beim britischen Residenten Schutz suchen. Für die geleisteten Dienste trat Dinizulu den Buren ein Stück seines Landes ab, woraus die „Neue Republik" entstand, deren erster Präsident Lukas Meyer war.

Diese erneuten Streitigkeiten waren für England eine willkommene Veranlassung, das Zululand als britisches Territorium zu erklären; es geschah im Mai 1887. Heute untersteht das Zululand dem Gouverneur von Natal, welcher durch einen zu Etshowe stationierten Kommissar vertreten ist. Etshowe ist mit der Hauptstadt Natals telegraphisch verbunden. Das Land ist in Distrikte eingeteilt, an deren Spitze je ein britischer Magistrat steht. Die Ordnung wird durch eine kleine Abteilung englischer Kolonialtruppen und durch eingeborene Polizisten, die, nebenbei bemerkt, es nicht so gewissenhaft nehmen, aufrecht erhalten. Die Hüttentaxe beläuft sich jährlich auf 14 Mark. Dinizulu, der in den dreißiger Jahren steht, ist jetzt wieder im Lande, nicht als König, sondern als einfacher Bürger und Unterthan Englands. Um ihm das gegenwärtige stille Leben nicht zu schwer zu machen, zahlt ihm Eng-

land die jährliche Pension von 500 Pfd. St.; noch immer betrachten ihn die Zulus als ihren rechtmäßigen König.

Das Zululand hat einen Flächenraum von 28000 qkm, ist begrenzt im Süden und Südosten von Natal, im Osten vom Indischen Ozean, im Norden vom Amatongaland und im Nordwesten von Transvaal. Es ist ein anziehendes Ländchen, ein Hügelland, das aber weit ausgedehnte Ebenen einschließt. Die Höhen, die sich bis zu 2000 Fuß über den Wasserspiegel erheben, wechseln ab mit gut bewässerten Thälern, und wenn auf großen Strecken noch Dornbüsche wachsen, ist doch der Boden zum Ackerbau sehr geeignet und könnte mit andauerndem Fleiße in einen andern „Garten" umgewandelt werden. Der große Wildreichtum ist in den letzten 50 Jahren stark herabgemindert worden, der Löwe hat die Gegend gänzlich verlassen, und die Gazellen und Antilopen, die geblieben, sind so scheu, daß sie beim geringsten Geräusch wie der Sturmwind über die Felder fliegen. Die Vögel sind zahlreich, tragen ein herrliches Gefieder, singen aber schlecht. Das Klima unterscheidet sich im wesentlichen nicht von demjenigen Natals; im Winter fällt wenig Regen, aber kein Schnee, auch auf den Bergen nicht, und nur im Innern des Landes ist es kalt. Der Monat August bringt die gewaltige Hitze mit sich. Die Winde, die alle zwei oder drei Monate über das Zululand wehen, sind oft so glühend heiß wie der Samum der Sahara, so daß sie bei mehrtägigem Anhalten die Blätter welkend und die zarten Pflanzen trocken machen; die Tiere suchen dann eiligst kühlenden Schatten oder werfen sich ins Wasser. Trotzdem ist das Klima gesund und sogar der schwachen Brust nicht schädlich; nur an der Küste sind sumpfige Stellen, die Dünste ausatmen und das Malariafieber verbreiten.

Bild 55. Häuptling Cetywayo.

Das Zululand, das so groß als Belgien ist, zählt nur 145884 Seelen, darunter kaum 800 Weiße. Im nordwestlichen Teile haben Buren große Farmen angelegt; die andern Weißen sind die Beamten der englischen Regierung, einige Kaufleute und Missionare. Unter den Weißen des Zululandes hat John Dunn, der Ratgeber Cetywayos, eine Berühmtheit erlangt. Er war ein echter Nimrod, der am freien Leben und in der Wildnis seine Freude fand. Das Leben und die Zivilisation der englischen Kolonie behagte ihm nicht, und er drang als junger Bursche in die dichten Wälder des Zulu-

landes, wo wilde Menschen wohnten und wilde Tiere hausten. Er lebte und war ebenso schlecht und entsittet wie einer der Zulus. In der Folgezeit wurde er der Freund und Ratgeber Cetywayos, nahm Anteil an den öffentlichen politischen Bewegungen und allen Kriegen und soll sogar nach der Herrschaft über das Zululand gestrebt haben. Auch der Feind muß ihm eine außerordentliche Begabung und viele gute Eigenschaften anerkennen, aber sein Andenken wird doch für immer dadurch getrübt sein, daß er keine Schranken der christlichen Sitte, die er in der Jugend kennen gelernt, achtete und mehrere Weiber hatte. Den Engländern leistete er nach dem Kriege viele Dienste und wurde von ihnen zum Chef eines Distriktes ernannt. Er starb im Jahre 1895, nachdem er seinen schlechten Lebenswandel ernstlich bereut hatte. Die 30 Kinder, die er hinterließ, riefen die katholischen Missionare, wovon ihnen der Vater zweifellos erzählte, ins Zululand. Mehrere dieser Kinder, darunter ein junger Bursche von 24 Jahren und ein Mädchen von 19 Jahren sind bereits getauft, die andern wohnen pünktlich und aufmerksam dem Katechismusunterricht und dem Gottesdienste bei. Sogar Dunns Witwen, alle Zulufrauen, erklären sich bereit, den katholischen Glauben anzunehmen, und bezeugen den besten Willen. So war denn dieser Schotte ein Werkzeug Gottes, den christlich katholischen Glauben in einem bis dahin verschlossenen Lande bekannt zu machen. Die Neubekehrten sind Musterkatholiken, halten stand gegen die Sittenverderbnis und Versuchung von außen, und werden mit der Zeit, so Gott will, den Kern zahlreicher Gemeinden bilden. Die protestantischen Missionare, wie Anglikaner, Wesleyaner, Lutheraner, Norwegianer, Amerikaner und die Heilsarmee sind seit Jahren hier thätig, haben jedoch wenig oder fast nichts geleistet, da die rechte Methode fehlt. Den alten heidnischen Zulu werden sie nie und nimmer bekehren, weil dieser ein Spielball seiner niedrigen Leidenschaften ist.

Die eigentlichen Bewohner des Landes sind die Zulus, ein Zweig der Kaffernnation. Die Zulus sind wahre Herkulesgestalten, so schön, so athletisch stark gebaut und gewachsen, daß ein englischer Schriftsteller sie eine „königliche Rasse von Wilden“ nennt. Auch seine intellektuellen Fähigkeiten und seine Charaktereigenschaften erheben den Zulu weit über die andern Eingeborenen. Es liegt Würde, Stolz und Kraft im ganzen Wesen dieses Wilden (Bild 56), und schon sein Gruß: Saku bona, „Wir sehen dich“, zeigt deutlich, daß er als freien Mann sich dünkt. Den Weißen, der körperlich viel schwächer ist als er, und der zuweilen weniger Charakterfestigkeit und Charakterwürde an den Tag legt als er, kann er so wegwerfend von der Seite ansehen und behandeln, daß jener sich schämen muß. Man hat schon oft den Gedanken geäußert, daß das Volk der Zulus, wenn mehr an die Arbeit gewöhnt, einen Faktor in dem Fortschritt Südafrikas

bilden würde. Das ist wahr, denn diese Körperkraft ist ein Reichtum von der größten Bedeutung. Der Zulu kann arbeiten wie ein Riese, spürt nichts von Müdigkeit und bedarf wenig Nahrung. Aber auch die geistige und moralische Kraft, auf gute Wege geleitet, wird Großes vollbringen.

Bild 56. Zuluhäuptling im Kriegsschmuck.

Das Volk beschäftigt sich durchweg mit Ackerbau und Viehzucht; viele junge Leute gehen alljährlich nach Natal, Kimberley und Johannesburg.

Bei der Beschreibung des Zululandes darf der Tod des Prinzen Louis Napoleon (geb. 16. März 1856), des einzigen Sohnes des Kaisers Napoleon III., nicht unerwähnt bleiben. Er wurde auf einem während des großen

Zulukrieges in Feindesland unternommenen Streifritte am 1. Juni 1879 unweit des Flusses Hyotosi von wilden Zulus getötet. Es ist hierüber viel, ja wir gestehen es, schon längst genug geschrieben worden; solch ein tragischer Fall des Trägers der Napoleonischen Legende mußte eben ausgebeutet werden. Aber ebenso offen bekennen wir, daß viel Falsches in den Schilderungen unterlaufen ist und in vielen Berichten Unkenntnis des ganzen Sachverhaltes und Parteilichkeit offenkundig zu Tage tritt. Man liest mit Unmut, daß „die Ursache des frühen Todes des Prinzen teilweise in seiner eitlen Sucht, von sich reden zu machen, wahrscheinlich (!) begründet ist, und anderseits ist es auch gewiß (?), daß die englische Streifwache den Unvorsichtigen schmählich im Stiche gelassen hat, als die gefürchteten Schwarzen aus dem hohen Gras auftauchten". Wir übergehen ganz den ausgesprochenen Verdacht, England habe den Tod des französischen Prinzen absichtlich herbeigeführt, er ist zu plump und durch nichts gerechtfertigt.

So ist es denn sicherlich angebracht, einen Bericht zu bringen, der aus berufener Feder stammt. Der katholische Missionar in Natal, P. Baudry O. M. I., war an Ort und Stelle, erkundigte sich genau bei allen, die Aufschluß geben konnten, und erfuhr viele Einzelheiten des Todes von den Zulus selbst.

Der kaiserliche Prinz, der 23 Jahre alt war, bekleidete in der freiwilligen Truppe der englischen Armee den Rang eines Leutnants. Im Jahre 1878 landete er in Durban, begleitet von seinem Hofmeister, Herrn Hulmann, einem Elsässer, und zwei Bedienten. Ersterer, bereits ergraut im Dienste der kaiserlichen Familie, hatte von der Kaiserin-Mutter den ausdrücklichen Befehl erhalten, den jungen Prinzen nie aus den Augen zu verlieren. Doch schon gleich nach der Landung erklärte dieser seinem Mentor, daß er viel zu alt sei, ihn allerwärts begleiten zu können, er möge sich damit begnügen, die Korrespondenz in Durban zu führen. Die Einwendungen Hulmanns schlug der jugendliche Soldat in den Wind und ließ sich durch nichts umstimmen. Er wollte und mußte frei sein und regen Anteil an den Schlachten nehmen. Zehn Tage lang weilte Louis Napoleon in Durban. Da er seine religiösen Pflichten getreulich zu erfüllen pflegte, wohnte er Sonntags in der Missionskapelle der Patres Oblaten der heiligen Messe bei und erbaute durch seine fromme Haltung alle Anwesenden. Nach der heiligen Messe begab er sich in die Sakristei und unterhielt sich einige Zeit mit dem Celebranten, dem hochw. P. Sabon O. M. I. Da er bemerkt hatte, daß man mit dem Bau einer Kirche beschäftigt war, verfehlte er nicht, dem Missionar ein beträchtliches Almosen zu überreichen.

Auf seinem Marsche nach der Grenze des Zululandes, wo die englische Armee stationiert war, begleiteten ihn nur seine beiden Diener. Er wurde nach seiner Ankunft bei der Armee dem Generalstab zugeteilt. Den jungen Prinzen zeichnete neben unerschrockenem Mute und feuriger Thatkraft große

Lernbegierde aus. Er verpaßte keine Gelegenheit, mit Land und Leuten in Verbindung zu treten, und begleitete öfters die Rekognoszierungstruppe. Auf diesen Streifzügen notierte er viel in sein Tagebuch, nahm fleißig Skizzen über die Bodenbeschaffenheit und über alles, was sich auf den Krieg bezog. Die Offiziere waren alle in dem Urteil einig, daß er ein gutes Auge für die strategischen Punkte hatte und an Napoleon I. erinnerte. Dem gemeinen Soldaten gegenüber war er die Freundlichkeit selbst. Als seine Ausgänge immer häufiger wurden, befürchteten die englischen Offiziere, daß er sein Leben unnötigerweise aufs Spiel setze, und untersagten ihm deshalb, sich berufend auf die erhaltenen Weisungen von seiten der Kaiserin-Mutter, sowie der Königin von England, für die Zukunft jeden Ausritt, für den er nicht ihre spezielle Erlaubnis nachgesucht habe. Einige Tage nach diesem Verbot wurde der Hauptmann Carey an der Spitze von 20 Mann zwecks einer Rekognoszierung ausgesandt. Der Prinz brannte vor Begierde, ihn begleiten zu dürfen; da er aber voraussah, daß seine Bitte abschlägig beschieden werden würde, verließ er ohne Erlaubnis das Lager und ritt der Truppe nach. Einem Soldaten, den er auf dem Wege antraf und den er als Franzosen erkannte, drückte er ein Goldstück in die Hand. Die Truppe hatte er bald erreicht. Diese hatte bereits mehrere Stunden lang die Gegend in die Kreuz und Quer durchstreift und keinen Feind gesehen, als sie gegen Mittag auf den Ruinen eines durch Flammen zerstörten Zuludorfes hinter einer Mauer Halt machte, um die Pferde ausschnaufen zu lassen und auch selbst einen Imbiß zu nehmen. Die Tiere waren durch den angestrengten Marsch in erdrückender Sonnenhitze vom Schweiße ganz durchnäßt, und die Soldaten lockerten deshalb zum schnellen Trocknen den Sattelgurt. Die Mannschaft hatte sich kaum niedergesetzt, als sie durch einen Flintenschuß aus nächster Nähe aufgeschreckt wurde; sie dachten alle an nichts anderes, als daß Zulus im Grase versteckt im Hinterhalt lägen. Im Nu waren sie aufgesprungen, griffen zu den Waffen und schwangen sich auf die Pferde. Die unvorhergesehene Gefahr hatte den Hauptmann derart verwirrt, daß er nicht überlegte, was zu thun sei, und von vornherein den Gedanken an jeglichen Widerstand aufgab. Das Bild der schauerlichen Niedermetzelung von Isandhlwana schwebte ihm lebhaft vor Augen und er befahl den Seinigen, zu fliehen. Der Prinz hatte in einem Sprunge sein Pferd erreicht und schwang sich darauf. Unglücklicherweise schlug aber der Sattel, der unbefestigt war, um, geriet dem Pferde unter den Bauch, so daß das Tier, durch das Hindernis erschreckt, hoch sich bäumte und dann in wilder Hast davonstürzte. Der Prinz bewahrte Geistesgegenwart, sprang ab, hielt aber den Zügel fest in den Händen. So rannte er neben dem Pferde her, nachdem mehrere Versuche, es wieder im Laufen zu besteigen, mißlungen waren. Angekommen am Rande eines ausgetrockneten Flußbettes, stürzte sich das wilde Tier in die

Tiefe, den Prinzen immer mit sich ziehend. Diesem entglitt beim Falle der Zügel, und er blieb halb betäubt im Graben zurück, während das Pferd weiter stürmte.

Die Zulus, deren es nur wenige waren, dachten nicht daran, den Fliehenden nachzusetzen, und wollten schon umkehren, als sie den gefallenen Reiter bemerkten. Sofort eilten sie jubelnd auf ihn zu und erschienen gerade am Rande des Grabens, als der verletzte Prinz sich erhob. Dieser wußte, daß der Zulu kein Erbarmen mit seinem Feinde kennt, und setzte sich demgemäß zur Gegenwehr. Nachdem er einen Augenblick auf den Knien gebetet, zog er seinen Revolver, feuerte auf die Anstürmenden und hielt sie so lange in gewisser Entfernung, als er Patronen hatte. Diese waren aber bald verschossen. Mit wildem Geschrei stürzten sich alsdann die Zulus auf den Unbewaffneten und schleuderten auf ihn ihre Assegaie. Sie zielten gut, 18 Spieße durchbohrten die jugendliche Brust. Sterbend umfaßte der Prinz die Medaille der unbefleckten Empfängnis, welche er an einem silbernen Kettchen am Halse trug. Die Zulus, deswegen an ein besonderes Kleinod oder Amulett glaubend, wollten ihm dieselbe entreißen, aber der dem Tode nahe Prinz beschützte sie mit beiden Händen und verteidigte sie mit seiner letzten Kraft, so daß einige Wilde riefen: „Lasset ihm dieses, es scheint sein Gott zu sein.“ Den Toten verstümmelten sie nicht, wie sie es sonst zu thun pflegen, um sich des Todes zu vergewissern; sie nahmen nur Revolver und Säbel; letzterer war ein Erbstück von Napoleon I.

Mit der größten Verlegenheit und peinlichsten Angst vermißte man im englischen Lager den kaiserlichen Prinzen, und ohne Verzug machte sich eine gut bewaffnete Abteilung auf den Weg, den Verirrten aufzusuchen. Sie fanden ihn erst am folgenden Tage, mit Blut überronnen, tot im Graben liegend, und brachten ihn ins Lager. Die Aufregung unter den Soldaten und mehr noch unter den Offizieren war unbeschreiblich. Um den Leichnam vor Fäulnis zu bewahren, durchsetzte man ihn mit scharfen Säuren, legte ihn in einen Kasten und brachte ihn auf einem Lazarettwagen nach Pietermaritzburg. Den Leichenzug deckte eine Abteilung von 50 Soldaten. P. Baudry, Feldgeistlicher in der Armee des Generals Wood, begegnete dem Zug zufälligerweise und schloß sich sofort an. Die Kunde von dem Tode des Prinzen war vorausgeeilt und hatte ganz Natal in tiefempfundene Trauer versetzt; allgemein schlug man diesen Verlust höher an als die Niederlage bei Isandhlwana.

Auf dem ganzen Wege zog der Trauerzug die Teilnahme der Bevölkerung auf sich. Aus nah und fern kamen sie scharenweise zusammen und begleiteten in stiller Ehrfurcht die Leiche ein Stück Weges; in Pietermaritzburg waren die Privathäuser, Warenlager, Magazine und alle öffentlichen Gebäude schwarz beflaggt. Nachdem die Echtheit des Körpers fest-

gestellt war, wurde die Leiche einbalsamiert und in einen Doppelsarg gelegt. Nach einem feierlichen Requiem in Pietermaritzburg und Durban wurde der Sarg in Prozession, an welcher 30000 Personen teilnahmen, zum Hafen geführt, wo das Kriegsschiff Boadicea ihn aufnahm und nach England brachte.

Am Jahrestage der Abreise des Prinzen von England nach Natal verließ die Kaiserin Eugenie, untröstlich über den Verlust ihres einzigen, heißgeliebten Kindes, ihres Trostes im Exil und ihrer letzten Hoffnung, an Bord des Dampfers Danube die englische Küste. Auf diesem Schiffe, das ihren Sohn nach Südafrika gebracht, wollte sie dieselbe Kajüte bewohnen, die der Prinz während der Überfahrt innegehabt hatte, und sie bat den Kapitän, die Reise genau in derselben Zeit zu vollenden als im Vorjahr. In Durban angelangt, begab sie sich in das Hotel, wo auch ihr Sohn abgestiegen war, und logierte in demselben Zimmer; sie kam dann in die Missionskapelle der Patres Oblaten, kniete auf dem Betstuhle, auf dem ihr Sohn gekniet, und betete aus demselben Gebetbuche. Wir verehren und finden diesen Ausdruck zarter Mutterliebe erklärlich, und es würde uns wahrlich schlecht anstehen, darüber zu lächeln. Den P. Baudry fragte sie über alle Einzelheiten des Vorfalles aus und erbat sich von ihm tröstende Worte. Am 1. Juni, dem Jahrestage des Todes, kniete die Mutter, in Thränen gebadet, in dem verhängnisvollen Graben, wo der Sohn unter den Wurfspießen der Zulus gefallen, und wohnte auch der Errichtung des steinernen Kreuzes bei, das ein Geschenk der Königin von England war. Arme, unglückliche Mutter! Die Missionare und die andern, welche die Kaiserin bei dieser Gelegenheit sahen, erkannten sie kaum wieder, sie, die ehemalige Gemahlin des stolzen Herrschers auf einem der schönsten Throne der Erde. In Erinnerung schwebte ihnen noch, wie ehemals in der Pracht des modernen Paris eine begeisterte Menge jubelnd diese Frau begrüßte und sie mit Blumen überschüttete, und jetzt erblicken sie dieselbe einsam irrend in der Wildnis, um den zu suchen, den sie als Mutter über alles geliebt. Sie trägt kein Diadem, längst ist es von ihrem Haupte gefallen, sie trägt Trauerkleider, wie sie so gut ihr anstehen; sie hat nicht mehr die bezaubernde Schönheit, das herzgewinnende Lächeln und diesen sonnenhellen Strahl der Augen, der selbst die Edelsten des Landes beglückte und für die edelste That belohnte. Ein Trauerflor hatte sich über diese Frau gesenkt, welche von der höchsten Stufe des menschlichen Glückes herabgestiegen war zu den gewöhnlichen armen Menschenkindern und noch mehr als die meisten Sterblichen gelitten, da das Schicksal ihr auch den Einzigen raubte. Eugenie hatte für ihren Lulu einen Thron geträumt, ein Leben voll Glanz und Ehre und lange, lange Tage. Früh sollte das Kind aber sterben, und ob auch die Mutter ihre Einwilligung dazu gab oder sträubend dieselbe versagte, ihr

Sohn mußte als Jüngling sterben, die Vorsehung hatte es so beschlossen. Da wünschte die Mutter, daß es ein Tod sei im königlichen Kleide, der Allherrscher Tod im Purpurgewande, der eintritt über Marmorstufen und schwellende Teppiche und durch goldene Thüren, eintritt in das mit Samt und Seide beschlagene Gemach der Tuilerien, um den Freund vom goldenen Bette unter dem Wehgeschrei eines ganzen Volkes von dannen zu führen — aber nein, auch dieser Wunsch wurde nicht erfüllt, es sollte sein der Tod im zerlumpten Bettlerkleide, der nur in der Wildnis irrt und in einem weltverlorenen Erdenwinkel, der nur tötet, indem er mit rauher Faust, mit Dolch und Lanze das Herz durchbohrt und das letzte Abschiedswort und den letzten Seufzer des Opfers im wilden Kriegsgeheul verstummen macht. Fast ist die Prüfung zu hart, das Opfer zu groß — aber was heißt hart, und was heißt groß? — Versteht denn der Mensch das weise und gütige Urteil, das gewaltige Gericht Gottes?

Bevor die Kaiserin Pietermaritzburg verließ, ordnete sie an, daß alle Lebensmittel, welche auf der Seereise unangetastet geblieben, dem katholischen Waisenhaus zum Geschenk gegeben wurden. Der Wert der Kisten betrug an 1000 Fr. Dem Bischofe Jolivet O. M. I. machte sie in echt fürstlicher Freigebigkeit ein Geschenk von 20 000 Fr. und den P. Baudry belohnte sie für seine Teilnahme an ihrem Leid mit einer tragbaren Missionskapelle.

Auf dem englischen Landsitz Farnborough, unweit London, verbringt die Kaiserin Eugenie, gebeugt und verlassen, die letzten Tage ihres wechselvollen Lebens, und hier ruhen in einem prächtigen Mausoleum der Kaiser Napoleon III. und der kaiserliche Prinz.

Ringsherum stehen, gleichsam trauernd, Veilchen, die Lieblingsblumen der Kaiserin Eugenie, wie sie die Blumen der ersten Kaiserin Josephine gewesen, die Blumen der bonapartistischen Partei und der Dynastie der Napoleoniden. Von ihrem Fenster schaut die Kaiserin das Mausoleum, und jeden Morgen kommt sie hierher und betet für ihre lieben Toten.

A. Ebeling hatte 1862 im Schloßgarten von St. Cloud ein ganz anderes „kaiserliches Familienbild" gesehen. Damals war der Kaiser noch der mächtige Gewalthaber, auf den die Augen von ganz Europa gerichtet waren. Der junge sechsjährige Prinz, ein wunderhübscher Knabe, groß und entwickelt für sein Alter, ein blonder Lockenkopf, ein rundes, frisches Gesicht mit klugen Augen, trug die rote Dienstbose seiner Korporalsuniform, darüber eine kleine Bluse, blaßgelb mit blauer Stickerei; er jagte munter durch den Garten mit einem schneeweißen langhaarigen Spitz. Die Kaiserin saß an einem Tischchen, beschäftigt mit einer weiblichen Arbeit, ihr Antlitz war kränklich und bleich. Das edle Profil, das namentlich in den Marmorbüsten der Kaiserin so klassisch erscheint, war freilich noch immer dasselbe, das schöne, reiche, blonde Haar nicht minder; aber in den

Zügen selbst lag Schwermut oder Trauer. Hatte sie wohl so eine Ahnung gleichwie der Fremde, der sich an diesem Bilde nicht so recht freuen konnte, sondern darob ganz wehmütig gestimmt war:

„Armes, schönes Kind! Vor zwanzig Jahren spielte auf eben dem Platze der kleine Graf von Paris, schön wie du, und heiter und allbeneidet wie du. Und vor fünfzig Jahren hat noch ein anderer schöner Knabe, den sein stolzer, allmächtiger Vater bereits in der Wiege zum Könige machte, ebenfalls auf jener Terrasse gespielt; den nannte man gar ‚das glücklichste Kind der Welt', weil ihm die Welt als Erbteil zufallen sollte. Er ist längst dahin, und nur sein Name zählt wie ein bleicher Schatten in der Geschichte, gleich jenem andern unglücklichen Prinzen, der im Gefängnis des Temple eines elenden Todes starb. Ach, das große, gewaltige Frankreich ist hart und grausam gegen seine Thronerben; — jene Blumen, welche der milde Oktober bis jetzt verschonte . . . ein nächtlicher Reif kann sie knicken und töten und nichts lassen als wilde Zerstörung . . . und das Kind, das unter ihnen gespielt, erliegt alsdann wie sie dem eisernen, unerbittlichen Schicksal." Das nennt man gefallene Menschengröße! Ach, der Stern der Napoleoniden, der verhängnisvolle, der unheilbringende! Gott allein ist groß, er leitet alles.

* * *

Das kleine Swaziland wurde sowohl von den Engländern als auch von den Buren mit lüsternen Augen betrachtet. Erstere hatten sich vom Könige Konzessionen auf Goldminen, letztere auf Ländereien und Weidegründe zu verschaffen gewußt, und somit waren beide Völker einander eifersüchtig und ein jeder strebte, die Oberherrschaft des Swazilandes an sich zu reißen. Als aber die unruhigen Buren auch im Westen und Norden Transvaals sich regten und die Berechnungen der Engländer in diesen Gebieten zu zerstören oder doch wenigstens zu erschweren drohten, kam es zu diplomatischen Verhandlungen zwischen der britischen Regierung und Transvaal. In einer Konvention vom 8. November 1893 und dann vom November 1894 wurde Swaziland unter die Administration Transvaals gestellt, wofür die Republik sich aber verbindlich machen mußte, bei den Kämpfen der britischen Südafrikanischen Gesellschaft gegen die Eingeborenen im Norden und Nordwesten Transvaals keinerlei Partei zu ergreifen und alle Ansprüche auf weitere Landesvergrößerung fallen zu lassen. So heiß die Sehnsucht auch nach dem Apfel gewesen, so war es nach dieser Übereinkunft ein saurer Apfel geworden, in den Präsident Krüger beißen mußte. Seine im stillen gehegte Hoffnung, einen Hafen an der Ostküste zu erhalten, um freie Ein- und Ausfuhr mit der übrigen Welt zu bekommen, ward dadurch gestört, daß England das Amatongaland, das Transvaal vom Indischen Ozean noch trennte, der britischen Krone einverleibte.

Swaziland verdankt seinen Namen und seine Entstehung dem Zuluhäuptling Umswazy, der zu gleicher Zeit mit dem Matabelenhäuptling Moselekatse das Zululand verließ und ein unabhängiges Königreich bildete. Die Oberfläche desselben beträgt 8000 engl. Quadratmeilen und seine Bevölkerung ist auf 60 000 Seelen geschätzt. Die Eingeborenen sind ein Zweig des großen Zulustammes und haben dieselben körperlichen und geistigen Eigenschaften, dieselben abergläubischen Sitten und Gebräuche wie die eigentlichen Zulus. Der christliche Glaube hat bisher nur wenig Einfluß auf den wilden kriegerischen Stamm ausüben können, da die Zauberer ein unbeschränktes Recht über das arme Volk besitzen und es im Dunkel des Heidentums festhalten. Die Wilden treiben nur Viehzucht; die Zahl der Tiere schätzt man auf 40 000 Stück; die wenigen bebauten Felder liefern das Notwendigste. Wasser giebt es in Übermenge, ein gutes zartes Gras in Hülle und Fülle. Außerdem haben die aufgefundenen Goldlager den Wert des Ländchens um ein Bedeutendes erhöht. Auf die ausgedehnten Weideplätze des Hochlandes treiben die Buren alljährlich ihre großen Viehherden, wenn in den niedrig gelegenen Teilen Transvaals die schlimme Zeit für das Vieh hereinbricht. Das Hochlandsklima des Landes ist vorzüglich, nur in den Niederungen der Ostküste herrscht die Malaria, die gefährliche und oft mörderische Feindin der Menschen.

Der deutsche Professor Koch war der erste, der 1883 die Vermutung aussprach, die Krankheitsstoffe der Malaria würden von den Fliegen, Mosquitos genannt, auf den menschlichen Organismus übertragen, ebenso wie gewisse Tiere den Zwischenwirt für die Parasiten, wie Trichinen, Bandwürmer u. s. w., darstellen. Die Malariagegend ist angefüllt von Mosquitos, und die gefährlichste Zeit für die Malaria, nämlich die feuchten und warmen Monate, ist zugleich die eigentliche Zeit für diese Tiere. Es ist festgestellt worden, daß der Mensch so lange von der Krankheit verschont bleibt, als es ihm gelingt, die Mosquitos abzuhalten. In der Luft kann der Krankheitsstoff somit nicht liegen, und es ist deshalb für den Bewohner der Gegenden und Länder, wo das Malariafieber herrscht, von größter Wichtigkeit, alle Maßregeln zu treffen, sich gegen die Stiche der Mosquitos zu schützen, so z. B. während der Nacht Masken und Handschuhe zu tragen, durch Waldungen und breite Wassergräben die Fliegen auf ihren Sitz zu bannen. Mit anerkennenswertem Eifer hat das englische Kolonialamt in den letzten Jahren tropen-hygienische Laboratorien errichtet und hervorragende Bakteriologen nach Zentral- und Südafrika gesandt, um durch Beseitigung der Fieber die Ansiedelung in größerem Maßstabe zu betreiben.

Die Buren drangen ins Swaziland ein, als sie Umswazy in der Gründung seines neuen Reiches gegen dessen Feinde unterstützten, von welcher Zeit sie zugleich ihr Vorrecht auf das Land herleiten; die Eng-

länder kamen erst 1885, als die Kunde von neuen Goldfunden zu ihnen drang. Umbandine, der Sohn des ersten Häuptlings, war damals Herrscher. Er war ein Lebemann, der für Champagnerflaschen die wertvollsten Konzessionen auf die Goldlager des Landes sich abringen ließ, für ein paar Ziegen, Pferde oder für einige Pfund Sterling ausgedehnte Rechte auf Äcker und Weiden, Rechte für Handel und Zölle und Landesverwaltung gab. Der Engländer Shepstone war der Berater Umbandines. Die weißen Ansiedler wurden dermaßen mächtig im Lande, daß die Wilden sich unwillig dagegen aufbäumten und bald überall eine chaotische Verwirrung hervorriefen.

Nach dem Tode des Königs sandte England Sir Francis de Winton nach Swaziland, um dort die britischen Interessen zu wahren. Dieser erreichte indes nur wenig und machte den Anfang zu den Verhandlungen, welche das Land der Südafrikanischen Republik übergaben.

* * *

Der kleine Länderstrich, der die Buren vom Meere trennt, ist das Amatongaland, welches einen Flächenraum von 5300 engl. Quadrat-Meilen und 38000 Einwohner hat. Die Eingeborenen, Mapootas genannt, gleichen in vielem den Zulus, und wenn sie nicht so kräftig gebaut sind als diese, so sind sie doch fleißiger und betreiben mehr Ackerbau. Das Land ist ein wellenförmiges Thal, das nur 50—300 Fuß über dem Meeresspiegel liegt und vom Oktober bis zum Juni vom Fieber nie frei wird; seit 1887 steht es unter britischem Schutze.

* * *

Der Politiker erinnert sich noch gut des in den neunziger Jahren zwischen England und Portugal ausgebrochenen Konfliktes betreffs der weit ausgedehnten Länderstrecken am rechten Ufer des Sambesi. England stützte sich auf das soziale Prinzip, daß es des Menschen Recht und Aufgabe sei, von der Erde so viel zu fordern, als nur immer möglich ist. Wenn nun Portugal sich dieser Pflicht entbunden glaube, indem es im Maschonalande, auf das es ja einen gewissen Anspruch erheben könne, nichts thue, um die dort verborgenen Reichtümer zu Tage zu fördern, so sei England vollauf berechtigt, den faulen Knecht beiseite zu schieben und sich an dessen Platz zu stellen. Um archäologische Argumente störten sich Englands Minister wenig und zeigten einmal wieder, daß sie sich mächtig genug fühlten, die Rolle des Atlas zu übernehmen und den Himmel Südafrikas allein auf ihren Schultern zu tragen. Nur finden sich immer wieder Leute, die sich nicht dazu verstehen wollen, getragen zu werden. Sobald die Portugiesen merkten, daß die britische Interessensphäre auch das Matabelen- und

Maschonaland einschließen wollte, rüsteten sie mehrere Expeditionen aus, welche die von früher datierende Oberhoheit über die im Westen der Kolonie Mozambique liegenden weiten Distrikte auffrischen und das Versäumte schnell nachholen sollten. Es fanden bald im Innern des Landes zwischen Portugiesen und Engländern Reibereien statt, denen eine heftige Fehde in den Blättern und zwischen den Diplomaten folgte. Portugal konnte sich auf eine effektive Besitzergreifung des Landes nicht berufen, wohl aber auf das Recht der Eroberung und des Handels. Ein Zwischenfall beschwor das blutige Gespenst des Krieges herauf. Der Portugiese Pinto war in Konflikt mit den Makololo geraten, die unter britischem Schutze standen, er hatte diese besiegt und englische Fahnen, die jene bei sich hatten, erobert. Das mißfiel dem stolzen Albion. Es forderte Portugal auf, unverzüglich seine Truppen aus dem Innern zurückzuziehen, und stellte ihm, als Lissabon sich dagegen sträubte, ein kategorisches Ultimatum. Trotz des offen zu Tage liegenden Unrechtes, trotz des Entrüstungsschreies, der das ganze gesittete Europa durchzitterte, vergewaltigte das starke England das kleine, schwache, von allen Nationen im Stiche gelassene Portugal. Unterlegen, aber nicht besiegt, hatte das mit so vieler Energie verteidigte Recht gar mächtig imponiert, und wenn Portugal auch Maschonaland aufgeben mußte, rettete es von dem großen Lande, über das es seit 1634 anerkanntermaßen Suzeränitätsrechte besaß, einen breiten Länderstrich zu beiden Seiten des Sambesi bis oberhalb Sumbo, eine Strecke von 80 000 qkm. Deshalb spendete die ganze Welt dem kleinen machtlosen Portugal, das, auf sein Recht vertrauend, vor dem gewaltigen Gegner sich nicht fürchtete und ihn moralisch besiegte, indem es ihn zwang, sich auf den Boden des Unrechts zu stellen, unbeschränktes Lob. Einige Jahre vorher hatte England das Auge auf die Delagoa-Bai (Bild 57) gerichtet. Es erhob Anspruch auf die am Eingang der Bai gelegene Insel Inyak, als Fortsetzung der englischen Halbinsel des Amatongalandes; dadurch wäre der Schlüssel des Hafens in seiner Hand gewesen. Das Schiedsgericht des französischen Präsidenten Mac Mahon sprach aber 1875 den Hafen und die dem Hafen vorgelagerten Inseln Portugal zu und zwar auf Grund des alten Rechtes.

Wir haben uns daran gewöhnt, die Geschichte Südafrikas von der Ankunft van Riebeecks zu datieren und lassen ganz außer acht, daß bereits zu Anfang des 16. Jahrhunderts Portugal die heutige Kolonie Mozambique besaß. Hergebrachtermaßen werden gegen diesen portugiesischen Besitz die schwersten Anklagen erhoben: die menschenunwürdigsten Grausamkeiten sollen von den weißen Kaufleuten, Soldaten und Ansiedlern an den Eingeborenen begangen worden sein; das Gold und die andern Reichtümer im Innern des Landes hätten sie verleitet, geblendet und alle Mittel zur Erlangung derselben ihnen als gerecht erscheinen lassen. Wohlwollend wie sie immer gegen die alten katho-

lischen Kolonialmächte ist, wirft eine gewisse moderne Geschichte ihren Mantel über die dunklen (!) Seiten dieser goldgierigen und blutdürstigen Menschen und bleibt unentwegt neutral (!) den tausend Legenden und Schauermärchen gegenüber, welche in der Phantasie einiger Hitzköpfe entstanden und von dort die Runde durch die Welt machten. In der Geschichte neutral bleiben ist aber weiter nichts als die Furcht, es mit einer Partei zu verderben. Wir gestehen gern zu, daß das wahre, getreue Bild der portugiesischen Herrschaft keineswegs farbenhell wie ein seliger Kindestraum aus der Vergangenheit auftaucht und daß die Goldgier zu manchem, vielleicht gar vielem Unrecht Veranlassung gab. Sagt doch der alte Dichter schon: Quid non mortalia pectora cogis, auri sacra fames! Aber das sollte keinesfalls ein Grund sein, kompromittierende Sagen auszustreuen, solange die ernste Geschichtsforschung nichts bestätigt. Der Unternehmungsgeist der ersten Portugiesen, z. B. eines Vasco da Gama, war den nachfolgenden Geschlechtern sozusagen gänzlich abhanden gekommen. Anstatt weitere Eroberungen zu machen, verstanden sie es noch nicht einmal die alten festzuhalten, sie zu verwerten und auszubeuten. Die trostloseste Saumseligkeit tritt uns so recht drastisch in der portugiesischen südafrikanischen

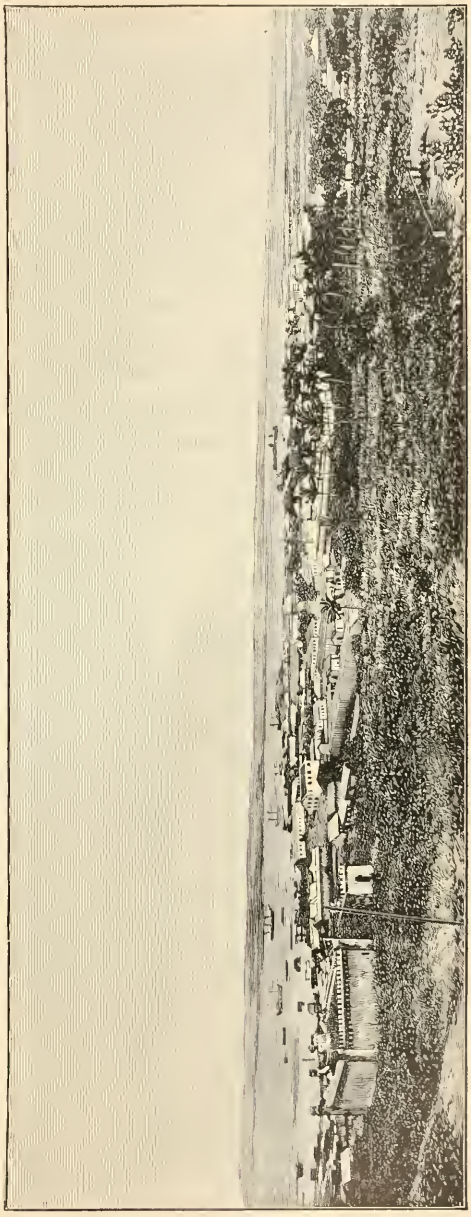

Bild 57. Die Delagoa-Bai.

Kolonie vor Augen, wo ein reicher, fruchtbarer Boden an der Küste verödet und brach lag und das Innere des Landes geographisch unbekannt blieb. Portugal war auf seinen Lorbeeren eingeschlafen, es schlief fest und erwachte erst, als andere regsamere Geister Afrika unter sich verteilt hatten. Nur wenig fehlte, und diese hätten Portugal ins Meer gestoßen. Die Bankrottkrisen wären vermieden worden, wenn ein starker intelligenter Geist da gewesen wäre, um Mutterland und Kolonien in geeigneter Weise zu verwalten und zu bewirtschaften. Fürwahr eine traurige Vergangenheit und große Fehler. Heute heißt es in der Thronrede: „Es genügt nicht, daß wir unsere überseeischen Besitzungen als heiliges Erbgut der Nation ganz und vollkommen erhalten, wir müssen sie auch, was weit wichtiger ist, zur Entwickelung und zum Gedeihen bringen, da sie eine solide Grundlage unserer finanziellen Regenerierung bilden." Das ist nun einmal ein ermutigendes Wort, das hoffentlich nicht zu spät gesprochen ist. Was die Kolonie Mozambique anbelangt, giebt es noch viele Strecken, wo portugiesische Kaufleute und Industrielle sich niederlassen, reichen Gewinn erzielen und mit den englischen Unternehmern, die daselbst ungeheure Pflanzungen angebaut haben, in Wettbewerb treten können. 1889 schrieb der Colonel J. J. Machado in ungehaltenem Tone über die Englisation von Lourenzo Marquez, die sich breit mache, seitdem die Bahn den Hafen mit dem reichen Goldlande Transvaal verbinde. „So sieht man," heißt es da, „daß auf portugiesischem Boden und in einem Lande, welches das Mutterland keineswegs aufzugeben gedenkt, die Fremden und unter ihnen die Engländer insbesondere die Oberhand gewinnen und den Reichtum und die Thatkraft des Landes an sich ziehen. So ist der Handel ausschließlich in den Händen der Engländer. Der Grundbesitz gehört ihnen gleichfalls, die Schiffahrt ist ausschließlich englisch; den Engländern gehören der Telegraph und die Eisenbahn." Nicht nur in Lourenzo Marquez, auch in den andern Hafenstädten tritt der englische Kaufmannsgeist immer gebieterischer auf; Deutschland steht mit Waren wie in Südafrika so auch in Mozambique an erster Stelle; der Ackerbau ist im Rückstand, und die Industrie liegt in andern Händen; der portugiesische Handel wird durch die ausländischen Banken niedergedrückt; was bleibt denn da den Portugiesen noch übrig?

Einen fast empfindlicheren Schlag hat die Trägheit und Ungeschicklichkeit der leitenden Regierung getroffen, seitdem das katholische Portugal sehen muß, wie die englischen Protestanten in Mozambique festen Boden gewonnen haben. Es ist nicht ausgeschlossen, daß die englische Politik ihre Hand dabei im Spiele habe. Das ist gerade das Unglück, daß auch der Klerus nicht rühriger war als die Beamtenwelt. Der Gouverneur weilt nur kurze Zeit auf seinem Posten, kennt das Land und dessen Verhältnisse nicht und läßt alles gehen, wie es eben geht; und der katholische Klerus, so sehr er

auch die nötigen Eigenschaften für die Verwaltung einer gewöhnlichen Pfarrei besitzt, erfüllt nicht die Bedingungen, um auch die Wilden für die katholische Religion zu gewinnen und sie im wahren Glauben fest zu begründen. Hier kann man mit vollem Recht von der „bösen Frucht einer schlechten That" sprechen. Der Despot Pombal, welcher 1759 aus allen portugiesischen Gebieten die Jesuiten vertrieb und sie ins Gefängnis setzte, trägt mit der Freimaurerei die Verantwortung dafür, daß die Kolonien der blühenden Missionsstationen, die doch ein Kern der Wohlfahrt des Landes waren und geblieben wären, verlustig gegangen sind.

Die alten Jesuitenpatres, von denen soeben die Rede, verdienen wohl, daß wir bei ihnen etwas verweilen; sind sie doch die ersten Missionare Südafrikas gewesen. Dr. Theal macht in seinem Buche The Portuguese in South Africa eine treffende Bemerkung. „Die portugiesische Besitznahme von Südostafrika während des 16. Jahrhunderts", so sagt er, „kann unter drei Titeln angeführt werden: Die Periode der Eroberung, die Periode der Entwicklung des Handels und die Periode der Missionierung; diese drei Ereignisse waren nacheinander die leitenden Faktoren. Die erste Eroberung mit der Flotte und der Armee war mit Beginn des Jahrhunderts vollendet; der Handel der portugiesischen Nation hatte den Zenith überschritten, als an dem verhängnisvollen Tage im August 1578 der junge und tapfere König Sebastiao im Kriege gegen die Mauren starb. Dann begann die Zeit eines intensiven religiösen Eifers, so daß der Unternehmungsgeist der Missionare die Kühnheit der Soldaten und Handelsleute überstieg."

Als Jesuiten vor einigen Jahren an die Ufer des Sambesi zurückkehrten, um die glorreichen Überlieferungen ihrer Vorväter wieder aufzunehmen, waren sie nicht wenig überrascht, aus dem Munde von Heiden gar wunderbar liebliche Mariengesänge zu hören, die sich von Geschlecht zu Geschlecht vererbt hatten. Ein Fischergesang lautet folgendermaßen:

Dende e! Maria e!
Dende e!
Mwana Maria anenda
Maria e!
Mwana nzungu a manga
Dende e!
Fambani mundungudze
Maria e!
Asale mbatsanzaya
Dende e!
Fambani mumbweze
Maria e!
Udi babatu, indi Padire
Dende e, e, e! Mama e, e, e!
Maria e, e, e!

O Jungfrau! O Maria!
O Jungfrau!
Mariens Kind geht auf Reisen,
O Maria!
Ein Christ vom Land der Weißen,
O Jungfrau!
Gieb ihm ein reines Herz,
O Maria!
Halt fern von ihm den Schmerz,
O Jungfrau!
Bring ihn bald zurück,
O Maria!
Es ist unser Vater, es ist der Pater,
O, o, o Jungfrau! O, o, o Mutter!
O, o, o Maria!

Es war dies zweifelsohne ein Bittgebet zu Maria um die Rückkehr der katholischen Missionare, und es klingt gerade wie ein starkes Rufen der ganzen Kolonie nach der ehemaligen Wohlfahrt. So tief auch heute Mozambique in wirtschaftlicher und sozialer Beziehung gefallen ist und deshalb von der europäischen Welt mit mitleidigem Auge angesehen wird, heben sich doch von diesem traurigen, düstern Bilde herrlich und schön die Lichtgestalten der ersten katholischen Missionare ab, die alle ohne Ausnahme Kraft und Leben einsetzten, die Kolonie zum schönsten Gedeihen zu bringen. Sie hatten sich kein geringeres Ziel gesetzt, als die Eingeborenen unter das Joch des Christentums und der gesetz- und ordnungsmäßigen Autorität mit dem sanften Zwange der Liebe zu beugen. Der hl. Franz Xaver blieb auf seiner Fahrt nach Indien 1541 monatelang an der Ostküste Afrikas, und man bezeichnet noch heute in dankbarer Pietät die Orte, wo er lange Stunden im Gebete verbrachte. Predigte er auch den Eingeborenen nicht, so segnete er doch die Werke der zukünftigen Apostel. Im Jahre 1560 landeten hier drei Jesuiten, die das Bekehrungswerk begannen; drei Jahre nachher erschienen die Dominikaner, die ebenfalls mit frischem Mute die geistige Eroberung der Seelen anbahnten, Missionsstationen bauten und den Grundstein zu christlichen Gemeinden legten. Zwanzig Dominikaner begleiteten den tüchtigen portugiesischen Helden Francisco Barretto auf seiner Expedition ins Innere des Landes, die jedoch jämmerlich scheiterte und dem Anführer und vielen Soldaten und Kaufleuten das Leben kostete. Sowohl den Weißen als auch den Wilden galt die Sorge der Dominikaner. Erstere, meistens Kaufleute, kümmerten sich, wie es leider nur zu oft geschieht, wenig um christliche Zucht und treue Ausübung der religiösen Pflichten, sie zeigten in ihrem Wandel verabscheuungswürdige Gebräuche der heidnischen Volksstämme und der mohammedanischen Araber. Aber auch den Eingeborenen wurde das wahre Evangelium verkündet. Bis weit ins Innere des großen Reiches Monomotapa hinein und die Ufer des Sambesi entlang erhoben sich Kirchen und Schulen und erstanden katholische Gemeinden. Leicht war das Bekehrungswerk unter den Kaffern nicht. Mehr denn einmal entstanden unter ihnen kleinere Aufstände und Kriege, welche das Missionswerk hemmten, das Geschaffene und mühsam Aufgebaute zerstörten. Sobald aber Friede ins Land zurückkehrte, waren die Seelsorger wieder eifrig am Werke, und alles war bald wieder im schönsten Flor. Mehrere Häuptlinge, die öffentlich den Glauben annahmen, rissen große Volksscharen mit sich. Der Sohn eines Häuptlings wurde Priester, Doktor der Theologie und Oberer eines großen Dominikanerklosters zu Goa. Im Verein und in schönster Harmonie mit den Dominikanern arbeiteten die Jesuiten, und beide Ordensgenossenschaften machten wahr, was eine aufgefundene lateinische Inschrift besagt: Ut quando sub Canchri tropico passim turbata fidei semina

fere exaruerunt, eadem uberius alibi sub Capricorni tropico adolescant, „daß, als unter dem ‚Krebse' die hier und dort zerstreuten Samenkörner des Glaubens fast verdorrten, sie anderswo unter dem ‚Steinbocke' herrlicher aufblühen".

Wir müssen bedauern, daß viele Berichte über diese katholische Missionsthätigkeit für immer verloren gegangen sind und daß andere staubbedeckt in den Bibliotheken Portugals liegen und noch immer der Veröffentlichung harren. Diese Veröffentlichung brauchen wir nicht zu scheuen und können kühn behaupten, daß auch die ernste, unnachsichtige Kritik gezwungen sein wird, eine Lobeshymne über das ehemalige katholische Wirken in Südafrika anzustimmen. Möglich, daß gerade diese Perspektive in Portugal den Wunsch unterdrückt, die Bücher aus der Vergessenheit hervorzuholen.

Während die Dominikaner mehr im Innern der Kolonie thätig waren, entstanden zahlreiche Jesuitenklöster (Bild 58) und Stationen an der Küste und am unteren Laufe des Sambesi, ohne daß jedoch ihr Wirken auf diesen Teil ausschließlich begrenzt war. An der Mündung erhoben sich 1624 drei Jesuitenkirchen; in Mozambique entstand 1619 das große Franz Xaver-Kolleg, das sogar bis nach Europa Berühmtheit erlangte und noch heute besteht; in Quilimane waren zwei blühende Missionen, desgleichen in Sena und unweit davon in Caia; zu Tete am Sambesi leiteten die Jesuiten das große Kolleg zum Heiligen Geiste. P. Manuel Mendoza erzählt, daß er 1624 mehr als 100 Dörfer von Eingeborenen aufsuchte, dort den Katechismus lehrte und die heiligen Sakramente spendete. In einem Dorfe fand er 40 Kaffernkinder, die den Katechismus zu singen pflegten, gerade wie heute noch die Kaffern Natals den Rosenkranz und andere Gebete singen. Der Katechismus war wie mehrere andere Gebetbücher von den Missionaren in einheimischer Sprache verfaßt worden.

Es wird kaum jemals erreicht werden, genau die Zahl der Missionen und bekehrten Heiden auch nur annähernd zu bestimmen, da die heutigen Ruinen zu keinem ausreichenden und endgültigen Schluß berechtigen. Abgesehen davon, daß viele Ruinen im Laufe der Zeit spurlos verschwunden sind, bauten sowohl Dominikaner als auch Jesuiten nicht immer steinerne Kirchen. Die Eingeborenen führten ein Zigeunerleben, und die Patres mußten sich dazu bequemen, diesen fliegenden Dörfern, Bare genannt, sich anzuschließen und ihre hölzernen Kapellen dort aufzuschlagen, wo die Katholiken sich eine Zeitlang aufhielten.

Der geistige Bau, das herrliche Gebäude des Glaubens stieg auf festen Grundlagen aus der Erde, wuchs immer mehr und mehr an Hoheit und Glanz und erfreute Himmel und Erde, als plötzlich ein Sturm losbrach — nicht von wilden Barbaren, nicht von entfesselten dämonischen Elementen, nein, von einem portugiesischen Minister —, ein Sturm von grimmigster

Rache und elendester Verfolgungssucht, der die Arbeiter verjagte und ihr Werk zerstörte. Pombal, der mächtige Minister unter dem schwachen und wollüstigen König Joseph Emmanuel I., verfolgte mit seinem ganzen Hasse die Jesuiten, die seine staats- und kirchenfeindliche Politik am schärfsten bekämpften. Er vertrieb sie 1769 aus Portugal und aus allen andern portugiesischen Kolonien. Der in Marangue residierende deutsche Jesuit P. Moritz Thomann beschreibt in einem deutschen Werke die Drangsalierungen, welche die Missionare von den Regierungsbeamten, die den Befehl des „allerchristlichsten Königs" ausführten, zu erdulden hatten. Zuerst war die Anklage gegen die Jesuiten eine grobe Verleumdung. Einige hatten das Märchen ausgeheckt, die Jesuiten würden im geheimen Gold anhäufen, es in Statuen und andern frommen Gegenständen sorgsam verbergen und dann den Obern in Europa zuschicken. Der bloße Verdacht genügte, um sich alles zu gestatten und die bestgehaßten Männer aus der Kolonie zu vertreiben. Sie wurden ergriffen, gefesselt und in den Kerker geworfen, wo sie nur selten die heilige Messe lesen konnten und so lange schmachten mußten, bis ein Schiff in Mozambique die Anker lichtete, sie in ein anderes Land wegzuführen oder im Kerker von St. Julian zu Lissabon einzuschließen. Die Zahl der vertriebenen Jesuitenpatres beläuft sich, die Laienbrüder nicht mitgerechnet, auf wenigstens dreißig.

Die Dominikaner, die nur mit äußerster Anstrengung ihren eigenen vielseitigen Pflichten gerecht werden konnten, vermochten nicht das Erbe der verstoßenen Kommilitonen zu übernehmen. Neue Kräfte von Europa zu beziehen, war um so schwieriger geworden, als die Missionen von Amerika immer mehr Kräfte forderten. So ging denn die Kaffernmission teilweise zu Grunde. Die heutigen Missionare unter den Kaffernstämmen wissen aus eigener Erfahrung, wie es der steten Aufsicht und Obsorge des Missionars bedarf, die bekehrten Eingeborenen im Glauben fest zu begründen und sie von der Ansteckung des bösen Beispiels der andern fernzuhalten. Aus sich selbst schwach und unbeständig, hielten die Eingeborenen Mozambiques gegenüber den von allen Seiten auf sie einströmenden verderblichen Einflüssen nicht stand, sie sanken nicht nur ins Heidentum zurück, sondern nahmen auch die mohammedanischen Gebräuche und Sitten der arabischen Kaufleute an, die unter ihnen lebten und eifrigst für ihre Religion Propaganda machten. Außer den zwei erwähnten Orden gab es in der Kolonie noch Augustinermönche, Kapuziner und Brüder des hl. Johannes von Gott, deren Zahl jedoch zu gering war, als daß sie einen Ersatz für den großen Verlust hätten leisten können. Die Brüder des hl. Johannes von Gott leiteten zu Mozambique ein großes Hospital, wo die von der langen Seereise erkrankten Matrosen und Passagiere Unterkunft und Pflege fanden. Von der portugiesischen Regierung erhielten die Brüder eine Unterstützung, was für die andern Missionare nicht der Fall war.

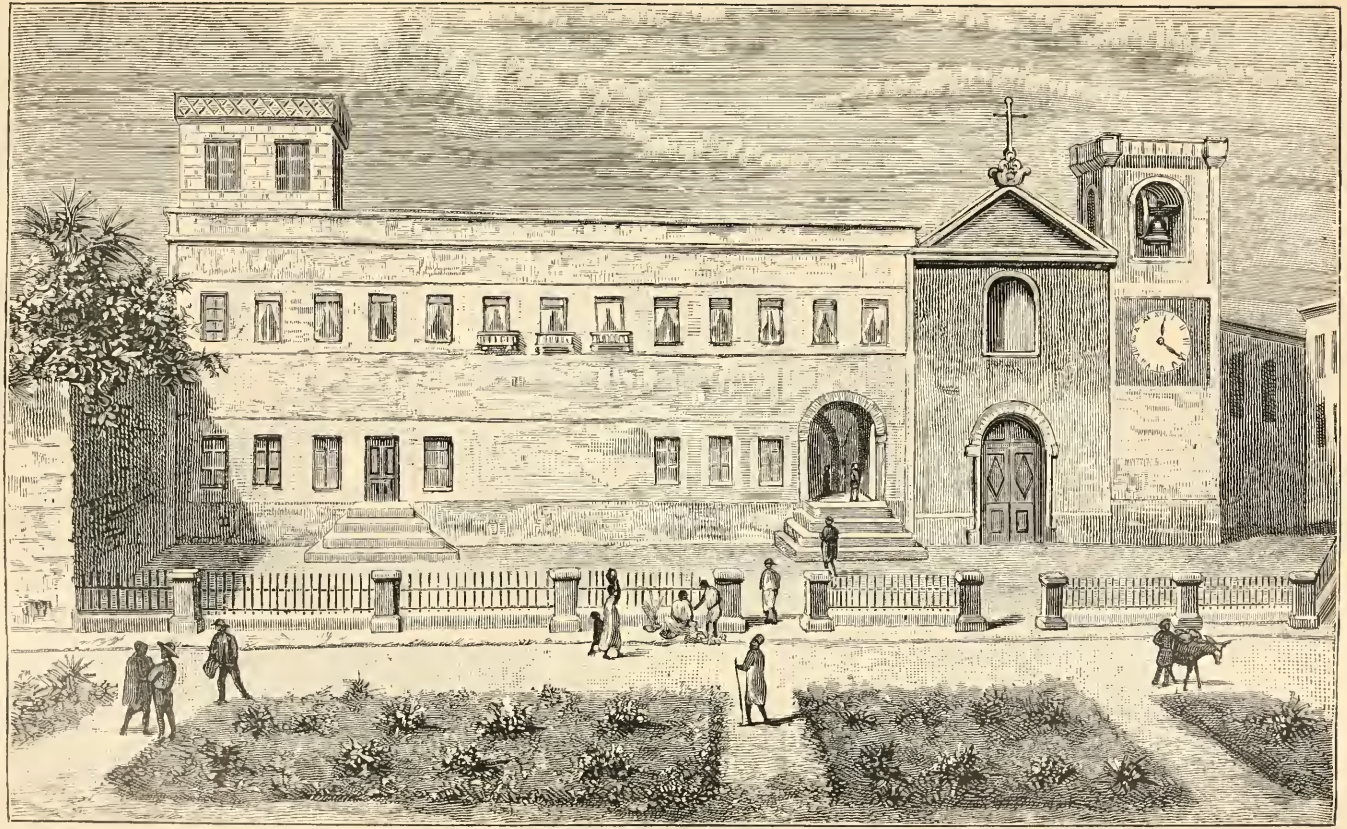

Bild 58. Das alte Jesuitenkolleg St. Paul, jetzt Residenz des Generalgouverneurs von Mozambique.

Wie im Mutterlande mit der Knechtung und Unterdrückung der Kirche der Wohlstand, die innere Kraft und äußere Macht Portugals zu Grunde ging, so war auch in der Kolonie der im Entstehen begriffene Aufschwung gebrochen. Das Leben schwand dahin. Den gewaltigen destruktiven Elementen war jeder Damm hinweggerissen, und die eingeborenen Stämme begannen einander zu bekriegen und Unruhe und Verderben zu verbreiten; im Jahre 1830 war eine allgemeine Revolution am unteren Laufe des Sambesi. Der letzte Schlag war die Aufhebung aller Orden in Mozambique im Jahre 1834. Als Livingstone später die Gegend am Sambesi durchstreifte, schrieb er über den Verfall und die Ruinen ganz traurig gestimmt: „Es ist weder ein Priester noch eine Schule zu Sena, es giebt dort nur Ruinen von Kirchen und Klöstern." Sena, die zwei Jahrhunderte vorher in Europa so rühmlich bekannte Stadt, war verödet und lag inmitten einer Wüste ärgster Zerstörungswut, und der Wanderer, der heute nach Sena kommt, wird niemals sich sagen können, daß hier ehemals die herrlichsten Klöster und Kirchen standen, daß das Land bebaut war und die Eingeborenen echt katholisch waren im Glauben und Wandel. Und wenn er auf den Bergrücken von Gorongoza geht, der südwestlich von Sena gelegen ist, und das Jesuitenkloster besuchen will, das in diesem gesunden Klima mit dieser gesunden Luft und dem krystallklaren Wasser der Zufluchtsort für alle kranken Bewohner an den Ufern des Sambesiflusses war, so wird er nichts mehr finden, noch nicht einmal die Ruinen des Klosters, denn alles, alles ist verweht. Wie einstens Jeremias auf den Trümmern Jerusalems wird der Besucher dieser Stätten vor Herzeleid sich niedersetzen auf die Steine all dieser Klöster und Kirchen, um mit diesen trauernden Resten und Ruinen das verschwundene Glück, die ehemalige Pracht der Kolonie zu beweinen. Der unglücklichen Verfolgungswut, die dergestalt die vitalsten Interessen der Kolonie schädigte, wird er fluchen und wird staunen, wie man solche Männer vertreiben konnte, die in lauterster Absicht und edelster Uneigennützigkeit dem Vaterlande dienten, indem sie Gott dienten, die keinen andern Wunsch im Herzen und kein anderes Ziel vor Augen hatten, als aus den wilden Elementen ein Geschlecht heranzubilden, das seine Kraft verwendet im Anbau des fruchtbaren Landes und mitarbeitet an dem Wohlstand und der Blüte des neugeordneten Vaterlandes. Aber auch laut wird er sagen, daß Portugal nicht nur sich selbst, sondern auch der ganzen Menschheit verschuldet ist, indem es diese Missionare hinderte in ihrem Streben nach Fortschritt und Wissenschaft. Kühner als die Soldaten und Kaufleute, ausgerüstet mit reichen Kenntnissen, drangen sie immer weiter ins Innere vor. Ein Jesuit schrieb vom See Hemozura, der wohl der Nyassasee ist, und nach einer Stelle des Garcia da Orta, eines Gelehrten des 16. Jahrhunderts, erreichte ein Priester von der portugiesischen Kolonie in Westafrika die Kolonie in Ostafrika auf

dem Landwege. Aus den uns überlieferten Erzählungen dieser herrlichen Zeit soll eine hier Platz finden, die deutlich zeigt, welcher Geist die Missionare beseelte. Fra Nicolau do Rosario war auf dem Schiffe S. Thomé, das Schiffbruch gelitten. Die Passagiere und Matrosen, welche sich in die Boote geflüchtet hatten, riefen ihm zu, über Bord zu springen und auf ihr Boot zuzuschwimmen; er aber lehnte ab und erwiderte, daß er das Schiff nicht eher verlassen könne, als bis er den Sterbenden geholfen. Erst als er seine Pflicht erfüllt hatte, sprang er in das Meer und schwamm bis zum rettenden Kahn, während hinter ihm alsbald das Schiff in den Wellen versank. Wie der Missionar heldenmütig seine apostolische Laufbahn begonnen, so sollte er sie beenden. Auf einem Feldzuge begleitete er als Geistlicher die Truppen, die von Mozimba überfallen wurden. Der Mönch war der einzige, der nicht fiel. Schwer verwundet geriet er in die Gefangenschaft der Wilden, die ihn an einen Baum banden und so lange auf ihn schossen, bis der Todesengel herniederschwebte und ihm die Märtyrerkrone auf das Haupt setzte.

Im Jahre 1869 sandte der Erzbischof von Goa einen Priester nach Mozambique, um das Werk der vorigen Jahrhunderte wieder zu beginnen. Es ist Hoffnung vorhanden, daß die Regierung zu der Einsicht gekommen ist, wie sie durch die Vertreibung der Orden aus den portugiesischen Kolonien sich selbst den schwersten Schlag versetzte und ein nachhaltiges Übel zufügte.

Die Frage: „Was wird aus der portugiesischen südafrikanischen Kolonie werden?“ ist hier vollends berechtigt, da das Mutterland sich in einer wenig günstigen Lage befindet. Das in den letzten Jahren zu stande gekommene, aber geheim gehaltene deutsch-englische Abkommen hat der europäischen Presse die Wohlthat erwiesen, lange Spalten über die bevorstehende Aufteilung des kolonialen portugiesischen Besitzes zu bringen. Die Presse nimmt es oft leicht mit wichtigen Dingen, so auch in dieser Angelegenheit. Wenn die Minister Portugals uns versichern, rein nichts von Verkauf, Verpachtung oder sonstigen Veräußerungen des Kolonialbesitzes zu wissen, so wollen wir es ihnen einstweilen glauben, machen aber doch unsern Vers dazu. Unwillkürlich muß man an Cecil Rhodes denken, der, wie unten noch weiter ausgeführt werden wird, nicht viel Wesens macht mit fremden Ländern und Kolonien, die seinem Plane vom britischen Kolonialreich, das vom Kap bis Kairo sich erstrecken soll, entgegenstehen. Mit fester Faust wird er sie aus dem Wege räumen.

Augenblicklich ist die Kolonie Mozambique in erfreulicher Entwicklung begriffen. Es herrscht im Lande wieder Handel und Verkehr, die Überwachung der Regierung ist geregelter, und Kompagnien gründen sich, welche Eisenbahnen anlegen und mit großen Kapitalien sowohl die ungeheuren landwirtschaftlichen als auch die industriellen und kommerziellen Schätze heben. Ob auch diese Kolonie im Verein mit ihren Schwestern den Bankrott Por-

tugals, der mit jedem Jahre drohender auftritt, abhalten wird, ist eine Frage, auf die niemand Antwort geben kann. Zur Erhaltung eines Kolonialreiches, das im Rückstande ist, gehört eine flotte Staatskasse, die bekanntlich Portugal vollständig fehlt. Die Presse und Bevölkerung wird freilich alles einsetzen, die Integrität des Kolonialbesitzes zu wahren, aber stärker als Volk und Presse kann die bittere Notwendigkeit werden, gleichwie auf einem sinkenden Schiffe alles nicht absolut notwendige Gut über Bord geworfen wird, um das Leben der Passagiere zu retten. Mitleid, aufrichtiges Mitleid ergreift einen jeden, der da sieht, wie der Liberalismus und die Freimaurerei das schöne Portugal an den Abgrund des Ruines brachte. Portugal, das Südafrika entdeckte, zuerst erforschte und zivilisierte, hätte von Rechts wegen den schönsten Teil einheimsen sollen, aber statt dessen erblicken wir seinen Stern matt und glanzlos am Rande des Horizontes, um vielleicht um so schneller zu verschwinden, als die englische Sonne immer höher steigt.

* * *

Wir durchstreifen das Zululand in die Kreuz und Quer, dringen bis in das Innere des Maschonalandes vor, gehen an den Sambesifluß, trotz all der wilden Tiere und des heimtückischen Malariafiebers, und das Ganze scheint uns ein vergnügter Spaziergang zu sein. Das ließ sich alles so leicht und bequem! Aber wehe uns anspruchsvollen Philistern, wenn wir es mit der rauhen Wirklichkeit zu thun hätten. Interessieren dürften uns die Notizen, welche P. Bompard auf seiner Reise durch das Zululand bis nach Lourenzo Marquez aufgezeichnet hat; sie sind flott und drastisch geschrieben und gewähren einen neuen Einblick in das Leben des Missionars.

Es war im Jahre 1864. Die Propaganda hatte die Stadt Lourenzo Marquez mit einem Teile der portugiesischen Kolonie Mozambique von dem ins Schisma verfallenen Patriarchate von Goa abgetrennt und dem neugegründeten Apostolischen Vikariate Natal einverleibt. Verlockende Aussichten waren dadurch dem Bischof von Natal, Msgr. Allard O. M. I., nicht eröffnet worden; denn nur zu gut kannte der Oberhirte die Opfer und Unannehmlichkeiten, die ihm daraus erwachsen würden. Zuerst war dieser zugewiesene Teil von dem Mittelpunkt der Missionsthätigkeit der Patres Oblaten weit abgelegen und, da Meeresverbindung zwischen Durban und Lourenzo Marquez noch nicht existierte, der Weg dorthin, zu Fuß oder zu Wagen, äußerst beschwerlich. Überdies war sich der Missionsbischof von Anfang an bewußt, daß ein Konflikt mit der portugiesischen Regierung nicht ausbleiben werde, der möglicherweise alles verderben könnte. Hierin sollte er sich nicht irren. Gleichwohl bewog ihn der ausdrückliche Wille des Papstes zur bereitwilligen Übernahme dieser Last, und P. Bompard O. M. I. fiel die Aufgabe zu, in Lourenzo Marquez sich für einige Zeit niederzulassen.

In der Pfingstwoche machte sich der Missionar, auf göttlichen Schutz vertrauend, reisefertig. Ein Dutzend Kaffern, die, wohlgemerkt, den katholischen Missionaren gegenüber nichts weniger als freundlich gesinnt waren, begleiteten ihn; sie waren seine Führer und Packträger. Auf diese wilden, rauhen, unzivilisierten Gesellen war der Missionar für die 30—40 Tage dauernde Reise angewiesen, ihrem Wesen und ihrem Charakter mußte er Rechnung tragen, gar oft ihren Launen sich fügen. Die genaue Kenntnis der Sprache, der Sitten und Gebräuche der Söhne dieses Landes und die moralische Überlegenheit des gebildeten Mannes und Priesters, welche sogar den Wilden Ehrfurcht und Respekt einflößt, diese Eigenschaften bildeten die Stärke des Missionars.

Es war eine lange, beschwerliche und gefährliche Reise durch das Zululand, und an Abenteuern fehlte es nicht. Schon gleich am ersten Abend hatten sie Pech. Nach einem zwölfstündigen Marsche kam die Karawane müde und hungrig an die Hütte eines Zulukaffern, der in der ganzen Gegend ausposaunt hatte, der beste Freund des P. Gerard zu sein. Auch in Gegenwart des P. Bompard nahm er den Mund gehörig voll und schwor bei Himmel und Erde, daß Gerards Freunde seine Freunde seien und in seiner Hütte zu jeder Zeit Herberge finden könnten. Und um gleich den Pater von der Aufrichtigkeit seiner freundschaftlichen Gesinnung zu vergewissern, bot er ihm neben seinem Hunde ein Nachtlager an. Der Missionar faßte dies nicht übel auf, weil er wußte, daß der Kaffer seinen Hund mehr zu respektieren pflegt als Freunde, mögen diese auch Freunde Gerards sein. Der Kaffer bramarbasierte dann weiter über seine engen Beziehungen zu Gerard und den andern katholischen Missionaren Natals. Natürlicherweise lag dem Ermüdeten und Hungrigen furchtbar wenig an diesen Freundschaftsbeteuerungen; er beachtete nur mit Besorgnis das Knurren seines Magens, der nach derberen und handgreiflichen Brocken der Liebe verlangte. „Na, alter Freund und Kümmeltürke, nichts übrig gelassen?“ sprach Bompard durch die Blume. Der Schwerenöter verstand nichts und stellte sich stockdumm. Auch eine noch deutlichere Anfrage erzielte keinen besseren Erfolg. Da verlor der Missionar die Geduld, wurde einfachhin sozialdemokratisch grob und platzte sein Begehr heraus. „Der Tausend, ich bin ein Mensch, und das heißt Hunger haben, wenn man lange nichts gegessen hat.“ Das wirkte. Zwölf Maiskörner reichte der Gastherr dem Freunde, dabei versichernd, daß Gerards Freunde bei ihm wie zu Hause wären und sich satt essen dürften. Man rief nach mehr, aber nichts da; der Kaffer hatte sich einmal in den Kopf gesetzt, diese Ration genüge, und nichts in der Welt hätte ihn umgestimmt. Zwölf Maiskörner — man bedenke! Es waren deren 12, vielleicht auch 13, eine Handvoll vermochte Bompard nicht abzuringen. Der Kaffer, der den ganzen langen Tag nichts anderes gethan hatte als gehörige Portionen zu ver-

schlingen und große Krüge seines kaffrischen Bieres hinunterzuschlürfen, konnte und wollte nicht begreifen, daß die übrigen Sterblichen noch andere Dinge als Luft und Licht zum Leben benötigen.

Glücklicherweise glichen nicht alle Tage dem ersten. Viel verlangten die Reisenden wahrlich nicht, und oft genug war es ein halbes Fasten. Die Kaffern, die den Pater begleiteten, litten nicht so viel, weil sie sich kein Gewissen daraus machten, hie und da das eine oder andere zu entwenden, entweder mit diebischer List oder auf gewaltthätige Weise. Dem Pater berichteten sie selbstverständlich nichts davon und boten ihm noch weniger von der erbeuteten Habe etwas an. — Wieder einmal plagte die Pilgerschar gar schrecklich der Hunger. Die Sonne brannte heiß hernieder, die Glieder waren schlaff, der Schweiß drang aus allen Poren, die Zunge klebte am Gaumen — aber weit und breit keine Hütte. Um sich gegenseitig aufzumuntern, fingen die Kaffern zu singen an; es war allerdings nicht sehr harmonisch, nur ein mehr oder weniger taktmäßiges rhythmisches Gejohle, aber die Beine hoben sich und die Stimmung war gut. Endlich war ein Kaffernkraal in Sicht. Einige gingen vor und baten um Abendtisch und Nachtlager. Die kamen aber schlecht an. Man speiste sie mit dem hämischen Bemerken ab, daß Leute, die so sängen und johlten, wie sie es thäten, unmöglich vom Hunger gequält sein könnten. „Zum Kuckuck mit euch, ihr Nichtsnutze!" lautete der Bescheid. Die zwölf Kaffern, die von Natur keineswegs gutmütig veranlagt waren, ließen sich das nicht zweimal gesagt sein; wohl aus tiefempfundener Rache brachten sie dem Zulu ein famoses Ständchen und verwünschten ihn zuguterletzt ins Pfefferland. Mit leerem Magen mußten sie abziehen.

In diesen und ähnlichen Stunden war es dem Missionar schwer, seine Begleiter zu beschwichtigen. Immer und immer wieder stieg in ihrem Schädel die unglückselige Idee auf, den Missionar einfach im Stich zu lassen und umzukehren; etliche waren sogar wilder gesinnt, und der eine oder andere dachte wohl wie die Matrosen des Kolumbus, als dieser nicht nach Spanien zurückkehren wollte. Die Kaffern sind zum Glück leicht vergeßlich; eine gute Beute vertröstete sie wieder, beim Essen verschluckten sie all ihren Ärger. Es soll rein unglaublich sein, was die Kaffern im Essen leisten können. Der erste Gourmand in Europa ist dagegen ein Schattenbild. P. Bompard versichert, seine Begleiter gesehen zu haben, wie sie beim Aufstehen wandelnden ägyptischen Pyramiden glichen und beim Gehen das Gleichgewicht verloren.

Aber wie gesagt, es war nicht alle Tage Kirmes, und die guten Mahlzeiten bildeten mehr die Ausnahme. Als sie eines Tages wiederum ausgehungert sich einem Zuludorfe näherten, dachten sie an das unglückliche Singen, das sie um ein Abendbrot gebracht hatte; sie hüteten sich für

diesmal, irgend welchen Spektakel zu machen. Das war verfehlt. Das schweigsame diebische Daherschleichen ließ die Hüttenbewohner nichts Gutes ahnen. Wohl eingedenk einer weisen Mahnung, die dem Sinn des deutschen Sprichwortes: „Wo man singt, da laß dich ruhig nieder, Böse Menschen haben keine Lieder", entsprechen mochte, verwahrten sie sich ganz energisch dagegen, solch herumlaufenden Strolchen Obdach zu gewähren. Die Kaffern brummten, brüllten, ließen einige stark gepfefferte Gegenreden vom Stapel und machten schließlich, wie ihre löbliche Gewohnheit war, einen infernalischen Krawall. Auch P. Bompard ward unwillig. „Wie, der Kaffer hatte 13 Hütten, die er sein eigen nannte, und keine wollte er hergeben!" Er drang mutig in die Hütte ein, hielt dem Eigentümer eine Standrede, verrammelte dann Ein- und Ausgang und verhinderte so, daß jener hinauskommen konnte, um anderwärts Hilfe zu suchen. Wohl oder übel mußte der Zulukaffer sich in sein Schicksal ergeben und mit dem Weißen unter demselben Dache schlafen. Es war allerdings kein fürstliches Schlafgemach, aber es war doch gemütlicher als draußen, wo Löwen, Hyänen und andere Bestien sich herumtrieben und den im Freien Schlafenden fürchterliches Alpdrücken verursachten.

Was auf die Dauer dem Missionar große Sorge bereitete, war die ständige Unzufriedenheit seiner Begleiter. Diese launenhaften und verkommenen Menschen waren geradezu unerträglich. Bald fehlte ihnen dieses, bald jenes, und während der ganzen Reise war es ein anhaltendes Murren über den vorgeblich allzu geringen Sold. Die energische und entschiedene Haltung des Missionars hielt sie allein im Zaume. Als sie eines Tages an einen Fluß kamen, blitzte in den Kaffern der geniale Gedanke auf, hier einen höheren Lohn vom Pater zu erpressen. Schneller denn je ward alles Gepäck auf das andere Ufer geschafft. Dann aber machten sie dem Missionar den Vorschlag, er möge seine Kisten und Kasten jenseits des Flusses selbst holen, wenn er stante pede nicht den Sold um das Doppelte erhöhen wolle. Da war Holland in Not. Der Fluß war tief und reißend, die Kräfte des P. Bompard aber so heruntergekommen, daß es ihm verwegen schien, den Fluß zu durchschwimmen. Es begannen die Verhandlungen. Schließlich erklärte Bompard klipp und klar, daß er die Frage auf dem andern Ufer nach Recht und Gewissen bereinigen werde. Das Manöver glückte. Zwei hochgewachsene und stark gebaute Kaffern nahmen den Missionar auf ihre Arme und durchschritten festen Schrittes gleich dem großen Christophorus die wilden Fluten. Aber wie das Kindlein den Riesen erdrückte und schwankend machte, so wurden auch die beiden Träger wankelmütig, ob das Versprechen des Missionars ernst gemeint sei. Mitten im Flusse hielten sie an und setzten den Pater vor die Alternative, entweder den Sold zu erhöhen oder sich gewärtig zu machen, ohne weiteres abgeschüttelt zu werden. „Da hört doch alles auf, grobe Kerls, die ihr seid,

so die Not eines armen Menschen auszubeuten!" schimpfte Bompard, und im selben Augenblick packte er einen jeden der beiden so fest am Genick, daß diesen ganz schwül wurde. „Ich versichere euch, laßt ihr mich fallen, so geht ihr mit mir." Diese Drohung und ein paar kräftige Püffe nach rechts und links trieben die Kaffern mit Blitzesschnelle ans andere Ufer. Selbstverständlich hatte Bompard nie ernstlich daran gedacht, dem ungerechten Ansinnen seiner Begleiter nachzugeben; er beharrte fest bei seiner Weigerung trotz aller Unzufriedenheit. Ebenso unglücklich fiel eine erneute gleiche Forderung an einem andern Flusse aus. Sie hielten den Pater für so dumm, als wüßte er nicht, daß in Südafrika infolge heftiger Gewitter Flüsse in einer Stunde entstehen und ebenso schnell im Sande sich wieder verlieren. Der Missionar belächelte ihre schönen Geldträume, und gewitzigter als alle andern, machte er es einfach wie der Bauer, von dem der Dichter Horaz irgendwo spricht: er wartete ruhig ab, bis die Wasser sich verlaufen hatten.

Oft genug mußte der Missionar den Vermittler zwischen seinen Begleitern spielen, da sie sich alle Minuten in den Haaren lagen, einmal sogar mit Keulen aufeinander losgingen und sich gegenseitig krumm und lahm schlugen.

Treue Beschützer in jeglicher Not und Gefahr konnte Bompard seine Begleiter nicht nennen. Eines Tages wurde er von einem Wilden angefallen, der ein Stück Leinen von ihm verlangte. Der Zulu ließ sich durch gute Worte nicht umstimmen und drohte, seinem armen Opfer mit der in der Luft geschwungenen massiven Keule den Kopf zu spalten, wenn ihm nicht gleich das gewünschte Leinen verabreicht würde. Da erschien gleich einem hilfreichen Deus ex machina ein Zuluweib, eine böse Xanthippe, die den Mitbürger zur Rede stellte über den von ihm zertrümmerten thönernen Topf. Der Gebieter der Schöpfung wollte sich solch eine Grobheit von einem Weibsbild und besonders vor einem Fremden, und einem Weißen dazu, nicht zweimal sagen lassen. Er ließ den Missionar stehen und ging offensiv auf den neuen Feind los. Es war die alte Geschichte. Der Zulu wollte erstens von der Frau nie einen Topf geliehen haben, zweitens hatte derselbe schon einen Sprung, wie er ihn bekommen, und drittens habe er ihn unbeschädigt zurückgegeben. Wie dieser Kampf endete, weiß P. Bompard nicht, denn er nutzte den Zwischenfall aus, um auf und davon zu laufen. Am andern Tage, als Bompard wieder eine Strecke hinter den Kaffern marschierte, näherte sich ihm ein anderer Zulu, diesmal aber in der Gestalt eines „edeln Jünglings". Dieser raspelte wie am Schnürchen eine ganze Reihe von frechen Schimpf- und groben Fluchwörtern herab, in der deutlichen Absicht, den Reisenden zu reizen. Aber der Missionar schenkte den Komplimenten wenig Achtung, mußte sogar über das possierliche und pudelnärrische Wesen des gelungenen Hanswurstes herzlich

lachen. Unverrichteter Sache zog der Schauspieler wieder von dannen. Unverrichteter Sache? Ja freilich; denn es war mit dem allen auf einen Streich abgesehen. Wie alle Kaffern pflegen die Zulus nämlich gern die Reisenden zu belästigen und Hab und Gut ihnen abzunehmen. Zu diesem Zwecke sind immer mehrere im Bunde. Der frechste von ihnen nähert sich dem Wanderer und regaliert ihn so lange mit Grobheiten, bis dieser seine sieben Sachen ablegt oder seinen Wagen anhält, um dem frechen Lümmel eine tüchtige Tracht Prügel zu verabreichen. Das ist der günstige Augenblick für die übrigen: sie stürzen von der andern Seite aus ihrem Versteck hervor und schleppen behende alles fort, was sie nur fassen und tragen können.

Endlich, nach einem Marsche von vollen vier Wochen, kam P. Bompard in Lourenzo Marquez an. Der portugiesische Gouverneur war von der Ankunft desselben nicht wenig überrascht, zeigte sich indes darob nicht verlegen und nahm mit echt spanischer Grandezza die Huldigung des Missionars an. Erst am zweiten Tage kehrte jener den dienstbeflissenen Beamten hervor und verbot dem Pater im Namen der Regierung, irgend welche geistliche Funktionen öffentlich zu verrichten, sich dabei auf ein aus alten Zeiten, wie es scheint aus dem Mittelalter, stammendes Privileg berufend, das der Römische Stuhl der Krone Portugals verliehen haben soll. Als Antwort darauf konnte Bompard sagen und wiederholen, daß er eigens auf Befehl des Papstes hierhergekommen, und daß das erwähnte Privileg längst außer Kraft getreten sei; es half alles nichts, der Gouverneur beharrte bei seiner Weigerung. Erst nach einiger Zeit hielt dieser es für angezeigt, das Diplomatenmäntelchen sich umzuhängen. Er bedaure sehr, so sprach er, daß er so ernste Maßregeln ergreifen müsse; er wäre indes bereit, dem Missionar auf halbem Wege entgegenzukommen und ihm rechtsgültige Stellung im Lande zu verschaffen, wenn Bompard erklären wolle, daß er sich lostrenne vom Bischof von Natal und sich voll und ganz dem Erzbischof von Goa unterwerfe. Solch einen Antrag mußte der Missionar sich natürlich mit allem Nachdrucke ein für allemal verbieten, indem er hinwies, wie es dem Charakter des Soldaten widerspreche, seinem General untreu zu werden und zum Feind überzulaufen.

Jede Regung seiner priesterlichen Wirksamkeit als staatsfeindlich geächtet zu sehen und obendrein der mehrfach ausgedrückte Argwohn der Regierungsbeamten, er wäre von den Engländern hierher gesandt, um die Wege für eine spätere Annexion anzubahnen, das war für den Missionar recht peinlich. Überdies war er die ganze Zeit, die er in Lourenzo zubrachte (20. Juni 1864 bis 2. Mai 1865), beständig krank; im ganzen mag er wohl nur fünf Tage gesund gewesen sein. Ein bösartiges Fieber hatte ihn gleich bei seiner Ankunft ergriffen. Alle angewandten Mittel halfen nichts. Den ganzen Tag lag er im Bette, vor Hitze fast erstickend und von den

heftigsten Schmerzen gemartert. Er hatte niemand an seiner Seite als einen Kaffer, der all seinen guten Willen aufbot, die Leiden des guten Vaters zu lindern.

Während drei Wochen schickte ihm die gutherzige Frau Gemahlin des Gouverneurs täglich kräftige, äußerst fein zubereitete Speisen, jeden Tag besuchte ihn der Sohn, jedoch höchst selten erschien der Gouverneur selbst. Die Kräfte des Kranken nahmen aber immer mehr und mehr ab. Stunden- und tagelang lag er auf seiner Matratze, trostlos, unfähig zu allem, sich selbst und seinen Leiden überlassen, weit weg von seinen Mitbrüdern. Sein einziger Trost bestand darin, die heilige Messe lesen zu können, aber als er eines Tages während derselben ohnmächtig zusammenbrach, durfte er nicht mehr daran denken, längere Zeit außer Bett zu bleiben. Von jetzt an war er für lange Wochen auf den Opfer- und Liebesaltar des Krankenbettes gebunden, und sein Rosenkranz glitt nur mehr langsam durch seine Hände.

Lourenzo Marquez war damals ein kleines Städtchen von ca. 1200 Seelen, darunter aber nur 120 Katholiken. Musterkatholiken waren es gerade nicht. Kleines, armes Häuflein! es war verlassen und kümmerte sich doch nicht um den Hirten. Die einen waren portugiesische Soldaten, die zur Strafe hierher gesandt worden waren, die andern bettelarme Kaffern, die, lange verwahrlost, keine Spur von katholischem Sinn und Geist verrieten. Und die übrigen? Es sind heidnische Kaffern und Zulus und Basutos, alle in niedrigen elenden Baracken wohnend; es sind Mohammedaner aus Indien und Abessinien, Scheinheilige reinsten Wassers, die tagsüber fasten, nachts aber schwelgen und auf dem Grabe der Verwandten wüste Zechgelage veranstalten; es sind leichtsinnige Indier, die ohne Sitte und Anstand das Leben genießen; überfromme Parsen, die Sonne und Feuer anbeten; tolle Banjanen, die, im Irrtum der Seelenwanderung befangen, zu Kühen, Schlangen und Spinnen eine großartige Verehrung hegen. In dieser Umgebung sterben, in dieser ungeweihten Erde ruhen! bei diesem Gedanken ward dem Missionar angst und bang. Aber geduldig und opferfreudig stellte er alles dem heiligen Willen Gottes anheim.

Und Gott sorgte und arbeitete für ihn. Bald kam von Lissabon der Befehl, eine Kapelle in Lourenzo zu errichten, und zugleich langte die Nachricht an, daß in nächster Frist ein portugiesischer Priester von der Heimat nach dort abgehen werde. Die Propaganda hatte also gesiegt; das gewünschte Resultat war erreicht. Um keinerlei Hindernisse in den Weg zu legen, erachtete es P. Bompard für notwendig, alsogleich nach Natal zurückzukehren. Sobald er wieder bei Kräften war, brach er unverzüglich auf.

Die Heimkehr war, obgleich sie auf andern Wegen und Stegen geschah, ebenso langweilig, beschwerlich und gefährlich wie die Hinreise. Die Zulukaffern hatten sich unterdessen auch um keinen Deut gebessert, und Bompards

Begleiter oder Führer, wie man will, ihre kleinen Mucken und Launen treulich beibehalten. Die Karawane konnte, wenn der Hunger sie quälte, singen oder stumm fürbaß einherziehen, niemals machte sie es den Zulus recht. Es wurde auch geschimpft, gedroht, Spektakel gemacht wie jahrs zuvor. P. Bompard hatte zu allem Unglück eine offene Wunde am Fuße, die ihn beim Gehen heftig schmerzte. So geschah es denn, daß er oft in weitem Abstande von seinen Kaffern hinkend sich nachschleppte. Das Nachtrödeln hatte aber eines Tages die schlimmsten Folgen. Der gute Pater verirrte sich im Dickicht, nahe bei einem Flusse. Mutig voransteuernd, sank er bei jedem Schritt und Tritt immer tiefer in den Schlamm, plumpste jeden Augenblick in ein Loch, das ein Flußpferd gegraben, und hatte alle Mühe, wieder aus dem Morast herauszukommen. Er schrie um Hilfe wie ein Verzweifelter, aber niemand war in der Nähe. Dann ging er in einer andern Richtung hinaus. Hier mußte er durch ein Feld von spitzigen Dornen, welche Kleider, Gesicht und Hände ganz schrecklich zerrissen. Nach stundenlangem Umherirren kam er endlich wieder auf den rechten Weg.

Die schrecklichste Stunde der ganzen Reise war indessen zweifelsohne jene, da im Augenblick, wo sie den Fuß auf das Land eines auf dem Kriegspfade begriffenen Stammes setzten, sie von bewaffneten Wilden umringt und festgehalten wurden. „Woher und wohin?" fragte man sie, und als die Gefangenen gesprochen, glaubte man ihren Aussagen nicht und erklärte die ganze Sippschaft als Spitzbuben und Spione. Es wurde ihnen alsdann in Aussicht gestellt, daß sie allesamt am andern Morgen um einen Kopf kleiner gemacht werden sollten. Das klang ganz schauerlich, und doch war dagegen nichts zu machen. P. Bompard gab indes nicht alle Hoffnung auf. Er versuchte den Zulus klar zu machen, daß ihn und seine Begleiter nur die friedlichsten Absichten der Welt beseelten, und versprach für seine Freilassung eine gute Belohnung. Als aber auch diese Tonart ihre Wirkung verfehlte, zog er das letzte Register auf und drohte mit fürchterlicher Miene und noch fürchterlicheren Gesten, daß die Engländer in Natal den Tod eines unschuldigen Missionars und friedliebender Unterthanen nicht ungerächt lassen würden. Sie würden kommen und das Land verheeren, die Hütten und Kraale zerstören, die Mörder aber mit dem schrecklichsten Tode bestrafen. Die Zulus hatten sich aber zu sehr in die Kampfeswut hineingelebt, um sich durch solche Drohungen von ihrem Vorhaben abschrecken zu lassen. Die folgende Nacht war schlaflos. Während P. Bompard ganz erschüttert sich auf den Tod vorbereitete, schienen seine Begleiter von dem Bevorstehenden nicht sehr ergriffen zu sein; sie blieben ruhig und gelassen, und es wurden in dieser ernsthaften Situation noch immer die drolligsten Späße getrieben.

Bei Tagesanbruch wurden sie abgeholt, um zum Häuptling, dessen Kraal in einiger Entfernung stand, geführt zu werden. Der Missionar hatte einen

Plan im Kopfe. „Was brauchen wir noch zum Häuptling geführt zu werden?“ sprach er zu den Zulus, die freudestrahlend die Gefangenen in der Mitte führten; „wir gehen allein zum Häuptling; wir kennen seine Gerechtigkeit und werden bei ihm unser Recht verteidigen und eure Unbotmäßigkeit anklagen. Weg von uns, wir gehen allein!“ Der Missionar wiederholte das letzte Wort immer lauter, die Begleiter tönten mächtig mit und zuletzt schrie die ganze Bande mit der vollen Kraft ihrer Lunge: „Weg, wir gehen allein!“ Die lauten Stimmen, die funkelnden Augen und zornigen Gebärden mußten die Wilden stutzig gemacht haben, denn sie ließen den Missionar und seine Begleiter allein zum Häuptling gehen. Kaum waren sie aber aus dem Gesichtskreise der Zulus, als sie kurzweg eine andere Richtung einschlugen. Erst ging es langsam voran, dann immer schneller und schneller in wildem Galopp, obgleich sie nicht viel gegessen hatten; es war ein Kampf oder vielmehr ein Rennen auf Leben und Tod. Die Angst trieb sie voran. Auch im Dickicht des Waldes und in weiter Entfernung waren sie nicht sicher und schauten nach allen Seiten, ob keiner ihnen nachsetze. Es hat sie wohl keiner bemerkt, vielleicht hätte sie auch niemand eingeholt.

Man war bald wieder zu Hause. Je näher die Kaffern der Heimat kamen, desto schneller liefen sie, und einer nach dem andern verduftete, nachdem er seinen Sold eingesteckt. Kurz vor Durban befiel Bompard ein letzter heftiger Fieberanfall. Er rollte sich vor Schmerzen auf dem Boden und glaubte, sein Sterbestündlein sei gekommen. Die Kaffern waren alle fort, und niemand war in dieser Einöde, der ihm hätte helfen können. Glücklicherweise verlief dieser Anfall ohne schlimme Folgen, und am nächsten Tage war der Missionar wieder im Kreise seiner lieben Mitbrüder.

IX.

In der Südafrikanischen Schweiz.

Am Morgen des 6. Dezember verließen Flynn und ich Durban, um unsern „historischen“ Ritt ins Basutoland anzutreten. Es war St. Nikolaustag. Wir dachten daran und waren wirklich gespannt, was für Nüsse der „heilige Mann“ auf dieser Fahrt ins Blaue uns wohl schenken würde. Von Durban aus, wo wir uns von den verschiedenen Touren ausgeruht und im europäischen Komfort ziemlich verwöhnt hatten, ging es zunächst mit der Eisenbahn nach Pietermaritzburg. Flynn suchte hier einen ehemaligen Schulkameraden auf, der ein hübsches Geschäft besitzt; ich dagegen machte dem katholischen Bischof, Msgr. Jolivet O. M. I. (vgl. Bild 12 auf S. 129), an den ich einen Empfehlungsbrief von London her in der Tasche hatte, meine Aufwartung. Der greise, aber noch rüstige Bischof mit dem feinen durchgeistigten Gesichte nahm mich liebevoll auf. Obwohl von Hause aus Franzose, ist er in seinen Manieren Engländer geworden und spricht das Englische so tadellos, daß man seine heimatliche Abstammung niemals erraten würde. Er wollte mich erst in seiner bischöflichen Wohnung festhalten; ich schlug jedoch aus, da ich mit Flynn bereits in einem Hotel mich eingenistet hatte, und fragte Se. Lordschaft nur, ob auch deutsche Herren hier seien, mit denen ich von der Heimat sprechen könne. Das bejahte er und ließ mir sogleich ein paar noch junge deutsche Missionare rufen, die erst kürzlich aus Europa herübergekommen waren. So verbrachte ich einen äußerst gemütlichen Abend; wir erzählten und politisierten, lachten aber auch und scherzten lustig und laut. Sicherlich war ich zufriedener als Freund Flynn, den ich, als ich gegen 10 Uhr in mein Hotel einrückte, schon hier vorfand. Er versicherte mir mit recht trübseliger Miene, trotz seiner ihm angeborenen Geduld habe er sich bei seinem einstigen Schulkollegen entsetzlich gelangweilt. „So sind sie aber alle,“ sagte er schließlich ärgerlich; „wenn die Herren einmal verheiratet sind und ein Geschäft oder ein Amt haben, dann werden sie ledern. Denke dir nur, unterhält mich da mein Freund zwei volle Stunden über alle die bedeutenden Geschäftseinnahmen, die er seit 10 Jahren gemacht, und als ich zuletzt gähnte, will dieser Philister mir gute Ermahnungen geben, doch nicht so

ruhelos in der Welt umherzuschweifen, und will mich der Grausame in einen Danteschen Infernozirkel versetzen, indem er mir anbietet, Geschäftsteilnehmer zu werden. Ich stand auf, griff nach meinem Hute, und fünf Minuten später stand ich auf der Straße. Mein Freund muß große Augen gemacht haben." Ich drückte dem armen Jungen mein Bedauern aus und machte ihm schließlich den Vorschlag, morgen müßte er mit mir zu Bischof Jolivet gehen, da würden wir einen schönen Tag erleben. „Den hochwürdigsten Herrn in Ehren," erwiderte Flynn, „aber er ist ja Franzose, und niemand spricht unsere herrliche Sprache so schauderhaft wie ein Franzose." — „Nein, Bischof Jolivet spricht das Englische vielleicht besser als du." — „Welche Grobheit!" murmelte der Freund zwischen den Zähnen, hatte aber dabei kein Gesicht wie ein zürnender, blitzschleudernder Zeus, sondern lächelte schelmisch dabei und reichte mir ein Blatt. „Da lies, das ist ja herrlich! Was ist doch das für ein Bischof! Den muß ich kennen lernen." Ich las den Bericht, der sich auf die Jubiläumsfeierlichkeiten des Bischofs bezog. „Als im Jahre 1874 Msgr. Jolivet die Leitung der Diözese übernahm, gab es in dem weit ausgedehnten Vikariate Natal, zu welchem außer dem Kaffernlande noch das Basutoland, Transvaal und der Oranje-Freistaat gehörten, nur 6 Missionare; heute befinden sich 114 Missionare daselbst. Die Zahl der Brüder stieg von 3 auf 384, die der Schwestern von 8 auf 867. Kirchen gab es vor 25 Jahren in Natal 5, heute zählt man deren 81; außer diesen zählt das Vikariat noch 92 Missionskapellen, 14 Klöster, 46 Internate und 46 Externate. Sind diese zahlreichen Gründungen auch nicht ausschließlich das Werk des hochw. Msgr. Jolivet, so sind sie doch alle unter seinem Einflusse und seiner Mitwirkung entstanden. Mit Recht begrüßte daher der Heilige Vater den Gefeierten in einem Breve als ‚den guten und getreuen Knecht'. Am Tage des Jubiläums lief außerdem ein Glückwunschtelegramm aus Rom ein, welches also lautete: Papa te benedicit peramanter occasione iubilaei! ‚Der Heilige Vater spendet Dir bei Gelegenheit Deines Jubiläums voll Liebe den Segen!'"

Auch meine Achtung stieg, und ich freute mich, diesen Mann noch besser kennen zu lernen und seinen Segen auf meinen Weg zu empfangen.

Am folgenden Tage erschienen wir beide auf der Mission und fanden die herzlichste Aufnahme. Selbst Flynn, der sonst nicht viel Worte machte, bekomplimentierte den Bischof mit der schwungvollen Wendung: „nie habe er einen Ausländer gehört, der so vollkommen die Sprache Shakespeares rede".

Am 8. Dezember morgens 7 Uhr nahmen wir Abschied. Früh um 6 Uhr las uns ein deutscher Missionar die heilige Messe, da es katholischer Feiertag war, und eine halbe Stunde später saßen wir im Zuge nach Richmond. Um 9 Uhr liefen wir dort ein. Die Bahn hörte hier auf, und das erste Kapitel unserer Leiden begann. Wir warteten eine gute

halbe Stunde und länger. Gegen 10 Uhr erdröhnte die Erde, und ein schwerer zweiräderiger, mit sechs kräftigen Pferden bespannter Karren hielt gemächlich vor dem Bahnhofhotel. Das war die Post, auf der wir einige Tage unsere Knochen bergen sollten. Da sie schon etwas Verspätung hatte, so durften wir nicht lange zaudern; schnell wurden einige Postsäcke aufgeschnallt, etliche Kisten und Pakete verladen, und dann kletterten und turnten die Passagiere auf die Transportmaschine. Der Wagen faßte höchstens 9 Personen, trotzdem waren wir mit dem Kutscher 11 Mann. Ich wollte das Beschwerdebuch verlangen, aber ich hielt meinen Mund und citierte im stillen:

Frei bei einander wohnen die Gedanken,
Doch hart im Raume stoßen sich die Sachen.

Ich bewahrte mir die olympische Ruhe, wie sie der Weise widrigem Schicksal und unabwendbarem Übel entgegenbringt. Mein Blick ruhte auf Freund Flynn, der mir gerade gegenübersaß, „gekeilt in drangvoll fürchterliche Enge" zwischen zwei dicken Burendamen, die aber Flynn gänzlich zu übersehen schienen und ihrem Redeflusse keine Schleusen anlegten.

Spute dich, Kronos,
Fort den rasselnden Trott!
— — — — — —
Frisch, holpert es gleich,
Über Stock und Steine
— — — — — —
Frisch ins Leben hinein! (Goethe.)

Der Kutscher hieb mit seiner 10 m langen Peitsche eifrig auf die Rosse ein, schrie Hallo und Heidi, und in fortwährendem Galopp bergauf und bergab, über Gräben und Bäche ging es unaufhaltsam vorwärts. Die Sonne brannte senkrecht auf unsere Schädel, und eine dichte Staubwolke hüllte uns gänzlich ein. Wir alle pusteten und wischten uns Staub und Schweiß vom Gesicht, an eine gemütliche Unterhaltung dachte niemand. Nur die beiden Burendamen zu Flynns Seiten hatten sich viel zu erzählen. Noch sehe ich meines Freundes fürchterliche Blicke aus den staubumränderten schwarzen Äuglein und hatte Mühe, mein Lachen zu verbeißen; aber auch mir ging es in meiner Lage zwischen zwei rauchenden Grenzbeamten nicht viel besser. Endlich um 5 Uhr waren wir in Umzikulu, wo für die Nacht Halt gemacht wurde. Flynn war der erste, der vom Wagen springen wollte, verursachte jedoch eine Beinverschlingung, bei der er einer seiner Nachbarinnen ganz grob auf die Hühneraugen trat, die sogleich ob solchen Attentates laute Schmerzensrufe ausstieß. „Schrei nur," lachte mein grausamer Freund, „ich habe mich ja gern in die bescheidene Rolle eines Gedankenstriches ergeben, aber noch weniger wie ein Gedankenstrich zu sein, kann man doch von keinem Menschen verlangen."

Das erste, was wir thaten, war eine gründliche Reinigung unseres ganz gelb und grau gewordenen äußeren Menschen. Dann ging es zum Essen, das gut und reichlich war. Später trafen wir zu unserer größten Überraschung einen gemütlichen Sachsen, den ich als ganzen, Flynn wenigstens als halben Landsmann anerkennen konnte, sowie einen Polen, der ziemlich Deutsch sprach. Der Sachse, der es erst bei den Trappisten versucht hatte, das schwere Leben seiner Gesundheit halber aber nicht aushielt, lebt hier mit einer Böhmin verheiratet. Es war ein froher Abend, für uns schon insofern von Wert, als die beiden Herren uns für die Weiterreise wertvolle Fingerzeige gaben.

Früh am andern Morgen um 4 Uhr bestiegen wir voller Ergebung von neuem den Marterkasten. Trotz der frühen Morgenstunde hatte sich mein Landsmann eingefunden, um uns ein letztes kräftiges Lebewohl zu wünschen. Die Lage auf unserer Kutsche war heute günstiger, die Zahl der Insassen hatte sich vermindert, das Wetter war frisch, und so kamen wir denn im besten Wohlsein um 2 Uhr in Kokstadt an, wo uns mein verehrter Freund, der katholische Missionar P. Howlett, dem ich schon auf südafrikanischem Boden begegnet war, mit offenen Armen empfing. Er hielt uns auch für den folgenden Tag, Sonntag, fest und wußte nicht, wie er uns erfreuen sollte. P. Howlett machte mit uns einen Besuch bei den guten deutschen Kreuzschwestern, die uns ehrenvoll aufnahmen und sogar ihre Schülerinnen einige Musikstücke und Gedichte vortragen ließen, die recht gelungen ausfielen. Flynn war über diese Aufmerksamkeit so gerührt, daß er der wackern Oberin auf deutsch seinen Dank aussprach. Was er eigentlich sagte, konnte ich nicht gut hören. Ich merkte nur, wie die Oberin herzlich lachte und ihm auf englisch antwortete.

Montag um 2 Uhr kletterten wir zum dritten- und letztenmal auf die Diligence. P. Howlett brachte uns bis an den Wagen und erinnerte uns daran, daß wir nunmehr durch eine für ihn unvergeßliche Gegend führen, auf der er seltsame Abenteuer erlebt habe. „Glückliche Fahrt," rief er uns lachend zu, „und kommen Sie öfters zu dem Eremiten von Kokstadt!" Etwas wie Wehmut lag in seinen Zügen, als er mit letztem herzlichen Handdruck sich von uns trennte. Das Kreuz des Alleinseins schien ihn schwer zu drücken, aber er trug das Opfer voll Freudigkeit.

Abends um 9 Uhr trafen wir in Matatiele ein; unsere dreitägige Fahrt, die unsern inneren Menschen erschüttert und unsere Knochen ganz mürbe gemacht hatte, war, Gott sei Dank, zu Ende. Für den Spaß zahlten wir unsere 100 Mark und konnten obendrein noch froh sein, daß wir heiler Haut davongekommen waren. In Matatiele erwarteten uns zwei Trappistenpatres: P. Vincenz von der Station Hardenberg war durch P. Howlett von unserem Kommen verständigt worden, P. Sulpicius, Oberer der Mission

Mariazell, hatte sich ihm angeschlossen. Letzterem hatte P. Cenez, der Apostolische Präfekt des Basutolandes, nähere Nachrichten über uns gesandt. Die Nacht verbrachten wir zusammen in Matatiele. Früh um 4 Uhr weckte uns P. Sulpicius; er wollte die Morgenfrische benutzen, weil, wie er in seiner väterlichen Art sagte, wir noch genug Hitze auf unserer Reise verkosten müßten. Um 5 Uhr saßen wir bereits im Sattel, um zunächst nach dem eine Stunde entfernten Hardenberg zu reiten.

In Hardenberg wohnten wir der heiligen Messe der beiden Patres bei, stärkten uns durch ein kräftiges Frühstück und saßen um 10 Uhr wieder zu Pferde; ein Trappistenpater begleitete uns. Die Gegend, durch die wir kamen, war ziemlich eben, und wir flogen dahin ganz wie apokalyptische Reiter. Um die Wege, deren es überhaupt sehr wenige hier giebt, kümmerten wir uns nicht viel. Wir kannten die Richtung und auf diese ritten wir zu, kein Wald und kein Feld hinderten uns. Um 1 Uhr stiegen wir ab und gönnten uns und den Tieren Ruhe und Nahrung. Schatten gab es leider nicht, und so kam es, daß mein ehrliches europäisches Gesicht noch gründlicher verbrannt wurde. Nach kurzer Rast zogen wir weiter. Die Sonnenstrahlen schienen uns durchbohren zu wollen, unser Gesprächsstoff war bei der Höllenglut ausgegangen; schlapp und marode, saßen wir beide ganz gebückt im Sattel. Nur der alte P. Sulpicius, ein Sohn des schönen Tirols, wo er viele Jahre Pfarrer gewesen, saß aufrecht und suchte uns von Zeit zu Zeit Mut zu machen. Plötzlich fiel sein Falkenblick auf meine Satteltasche. „Mein Lieber, da ist etwas nicht in Ordnung; seht, wie es tröpfelt!“ rief er laut.

Wahrhaftig, echtes Rebenblut sickerte durch die Ritzen der Tasche — o Graus! Bei irgend einer harten Berührung mußte eine der Weinflaschen, die wir von Pietermaritzburg mitgenommen hatten, zerbrochen sein. Das köstliche Naß auszuschütten, ging nicht an, und so setzten wir denn der Reihe nach die Satteltasche an den Mund und schlürften mit Behagen den „Trank voll süßer Labe“ — à la guerre comme à la guerre. Der Wein hatte uns wieder munter gemacht. Während der gute P. Sulpicius von seinem geliebten Tirol erzählte, das ich aus eigener Anschauung nicht kannte, ritt Flynn etwas voraus und ließ seine Rosinante allerlei Kapriolen und Luftsprünge machen, augenscheinlich, um sich vor mir als tüchtigen Reiter zu produzieren. Plötzlich senkte er sich bedenklich auf eine Seite und lag in der nächsten Sekunde im Heidegras. Schnell wollte er sich aufraffen und die Zügel ergreifen. Allein durch die gewaltsamen Bewegungen wurde sein Pony, der den stolzen Namen „Bismarck“ trug, scheu und sauste in rasendem Galopp von dannen. Mein Pferd sah den rennenden Bruder, empfand ein triumphierendes Heldengefühl und setzte alsogleich im Trabe dem Flüchtling nach. Einige Minuten galoppierte es

drauf los, daß mir Hören und Sehen verging. Pferdegetrappel in meinem Rücken verkündete mir, daß auch der alte P. Sulpicius wohl oder übel in allzu schnelle Bewegung gekommen war. Sein Roß lief noch besser als das meine, so daß er mich bald einholte. Als wir unsere Renner endlich besänftigt hatten, näherten wir uns sachte dem wilden Pony, stiegen ab und ließen die Pferde grasen. Die beiden gesellten sich sogleich dem Ausreißer zu, und es gelang uns so, das herrenlose Roß wieder einzufangen. Wir mußten ein gut Stück Weges zurückreiten, da Freund Flynn in tiefster Resignation noch auf dem Platze lag, wo er abgerutscht war. Ich wollte ihn trösten und seine Reitkünste von vorher loben; aber als ich sah, wie er im Grase lag und sorglos und mit echt englischem Phlegma den Inhalt seiner Reittasche verzehrte, war ich dergestalt hypnotisiert, daß mir das Wort in der Kehle stecken blieb. Er lächelte schelmisch und sagte dann: „Ich bitte und beschwöre dich, bedenke nur: der Sattel rutschte, ich rutschte mit, und in der Luft konnte ich doch nicht sitzen bleiben."

Um 5 Uhr waren wir in Mariazell. P. Sulpicius that alles mögliche, um es uns heimisch zu machen. Zwei Tage mußten wir bei ihm bleiben. Er wäre uns, glaube ich, ernstlich böse geworden, wenn wir gleich am folgenden Morgen wieder aufgebrochen wären. Erst vor fünf Jahren kauften die Trappisten hier mehrere tausend Acres Heidelandes für 5000 Pfd. St. Obwohl noch kein Drittel bebaut ist; sahen wir doch schon ausgedehnte herrliche Korn-, Mais- und Haferfelder, großartige Baumschulen, Anpflanzungen von Obst- und Nutzholzbäumen; auf den Wiesen grasten über 100 Stück Hornvieh und eine ganze Anzahl Pferde. In Mariazell sind nur 2 Patres, 10 Brüder und 12 Schwestern, welch letztere ein feuerrotes Habit tragen. Mir wurde das Herz schwer, als der Freitagmorgen kam und die Abschiedsstunde schlug. Ich wußte, daß der gute greise Pater mit dem kindlichen Blick und dem treufrommen Herzen mich liebgewonnen hatte, und ich ihn wieder. Wir hatten viel von Tirol und seiner Zukunft gesprochen, und neckend hatte ich ihm zugerufen:

Wer da will Männer sehn,
Geh' ins Tirolerland,
Wie sie so mutig stehn
An der Felsenwand.

Wer da will Weiber sehn,
Geh' ins Tirolerland,
Wie sie so zierlich gehn
Keck über Berg und Land.

„Ja, es ist wahr," hatte er leuchtenden Auges geantwortet, „es ist ein gutes Volk. Aber schwer muß es kämpfen gegen den liberalen Einfluß, der sich überall geltend zu machen sucht. Doch noch gilt für jedes gute Tirolerherz:

„Tirol erhöbt zum Schwur dö Hand,
Dö Trui dö stirbt nit aus,
Für Gott, fürs liebe Vaterland,
Fürs ganze Kaiserhaus."

Unwillkürlich hatte er die Hände gefaltet, als er diesen Spruch mit kräftiger Stimme sprach.

Bis zum Fuße der Drakenberge gab uns P. Sulpicius das Geleite. „Wenn Sie wieder heimkommen, dann grüßen Sie mir mein Tirol. Sagen Sie: „‚Einen schönen Gruß vom P. Sulpicius in Afrika drinnen,'" und eine Thräne stand in seinen Augen. „Gott schütze Tirol!" erwiderte ich ebenso ernst. Und so trennten wir uns.

Da standen wir nun am Fuße der uns winkenden herrlichen Südafrikanischen Schweiz: Flynn, ich und ein Basutojüngling, der unser Führer war. Für meinen Teil war ich froh, Herz und Auge einmal wieder zu stärken und zu erquicken an der ewigen Schönheit der Berge. Läßt es sich drunten im Flachlande ganz angenehm leben, und mag es vielen unbequem und beschwerlich sein, in die Höhen zu klettern, mich hält's nicht lange in den Niederungen des Lebens, wo alles in fieberhafter Thätigkeit befangen ist, wo alles drängt und schiebt und stößt, wo die Fieber schleichen, der Nebel und die Hitze drücken. Stets freudig strebe ich hoch und höher hinauf, wo die Brust freier atmet, wo ich den Sternen näher bin, die dort oben in friedlicher wunderbarer Harmonie ihre alten Bahnen gehen und die Menschenbrust von ihrer Ruhe verkosten lassen.

„Wenn ihr's nicht fühlt,
Ihr werdet's nicht erjagen!"

Ich ziehe für mein Leben gern in die Berge hinaus, weil ich meine, daß die Berge die Gedichte Gottes sind, wunderherrliche Gedichte, von göttlicher Hand auf die Erde geschrieben am letzten Tage der Schöpfung, gleichsam als Krone und Vollendung unserer schönen Welt. Alle, welche diese erhabene Sprache lesen und verstehen, werden sich daran erbauen und erfrischen: sich daran erbauen, indem sie in den Bergen die Größe und Allmacht Gottes ahnen; sich daran erfrischen, weil gleich dem Adler, der über uns kreiste, als Flynn und ich diese Gedanken aussprachen, unsere Seele leicht und mächtig von den Höhen sich hinauf zur Sonne erschwingt, in welcher der Allbeglücker sein Prachtzelt aufgeschlagen. Lange und oft blieben wir stehen, um die himmelanstrebenden Bergkronen, die urgewaltigen Felsmassen und spitzen Felszacken, die schwindelnden Abgründe und unwegsamen Schluchten, die wasserreichen Thäler und die weiten Fernsichten zu betrachten in stiller beschaulicher Ruhe. Es waren für das Auge stets neue Bilder mit neuem Kolorit, Bilder von stets wechselnden Formen, Farben und Lichtern; es waren stets neue Gedanken für den Geist, der

empfänglich ist für die Schönheit dieser jungfräulichen großartigen Natur. Es fehlten nur noch sonnenbeleuchtete Schneekuppen, ewigstarre Gletscher und das Juchhei des Tiroler Bua, um uns mitten in die Alpenromantik versetzt zu glauben.

Von den Kompaßbergen in der unteren Kapkolonie laufen starke Höhenzüge nach Nordosten, welche die Bezeichnung Zuurberge, Stormberge, dann Kathlambakette und endlich Drakenberge führen. Streng genommen gebührt letzterer Name nur dem äußeren, nach Osten gelegenen Höhenzuge, allmählich ging aber die Bezeichnung Drakenberge (Drachenberge) auf das ganze Gebirgsland der Basutos über. Parallel mit der östlichen Kette laufen nach Westen hin die Maluti- oder Blauberge. Im Norden werden diese beiden Höhenzüge durch einen mächtigen Gebirgsstock vereinigt, der eine durchschnittliche Höhe von 3000 m erreicht. Hier erheben sich die höchsten Spitzen Südafrikas: der Champagne Castle (Bild 59) oder Cathkin mit 3160 m und der Mont aux Sources, von den Basutos Bouta-Bouta oder Potong, d. i. Antilopenberg genannt, mit sogar 3400 m. Nach dem französischen Geographen Elisée Reclus erreicht der Mont aux Sources nur 3050 m, dagegen der Mount Hamilton in den Malutibergen 3480 m. Sicher ist aber, daß wir hier die höchsten Erhebungen Südafrikas vor uns haben. Der Mont aux Sources ist der südafrikanische St. Gotthard, denn wie von jenem vier große Flüsse Europas entspringen, so nehmen auch von diesem vier Ströme ihren Ausgang: der Oranjefluß, der Vaal, der Caledon und der Tugela.

Zwischen den östlichen und westlichen Drakenbergen liegt ein wildromantisches, zum Teil höchst fruchtbares Gebirgsthal, Sihong-hong, durch welches der größte Fluß Südafrikas, der Oranjefluß, von den Hottentotten Gariep, von den Buren einfach Groote Fluß genannt, seinen Oberlauf nimmt. Er entspringt auf dem Mont aux Sources und fließt am südlichen Fuße des Champagne Castle vorüber in südwestlicher Richtung mitten durch das Basutoland. Bei Aliwal North wendet er sich nach Nordwesten, nimmt den Caledon River aus dem nördlichen Basutoland auf und vereinigt sich zwischen Hopetown und Griquatown mit dem Vaal. Nach Südosten, d. h. nach Natal zu fallen die Drakenberge in steilen Terrassen zum Indischen Ozean ab, im Nordwesten gehen sie, manche Erhebungen ausgenommen, langsam in die Hochebenen des Innern über.

Mitten in den Drakenbergen liegt das Land der Basutos. Von der Berglandschaft entwirft der Geograph C. Schunke folgendes Bild:

„In absoluter Höhe sind diese Berge mit den Riesen anderer Weltteile nicht zu vergleichen; ihre Gipfel sind weder mit ewigem Schnee bedeckt, noch befinden sich Gletscher in ihren oberen Regionen; aber sie steigen schroff und steil über das wellenförmige Land empor, und die Wirkung, welche sie selbst

bei denen, die schon andere und höhere Berge sahen, hervorrufen, ist großartig und eindrucksvoll. Um jedoch ihren unaussprechlichen Reiz völlig zu begreifen, muß man sie gründlich kennen, sie zu jeder Jahreszeit gesehen und alle die verschiedenen Effekte, welche diese äußerst wilden Berge bewirken können, förmlich beobachtet haben. Man muß sie im Winter sehen, wenn ihre unzähligen, hoch emporragenden Gipfel dick mit Schnee belegt sind, und dann

Bild 59. Der Champagne Castle.

bedarf es in der That keiner großen Einbildungskraft, um sich vor eine Alpenkette versetzt zu glauben; im Sommer, wenn ihr Kamm fast Tag für Tag in schwarze Wolken gehüllt ist, nur dann und wann einen Blick auf ihre phantastisch geformten Spitzen gestattend, und wenn die wilden, wüsten Bergschluchten grell von leuchtenden Blitzen erhellt werden und das sie begleitende dumpfe Donnergeroll in den Tiefen der Thäler schauerlich wieder und wieder hallt; dann während der Jahreszeit, wo das den ganzen Land-

strich bedeckende dürre Gras in Flammen aufgeht, muß man sie zur Nachtzeit sehen, wenn man auf den steilen Abhängen und den Lichtungen der schroffen, mächtigen Felswände Feuerströme erblickt, welche bald wie große, sich an dem Bergrand hinziehende Schlangen aussehen, bald der Bergkette den Anschein einer langen Reihe thätiger Vulkane geben, aus deren Kratern unzählige Lavaströme hervorquellen: ein Bild, welches wohl schwerlich wieder zu vergessen ist. Eine der prächtigsten und weitestreichenden Aussichten hat man von dem hohen Kathlamba-Peak, der von schwindelnder Höhe die dunkeln Schluchten des oberen Inxu überschaut; seine Zugänge sind außerordentlich steil und schwer zu ersteigen."

Das ist etwa der Eindruck, den das Bergland auf den Wanderer macht. Es war eine halsbrecherische Tour. In Europa würde man die Hände über dem Kopf zusammengeschlagen haben, wenn man uns zwei samt unserem schwarzen Cicerone, alle drei hoch zu Roß, auf den schmalen Pfaden klettern gesehen hätte. Oft hätte ein Fehltritt genügt, um Roß und Reiter im Abgrund zu begraben. Den hiesigen Pferden scheint aber das Bergklettern in den Gliedern zu liegen, so sicher traben sie voran. Stellenweise mußten wir freilich unser Roß „am Halfterband führen", weil der Aufstieg für die lieben Tiere zu steil oder der Abstieg für uns zu gefährlich war.

Vor 50 Jahren wagte sich kein Weißer über die Drakenberge, nur die Eingeborenen kannten versteckte Pfade, fürchteten sich aber vor den wilden Tieren und ganz besonders vor den Buschmännern, die in ihrem Revier keine andere Menschenseele duldeten. Groß war deshalb das Staunen der englischen Regierungsbeamten in Natal, als die beiden Oblaten Patres Hidien und Le Vihan über das bis dahin undurchforschte Gebirge sich einen Weg gebahnt, die Quellen des Oranjeflusses besichtigt und wertvolle Notizen über Land und Leute aufgezeichnet hatten. Einige schlugen vor, die Ritterlichkeit dieser Missionare dadurch zu belohnen, daß man einem Wasserfall oder irgend einem Berg den Namen der Patres beilege; aber der Charakter des katholischen Priestertums erweckte bei andern engherzigen Menschen arge Bedenken, so daß man es bei der bloßen ruhmredigen Anerkennung beließ. Auf dem Wege machte uns der Führer auf vieles aufmerksam und wußte immer etwas Interessantes zu erzählen, wenn wir ihn gut bewirteten. Von ihm erfuhren wir unter anderem, daß die heidnischen Basutos die Gewohnheit haben, auf den Gebirgskämmen, welche die Wasserscheide zwischen zwei Thälern bilden, an bestimmten Orten innezuhalten, um einen religiösen Akt vorzunehmen. Der Reiter springt vom Pferde, hebt einen Stein auf, spuckt darauf und wirft ihn zu den andern Steinen, die im Laufe der Zeit zu einem förmlichen Steinhaufen herangewachsen sind. Dies wird dem Wanderer, der zum Thale herabsteigt, Segen bringen, er wird Fleisch und Nahrung finden, keine Hexerei wird

ihn belästigen, alle Krankheiten und jegliches Übel werden von ihm fern bleiben.

Die ersten Tagereisen waren die längsten, beschwerlichsten und gefährlichsten. Todmüde erreichten wir das weite Bergthal von Sihong-hong und kamen nach kurzem Ritt in das erste Basutodorf, das jenseits der Drakenberge liegt. In dem Dorfe befindet sich zwar ein katholisches Kirchlein nebst einer aus einem Zimmer bestehenden Hütte für den Missionar, von der wir, der freundlichen Weisung des Apostol. Präfekten des Basutolandes bereitwilligst folgend, auch sogleich Besitz nahmen, aber ein Missionar war nicht anwesend. Die Häuptlingsfrau sandte uns Brot, Milch, Fleisch und Bier, aber Kaffernbier. Willst du ein Freund der Basutos sein, so mußt du mit ihnen Bier trinken. Das erste, was der Wilde thut, wenn du in seine Hütte eintrittst, besteht darin, daß er den Bierkrug aus der Ecke herbeiholt. Die schwarze Matrone schüttet ein wenig Wasser in die Tasse, wäscht sich darin die Hände, spült dann die Tasse aus und schüttet das Bier ein. Nachdem sie dann zuerst ihre dicken Lippen damit benetzt hat, zum Zeichen, daß das Getränke nicht vergiftet sei, reicht sie dir den Humpen dar und schaut schmunzelnd deinem Schlürfen zu.

Das Bier, welches uns die Frau gab, schmeckte uns aber nicht wie dasjenige, das wir anderswo getrunken. Die Erinnerung, daß es auch im lieben Vaterlande verschiedene Biersorten giebt, beruhigte uns für den Augenblick; erst später erfuhren wir, daß der katholische Missionar seinen Leuten vorgeschrieben hat, kein berauschendes Bier zu brauen. Das „heidnische" Bier heißt jwala, das „katholische" leting; ersteres steigt in den Kopf, letzteres ist bloß nahrhaft und erfrischend; die Zubereitung der beiden Biere ist eine andere. Hätte jemand der Lieben in der Heimat unsere Gesichter bei dem Biertrinken gesehen, er hätte sicherlich laut aufgelacht. Flynn meinte voll Entrüstung: „Da preisen sie in Reisebeschreibungen diesen Göttertrank und geben ihm sogar den Namen des edeln Bieres; lieber trinke ich Wermutthee. . . ." Auch ich dachte an Einfach-Bier, schwieg und litt im stillen.

Der Teil des Basutolandes, in dem wir uns befanden, heißt Gathing nach dem Flüßchen gleichen Namens, das in den Oranjefluß mündet. Die kleine Landschaft liegt an der Biegung des Oranjeflusses nach Nordwesten. Das Thal Sihong-hong beginnt eigentlich erst am Gathing River. Wir lernten es auf unserer Weiterreise gründlich kennen. Nach allgemeiner Annahme stammt der seltsame, fast chinesisch klingende Name Sihong-hong von einer in der Mitte des Thales gelegenen Felsenhöhle, die schon öfter den Basutos als Zufluchtsort gedient hat. Sie soll so groß sein, daß 1000 Stück Rindvieh bequem darin Platz finden können, und war vor etwa 60 Jahren der Schlupfwinkel eines Stammes von Buschmännern, die als kühne Jäger

galten, noch mehr aber als Briganten gefürchtet waren. Die magern, häßlichen Leutchen sollen auf ihren kleinen Pferden, die gleich Gazellen auf den Bergen und an Abgründen vorbei trabten, wie leibhaftige kleine Teufel ausgesehen haben. Wilde Tiere und fremde Menschen schossen sie mit giftigen Pfeilen nieder. Noch sieht man an den Wänden der Höhle eine ganze Zahl von Bildern, meistens Kampf- und Jagdscenen. Hier verfolgt ein Buschmann zu Pferd mit dem Spieß in der Hand einen Hirsch, dort ist die Heimkehr der Räuber dargestellt mit einem langen Zug von Rindern hinter ihnen, dann wieder sind Buschmänner im Kampfe abgebildet. Die Zeichnungen sind zwar primitiver Natur, aber doch recht anschaulich und beweisen die Bildungsfähigkeit eines fast vertierten Stammes. — Manche Rinder- und Pferdeherden hatten die Buschmänner den Basutos schon abgenommen, als endlich das Strafgericht über sie kam. Ein Basutohäuptling überfiel die Krieger in einer engen Schlucht, tötete alle Männer und führte die Frauen und Kinder in seinen Kraal. So verschwanden die Buschmänner aus dem Berglande. In das von den gefürchteten Banditen gesäuberte Gebiet zogen nun die Basutos ein; heutzutage wohnen in Sihonghong 100000 Menschen. Der Oranjefluß mit seinen vielen Nebenflüssen und Bächen macht das Thal zu einem der prächtigsten Weideländer Südafrikas. Ungezählte Rinderherden kann man hier grasen sehen, um die Dörfer liegen schwellende Weizen- und Maisfelder. Daneben giebt es freilich wieder weite Strecken, die so wild, öde und schauerlich sind, die vom Geschrei der wilden Tiere, Hirsche, Affen, selbst Leoparden förmlich wiederhallen, daß auch der Kühnste sich eines gewissen Gruselns nicht erwehren kann. Überhaupt darf man sich das weite Thal, durch welches der Oranjefluß seine schäumenden Wasser rollt, nicht als ein stillfriedliches Tempe, als ein fein säuberlich geputztes Thal mit kiesbestreuten Wegen und bequemen Ruhebänken irgend eines Verschönerungsvereins vorstellen. Oft schieben sich ganz anständige Höhenzüge vor, die erklommen werden müssen; perpendikular mit dem Flußbette laufen viele Schluchten und Seitenthäler, die nur der leichtfüßige Schwarze durchquert, dann wieder hemmt einer der vielen Nebenflüsse des Oranjeflusses unsern Weg. Auch nachdem wir die östlichen Drakenberge überschritten hatten, waren bei weitem nicht alle Mühseligkeiten überstanden.

Einen Tag rasteten wir in dem gastlichen Basutodorfe, gepflegt und geehrt von den guten Schwarzen wie Wesen aus einer höheren Welt. Am darauffolgenden Morgen brachen wir früh auf; die Sonne schien schon recht heiß, aber wir trösteten uns mit der Aussicht, daß wir heute keine Berge zu besteigen hatten und am Mittage ein lukullisches Mahl bei dem englischen Regierungsbeamten finden würden. Gegen 2 Uhr nachmittags trafen wir in Camp ein und wurden von dem Vertreter Ihrer Majestät, wie wir nicht anders erwartet hatten, aufs freundlichste aufgenommen.

Natürlich blieben wir hier einen Tag und zwei Nächte festliegen, und ich hatte noch große Mühe, Flynn zur festgesetzten Stunde der Abreise aus seinem Lehnstuhle herauszubringen, in dem er die ganze Zeit des Besuches gethront hatte. Mein Freund hatte gleichsam eine Vorahnung, daß wir noch nicht am Ende unseres Elendes angelangt seien; denn gerade auf der Weiterreise warteten unser manche unliebsame Überraschungen. Der Regierungsbeamte, der sich auch etwas vereinsamt fühlt und dienstlich nicht übermäßig in Anspruch genommen ist, begleitete uns ein Stück Weges und schied dann von uns unter herzlichem Händedruck, nachdem er Flynn insbesondere viele gute Ratschläge mitgegeben.

Vor uns lag ebenes Terrain, so daß unsere Pferde nach Herzenslust tüchtig ausgreifen konnten. Alles ging wunderbar gut. Wir waren beide bester Laune, freuten uns über die herrliche Gebirgsnatur ringsumher und über unsere an keinen Zwang und keine Etikette gebundene Lebensweise. Wir brauchten nach keinem Hotelier und keinem Oberkellner zu fragen, keinem Polizisten aus dem Wege zu gehen, keinen Zoll zu erlegen, keine Toilette zu machen, streng genommen wären wir sogar ohne Geld durchs Basutoland gekommen. Gegen Abend gelangten wir in ein Dorf und stellten uns dem Häuptling vor, der gar nicht so schlimm dreinschaute und uns eine ganz nette Hütte zum Nachtquartier anwies. Wir waren froh, daß wir genügend Proviant mit uns führten; denn das Souper, das man uns bereitete, hätte nicht genügt, den Hunger des einen zu stillen. Früh am Morgen verließen wir das Dorf. Während der Nacht war ein Gewitter, verbunden mit einem wolkenbruchartigen Regen, niedergegangen, der die Erde durchweicht und alle Wege ungangbar gemacht hatte; nur langsam kamen wir durch den Morast voran. Bange Befürchtungen stiegen in mir auf: mußten wir doch den Tsiliquefluß, einen gar nicht unbedeutenden Nebenfluß des Oranje, überschreiten. Nach etlichen Stunden war derselbe erreicht. Schon von ferne hörten wir das Rauschen seiner Wasser — und ich hatte an ein Flüßchen wie die Lahn gedacht. Durch den Wolkenbruch war der wilde Geselle sogleich über seine Ufer getreten und hatte weit und breit alles unter Wasser gesetzt. Schweigend, mit fragendem Blicke schaute ich Flynn an. Mit der größten Ruhe wandte sich dieser an den schwarzen Führer und forderte denselben auf, uns einen Kahn zu verschaffen und eventuell auch einen Bootsmann, dem wir uns anvertrauen könnten. Der Schwarze starrte großäugig den Engländer an, schaute dann auf mich, als wollte er sagen: „Der Herr ist nicht bei Trost.“ Dann erklärte er uns, daß weit und breit kein Dorf am Flusse sei, und daß uns nichts anderes übrig bliebe, als durch den Fluß zu schwimmen. „Und den Fluß hinauf, hinunter“ zogen wir, wie weiland die Goten am Busento, gewahrten aber überall dieselbe Strömung und nirgends eine Furt.

Nach längerem Suchen fiel mein Blick auf einen mächtigen Weidenbaum, der mit dem oberen Teil des Stammes und dem Wipfel aus den Wassern emporragte. Zweifellos war der Fluß gerade an dieser Stelle weit in das Gelände getreten, und bezeichnete der Baum nur das frühere Ufer des Tsilique. Mit wahrer Todesverachtung trieb ich mein Pferd in die Fluten und rief Flynn zu, mir zu folgen. Der aber schüttelte den Kopf und erwiderte mir mit spöttischem Lächeln: „Wenn du hinüberkommst, wird's auch mir gelingen; wenn du nicht hinüberkommst, dann" — die Folgerung war ganz unchristlich — „bleibe ich hübsch da, wo ich bin." Kaum hatte ich 10 Schritte gemacht, als mein Pferd vom Strom erfaßt wurde. Mir wurde angst und bang, als ich das Tier mit den Wogen ringen sah, erreichte jedoch nach verzweifeltem Kampfe den Weidenbaum. Ich lehnte mein tapferes Roß gegen den alten Stamm und wollte es nach einer kleinen Pause weiter treiben zum letzten Treffen. Das Tier, augenscheinlich klüger als ich, wie Flynn später bemerkte, machte jedoch Kehrt und schwamm trotz meines Sträubens ans Ufer zurück. Ein zweites Mal hätte ich es nicht an dieser Stelle ins Wasser gebracht.

Einen Augenblick war ich ratlos, und Flynn meinte, es wäre das beste, in Gottes Namen zu dem Dorfe, wo wir die letzte Nacht zugebracht hatten, zurückzureiten und einen Tag abzuwarten, bis der Fluß gefallen sei. Wir waren noch am Überlegen, als plötzlich ein lauter Donner durch das Thal rollte. Erschreckt blickten wir auf. Wahrhaftig, am Horizont stiegen mächtige Gewitterwolken auf, schwere Tropfen fielen erst einzeln, dann dichter und dichter, ein neues Gewitter war im Anzuge. Nun wurden unsere Gesichter doch ernst. Da erschien wie ein rettender Engel unser schwarzer Führer und teilte uns freudestrahlend mit, er habe etwa eine Viertelstunde flußaufwärts eine Felsenbrücke gefunden, d. h. eine Felsbarriere, die den Fluß durchquerte und deren Spitzen aus dem Wasser emporragten. Wir erkannten sogleich, daß wir nicht länger warten durften, da bei dem neuen wolkenbruchartigen Regen auch diese letzte Verbindungsstraße in kurzer Zeit unter Wasser gesetzt sein würde. Bald hatten wir die „Brücke" — welch ein Euphemismus! — erreicht. Unter Blitz und Donner und strömendem Regen begann der Übergang. Im Nu hatten wir Schuhe und Strümpfe ausgezogen, aus unsern Habseligkeiten ein Bündel gemacht und waren nun todesmutig auf die Brücke losgeklettert. Von Felsstück zu Felsstück springend, stellenweise auf allen vieren kriechend, kam ich glücklich hinüber. Flynn, dem die Lust am Scherzen vergangen war, folgte mir und erreichte auch ohne Unfall das andere Ufer. Wir legten unsere Habseligkeiten an einer schützenden Uferstelle nieder und kehrten wieder zurück, um den Proviant und den Rest unserer Habe herüberzuschleppen; den Beschluß sollte der schwarze Führer mit den Pferden machen: eine schwierige

Aufgabe, bei deren Lösung ich die Ruhe des Schwarzen bewunderte. Da die „Brücke“ für Pferde ungangbar war, mußten die lieben Tiere durch den Fluß schwimmen, während der Basuto von Fels zu Fels kriechend sie am Seile lenkte. Mehrmals glaubte ich, die Tiere würden ihren Führer in die Tiefe reißen, denn erschreckt durch den Blitz und Donner bäumten sie sich auf und schüttelten sich, die einen wollten zurück, die andern plätscherten vorwärts. Nach einer qualvollen halben Stunde waren auch sie in Sicherheit. Ich betete aus tiefstem Herzensgrund ein Vaterunser.

Flynn hatte unweit des Ufers eine geräumige Höhle entdeckt, die sogar eine Feuerstelle enthielt. Wir zündeten sogleich ein Feuer an, trockneten die Kleider und wärmten unsere erstarrten Gliedmaßen. Wir blieben hier den ganzen Tag und ließen das Gewitter austoben.

Als wir am folgenden Morgen erwachten, ging strahlend schön die Sonne auf. Erfrischt und wie neu geboren erhoben wir uns. Freund Flynn braute einen gediegenen Mokka, und eine halbe Stunde später saßen wir wieder zu Pferde, dem schlimmen Tsilique Valet sagend. Drei Tage ging es jetzt teils durch lachende, gut angebaute Thäler, teils über Berge und Klippen an jähen Abgründen vorüber. In den Thälern sah man viele Weidenbäume, in denen ein ganzes Heer von Vögeln seine luftigen Wohnsitze aufgeschlagen hatte. Schmerzlich vermißte ich jedoch den Gesang unserer deutschen Waldbewohner. Auf den Höhen der Berge erblickten wir oft große Rudel wilder Ziegen, die, sobald sie unsere Nähe witterten, Reißaus nahmen; unser Basutojüngling, ein geübter Schütze, erlegte einmal zwei prächtige Exemplare, die uns ein paar saftige Braten lieferten. Nachts kampierten wir gewöhnlich in Basutodörfern, wo wir dank der Empfehlung des Herrn Apostolischen Präfekten bei den katholischen Schwarzen die beste Aufnahme fanden. Nur einmal wurden Flynn und ich gründlich enttäuscht. Wir kamen eines Tages in ein Dorf, dessen noch heidnischer Häuptling uns zwar wie seinen schwarzen Kollegen freundlich aufnahm, uns als Nachtquartier aber eine geräumige Hütte anwies, die mir schon im ersten Moment nicht recht gefiel. Wir traten dennoch ein und bald streckten wir uns in unsere Decken gewickelt auf dem Boden aus. Der Basuto war kaum mit der Pflege der Pferde fertig geworden, als auch er seine ganze Leibeslänge ausdehnte und im nächsten Augenblicke tapfer zu schnarchen anfing. Mein Gott, hatte der einen gesunden Schlaf! Uns Europäer hatte eine merkwürdige Unruhe erfaßt. Bald erkannte ich die ganze verzweifelte Lage. Von allen Seiten drang es auf mich ein. Was half es, daß ich die Decken über die Ohren zog: sie fanden doch den Weg zu meinem Blut, die lieben kleinen Tierlein. Flynn mußte es ähnlich ergehen. Plötzlich sprang er auf wie von der Tarantel gestochen. „Erbarmen!“ stöhnte er, „das halte ich nicht aus.“ Er stürzte vor die Hütte, aber draußen regnete es; er trat wieder ein, stolperte

über den schlafenden Wilden und rollte sich von neuem in seine Decken wie eine ägyptische Mumie. Nach einer halben Stunde fuhr er wieder empor, ich folgte ihm, und da saßen wir am Eingange der Hütte, zähneklappernd, denn es war empfindlich kalt, von den kleinen Quälgeistern verfolgt, bis endlich der Morgen dämmerte. Ich erinnere mich nicht, daß mir in meinem ganzen Leben je eine Nacht so lang geworden ist wie diese. Verschlafen, zerbissen, nervös aufgeregt verließen wir das Dorf. Am nächsten Bache wurde Halt gemacht; wir säuberten die Kleider, nahmen ein Bad und überwanden so die Unbilden dieser Schreckensnacht.

Der Übergang über den Oranje-River und über die Malutiberge verlief ohne Zwischenfall. Die Malutiberge — Maluti ist ein Wort der Basutosprache und heißt auf deutsch Buckel — sind heutzutage ziemlich bekannt und werden wegen ihrer wildromantischen Natur viel besucht. Ihr noch unerforschtes Innere soll reich an Metallen und besonders an Kohlen sein. Aber die Regierung hat noch nicht Ernst gemacht mit Durchforschung dieser Berge, da sie mit den Basutos und ihren Häuptlingen rechnen muß, die ungern allzuviel Weiße in ihrem Gebiete sehen. Früher soll das ganze Land stark bewaldet gewesen sein, aber das Feuer, das alljährlich an das alte Gras gelegt wird, hat bei der ungemein großen Nachlässigkeit der Basutos die größten und schönsten Waldungen zerstört. So geschieht es jetzt, daß man oft tagelang über die Berghöhen hinzieht, ohne einen Baum oder selbst Busch anzutreffen. Dagegen sind die Thäler ziemlich holzreich, desgleichen von ungezählten Bächen und kleineren Flüssen durchzogen. Die hochstrebenden gürtelförmigen Gebirgsketten nehmen nämlich den von Osten und Südosten hereinziehenden Wolken ihren Wassergehalt ab, der dem ganzen Lande zu gute kommt und ihm die große, ja außerordentliche Fruchtbarkeit schenkt. Man hat nur das eine Bedauern, daß die Bäche und besonders die Flüsse nicht eingedämmt und nicht geleitet sind und so viel Mutterboden mit sich fortreißen. In den krystallhellen Fluten wimmelt es von Fischen und Krebsen. Die beiden letzten Tage ritten wir über ausgedehntes Weideland. Die Malutiberge sind nämlich die großen Weideplätze der Basutos — es mögen da wohl hunderttausend Stück Vieh Nahrung finden, Pferde, Hornvieh und Ziegen. Die kleinen Basutopferde fielen mir besonders auf. Sie sind zäh, ausdauernd, sehr geschickt, die besten Saumtiere, die man nur irgendwo finden kann; sie sind jedoch klein, unansehnlich, schlecht aufgezogen, mangelhaft genährt und gepflegt; die Regierung hat deshalb Araberpferde zum Züchten eingeführt. Trotzdem ist der Basuto stolz auf sein Pferd und würde es nicht gegen einen englischen Vollbluthengst umtauschen. Die Häuptlinge besonders legen viel Wert auf ein paar gute Renner und schrecken nicht davor zurück, 3000—4000 Fr. für ein Pferd zu geben, wo man doch hierzulande schon für 200 Fr. ein ganz

gutes Tier bekommt. Als der britische High Commissioner Sir Henry Loch im Jahre 1890 dem Basutolande einen Besuch abstattete, versammelten sich zu Masern 15000 Basutos, von denen 12000 hoch zu Pferd waren.

Auch die Kühe schienen mir vernachlässigt zu sein und nach europäischen Begriffen nur gut zum Pfluge; dazu geben sie äußerst wenig Milch und zwar nur während des Sommers. Die Herden bleiben im Freien, ganz wie in der Schweiz und in Holland. Die Sennen sind hier schwarze Buben im Alter von 12—18 Jahren, kräftige Rangen, denen eine leichtsinnige Munterkeit und verwegene Lebenslust aus den Augen blitzt, die uns aber sämtlich laut und fröhlich grüßten. Sie bauen sich kleine Hütten aus Baumzweigen und Gras, um während der Nacht und gegen den Regen ein schützendes Obdach zu besitzen, und nähren sich von der Milch ihrer Kühe oder auch von Maiskuchen, die sie sich von Zeit zu Zeit in ihrem Heimatsdorfe zu verschaffen wissen. Sie bilden unter sich eine Vereinigung mit eigenen Gesetzen, und wählen jedes Jahr aus ihrer Mitte einen Vorsteher, der in allen Streitigkeiten zu Gericht sitzt. Bei diesen schwarzen Gesellen, die trotzig, unbändig, wild und voll toller Streiche sind, helfen aber auch die gerechtesten Urteile und Entscheidungen und sogar das Machtgebot des Präsidenten nicht viel, und es entstehen nicht selten regelrechte Keilereien und Schlachten. Stirbt ein Stück Vieh, so sind alle Hirtenbuben der Umgegend zum Schmause geladen, und jeder erhält sein nicht zu unterschätzendes Quantum.

Neben den ausgedehnten Weideplätzen stößt man namentlich in der Nähe der Dörfer auf gut bebaute Felder. Wir kamen an einem Acker vorbei, auf dem eine Schar Arbeiter, meistens Frauen, beschäftigt waren. Es mußten wohl Christen sein, da auch Männer dabei waren, die fleißig arbeiteten. Diese standen vorn in einer Linie, ihre Werkzeuge hoben und senkten sich im Takte, während sie eine monotone Weise dazu murmelten; hinter ihnen waren die Frauen, welche jäteten und eine Oktav höher dieselbe Melodie leise vor sich hin sangen. Bei unserem Nahen verstummten sie und grüßten. Aber kaum waren wir vorüber, als das Lied von neuem anfing. Flynn versteckte sich hinter einem Felsenvorsprung und beobachtete sie, und erzählte mir hernach, daß gleich nach unserem Vorbeiritt einer der Männer aus der Reihe getreten sei und vor den andern allerhand tolle Sprünge und verrückte Tänze aufgeführt habe, ohne daß sich indessen die Leute in ihrer Arbeit hätten stören lassen; sichtlich wären sie über den Tanz nur erfreut gewesen und hätten neuen Mut geschöpft.

Kurz vor Roma, dem Hauptpunkt der katholischen Missionsthätigkeit im Basutolande, trafen wir wieder eine kleine Zahl Basutos an der Feldarbeit. Wir erkannten sogleich, daß es Katholiken waren: auf ihrer Brust trugen sie ein kleines Kreuz oder eine Medaille der Mutter Gottes. Manche

hatten auch den Rosenkranz um den Hals geschlungen, was meinem Freunde anfangs merkwürdig vorkam, bis ich ihm erklärte, die armen Kerls hätten vielleicht keine Taschen, um ihn da hineinzustecken. Hier wie in Deutschland haben die Katholiken den herrlichen Gruß: „Gelobt sei Jesus Christus" — Ho rorisae Jesu Kriste!

Wie anders berührte mich diese echt katholische Lebensäußerung als die traurige Offenbarung heidnischen Aberglaubens, die wir wenige Tage früher wahrgenommen hatten. Beim Eingange eines heidnischen Dorfes standen einige niedrige Pflöcke in der Erde, und nicht weit von ihnen saß ein alter Basuto, der unverwandten Blickes und ganz zerknirscht auf dieselben niedersah. Flynn fragte ihn, ob er eine Baumschule anlegen wolle. Der Schwarze verstand ihn, schüttelte den Kopf und antwortete ernst, es seien die Pflöcke der Geister, welche die Saat beschützten. „Rühre sie nicht an," fügte er beschwörend hinzu, „denn deine Hände würden zur selben Minute vertrocknen." — „Ach was, vertrocknen!" lachte mein Freund und zog und zerbrach zu gleicher Zeit einen Stock: „Siehst du, daß meine Hand nicht verdorrt ist?" — „Ja, ja," jammerte der Greis, „ihr Weißen seid die größten Hexenmeister, die es unter der Sonne giebt."

Bild 60. P. Alexander Baudry O. M. I.

Als Roma in Sicht war, sandten wir unsern Führer voraus, um uns anzumelden, und nach einer guten halben Stunde sahen wir mehrere Missionare uns entgegenkommen. Die herzlichste Begrüßung folgte, und es entspann sich sofort eine lebhafte Unterhaltung, als ich Grüße von P. Baudry (Bild 60) überbrachte, dem tüchtigen, im Basutolande und in ganz Südafrika wohlbekannten Missionar. Es war am 23. Dezember abends, als wir in Roma einzogen. Erst am andern Morgen begrüßten wir die Schwarzen (Bild 61 u. 62). Wir mußten es über uns ergehen lassen, mit einem jeden, auch mit dem schmutzigsten Bengel, einen kräftigen Händedruck auszutauschen — so verlangt es das Zeremoniell. Dafür heimsten wir von allen ein freudiges Lachen ein, bei dem die blendend weißen Zähne ganz ungesucht zum Vor-

Bild 61. Katholische Basutos an einem Festtage.

schein kamen. Unsere weiße Hautfarbe fiel ihnen auf, und ich hörte um mich herum das Wort: O sa trua metsing — „er kommt soeben aus dem Wasser". Eine eigentümliche Redefigur!

* * *

Das Basutoland, wegen des gebirgigen Charakters vielfach „Südafrikanische Schweiz" genannt, ist ein schmales Ländchen zwischen dem Caledon, der es auf der Westseite vom Freistaate trennt, dem Oranjefluß im Süden und den Drakenbergen im Osten und Norden. Seine Oberfläche beträgt 10263 englische Quadratmeilen und ist ein wenig kleiner als die europäische Schweiz. Das Land liegt durchschnittlich 6000 engl. Fuß über dem Meeresspiegel; die Luft ist rein, durchsichtig wie Krystall und gesund. Im Gegensatz zum dürren, trockenen Hochlande der Karru herrscht hier eine außerordentliche Fruchtbarkeit. Über den weiten Hügelwellen erheben sich abgestumpfte und spitze Kegel, die meistenteils aus Sandstein bestehen und nur vereinzelt von vulkanischen Ausbrüchen herrühren.

Nach einer Statistik vom Jahre 1891 gab es im Lande 218324 Eingeborene, worunter 105302 Männer und 113022 Frauen, und 578 Weiße. Die Eingeborenen bildeten 34671, nach andern 37671 Familien, von denen 6000 der Vielweiberei huldigten. Von den 200 Häuptlingen hatte jeder 5—10 Frauen. Die Zahl der Hütten betrug 49452, die der Pferde 81194 und die des Hornviehs 320934. Letztere Zahl ist ganz sicher zu niedrig gegriffen, und die Basutos haben wohl kaum die Hälfte ihres wirklichen Viehbestandes angegeben. Die Einnahmen des Jahres 1892 beliefen sich auf 23784 Pfd. St., wovon 19611 Pfund auf die Hüttensteuer und 1382 auf die Zollabgaben entfielen. Ein handgreiflicher Beweis, daß die Basutos der großen Ehre, im Jahrhundert des Fortschrittes und der Bildung zu stehen, eingedenk sind, ist die Statistik der Schulen, die es im Lande giebt. 1892 waren es 115 Schulen, von denen 101 der protestantischen Pariser Gesellschaft, 7 den Katholiken und 7 andern verschiedenen protestantischen Sekten gehörten. Die Zahl der kleinen schwarzen „Studenten" in den katholischen Schulen betrug 6932.

Die Nation der Basutos wurde erst im 19. Jahrhundert unter ihrem ersten Häuptling Mosheš gebildet, der von 1815—1870 über sie herrschte. Ursprünglich bewohnte dieses Volk die Gegend nördlich von Transvaal fast bis zum Äquator hinauf, was die Verwandtschaft der Basutosprache mit der Mozambique-Sprachengruppe zu bestätigen scheint. Der Vater des großen Häuptlings Mosheš, welcher Mokatschane hieß, war Unterhäuptling des Zulukönigs Chaka. Um einer Verfolgung dieses „afrikanischen Attila" zu entgehen, zog er nach dem Süden in das Gebiet des Oranje-Freistaates, der damals noch nicht bestand, und in das heutige Basutoland. Seinem

Volke gab er anstatt Schild und Speer die Hacke und den Hirtenstab. Der junge Mosheſh, auch Moshueſhne genannt, war im feurigſten Jünglingsalter, als ſein Vater ſtarb. Er fühlte in ſich den Mut, gegen ſeine Feinde aufzutreten und das neu gewonnene Land als Eigentum zu bewahren und zu verteidigen. Seine Reſidenz befand ſich auf dem Thaba-Boſſigo, zu deutſch „Berg der Nacht“, dem Hochplateau einer ſteil aufragenden Felsmaſſe, die von faſt allen Seiten unzugänglich iſt und nur nach einem höchſt mühſamen halbſtündigen Aufſtieg erreicht werden kann. Auf dem 3 bis 4 Meilen breiten Plateau findet man ſaftige Wieſen und herrliches Weideland, durchrieſelt von klaren Bächen. Sogar für große Viehherden iſt hier

Bild 62. Knabenſchule in Roma.

oben Platz und Nahrung vorhanden, ſo daß im Falle einer Belagerung die Verteidiger nicht einmal den Hunger zu fürchten brauchen. In dieſer natürlichen Bergfeſte übte Mosheſh ſeine Krieger ein, von hier aus regierte er ſein Volk. Die Wilden nannten ihn Mokuena — „das Krokodil“, die Weißen den „Löwen des Berges“. Er verdoppelte und verdreifachte die Zahl der Seinen, indem er die zerſprengten Überreſte beſiegter Kaffernſtämme einlud, ſich unter ſein ſtarkes Zepter zu flüchten. Weit und breit war der Haudegen geachtet und gefürchtet.

Mosheſh war ein Mann von hervorragenden Geiſtesgaben und außergewöhnlichem Herrſchertalent. Sein ſcharfes und richtiges Urteil, ſeine Gerechtigkeitsliebe und Klugheit erregten allgemeine Bewunderung; ſeine Tapferkeit war ſprichwörtlich geworden. Dabei war er ſchlau wie ein Fuchs

und gebrauchte List, wo seine Macht nicht hinreichte. Viel erreichte er aber auch durch Güte. Die Greuel des Krieges und der Hungersnot hatten in seiner Nachbarschaft Banden von Menschenfressern gebildet, die in Höhlen lebten und Männer, Weiber und Kinder angriffen. Mosheſh brachte es fertig, diese Barbaren für sich zu gewinnen und sie von ihrem entsetzlichen Handwerk abwendig zu machen. Als man eines Tages einen dieser Kannibalen vor Mosheſh schleppte, und alle ihn baten, er möge harte Strafe ihm auferlegen, weil er Mosheſhs Großvater aufgefressen, widersetzte sich der Häuptling dem Drängen seiner Ratgeber und sagte: „Nein! Menschenfresser sind lebendige Gräber. Warum sollte ich also meines Großvaters Grab zerstören?“ In ähnlicher Weise sicherte er sich die Anhänglichkeit der Abkömmlinge ehemaliger Häuptlinge. Einige glückliche Raubzüge vermehrten seine Herden, mit denen er Frauen für seine Krieger kaufte, unter der Bedingung jedoch, daß das Vieh, mit dem man ihnen späterhin die Mädchen als Bräute abkaufen würde, ihm zufallen müsse. So eroberte er sich die Herzen seiner Unterthanen und eröffnete zugleich für sich selbst eine Quelle eines immer wachsenden Reichtums.

Sogar unter den Eindringlingen seines Landes machte er sich Bundesgenossen durch die ihm eigene Diplomatie, zur rechten Zeit anzugreifen und zur rechten Zeit nachzugeben. Moselekatses Truppen, stolz auf ihre Übermacht, wollten seine Festung stürmen. Keck rückten sie heran, kletterten den Berg hinauf, wurden aber plötzlich von solch einem dichten Steinhagel und Speerregen empfangen, daß sie schneller den Berg hinunterstoben, als sie heraufgekommen waren. Die Feinde mußten sich beschämt zurückziehen. Als sie schon auf dem Rückmarsche waren, folgte ihnen ein Basuto, der einige fette Ochsen vor sich hertrieb. „Mosheſh läßt euch grüßen,“ sprach dieser zu ihnen; „in der Annahme, daß der Hunger euch in unser Land getrieben, schickt er euch diese Ochsen, damit ihr auf dem Heimwege nicht umkommet.“ Eine solche Kriegsführung war für Moselekatses Leute geradezu verblüffend. Für das freundliche Anerbieten zeigten sie sich dankbar, gingen heim und kamen nie wieder zurück.

Das Kriegsgeheul verstummte allmählich, und die Basutos legten die Assegaie beiseite und nahmen den Hirtenstab in die Hand. Weiße Ansiedler kamen ins Land und fanden wohlwollende Aufnahme beim König. Die schwarze Bevölkerung vermehrte sich unter einem solchen starken und doch zugleich milden und väterlichen Regiment; überall entstanden neue Dörfer, und an allen Orten weideten große Viehherden.

Lange Ruhe sollte jedoch dem Lande nicht beschieden sein, denn die kleineren Häuptlinge versuchten ihre Rechte auf Selbständigkeit und auf größere Länderstriche als Eigentum geltend zu machen. Sogar die Weißen hatten sich in den Kopf gesetzt, daß sie das mit saurer Arbeit bebaute Land

als ihr unbestrittenes Eigentum erachten müßten. Mosheſh wollte aber von solchen Rechten nichts wissen und erklärte klipp und klar, daß das Basutoland den Basutos gehöre und sonst niemand in der Welt. Keinen käuflichen Vertrag habe er geschlossen, in keine freiwillige Abtretung eingewilligt, er habe sowohl Weißen wie Schwarzen nur Gastfreundschaft gewährt. „Ich habe euch die Kuh zum Melken gegeben; ihr könnt sie melken, aber ich verkaufe sie nicht.“ Diese Sprache des selbständigen Herrschers war deutlich genug, aber sie gab Anlaß zu mancherlei Unruhen und Streitigkeiten.

Um den bedrohten Frieden in Südafrika wiederherzustellen, fand es der Gouverneur der Kapkolonie für angezeigt, zu intervenieren, d. h. er erklärte im Jahre 1848 alles Land bis zum Vaalflusse als britisches Gebiet. Das half wenig. Die Basutos ließen sich keine Vorschriften von Fremden machen; uneinig unter sich, standen sie Schulter an Schulter, wenn es galt, gegen die Weißen zu kämpfen. Als die Engländer den Häuptling Moroko gegen den Basutokönig unterstützen wollten, erlitten sie eine schmähliche Niederlage und mußten sich zurückziehen. Rache war notwendig. Der englische General Sir George Cathcart zog an der Spitze von 2000 Mann ins Basutoland ein, direkt auf die Residenz des renitenten Mosheſh zu. Zuvor ließ er dem Häuptling mitteilen, er möge unverzüglich 10000 Stück Hornvieh und 1000 Pferde binnen drei Tagen ihm zutreiben, falls er nicht mit Krieg überzogen werden wolle. Mosheſh machte es aber so wie einstens Heinrich der Vogelsteller den Ungarn gegenüber; er lachte die Engländer aus und sagte, sie sollten selbst kommen und das Gewünschte abholen.

Der Basutohäuptling war auf den Kampf vorbereitet; 10000 Krieger umstanden ihn. In offenem Felde konnte er gegen eine nach europäischer Art disziplinierte und mit den besten Feuerwaffen ausgestattete Armee nicht kämpfen, er suchte deshalb mit List ihre Macht zu überrumpeln. Während der Nacht ließ er einen großen Teil seiner Viehherden auf einen benachbarten Berg treiben. Dies hatte der englische General kaum bemerkt, als er auch schon seine Truppen in drei Divisionen teilte. Die eine Abteilung sollte das Vieh wegnehmen und ins Lager treiben, das er durch seine schwarzen Hilfssoldaten befestigte, während die übrigen die Besatzung der Festung in Schach zu halten hatten. Ein dichter Nebel, der über der ganzen Gegend lagerte, schien das Unternehmen zu begünstigen, trug aber in Wirklichkeit zum Untergange der englischen Truppen bei. Auf Händen und Füßen krochen die Soldaten den Berg hinan, schlugen die wenigen Hirten in die Flucht und waren gerade im Begriff, die so leichten Kaufs erworbene Beute abzuführen, als es plötzlich um sie herum lebendig wurde und aus Schluchten, hinter Felsen und Vorsprüngen zahlreiche Basutos auftauchten. Wurfspieße und Steine schwirrten durch die Luft, jeder Wurf traf seinen Mann, Messer und Keule thaten das übrige. 27 Lanciers waren getötet und

ihre Pferde abgefangen. Mosheſh hatte ſelbſt in aller Stille ſeine Leute hierhergeführt und befehligt. Jetzt gab er das Kommando, die Uniformen der Erſchlagenen und Gefangenen anzulegen. Schnell war auch dies geſchehen, und mit den Gewehren der Engländer ausgerüſtet, zogen ſie auf die von einer andern Seite heranrückende engliſche Abteilung los. Durch die Kleidung getäuſcht, glaubten die Engländer nicht anders, als daß ihre Freunde mit den eroberten Herden zurückgekehrt ſeien, und ließen dieſelben ganz nahe herankommen. Da klärte ſich der Irrtum auf. Die vermeintlichen Freunde ſtürzten ſich mit wildem Ungeſtüm auf die ahnungsloſen Belagerer, die in der Feſtung befindlichen Baſutos machten im ſelben Augenblicke einen Ausfall, ſo daß die engliſchen Truppen von mehreren Seiten zugleich angegriffen wurden. Dieſe wehrten ſich mit dem Mute der Verzweiflung, hielten aber nicht ſtand, denn immer dichter ſauſten die Kiris (Keulenſtöcke) und die furchtbaren Aſſegaie auf die armen Soldaten nieder. Nur wenige entkamen aus dieſem Handgemenge und flüchteten ſich zum General Cathcart, der gleichfalls von Baſutos hart bedrängt war. Dieſe waren faſt alle beritten; ſie ſprengten deshalb kühn auf die Engländer los und ſuchten dieſelben zu umringen. Ein Glück, daß die engliſche Infanterie in dieſem Treffen ſich tapfer zeigte und die Artillerie ſicher traf. Mit der hereinbrechenden Nacht zogen ſich die Baſutos auf ihre Felſen zurück.

Es war ein großer Sieg über die engliſchen Waffen geweſen, aber es war doch ein Sieg, der den Baſutos teuer zu ſtehen kommen konnte. Das ſtolze England hätte gewiß dieſe Schmach nicht auf ſeine Ehre geduldet, hätte vielmehr ſogleich ein ſtärkeres Heer zur Beſtrafung und vielleicht zur vollſtändigen Vernichtung der kühnen Bergbewohner entſandt. So legte ſich Mosheſh die Sache aus und fürchtete im ſtillen, daß für diesmal das Baſutoland ihm entriſſen werden könnte. Durch eine neue Liſt kam er dieſem Unglück zuvor. Am Tage nach der Schlacht ſandte er einen ſeiner Söhne mit einer ſtattlichen Rinderherde zum General und ließ ihm ein Schreiben folgenden Inhalts überreichen: „Mosheſh hat mit großem Herzeleid vernommen, was ſich geſtern ereignet hat. Sein Herz iſt krank und ſein Mut iſt geſchwunden, denn ſeine Krieger haben ohne ihn gehandelt. Der Nebel iſt an allem Unglück ſchuld geweſen, denn wie könnten ſie ſo tollkühn ſein und gegen das mächtige England auch nur den Finger erheben! Aber der Häuptling will dieſen Fehler wieder gut machen und bittet deshalb den großen General der mächtigen Königin, die über der breiten See wohnt, daß er dieſe Ochſen und Rinder und Kälber, die in der größten Eile und Beſtürzung zuſammengeſucht wurden, als ein Zeichen ſeines guten Willens von ihm annehme. Wenn ein Hund aus Verſehen ſeinen Herrn beißt, wird dieſer ihn doch nicht ſogleich töten; deshalb möge der General auch dem Mosheſh nicht mehr böſe ſein.“

Was sollte der arme, geschlagene Cathcart darauf erwidern? Hätte er sogleich eine stärkere Armee zur Hand gehabt, so würde er den Hohn der Schwarzen nicht so hingenommen haben; andernfalls aber diente das Geschenk und das demütige Schreiben des Mosheſh dazu, seine Ehre und die Ehre Englands wenigstens nach außen hin zu retten. Der General machte Frieden mit den Basutos, versprach, fürderhin in keinerlei Streitigkeiten der einheimischen Stämme sich einzumischen, und überließ es den im Basutolande ansässigen Europäern, sich selbst zu schützen und zu verteidigen, so wie sie es verständen.

Mosheſh war nicht wenig stolz ob dieses Sieges über die Weißen; zu verschiedenen Kaffernstämmen schickte er geheime Boten, die den Hergang der Sache ausführlich erzählen mußten.

Als bald hierauf die britische Oberherrschaft vom Oranje-Freistaate zurückgezogen wurde, drohte den Basutos auch von seiten der Buren der Krieg. Wie gewöhnlich gab es Grenzstreitigkeiten, die allmählich in offenen Zwist und Kampf ausarteten. Die Jahre 1858—1868 sind angefüllt mit fast ununterbrochenen kleineren und größeren Gefechten zwischen Buren und Basutos, und da letztere nicht in genügender Anzahl Gewehre hatten, erlagen sie schließlich der Übermacht und mußten Schritt für Schritt den ins Land vordringenden Buren weichen. Mosheſh sah den Ruin und Untergang seines Volkes gegen einen so habgierigen und mächtigen Feind voraus und sandte aus diesem Grunde ein Schreiben an die britische Regierung, worin er erklärte, „er und sein Volk wollten ruhen und leben unter den breiten Falten der englischen Fahne, ehe sie ganz zu Grunde gingen“. Am 12. März 1868 schloß der Britiſh High Commissioner Wodehouse einen diesbezüglichen Vertrag mit dem Basutohäuptling ab. Dieser Akt war für die Basuto-Nation von der größten Bedeutung; er sicherte ihr Bestehen. Die Bevölkerung war infolge der unausgesetzten Kriege im Innern und gegen äußere Feinde auf die Hälfte herabgesunken, 2000 Krieger waren gefallen, 15 000 hatten das Land verlassen, die Zurückgebliebenen lebten in drückender Armut und litten Hunger. Mosheſh hatte durch diese weise Politik seiner Regierung den Titel „Vater der Basutos“, den ihm seine Unterthanen beilegten, redlich verdient; alle billigten seine Handlungsweise, und mehr denn je war er der Liebling des Volkes geworden. Sein Andenken wird in hohen Ehren gehalten bis auf den heutigen Tag, seine Worte und seine Thaten werden von den Häuptlingen und den Räten dem Volke als Wunder von Weisheit erklärt, er ist Muster und Vorbild eines jeden Basuto (Bild 63).

1833 hatte Mosheſh den Missionaren der Pariser Evangelischen Gesellschaft (Calvinisten) gestattet, sich in seinem Lande niederzulassen, weil er von ihnen Besserung und Hebung der Sitten und Zustände im Lande erhoffte. Es war, wie wenn er im Christentum die geheimnisvolle Kraft

geahnt hätte, welche allein sein Volk vor dem Ruin durch die Nachbarstämme bewahren, dasselbe erneuern, innerlich kräftigen und so den zivilisierten christlichen Nationen näher bringen könnte.

So kamen die Protestanten unter den denkbar günstigsten Verhältnissen ins Land, und der größte soziale und religiöse Einfluß ward ihnen von der ersten Stunde an eingeräumt. Sie hatten es mit einem Volke zu thun, das, noch wenig durch die falsche Aufklärung und das schlechte Beispiel der Weißen verderbt, in ihnen seinen Retter erblickte. In der ersten Zeit machte sich eine gewisse Bewegung infolge der protestantischen Predigt bemerkbar. Mosheſh und einige seiner Unterhäuptlinge, die alle in Vielweiberei lebten, erlaubten ihren Frauen, von ihnen sich zu trennen, um der neuen Lehre zu folgen, die Predigten waren eifrig und zahlreich besucht, viele Basutos wurden getauft. Mosheſh selbst ließ sich unterrichten, aber nicht taufen. Bald jedoch trat ein Rückschlag ein; das Strohfeuer des ersten Eifers erlosch. Der Basuto nannte sich wohl Christ, las oft in der Bibel, kümmerte sich aber sonst nicht viel um Gott und Christentum. Viele gab es, die trotz ihres christlichen Namens in Vielweiberei weiterlebten und allen andern heidnischen Lastern frönten. Mosheſh selbst sah nach seinen eigenen Worten „keinen Unterschied zwischen dem Lebenswandel derjenigen, die von den Predigern getauft und denen, die Heiden geblieben waren“. Dieses ihn wenig befriedigende Resultat der protestantischen Religion war einer der Hauptgründe, weshalb er 1862 die katholischen Missionare, die Oblaten, die von Natal herüberkamen, mit Freuden aufnahm und ihnen von allem Anfang an seine Freundschaft schenkte. Er selbst wies ihnen den geeigneten Platz zu einer Missionsstation an und ließ es sich nicht nehmen, dem ersten katholischen Gottesdienste beizuwohnen. Häufig kam er zu ihnen, nahm Anteil an ihren Festen und sang gern ihre Lieder. Er hegte eine besondere Verehrung zur Gottesmutter, hatte deren Bild in seiner Hütte und duldete nicht, daß die Prediger in abfälligen Worten von derselben sprachen. Während seiner letzten Krankheit wollte P. Gerard ihm die heilige Taufe spenden, die er begehrt hatte. Dem Priester wurde aber durch Mosheſhs Sohn, der streng protestantisch war, und durch die Prediger, die den Kranken bewachten, der Zutritt verwehrt. Der große Basutokönig starb im Jahre 1870. Letsie, sein ältester Sohn, wurde zum Oberhäuptling erklärt.

In unbegreiflicher Verblendung hatten die Engländer den Eingeborenen, welche in den Diamantenminen und an den Eisenbahnbauten in der Kapkolonie arbeiteten, alte, in der Rumpelkammer des Londoner Tower oder sonstwo niedergelegte Gewehre als Arbeitslohn gegeben. Die Häuptlinge empfanden kindliche Freude an den Feuerwaffen und schickten ganze Scharen junger Basutos in die Kolonie, um sich dort Gewehre zu verdienen. Bald jedoch kam der Kapregierung das Bewußtsein, daß dieser Freihandel mit

Waffen und Munition ein sehr gefährliches Spiel sei und die schlimmsten Folgen für ganz Südafrika nach sich ziehen könne. Bei Erörterung der Frage, wie man die drohende Gefahr eines Aufstandes dieser mit Gewehren bewaffneten Menge beseitigen könne, verfiel man auf den sonderbaren Gedanken, daß die Redekunst, die allgewaltige, es zu stande bringen müsse. „Wer hat euch diese Gewehre gegeben? Ihr seid Kinder, diese Mordinstrumente werden euch verletzen; kommt, gebt sie her, wir werden sie sorgfältig in einer

Bild 63. Mosheſh, der König der Basutos.

unserer Festungen am Kap einschließen, wo ihr sie im Notfalle holen könnt." Es war ein böser Mißgriff. Denn der Basuto ist nicht dumm, ist gerade dann sehr gescheit, wenn der Weiße ihn einfältig glaubt. Vor vielen Jahren hatte Mosheſh in einem siegreichen Gefechte gegen die Mestizen des Kap ein altes Gewehr erbeutet; er hatte es von allen Seiten betrachtet, das seltsame Ding, und nachdem er gefunden, daß es als Waffe nicht sehr brauchbar sei, den Lauf davon abgenommen und den übrigen Teil als Gehstock verwertet. Desgleichen wurde den ersten Gewehren, die die Ein-

geborenen aus der Kapkolonie heimbrachten, wenig Wert beigemessen, sobald alle Munition verbraucht war; in irgend einer Ecke des Kraals lagen sie meistens verrostet und vergessen. Da mußte die Ungeschicklichkeit der Kapregierung die „List des wilden Tieres reizen", wie ein kafferisches Sprichwort sagt. Die Häuptlinge durchschauten die Absichten der englischen Regierung nur zu gut, erkannten jetzt den Wert der Feuerwaffen und beeilten sich, ohne Verzug bei den Händlern und Schmugglern, den Freistaatburen und Kap-Engländern, Gewehre neuesten Modells und große Quantitäten Munition zu bestellen. Als das Ultimatum Englands eintraf, war das Land zum Kriege hinreichend gerüstet.

Die Häuptlinge forderten ihre Unterthanen in flammenden Reden auf, tapfer zu kämpfen für ihr Leben und die Freiheit des Landes. Den Weißen wäre es nur um die Vernichtung der Basutos zu thun; scharenweise würden sie ins Land dringen, die Vielweiberei abschaffen, ihre Frauen mit Gewalt wegführen, alles Vieh als britisches Eigentum erklären und alle Basutos zu unfreien und elenden Sklaven machen. Mehr bedurfte es nicht, um die Wilden zu begeistern. Sie fielen über die Ansiedlungen der Weißen her, zerstörten sie, plünderten und mordeten allerorts und warfen sich alsdann den anrückenden Truppen entgegen. Im September 1880 war beinahe der ganze Stamm in Aufruhr. Das böse Beispiel wirkte ansteckend auf die Pondos, Griquas und mehrere Kaffernstämme im Osten der Drakenberge. Allgemein machte man sich auf einen langwierigen und furchtbaren Kampf aller Eingeborenen Südafrikas gegen die Weißen gefaßt.

Im Basutolande schwärmten alle ohne Ausnahme für den Krieg. Die Frauen mahlten den gerösteten Mais, buken Brot und Kuchen und sorgten für Proviant. Alle Gewehre wurden vom Zauberer mit dem Reinigungswasser bespritzt; die Männer übten sich und stählten ihre Kräfte, sie maßen sich im Kampfe mit wilden Stieren, die sie mit der bloßen Faust niederwerfen mußten. Diese Scene ist schaudererregend. In einem Park wird ein wilder Stier eingesperrt, auf der Mauer des Parkes stehen die Krieger, alle bereit, auf das Zeichen des Zauberers sich auf das wutschnaubende Tier zu werfen und es mit der alleinigen Kraft ihrer Arme zum Falle zu bringen. Liegt das Tier auf dem Boden, so nähert sich der Zauberer und schneidet dem brüllenden Ochsen eine Keule ab, hält sie über das Feuer und streut ein besonderes Pulver darüber, das der Häuptling in seinem Füllhorn aufbewahrt. Alsdann tritt der eine nach dem andern hinzu, ein jeder beißt gehörig in das geweihte Fleisch und wähnt, damit den Mut und sogar die Unverwundbarkeit zu essen. Das Pulver, welches der Zauberer auf das Fleisch streut, heißt bei den Basutos sweri, ist nur dem Häuptling und dem Zauberer bekannt und wird von ihnen sorglich geheim gehalten. Der Zauberer bereitet es aus Teilen des menschlichen Körpers,

die er den Kriegsgefangenen entnimmt, an der Sonne dörrt und zu dünnem Pulver zermalmt, indem er die verschiedensten Ingredienzien hinzumischt. In der Höhle eines hohen, dem gewöhnlichen Volke unerreichbaren Felsens ist die Salbe aufbewahrt. Aus dieser Hexenküche holt sich der Häuptling so viel er braucht am Tage der Beschneidung der Knaben und zu Beginn eines Krieges, den zwei Hauptzeiten im sozialen Leben der Basutos. Auch diesmal war der alte Brauch beibehalten worden. Außerdem verteilten die Medizinmänner unter die Krieger große Portionen seltener Pflanzen und Wurzeln, die besondere Kräfte haben sollten. Gaben sie das lira ha li bonoe, dann hieß die Anwendung: „Kaue es, und kommt der Feind dir nahe, dann spuck es ihm ins Gesicht, indem du zugleich schreist: Lira ha li bonoe; denn ganz sicher wird er vorübergehen, ohne dich zu sehen." Andere ließen sich tättowieren und die Haut aufritzen, ließen in die Schnittstreifen ein schwarzes Pulver einträufeln, das angeblich die geheimnisvolle Kraft besaß, alle feindlichen Kugeln, Säbelhiebe und andere Mordinstrumente von ihren Leibern abzuwehren. Mehr denn je sah man überall ein Verteilen von Amuletten, die den Göttern und Ahnen gefallen und deshalb die Lebenden schützen; Straußenfedern, Hahnenkämme, Leoparden- und Fuchsschwänze wurden herbeigeholt, um den Kriegern ein furchtbares, abschreckendes Äußere zu geben. Die Kriegssteuer betrug pro Kopf einen oder zwei Ochsen, die Häuptlinge lieferten Waffen, Pferde und Munition den tapfersten Streitern, die Masse des Heeres hatte selbst für Kleidung, Nahrung und Waffen zu sorgen.

So begann der „Gewehrkrieg", der im Griqua- und Tembuland rasch beendet war, im Basutolande aber mehrere Monate dauerte und der englischen Armee, die größtenteils aus Vagabunden und verkommenen Söldnern bestand, wahrlich nicht zur Ehre, vielmehr zur Schande gereichte.

Mooroſi, ein Unterhäuptling, hielt ein halbes Jahr lang mit einer kleinen Schar die englischen Truppen am Oranjefluſſe fest, und er wäre niemals von dem steilen Felsenhorste, wo er jeden Tag große Festgelage veranstaltete, tüchtig Bier trank und Tänze aufführte, vertrieben worden, wenn sich nicht ein Verräter gefunden hätte, der den Feind auf unbekanntem und unbewachtem Pfade heraufführte. England verschloß sich nicht der Überzeugung, daß keine Waffengewalt dies tapfere Volk, das, auf seinen Bergen und hinter Felsen verschanzt, das Gewehr geschickt zu handhaben verstand, zu besiegen vermöge, und schlug deshalb den diplomatischen Weg ein. Der am Kap neu angekommene High Commissioner Sir Hercules Robinson übernahm diese heikle Aufgabe. Die ersten Friedensbedingungen schlugen die Basutos rundweg ab, weil sie dadurch ihre Interessen zu stark beeinträchtigt glaubten und sich des Gewehres nicht berauben lassen wollten. Wiederum stand die Kapkolonie am Vorabende eines neuen mühseligen

Kampfes. Die öffentliche Meinung in Südafrika und Europa sprach sich offen für die völlige Preisgabe des Basutolandes aus, da der zweite Krieg gerade so resultatlos verlaufen werde wie der erste, aber die Regierung hütete sich wohl, den schmählichen Rückzug anzutreten, und suchte einen Mittelweg. In der Welt ließ sie ausposaunen, daß die Basutos besiegt seien und daß der Feind, zu müde, um noch weiterzukämpfen, den Frieden nachgesucht habe. England wolle sich deshalb großmütig zeigen und keine allzu hohen Forderungen stellen. War alles andere erlogen, so war letzteres wahr. Die Kriegsentschädigung, die England forderte, betrug nur 5000 Stück Vieh, die einen Wert von 2—300 000 Mark hatten, während seine Kriegsunkosten auf mehr denn 100 Millionen Mark veranschlagt worden sind. Ein Artikel der Friedensverhandlungen setzte fest, daß die Basutos zwar unter dem Schutze Englands ständen, sich aber selbst regieren dürften, und daß der britische Resident nur dann eingreifen solle, wenn es sich um Mord und Todschlag handle. Für den Unterhalt der britischen Beamten müßten die Basutos jedoch aufkommen, und zwar so lange als England den Residenten im Lande lasse.

Solch gelinde Friedensbedingungen wurden von den Häuptlingen mit lautem Beifall angenommen. War doch damit eine neue Ära für sie angebrochen: der Freihandel war proklamiert, geistige Getränke durften ins Land eingeführt werden — mehr verlangten sie nicht. Der Branntwein überflutete das Basutoland. Männer, Frauen und Kinder tranken und berauschten sich, überall sah man wüste Scenen. Sich auf die Verträge des Landes stützend, fürchteten die Schnapshändler den englischen Residenten nicht, spielten sich vielmehr als die wahren Gentlemen auf, als die Männer, die das Basutoland der Zivilisation erst richtig erschlössen. Die Trunksucht hatte alle andern Laster, und insonderheit den Diebstahl im Gefolge. Um die unerhörten Quantitäten Branntwein, welche die Unterhäuptlinge und das Volk täglich vertilgte, zu bezahlen, hatten diese bald Hab und Gut veräußert; sie fielen nunmehr über die großen Viehherden des Oberhäuptlings her und stahlen, so viel sie nur stehlen konnten. Und dies unsaubere Geschäft war ihnen schon dadurch erleichtert, daß jener sich um Vieh wenig oder gar nicht kümmerte, da er aus dem Taumel nicht mehr herauskam.

Noch gab es edle Geister, welche das traurige Spiel nicht länger ansehen mochten und nach Mitteln suchten, dem menschenunwürdigen Betragen dieser vertierten Wilden ein Ende zu machen. Sie begannen nach dem Muster des großen irländischen Priesters P. Mathew Mäßigkeitsvereine einzuführen, und der britische Resident war der erste, der mit dem guten Beispiel voranging und sich ein blaues Band ins Knopfloch heftete. Doch weder Beispiel noch Bitten und Reden übten auf die verkommenen Basutos einen bessernden Einfluß aus. Man hätte ganze Ballen blauen Tuches ver-

schneiden können, ohne auch nur einen einzigen wieder auf die rechte Bahn zu bringen.

Mit tiefer Bekümmernis sahen die Missionare in die Zukunft dieses ehedem so tüchtigen Volkes und verhehlten sich nicht die traurige Thatsache, daß alle Missionen unheilbar dem Untergange geweiht wären, wenn nicht recht bald ein völliger Umschlag eintrete. Und was sie zu hoffen kaum gewagt hatten, das sollte wirklich geschehen. Letsie, der Oberhäuptling aller Basutos, der sich täglich den Luxus von sechs Flaschen Branntwein gönnte, hatte einmal einen ernsten, schaurigen Traum: er sah, wie das Feuerwasser sein ganzes Volk und all seine Herden in allernächster Zukunft zerstören werde. Dieser Traum ergriff ihn dermaßen, daß er keine Minute länger zögerte, diesem schrecklichen Feinde, der Trunksucht, unbarmherzig zu Leibe zu rücken. Trotz des ärgsten Widerspruches der Trunkenbolde traf er ernste Maßregeln und rettete sowohl sich selbst als auch sein Volk vom Verderben.

Seit dem Frieden mit England im Jahre 1884 scheint sich das Basutoland in die neue Ordnung der Dinge zurechtgefunden zu haben. Das Volk lebt ruhig und ist in den letzten Jahren durch Krieg und Raubzüge nur vorübergehend gestört worden. So brach z. B. im Juni 1887 zwischen den beiden Häuptlingen Masupha und Peete ein heftiger Kampf aus. Es gab auf beiden Seiten viele Tote und Verwundete, viele Hütten wurden zerstört und viel Vieh geraubt. Die britische Regierung schaute mit verschränkten Armen dem Kampfe zu und kam erst dann auf die blutige Wahlstatt, als alles vorüber war; sie erschien aber, um die Toten zu zählen und dem Sieger Masupha eine Buße von 1000 Stück Vieh aufzuerlegen. Streitigkeiten von geringerer Bedeutung und kleinere Diebstähle sind allerdings nach wie vor an der Tagesordnung; die einzelnen Häuptlinge, die absolute Gewalt über Land und Leute haben, liegen sich beständig in den Haaren und werden von der britischen Regierung nur dann zur Ordnung gerufen, wenn der Feuerbrand zu weit um sich greift. England ist trotzdem eifrigst bemüht, aus den Basutos ein mächtiges, friedliebendes, fleißiges und gehorsames Volk zu machen; es arbeitet langsam, aber stetig an dessen Hebung, ohne dabei sich selbst und sein eigenes Interesse zu vergessen, so daß nach der Ansicht aller das Basutoland binnen kurzem eine seiner treuesten und blühendsten Kolonien sein wird.

* * *

Die Basutos bekunden an Leib und Seele die nahe Verwandtschaft mit den Kaffern. Abweichend von diesen ist ihre Gesichtsfarbe grauschwarz und der ganze Körper von Kopf bis zu den Füßen mit einer Flüssigkeit aus rotem Ocker und Schmalz eingerieben, die gegen Sonne und Flechten schützen soll, sie aber nicht reinlicher macht. Die weibliche Eitelkeit kann

und will der Natur nun einmal nicht verzeihen, daß sie den Basutoschönen kein reizendes Gesicht von blendender Weiße und keine Wangen von zartem Rosenrot gegeben, und ärgerlich darüber, sucht sie mit eigener Hand das Fehlende zu ergänzen. Das Tättowieren des Gesichtes ist bei den kohlschwarzen Jungfrauen stark im Schwunge. Schon den kleinen Mädchen zieht die Mutter mit spitzem Griffel eine Linie von der Stirn herab bis zur Nasenspitze, dann von den Mundwinkeln zu den Ohren, und zuletzt einen langen Streifen von den beiden Ohren herunter mitten durch das Kinn. In die feingezogenen Hautritzen träufelt sie den Saft einer Pflanze, der eine sichtbare, ewig dauernde Schmarre von bläulicher oder schwärzlicher Farbe hervorbringt. Viele Frauen haben überdies die drolligsten Figuren und Einschnitte auf Arm und Brust; dazu tragen sie, namentlich die Mädchen, kupferne Armringe, Perlenschnüre und breite kupferne oder messingene Ringe um den Hals und am Fuße unterhalb der Waden. Die Schnüre mit dicken Perlen und die Armbänder, die fest sitzen und nur mit heißem Wasser und Seife bewegt werden können, sind purer Luxus, während die Ketten mit kleinen Perlen und die leicht beweglichen Ringe meistenteils Geschenke sind, und zwar als Erinnerung an ein begangenes Verbrechen oder an ein sündhaftes Versprechen. Die Katholiken müssen bei ihrer Taufe alle an den Aberglauben erinnernden Arm- und Halsbänder und jeden heidnischen Schmuck ablegen.

Die Kleidung der Basutos ist äußerst einfach, sie besteht nur aus Kuhfellen. Mit dem dritten Jahre erhalten die Mädchen ein aus Pflanzen kunstvoll und zugleich stark geflochtenes kurzes Gewand, die Knaben jedoch sind bis zum zehnten Jahre bis auf den letzten Faden ausgezogen. Seitdem die weißen Händler billiges Tuch in Umlauf bringen, beginnen viele sich mit einem bunten Fetzen zu umhüllen, den sie mit Grazie zu tragen verstehen. Die Katholiken sind durchweg nach europäischer Mode gekleidet, wenn auch mehr oder minder elegant und vollständig. Als sie in einer katholischen Missionsstation nach dem Gottesdienst in ihre Hütten zurückkehrten, sah ich, wie einige vor der Kirchthür sich niedersetzten und ihre Schuhe auszogen; der Pater, der neben mir stand, erklärte mir, daß sie tausendmal lieber barfuß gehen als in den ledernen Hemmschuhen.

Von frühester Jugend auf zeigt der Basuto den unwiderstehlichen Drang, alles genau zu betrachten, weshalb ihn die Engländer als very inquisitive, sehr wiß- und lernbegierig bezeichnen. Unzählige Kräuter, Pflanzen und Blumen kennt er und weiß sie gut zu gebrauchen als Nahrung und Medizin. Die Unwissenheit des gewöhnlichen Mannes ist allerdings noch sehr groß, aber durchschnittlich zeigt auch der gewöhnliche Mann Verstand und Urteil in den praktischen Lebensfragen, und gar manches junge Bürschchen, das anfänglich blöde in die Welt hineinschaute, wird nach einigen

Jahren regelmäßigen Schulunterrichts etwas Tüchtiges leisten und uns vielleicht Bewunderung abringen. Der ganze Basutostamm war eines Tages in grenzenloser Aufregung, als zwei Kaffern ins Land kamen und vor dem versammelten Volke von ihrer Lese- und Schreibkunst Zeugnis ablegten. Mosheſh sammelte sofort seine Krieger und rief alle Wunderthäter, Zauberer und Hexenmeister zu sich, damit sie das nie dagewesene Schauspiel mit eigenen Augen sähen. Er diktierte dem einen der beiden Kaffern ein paar Wörter, die dieser in den Sand schrieb und die der andere nicht hörte. Groß war das Staunen aller, als der Herbeigerufene ohne Mühe die Worte las, die der Häuptling dem ersteren vorgesagt hatte. Mosheſh zögerte nun nicht mehr, gelehrte weiße Männer herbeizurufen, die ihn und sein Volk im Schreiben und Lesen und in allen schönen Künsten unterweisen sollten.

Die Basutos besitzen ein gutes Stück Phlegma. Geschieht es, daß der Karren im Schlamm oder in einem Loche stecken bleibt, so bleiben sie ruhig und gelassen, als wäre nichts geschehen, und werden darüber nicht im mindesten ärgerlich. Nachrichten, die den gewöhnlichen Sterblichen aufregen, wenn sie unerwartet kommen, rühren ihn nicht. Böse und wild kann er mitunter werden, aber sein Zorn verraucht leicht, und die Sonne geht über seiner Rache nicht unter. Ein getreues Bild der Charaktereigenschaften der Basutos entwirft uns P. Deltour O. M. I. „Die Basutos sind wohl sehr intelligent, gebrauchen aber ihre glücklichen Naturanlagen vielfach dazu, einander zu betrügen oder Fremde zu überlisten. Auch stecken sie voll von allen nur erdenkbaren Fehlern als: Betrug, Diebstahl, Lüge, Eitelkeit, Stolz, Eifersucht, Faulheit, Naschhaftigkeit und Unsittlichkeit. Der Basuto-Kaffer ist sodann ein sehr großer Schwätzer, der alles wissen will und über alles ein Urteil fällt. Wenn er bei seiner Erzählung stark übertreibt, so weiß er sich durch seine Redegewandtheit doch Glauben zu verschaffen. Ton, Gesten, Lebendigkeit der Sprache, nichts fehlt ihm dazu; das Stottern passiert ihm nur, wenn er sich zu dick hineingelogen hat. Eine besonders schwere Wunde dieses Volkes ist die Unsittlichkeit; gerade sie bildet das größte Hindernis für den Sieg des Evangeliums. Vielweiberei ist im Grunde das Ziel, wonach jeder Kaffer strebt; in Wirklichkeit aber lebt die große Mehrheit nicht öffentlich in Vielweiberei, weil es ihnen an den nötigen Mitteln dazu fehlt. Ein Weib kostet 20—30 Stück Vieh, und da bedenkt man sich doch erst zwei- bis dreimal, ehe man ein solches Opfer bringt. Nur die Häuptlinge, welche große Herden besitzen, sehen nicht auf den Kostenpunkt. Unsere Sprache findet keinen Ausdruck, und die Feder sträubt sich, alle Todeswunden dieses Volkes zu skizzieren. Das alte Heidentum hat keine schlimmeren Laster gesehen, als hier vorkommen."

Auch die Basutos haben ihre großen Männer, ihre Genies. Der gelehrteste Mann, den bis jetzt das Basutoland gesehen, war zweifelsohne der

Häuptling Nékélo, ein Sohn Moshesh's. Er sprach perfekt Englisch und Französisch, hatte Frankreich und England bereist, sich vieles in der Welt angesehen und gelernt. Keiner im Lande debattierte so gewandt und überzeugend als er, keiner verstand es besser, alle Prozesse, gute oder schlechte, gleich brillant und mit Erfolg zu führen. Von der englischen Regierung erhielt er jährlich 3000 Fr., um die Basutohäuptlinge irre zu führen, und von den Basutohäuptlingen nahm er Rinder und Ochsen an, um die Engländer ins Bockshorn zu jagen. Mit den Katholiken gut katholisch, mit den Protestanten echter Protestant, lebte er inmitten seiner Brüder wie ein Heide. Die Weißen, die ihn kannten und einigemal mit ihm verkehrt hatten, staunten über sein weites und tiefes Wissen und nannten ihn den südafrikanischen Pic de la Mirandole; die Basutos waren stolz auf ihn und hoben den Heros in den dritten Himmel. Leider starb der Arme im Dunkel des Heidentums.

Die Gewohnheit, schon die kleinen Kinder gehörig mit Ocker und Fett einzureiben, mag wohl schuld daran sein, daß der Basuto für nichts mehr Ekel empfindet. Alles fühlt er an, an alles ist sein Riechorgan gewöhnt; er verzehrt stinkendes Fleisch und faule Eier mit demselben Appetit wie John Bull sein geröstetes Beefsteak, streitet sogar mit den Aasgeiern um ein verendetes Tier. Wie alle Kaffern bringt es jeder Basuto, auch das Kind, fertig, 12—24 Stunden ohne Nahrung zu bleiben, entschädigt sich jedoch für dieses Zwangsfasten, wenn günstige Gelegenheit sich bietet. Diese Wilden können gar nicht verstehen und lachen die Weißen aus, daß sie wie die Vögel so wenig und so oft essen. Ihre Methode ist das nicht. Ein Missionar erzählt, daß zwei Häuptlinge in seiner Gegenwart einen Hammel von respektabler Größe bis auf den Kopf und die Knochen aufaßen. Dagegen wird kein Katholik in der Welt das Fasten- und Abstinenzgebot folgsamer und strenger beobachten als ein bekehrter Basuto; denn eine Übertretung des Gebotes in dieser Sache ist in seinen Augen ebenso schlimm als die Sünde des Judas. Hierin zeigt es sich so recht, wie der Basuto ist und denkt: eher Vater und Mutter würde er töten, als das Morgen- und Abendgebet zu unterlassen oder das Fastengebot nicht zu beobachten; das größte Gewicht legt er mitunter auf die kleinste Andacht. Als tüchtiger Esser und Biertrinker ist der Basuto gemeiniglich auch ein starker Raucher. Er singt zwar nicht wie der deutsche Student: „Ein edles Kraut ist der Tabak", er begnügt sich schon mit Hanf. Ein mit Wasser angefülltes Ochsenhorn nimmt er am dicken Ende in den Mund und zieht durch das Wasser unter unnennbar possierlichen Grimassen den Dampf des am dünnen Ende brennenden Hanfknäuels. Kaffrisches Bier und Hanfrauch üben auch auf den stärksten Basuto eine gehirnbetäubende und sinnverwirrende Wirkung aus; aber dieser Rausch geht ihm über alles in der Welt. Oft sieht man Knaben, die kein Horn besitzen und deshalb

in die Erde zwei Löcher mit einem Verbindungsgang graben, den sie mit Wasser füllen, und dann auf dem Bauche liegend den Rauch des an einem Loche brennenden Krautes behaglich einsaugen. Wenn er es nur wüßte, der kleine Strolch, er würde sicher sagen: „Solang mein Pfeifchen dampft und glüht und der Rauch von Blättern sanft mir um die Nase zieht, tausch' ich nicht mit Göttern."

Der Basuto giebt sich größtenteils mit Viehzucht ab; er arbeitet aber nicht viel und zieht jeglicher Beschäftigung das gemütliche Schlaraffenleben vor. Waffen und Hausgeräte macht er sich selbst. Die Haus- und Feldarbeit besorgt die Frau, die sich Tag für Tag abmühen und quälen muß, um den Herrn Gemahl in seiner Ruhe nicht zu stören.

Im Gegensatz zu den Kaffern in Natal haben die Basutos Dörfer. Es sind keine festen Dörfer, wie ein Europäer sie sich vorstellt, sie gleichen vielmehr in ihrer Anlage ganz den Lagerplätzen eines wandernden Hirtenvolkes. Die runden Hütten stehen im Kreise um einen großen runden und mit Steinen umzäunten Viehpark, welcher dem ganzen Dorfe gemeinsam ist. Es thun sich gewöhnlich dreißig Familien zusammen, die sich einen Häuptling wählen und diesem in allem gehorchen. In Gegenden, wo Regengüsse häufig sind, bauen sie den Viehpark stets möglichst hoch, um das Vieh vor gefährlichen Seuchen der Niederungen zu bewahren, achten auch bei Auswahl des Platzes ängstlich darauf, daß die ersten Strahlen der aufgehenden Sonne direkt auf die Viehhürden fallen, weil dies nach ihrer Meinung einen ganz außerordentlichen Einfluß auf die Kühe und Kälber ausüben soll. Rings um das Dorf weiden die Viehherden auf den üppigen Wiesen, die sich ausdehnen, so weit das Auge reicht.

Tritt der Reisende in ein Dorf, so gelangt er zuerst in eine runde Galerie, Celasia geheißen, die gegen Sturm und Sonne und Regen Schutz und Obdach gewährt. Sie ist reinlich gehalten und hat einen festen Lehmboden, der alle acht Tage mit Kuhmist bestrichen wird, was ihm den nötigen Glanz verleiht. Die größeren Hütten dienen als Wohnungen, sie gleichen denen der Kaffern in Natal, sind aber zum Unterschiede von diesen meistens mit Erdstücken und oft selbst aus Stein gebaut. Das Dach besteht aus Schilf oder Gras, die Wände sind mit Lehm beworfen, der Fußboden ist steinhart und wird gleichfalls von Zeit zu Zeit mit einer dünnen Schicht Kuhmist überglättet. Nicht selten sieht man an den Wänden mit weißer Kreide gezeichnete Figuren, die irgend ein denkwürdiges Ereignis oder eine glorreiche That verewigen sollen, im großen und ganzen aber wenig Kunstsinn verraten. Die Wohnung ist recht sauber gehalten, ein Feuerherd ist darin nicht zu finden, denn der Basuto benutzt seine Hütte nur als Lagerstätte für die Nacht und als Obdach an schlechten Tagen, wo er nicht draußen im Freien sich aufhalten kann. Die an die Wohnung anstoßende Küche

oder das Gemach der liebenswürdigen Hausfrau ist einfacher und schmutziger; alles Hausgerät, Koch- und Eßgeschirr, die Nahrungsmittel und sonstiges Gerümpel ist darin aufbewahrt. Auffallend sind die großen Bierkrüge, die in der Ecke stehen und das köstliche Naß enthalten, und von denen manche einen Hektoliter fassen. Daneben liegt gewöhnlich der große Stein, auf dem die Frau den Mais zu Mehl zerreibt.

Dicht neben dem Viehparke befindet sich eine größere Hütte, Khotla genannt (Bild 64), in der die Männer zur Beratung und zur Erholung zusammenkommen. Den Frauen ist das Betreten derselben, ausgenommen wenn sie ihren Männern bei den oft tagelangen Sitzungen das Essen zutragen, streng untersagt. Hier wird der Fremde empfangen und von den neugierigen Basutos über alles ausgefragt, hier lernt er von den Alten die einheimischen Gebräuche, gegen die er um keinen Preis verstoßen darf, will er nicht scheele Blicke auf sich ziehen.

Wohnt der Basuto nicht einer Beratung in der Khotla bei, oder hält er nicht mit einem guten Freunde ein Trinkgelage ab, so ist er sicher bei seinem lieben Vieh zu finden. Er allein darf es hüten, zusammentreiben und melken, und kann in diesem wichtigen Geschäfte nur durch die Knaben vertreten werden; den Frauen und Mädchen ist oft sogar das Betreten der Rinderpferche verboten. Seine Mais-, Hafer- und Kornfelder, die in den Niederungen und geschützten Thälern liegen, unterzieht er nur einer vorübergehenden Besichtigung und überläßt, wie schon gesagt, deren Bearbeitung den Weibern. Der fruchtbare Boden braucht keinen Dünger; ein paar Knaben besorgen das Pflügen und Säen; das mühevolle Jäten liegt den Frauen ob; die kleinen Mädchen stehen auf einem kleinen Erdhügel und machen Lärm und schreien unaufhörlich, um die Vögel von den reifenden Ähren abzuhalten. Mitten auf dem Felde wird gedroschen und die Körner von der Spreu gereinigt. Die Ernte bringt stets ein Fest mit sich, wo getanzt, getrunken und gegessen wird, und alles nach Art der Wilden, d. h. übermäßig viel und außerordentlich lang. Der Reisende empfindet es mit Wehmut, daß ein so fruchtbares Land nicht bebaut ist; in den wasserreichen Thälern würden sicherlich noch andere Früchte gedeihen als Kartoffeln, Zuckerrohr, Wassermelonen und Kürbisse, und könnte mit Einführung von Maschinen und intelligenten Verwaltern und tüchtigen Arbeitern das Basutoland die Kornkammer Südafrikas werden.

Die Heirat ist bei den Basutos fast noch mehr als bei den andern Kaffern ein wahrer Kuhhandel; der Heiratslustige kauft sich seine Braut vom Schwiegervater für mehrere Ochsen. In Europa hat der Vater der Familie für die Nahrung und Erziehung der Kinder durch seine Arbeit aufzukommen, deshalb bringt auch die Frau dem Manne eine Mitgift in die Ehe. Hierzulande ist es umgekehrt. Die Frau und die Kinder sind der Reich-

Bild 64. Inneres einer Khotla.

tum des Mannes, sei es durch ihre Arbeit, sei es durch die neuen Heiraten, welche die Kinder eingehen und dadurch den Viehreichtum des Vaters vermehren. Ganz folgerichtig verlangen die Eltern der Braut, daß ihnen der junge Mann für den Vorteil, dem sie sich entziehen, und für den Gewinn, den sie ihm gewähren, eine entsprechende Entschädigung angedeihen lasse. Diese besteht in einer gewissen Anzahl von Hornvieh; der allgemeine Gebrauch stellt fest, daß es 20 Ochsen, 10 Ziegen oder Hämmel und 1 Pferd seien; bei Teurungszeiten ist die Zahlung geringer. Man muß gestehen, daß der Vater bei der Verheiratung seiner Tochter mehr auf seinen eigenen Profit bedacht ist als auf die Herzensneigung der Braut, ja daß sogar unter dem Zwange des Vaters Heiraten stattfinden. Sechs Monate nach dem Heiratsvertrag geht die Braut mit ihren Freundinnen zum Hause des Bräutigams, wo bei einem Festessen die Vermählung stattfindet. Mit der Schwiegermutter hat der Bräutigam nichts mehr zu thun, er darf sie nicht mehr sprechen und nicht mehr anschauen. Ist das erste Kind geboren, so geht die junge Frau mit demselben zur Mutter, verbleibt bei ihr ein Jahr und kehrt zurück, um eine eigene Hütte zu beziehen.

Es haben manche in ihren Reiseschilderungen über das Basutoland sich voller Entrüstung dahin geäußert, die Heirat der Basutos sei ein fluchwürdiges Vergehen gegen das natürliche Gefühl im Menschen, die Mädchen seien den Eltern eine feile Ware, mit denen diese einen schnöden Handel trieben. Die protestantischen Missionare teilten diese Ansicht und setzten alle Hebel in Bewegung, den Gebrauch aus der Welt zu schaffen. In ihren Gemeinden gingen sie mit scharfen Maßregeln vor. Das war aber ein Anstürmen gegen den Grundpfeiler, auf dem das Gebäude des ganzen sozialen Lebens der Basutos ruht, und dies sollte sich an ihnen rächen. Überdies waren die Prädikanten unter sich uneinig, es gab strenge Orthodoxe und liberale Theologen. Letztere machten erstere darauf aufmerksam, daß der alte Patriarch Jakob lange Jahre seinem zukünftigen Schwiegervater Laban gedient habe, einzig und allein um die Rachel heimführen zu dürfen. Dies Citat lockte aber eine derbe Erwiderung hervor. Es sei nicht auffallend, so sagten die Gegner, daß die Römischen, die niemals die Bibel aufschlagen, ganz falsche Ideen und Erklärungen über den heiligen Text hätten; daß aber Gelehrte und Bibelkundige, wie die protestantischen Herren doch einmal alle sein müssen, mit solch einer Auslegung hervorträten, das sei rein unverständlich. Während die Hauptkämpen der getrennten Lager sich allerlei Liebenswürdigkeiten sagten, erhob sich unter den Basutos, auch unter den christlichen, ein so heftiger Entrüstungssturm, daß die Prediger ihre strenge Doktrin milderten, um nichts zu verderben. Was die katholischen Missionare, die großen „Bibelunkundigen" betrifft, so sprachen sich diese von vornherein nicht gegen die Basutoheiraten aus. Nach Ab-

wägung der Vorteile und Nachteile dieser Einrichtung war ihnen klar geworden, daß es doch eigentlich nicht so schlimm sei, wie behauptet werde. Selbst in europäischen Ländern sei die christliche Ehe durch ganz weltliche Gesetzesparagraphen geregelt, und dürfe man von einem heidnischen Volke kaum Besseres erwarten. Immerhin könne man die Kühe, die dem Vater gegeben werden, als Geschenk betrachten, und dann als ein bestgeeignetes Mittel, manches Laster zu verhüten. Steht doch im Gesetzcodex der Basutos, daß als Strafe für unerlaubte fleischliche Vergehen dem Vater des Mädchens eine Anzahl Kühe zu geben ist. Außerdem ist der Kuhhandel eine wirksame Schranke gegen die Vielweiberei.

Die Kinder gehören einzig dem Vater und gehen nach dessen Tode an seinen Bruder oder an seine Verwandten über. Stirbt die Frau ohne Nachkommenschaft, so hat der Mann ein Recht auf die Schwester der Frau und braucht keine Kühe zu zahlen. Gegen diese Gebräuche haben die katholischen Missionare nach langem Widerstand für die Ihrigen die Gesetze der katholischen Kirche durchzusetzen vermocht.

Die Basutomädchen streben sämtlich nach der Mutterehre. Die reichen Basutos haben stets mehrere Frauen, die alle der ersten Frau untergeordnet sind und ihr in gewissen Sachen gehorchen müssen. Eine jede Frau wohnt mit ihren 6—8 Kindern in einer eigenen Hütte. Die erste Frau ist die eigentliche Herrin; die Fremden und die Gäste dürfen nur bei ihr sich aufhalten, ihre Kinder sind die Erben, die Kinder der andern Frauen jedoch nur Diener und Knechte. Es braucht wohl kaum erwähnt zu werden, daß in diesem Harem Eifersucht, Zank und Streit und alle andern Laster herrschen, und daß der Gebieter oft strafend dazwischenfahren muß, um Ruhe und Ordnung herzustellen.

Wie wir schon früher ausgeführt haben, ist allen Kaffernstämmen eine Idee von Gott eigentümlich, mag dieselbe auch mehr oder minder verschwommen sein. Die Geister der Vorfahren stehen bei den Basutos in hohem Ansehen, ihnen gilt ausschließlich alle religiöse Verehrung. Einige Missionare sagen, daß die Basutos das Wort Molimo (auf deutsch: der in der Höhe, der im Himmel ist) niemals in den Mund nehmen und stets den Plural von Molimo, nämlich Balimo, d. h. Ahnen, gebrauchen, und daß sie zuerst den Christengott als den einzig wahren Molimo gepredigt hätten. Andere aber behaupten, der Ausdruck Molimo wa supona (auf deutsch: Gott sieht mich) wäre schon vor Ankunft des Christentums im Lande gebräuchlich gewesen. Die Unsterblichkeit der Seele ist so sehr bei den Basutos Grundwahrheit, daß sie nicht sagen: er ist tot, sondern: er ist eingeschlafen, er ist heimgegangen, er hat das Dorf gewechselt. Einen Begriff von Himmelsfreuden und Höllenstrafen haben sie nicht; das Jenseits ist die Fortsetzung dieses irdischen Lebens auf einer andern Welt. Nur die Hexen, baloi, welche

die dunkeln Lose austeilen, an allem Unglück schuld sind, stets im Finstern wirken, auf schwarzen Hunden und auf Mücken von der Erde in die Unterwelt und von dort zurück auf die Erde hin und her reiten, haben keinen Zutritt ins Paradies, sie müssen vielmehr eine schwere Pein erdulden. Beklagt sich der Geist irgend eines Ahnen im Traume, so besteht der herbeigerufene Zauberer darauf, daß dem unruhigen Geiste ein Prachtstück der Herde geopfert werde, wobei der Hexenmeister selbstverständlich für seinen Vorteil genugsam sorgt.

Von den Göttern, nämlich von den Ahnen, hängt alles ab; was sie beschlossen, geht in Erfüllung — unabänderlich, unerbittlich. Sie lassen sich aber leicht umstimmen. Bei der Geburt eines Kindes schlachtet der Vater eine Kuh, um ihnen für das Geschenk zu danken. Wird ein Kind krank, so ist es die Großmutter oder Urahne oder sonst jemand aus der Familie, der aus dem Reiche der Toten zurückkommt, um das kleine Wesen mitzuführen. Die Mutter ruft sofort den Zauberer, und dieser beschwört den Geist: „Was giebt es denn? O unsere Götter, helfet uns doch, rettet diesen Kranken! Was ist denn geschehen, daß ihr uns zürnet? Was haben wir euch zuleid gethan? Kommt uns zu Hilfe, wir bitten euch!“ Eine Kuh muß alsdann ihr Leben lassen. Läßt der Geist sich nicht beschwichtigen und stirbt das kranke Kind, so ist die Mutter um die Tage ihres andern Lieblings besorgt, sie giebt ihm einen andern Namen, der den Geistern Furcht einzuflößen vermag, und bekleidet das Kind, bis daß es größer geworden, mit dem Gewande des andern Geschlechtes, damit die Geister es nicht erkennen.

Die Toten werden so bald als möglich beiseite geschafft, denn die Basutos können den Anblick eines Leichnams nicht ertragen. Ist eine hohe Persönlichkeit gestorben, so reißen sie einen Teil der Mauer des Viehparkes ein und graben hier das Grab, ein tiefes, rundes Loch. Nach Sonnenuntergang tragen sie den Leichnam herbei. Derselbe ist zusammengerollt, was bei den hiesigen Toten, die meistenteils beweglich bleiben, nicht viel Mühe verursacht. Er hält den Kopf in den Händen und ist mit Stricken und Bändern fest geschnürt. Der Kopf muß in gleicher Höhe mit der Erde bleiben und nach Osten schauen, da nach dem Glauben der Basutos von dort die Väter kamen. In seiner neuen Wohnung darf der Tote nicht ohne Nahrung bleiben, weil er sonst auf die Erde zurückkommen würde; aber einige Maiskörner und einige andere Früchte genügen dem Anspruchslosen. Hernach wird ein breiter Stein über das Grab gelegt und die abgerissene Mauer wieder aufgebaut. Alle, welche den Leichnam berührten, gelten für unrein; sie dürfen weder auf dem Felde arbeiten noch irgend ein Werkzeug anfassen, und sowohl sie als auch das Grab müssen demnächst gereinigt werden. Einige Tage nach der Beerdigung wird im Dorfe ein

Ochse geschlachtet und der Seele des Verstorbenen geopfert; dann müssen alle unreinen Basutos vom höchsten bis zum niedersten eine Handvoll von den Exkrementen des geschlachteten Tieres nehmen, darauf spucken und sie gegen das Grab schleudern, indem sie dabei die Worte sprechen: „Schlafe für uns den Schlaf des Todes."

Die Basutos haben die Beschneidung für Knaben und Mädchen, die den Übergang von den Jugendjahren zum reifen Alter bildet. Einige sehen die Beschneidung als bloße Gesundheitsmaßregel an, andere als eine Zeremonie von sittlich-religiöser Bedeutung, wieder andere als beides zusammen. Daß die Beschneidung für die Südafrikaner nützlich oder notwendig sei, kann man nicht sagen, da die katholischen Basutos, denen die Beschneidung untersagt ist, ebenso gesund sind als ihre heidnischen Mitbürger. Übrigens ist dieser jüdische Gebrauch stark in Abnahme begriffen, und das Volk sieht selbst ein, daß er eines Tages ganz verschwinden werde. Sie beobachten bei der Beschneidung in der Hauptsache verschiedene Vorschriften des Leviticus, verknüpfen aber damit allerhand abergläubische Zeremonien.

Vor der Beschneidung ist der junge Basuto, wie man sagt, ein dummer Junge (moshimani), erst nachher wird er ein Mann (monna). Die Zeremonie findet gewöhnlich im 15. Lebensjahre statt. Vorher muß er in der Versammlung der Männer schweigen und darf keine Waffen tragen. Eine gewisse Probezeit geht voraus. Während 4—5 Monaten verweilen die jungen Rekruten, die das bestimmte Alter erreicht haben, in einer Bergeshöhle, Mopato genannt, wo sie ein hartes Noviziat durchmachen müssen. Sie üben sich im Waffenhandwerk, lernen die Wurfspieße schleudern und wie man den Keulenstock um den Kopf schwirren läßt. Der Exerziermeister spart die körperlichen Züchtigungen nicht. Nachts müssen sie singen und beten, tagsüber arbeiten und Stöcke sammeln, die ihnen der Zuchtmeister alsdann auf dem Rücken zerschlägt. Zudem sollen Fasten und Hungern die Rangen mürbe machen. Nichts Seltenes, daß schwächere Knaben den Anforderungen, welche dieser zur Grausamkeit ausgeartete Gebrauch an sie stellt, unterliegen. Ihr Tod wird bis zum Ablauf der Prüfungszeit geheim gehalten. Dann erst begiebt sich ein Bote zu der Mutter und zerbricht vor ihren Augen ein thönernes Gefäß, ihr auf diese Weise anzeigend, daß der Sohn gestorben. An dem zur Beschneidung bestimmten Tage erscheinen die Knaben ganz mit Roterde bestrichen, Lanze und Schild in den Händen haltend; sie bekommen neue Namen und werden der Armee des Häuptlings einverleibt. Auf die Einzelheiten der Zeremonien näher einzugehen, sowie auf die Beschneidung der Mädchen, die gleichfalls eine Probezeit durchmachen müssen, wird uns der geneigte Leser erlassen.

Noch mehrere andere religiöse Gebräuche der Basutos weisen auf jüdischen oder orientalischen Ursprung hin. Sie heiraten niemals außerhalb ihres

Stammes, der Bruder muß die Witwe des Bruders zur Frau nehmen, sie verabscheuen Fisch und Schweinefleisch.

Religiöse Überlieferungen besitzen sie nicht, und die alten Märchen, welche die Frauen den Kindern erzählen, enthalten wohl Wunderbares, aber keinen religiösen Kern. Nur eine Sage, eine sehr merkwürdige, lebt im Volksmunde, die wohl sicher einen Platz in dieser Schilderung verdient. Kiholumo-lumo (der große Brüllende) war ein riesiges, bergähnliches Ungeheuer, das alle Menschen und Tiere der Erde fraß, ein einziges junges Mädchen ausgenommen, von dessen Dasein es keine Ahnung hatte. Es geschah aber, daß die Jungfrau nach mehreren Monaten ohne Zuthun eines Mannes einen Knaben gebar, der Litaolane genannt wurde. Er konnte laufen und sprechen vom Tage seiner Geburt an und war so schön von Gestalt und Angesicht, daß sich darob die Sonne selbst verwunderte. Er dachte viel und wußte gar viele kluge Fragen zu thun, so die Mutter nicht einmal immer beantworten konnte. Eines Tages, da ihn die Mutter schon früh in den Wald geschickt hatte, um zu spielen, kam er erst spät am Abend zurück und war ganz traurig. „Mutter," sprach er, „es scheint mir, daß wir die einzigen Menschen auf Erden sind. Ich bin heute immerfort im Walde hin und her gelaufen, aber ich habe keinen Menschen gefunden. Sag, Mutter, habe ich denn keine Brüder, mit denen ich spielen kann?" Und die Mutter senkte ihr Haupt und seufzte tief auf, bittere Thränen rollten über ihre Wangen und befeuchteten die Erde zu ihren Füßen. „Du weinst, Mutter," fuhr Litaolane fort, „ist denn dein Weh so groß? Sage mir nur, wo es dir fehlt, und dann werde ich dir helfen." — „Helfen kann hier niemand," erwiderte die Arme, und darauf erzählte sie dem Knaben, wie schon vor seiner Geburt die ganze Welt von jenem Ungeheuer verheert worden und wie auch seine Vorfahren und Verwandten demselben zum Opfer gefallen seien. Während der Erzählung glühten des Knaben Wangen, seine Augen sprühten Flammen, und ohne ein Wort zu sagen, stampfte er voll Zorn mit den Füßen. Als aber die Mutter ihre traurige Geschichte geendet, da richtete er sich entschlossen auf und rief: „Dieses Ungeheuer, welches meine Vorfahren und alle meine Verwandten verschlungen hat, werde ich angreifen und töten; ich werde meine Freunde und Verwandten, die es gefressen, wieder zum Leben erwecken und aus seiner Gewalt erlösen." Die Mutter wollte ihn zurückhalten, fiel auf ihre Kniee nieder und jammerte laut, daß nun auch noch ihr einziger Sohn dem Rachen des Ungeheuers anheimfalle. Aber alles war umsonst; der Knabe hörte nicht darauf, denn er hatte ein „dickes" Herz. Er ging hin, grub Eisen aus dem Berge und schmiedete daraus eine große, scharfe Assegaispitze, welche er an einem langen Schafte befestigte. So bewaffnet schritt er mutig dem Ungeheuer entgegen. Die ganze Erde bebte während des Kampfes, die Berge hallten wieder von

dem gräßlichen Gebrüll des Kiholumo-lumo. Das Untier spie Feuer; Schwefel und Rauch strömten aus seinem Rachen hervor, so daß die Sonne am Himmel verfinstert ward. Plötzlich trat große Stille ein; der junge Held hatte ihm den Todesstoß versetzt, und aus der großen Wunde des Magens spazierten alle die großen und kleinen Menschenkinder hervor, die der Drache ehemals verschlungen und die in seinem Leibe am Leben geblieben waren. Sie begrüßten den Knaben, der mit seiner Lanze triumphierend dastand, und erwählten ihn zum König aller Menschen. Litaolane weigerte sich. Auf die Liebe folgte der Neid; die Menschen beschlossen, ihn zu töten. Lange vermochten sie es nicht, bis endlich der Tag kam. — Die Eingeborenen wissen den Sinn dieser Sage nicht zu erklären, wir Christen aber denken sofort an die Erlösungsgeschichte des Menschengeschlechtes. Kiholumo-lumo ist niemand anders als das Reich des Satans, das alles verschlingende Reich des Todes; Litaolane, der so wunderbar von einer Mutter geboren wurde, die selbst dem allgemeinen Verderben (Erbsünde) entgangen war, ist niemand anders als der Starke aus Israel, der wahre Messias, der Sohn der reinsten Jungfrau, der mit dem Kreuzesspeer Satan vernichtet und seinem Volke die Erlösung gebracht hat.

Die Basutos stehen vollständig unter der Herrschaft der Zauberer und Wahrsager, denen sie tiefere Kenntnis der Naturkräfte, größere Macht über Himmel und Erde und eine engere Verbindung mit den Geistern der Ahnen zusprechen. Der Zauberer giebt Regen und Sonnenschein, hält den Hagel auf, gebietet dem Blitz und allen Elementen. Ist er böse und erzürnt über die Verderbtheit der Seinen, so ruft er zur Strafe Krieg und das ganze Heer der Krankheiten, ja selbst den Tod herbei. Alle haben somit das größte Interesse daran, den gefährlichen Mann für sich günstig zu stimmen. Die schwarzen Hölzer, die der Zauberer in den Feldern aufstellt, sollen den Hagel abwehren, und die über den Hütten hervorragenden, unsern Blitzableitern nicht unähnlichen Stöcke den Vogel „Blitz“ verscheuchen. Am Eingang eines jeden Dorfes sieht man 3—4 Pflöcke, die kaum aus der Erde hervorlugen; daran sollen sich die während der Nacht umherirrenden Geister stoßen und zur schleunigen Umkehr bewogen werden. Der Zauberer zeigt dem Basuto die geheime Pflanze für die Liebe und den Haß. Dieser braucht das Kraut nur zu kauen und dann auf den zu speien, den er lieben oder hassen will, die magische Kraft wird sich zur selben Minute geltend machen. Mit dieser Pflanze versehen, kann sogar sein Schatten, wenn er von Osten nach Westen auf die geliebte oder gehaßte Person fällt, wunderbar wirken. Sollte aber die Pflanze dennoch nicht helfen, so hat der Zauberer noch andere Mittel in Bereitschaft, die er der Speise oder dem Tranke des andern beimischt. Eine große Anzahl von skrofulösen Personen, von Irrsinnigen, Krüppeln und andern elenden Menschen verdanken ihr Unglück

einzig der Magie und dem bösen Wirken des Zauberers, dem es selbst nicht darauf ankommt, einen Menschen aus dem Wege zu räumen. Hat es längere Zeit nicht geregnet, so geht das Volk zum Häuptling und bittet ihn, daß er Regen mache. Der Häuptling hat dazu seinen Regenmacher. Dieser versteht viel vom astronomischen Himmel und weiß ziemlich sicher, wann und wieviel Regen fallen wird. Schlau wie er ist, hat er tausend geschickte Redewendungen, um sein Wissen und Können zu produzieren, aber auch umgekehrt seine Ohnmacht zu verhüllen. Es geschieht öfters, daß eine Schar Reiter sich zusammenthut und auf den Bergen eine Treibjagd auf eine Gazelle oder eine wilde Ziege veranstaltet, von deren Tod unzweifelhaft der Regen abhängen soll.

Ist der Himmel mit dunkelgrauen Wolken überzogen, welche die Ernte mit Hagel bedrohen, dann verläßt der Häuptling seine Hütte, macht die tollsten Luftsprünge, bläst eine eigene, schaurig tönende Melodie auf seiner knöchernen Flöte, schleudert seine Assegaie gen Himmel, recitiert oder singt seine eigenen Dichtungen oder die seiner Ahnen und hält dem dräuenden Hagelwetter drei Stäbchen entgegen, die der Zauberer in eine besondere Flüssigkeit eingetaucht hat.

Eine interessante Persönlichkeit im Basutolande ist noch der Medizinmann. Auf dem Kopfe trägt er einen alten Hut von Affenpelz, Hunde- oder Antilopenfell, behangen mit luftgefüllten Fisch- und Schlangenblasen, hat am Halse eine Kette von kleinen Knochen und Vogelkrallen, um Beine und Arme Muscheln, messingene und kupferne Ringe und Schellen, um die Lenden Affen-, Marder- und Iltisfelle, kurz, er gleicht mit seinem phantastischen Putz einem Bajazzo aufs Haar. Hinter ihm schlendern seine Schüler, welche die ganze Apotheke, Bündel von wohlriechenden Wurzeln und Kräutern und Fleischkeulen ihrem Meister nachtragen. Um gerecht zu sein, muß man zugeben, daß dieser Medizinmann eine erstaunliche Kenntnis von heilsamen Pflanzen und Kräutern hat und oft Kranke, die ein tüchtiger europäischer Arzt bei der ersten Untersuchung aufgeben würde, mit seinen Diagnosen und Rezepten rettet. Der katholische Missionar könnte mit dem schwarzen „Doktor" schon harmonieren, wenn derselbe nicht stets mit seinem Hokuspokus ankäme. Bei einem Schwerkranken wollen aber die Formeln, die Besprengungen, das Verbrennen wohlriechender Kräuter, das Anlegen der Amulette und hundert andere Verrichtungen gar kein Ende mehr nehmen. Dabei schneidet er solch abenteuerliche Grimassen und gestikuliert dergestalt, daß ein vernünftiger Mensch, der ihn sieht, unwillkürlich an einen Besessenen denkt. Aber auch der Neider muß es ihm lassen, daß er mit vollendeter Meisterschaft den Charlatan spielt.

Die Wahrsager haben das Amt, die Übelthäter ausfindig zu machen, die Träume zu erklären und die Gesinnung und Absicht der Ahnen zu erforschen. Durch Drehen und Wenden kleiner Knochen, die er an einer

Schnur am Halse trägt, schaut der Wahrsager in die Zukunft. Wenn man ihn hört, eine lange Reihe unverständlicher und dunkler Sätze wie am Schnürchen herunterleiernd, so denkt man unwillkürlich an die alten Sibyllen und das Orakel von Delphi. Wehe dem Krüppel, der sich im Dorfe befindet, denn auf ihn fällt gewöhnlich die Schuld einer That; und der Arme kann von Glück sprechen, wenn es mit einer gehörigen Tracht Prügel sein Bewenden hat: leider allzu oft widerfährt ihm weit Schlimmeres. Die Furcht vor Verhexung ist aus dem Basuto nicht mehr zu vertreiben. Während der Nacht, im Walde, in der Einöde glaubt er die Nähe der Geister zu fühlen, die ihm Böses wollen; das Blatt, das sich am Baume bewegt, der Schatten, der ab- und zunimmt, die tiefe Ruhe selbst, alles schüchtert ihn ein. Der Basuto schläft in seiner Hütte, den Kopf stets gegen die Thür gelehnt. Sollte der Übelthäter während der Finsternis sein Spiel treiben wollen, dann muß er notgedrungen durch die Thür, denn Fenster giebt es an der Hütte nicht, aber da führt der Weg über den Kopf des Schlafenden, was dieser nicht so leicht gestatten wird.

Das möge genügen, um sich ein annäherndes Bild des sozialen Lebens der Basutos zu machen. Treffend spricht sich über die sittliche Lage des Volkes Dr. Schneider aus: „Der düstere Glaube an dies unwiderstehliche Walten des blinden Schicksals oder übelwollender Geistwesen hat das Bewußtsein der persönlichen Freiheit erschüttert und die sittliche Trieb- und Thatkraft gelähmt, so daß die ererbte und durch Gewohnheiten großgezogene Neigung zum Laster sich als eine Art Naturzwang ankündigt. Wie die Naturübel, so werden auch die sittlichen Übel gern auf ein unabwendbares Verhängnis zurückgeführt oder als unheilbare Schwächen beschönigt. ‚Gutes thun‘, sprach Moshesh, ‚ist dasselbe, wie einen Stein den Berg hinaufrollen; das Böse aber kommt ebenso von selbst, wie der Stein den Abhang hinunterrollt‘.“

Um das Charakterbild des Basutokaffern zu vervollständigen, erübrigt noch einiges über seine Sprache zu sagen. Die Basutosprache ist ein Dialekt der Setschuanasprache, die ihrerseits wieder eine der tausend Formen der Bantusprache ist. Wie in allen südafrikanischen Sprachen spielen die Vor- und Nachsilben die Hauptrolle. Die Basutos haben 14 Vorsilben, 7 in der Einzahl und 7 in der Mehrzahl, die das Geschlecht, die Gattung und den Zustand der Wörter bezeichnen. Die 28 Nachsilben dienen zur Deklination der Wörter, sind Fürwörter, bilden die Eigenschaftswörter. Diese Vor- und Nachsilben, letztere ganz besonders, geben der Sprache etwas Gezogenes, aber zugleich den harmonischen Vollklang. Nehmen wir z. B. das Wort letsali (Sonne), le ist die Vorsilbe; die Sonne von heute heißt: letsatsi la kageno, la ist die Nachsilbe. Basutu, von den Europäern meist Basuto gesprochen, ist die Mehrzahl von Mosutu. Die Sprache hat

einen sanften und harten Schnalzer und verfügt über einen großen Wortreichtum. Abgesehen davon, daß es zehn verschiedene Namen für das Rindvieh im allgemeinen giebt, existieren nicht weniger als 35 Bezeichnungen, durch welche die Kuh nach ihrer Farbe unterschieden und benamst wird. Alle diese Wörter haben dazu noch ihre Vergrößerungs- und Verkleinerungsformen, so daß den Kaffern für den Gegenstand ihrer tagtäglichen Unterhaltung, „die liebe Kuh", ungefähr 140 verschiedene Namen zur Verfügung stehen. Als Sprachmuster diene ein katholisches Kirchenlied:

O Morena! ri ya tsiba ka neti:
O Herr! wir wissen in Wahrheit:
Pilu ya hau i rato Basutu.
Das Herz von dir es liebt die Basutos.
Ponahatso engwe ha ri i hloki;
Ein Zeichen andres brauchen wir nicht;
Oho Jesu! ri bona kajenu.
O Jesus! wir sehen heute.
O wena Jesu u ri uthlwe,
O du Jesus, erhöre uns,
Ba halileng Lisutu u ba puluse hle.
Die, welche bewohnen das Basutoland, errette sie doch.

Alle Basutos, ob jung oder alt, sprechen ihre Sprache mit großer Vollkommenheit, und ist man in einem Punkte uneinig, so spielen sich die Ältesten als die Akademiker auf und entscheiden die Streitfrage. Die Häuptlinge sprechen gewählter als das gewöhnliche Volk, die Zauberer und Wahrsager dunkel und rätselhaft. Cicero sprach gut, aber so gut als ein Basutohäuptling sprach er sicher nicht, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil die Basutos andere Regeln für die Beredsamkeit haben. — Es war Festtag in einer katholischen Mission gewesen, und viele Basutos waren dazu eingeladen worden. Nach dem Essen erhob sich Massupa, der Oberhäuptling, und sprach zu seinen Bakwena — Krokodilen. Er begann mit einer feierlichen Anrufung des Allerhöchsten, um Regen zu erflehen. Kaum war das Wort pula = Regen über seine Lippen, als schon die ganze Versammlung im vollsten Akkord pula nachbrüllte. Der Redner hielt eine zweite Anrufung an den Gott des Himmels, und als er das Wort khotso = Friede ausgesprochen hatte, ließen alle Kehlen ein fürchterliches khotso erschallen. Dann erst kam die Lobrede auf die katholischen Missionare.

* * *

Zwei Wochen blieben wir in Roma, und manche Einzelheiten habe ich aus dem Munde der Missionare selbst erfahren. Den Erzählungen der alten Patres könnte man ganze Tage zuhören, so interessant sind sie. Livingstone und Stanley haben nicht das erlebt, was jene während ihrer

langjährigen Missionsthätigkeit gesehen und gehört haben. Was wie ein Sonnenstrahl durch all die Berichte ihrer Leiden, Gefahren und Entbehrungen durchschimmert, ist das unerschütterliche Vertrauen auf die göttliche Vorsehung, die gleich einer Mutter über die wackern Glaubensboten wacht. Daß sie häufig, selbst mit einer gewissen Vorliebe die muntere Note in ihren Erzählungen anzuschlagen wissen, beweist z. B. die folgende Schilderung eines Missionars von einem Missionar. Das Porträt ist zu gut getroffen, als daß wir es dem freundlichen Leser vorenthalten dürften.

„. . . Unsere Erfolge sind trostreich, aber nicht groß; denn in diesem tiefgesunkenen heidnischen Volke ist jede Bekehrung ein Wunder der Gnade. Die herrlichen Zukunftsbilder, die man sich in jungen Jahren ausmalte, zerfließen zu nichts, sobald man einmal an Ort und Stelle ist und die Wirklichkeit vor sich hat. Hier braucht man Männer, die etwas ertragen und leiden können, nicht nach Erfolg haschen, nicht allzu begeistert sind und niemals entmutigt werden, im großen und ganzen die goldene Mittelstraße innehalten. Vor vier Jahren gründete ich die Missionsstation Sion, heute ist das Taufregister nur bis zur Ziffer 62 gelangt. Das ist viel in einem Lande, in dem sich einer nach dem andern bekehrt, und doch ist es wenig, wenn man die schier unermeßliche Zahl der Heiden überblickt, die uns umringen. Ihr Freund ist Priester um 6 Uhr morgens, Koch um 7 Uhr, sein eigener Gast um $7\frac{1}{2}$ Uhr, Maurer und Schreiner um 8 Uhr, nochmals Koch um 11 Uhr, Bauer um 2 Uhr nachmittags, Arzt und Schulmeister die übrige Zeit, endlich Katechist und Priester um 6 Uhr abends. An gewöhnlichen Tagen trägt er eine rote Samthose und einen langen schwarzen Kittel, der als Soutane dient; am Sonntag ist er im Talar, aber in einem Talar, der an unheilbarer Gelbsucht leidet. Wenn er reist, zieht er Reitstiefel an, und wenn es draußen regnet, den Kautschukmantel der Matrosen. Das ist der Missionar, wie er leibt und lebt. Dabei ist er immer munter, liebt Gott und Unsere Liebe Frau, lebt nur für die Schwarzen und haßt doch nicht die Weißen. Mehr denn je ist er Bettler geworden, aber er hat dabei den schönen Zweck, alle Gaben der Mission zuzuwenden. Er trinkt weder Wein noch Liqueur, sondern nur kaltes Wasser. Hat er ein Huhn, so verzehrt er es; hat er keines, so bemüht er sich, nicht Hungers zu sterben. Betet für ihn; denn er war immer ein loser Geselle und ist noch lange kein Heiliger. . . .“

Die Katholiken sind gut unterrichtet und wissen ihren Katechismus von vorne bis hinten auswendig. Sie haben ein eigenes Geschick, den Heiden die Wahrheiten des Glaubens klarzumachen. Dabei sind sie in allem den Priestern, die sie Bontate nennen, sehr folgsam. Wie alle Kaffern, so sind auch die Basutos nicht sehr freigebig. Das mag schuld daran sein, daß in der katholischen Mission oft genug Schmalhans Küchenmeister ist. Der

Missionar muß deshalb das Beispiel des Weltapostels befolgen und durch der Hände Arbeit für seinen bescheidenen Lebensunterhalt sorgen.

Das Verhältnis des Missionars zu seinen Neubekehrten ist das des Vaters zu seinen Kindern. Väterliche Milde ist mit weiser Strenge gepaart. Für größere Vergehen sind ganz wie in den ersten Zeiten des Christentums öffentliche Kirchenbußen eingeführt. Der letztere Satz mag ein wenig Staunen hervorrufen, aber mit Unrecht, denn der Basuto ist unbeständig, leichtfertig, bei Schwierigkeiten und durch böses Beispiel sehr leicht verführt. Er muß oft beichten und kommunizieren, da der Kampf, der keinem Menschen erspart bleibt, für ihn um so schwerer wird, als die Natur durch die lange Reihe heidnischer Generationen verderbter ist und die Umgebung den Glauben und die Herzensreinheit gefährdet. Genügen bei einem räudigen Schäflein die gewöhnlichen Mittel nicht, dann muß der bittere Heiltrank der Buße ihm gereicht werden, der selten seine Wirkung verfehlt. Ohnedies verlangt der Charakter des Schwarzen eine feste Hand, die auch zu strafen weiß.

Die Haupt- und Mutterstation Roma trägt in der Basutosprache den schönen Namen Motsi-Wama-Jesu, „Dorf der Mutter Jesu", einen Namen, den sie nicht von den Missionaren, sondern von Mosheſh selbst erhalten hat. Bei der Gründungsfeier von Roma hatte der Missionar am Schlusse seiner Rede das fromme Unternehmen unter den Schutz der Mutter Gottes gestellt. In seiner Antwort auf die Predigt sagte Mosheſh, welcher der Feier beiwohnte, daß er es sehr passend fände, wenn die Niederlassung den Namen der großen Königin trage, unter deren Schutz die Mission soeben getreten sei.

Und der Name Roma? Eines Tages zeigte uns ein Missionar das Brevier des P. Hidien, das von den Kugeln der Buren ganz durchlöchert war. Der Pater war nämlich mit den Schwestern in den Wald geflüchtet, um sich den Nachstellungen der Buren, die den Basutos den Krieg erklärt hatten, zu entziehen. Der Volksraad von Bloemfontein hatte die Zerstörung aller protestantischen Missionen im Basutolande beschlossen, dagegen die Schonung der katholischen befohlen, weil, wie er sagte, die katholischen Priester die Basutos nichts anderes lehrten als das Wort Gottes. Von dieser Ausnahme wußten aber die Missionare von Roma nichts. Noch größer war ihr Staunen, als der feindliche Kommandant die Schwestern einlud, sich vor seinen Buren zu zeigen. Die letzteren wollten kaum glauben, daß an diesem weltverlorenen, einsamen Missionsposten katholische Schwestern lebten, und nannten deshalb die katholische Mission: Roma's hoek = Romthal.

Die Schwestern von Roma erziehen unter der Oberleitung der Missionare die weibliche Jugend. Sie haben in der Schule der Hauptstation an 100 Mädchen, die sie sorgfältig in allen Haus- und Handarbeiten unterweisen.

Eine Stätte der Bildung nach Art unserer höheren Töchterschulen soll diese Anstalt nicht sein, wohl aber will sie die schwarzen Mädchen all die nützlichen Dinge lehren, wie Stricken, Nähen, Kochen u. s. w., ohne die man sich eine tüchtige Hausfrau nicht vorstellen kann. Überhaupt ist das oberste Gesetz in der Erziehung der schwarzen Buben und Mädchen: Arbeit, aber Arbeit, die mit dem Gebet Hand in Hand geht. In Fleisch und Blut soll ihnen übergehen die goldene Lebensregel, die der Dichter Tasso giebt:

„Nicht bei Sirenen, unterm Schattenflügel
Der weichen Ruh', an blumumkränzter Flut:
Nein, auf der Tugend mühevollem Hügel,
Auf steilen Höhn wohnt unser höchstes Gut."
(Befreites Jerusalem, 17. Ges., 61.)

Die Parole der Missionare und Schwestern lautet: „Keine gelehrten Kaffern, aber brave arbeitsfreudige Menschen." Erstere sind, Ausnahmen unbeschadet, ein Unding, letztere die einzige Grundbedingung zur vernünftigen Zivilisierung der Basutos wie der Schwarzen insgesamt.

Unter den 16 Schwestern fand ich, daß 12 von weißer und 4 von graufschwarzer Hautfarbe waren; die vier letzteren sind einheimische Nonnen. Die ersten katholischen Missionare hatten einige fromme Witwen vereinigt, welche den Dienst der Katechisten versahen. Diese Frauen übten auf die Basutos den günstigsten Eindruck aus, als diese sahen, wie sie arme verlassene Greise auf ihrem Rücken zur Mission schleppten, oft 15—20 km weit her. Einmal brachten sie ein altes Mütterchen, das verkrüppelt, mit Geschwüren bedeckt und todkrank war. Der liebe Gott belohnte ihren Eifer und schenkte der Alten die Gesundheit, wofür diese überall das Lob der Missionare und der frommen Witwen verkündete. Als europäische Schwestern kamen, nahmen die 4 Frauen das Ordenskleid und legten nach ernstlicher Prüfungszeit die Gelübde ab. Ihrem Beispiele folgten im Laufe der Jahre andere, auch unverheiratete Mädchen. Die Eltern haben auf die Kühe verzichtet, die sie durch die Verheiratung ihrer Tochter erwarten konnten, und die Mädchen faßten einen heldenmütigen Entschluß, der um so größer und opferreicher ist, als die jungen Ordensschwestern nicht mit der Muttermilch das Christentum in sich aufgenommen haben. Die christlichen wie heidnischen Basutos hegen die höchste Verehrung für diese ihre Stammesgenossinnen, denn der Cölibat, den die katholischen Missionare und Schwestern geloben, ist in den Augen der Schwarzen etwas unermeßlich Großes, ein Wunder. Daß die katholische Religion dieses Wunder unter den Eingeborenen Südafrikas gewirkt hat, ist ein neuer Beweis für ihre göttliche Kraft.

Klugheitshalber lassen die Missionare die einheimischen Schwestern bis zu ihrem 40. Lebensjahre bloß zeitliche, einjährige Gelübde ablegen; nur jene, die dieses Alter überschritten haben, machen ihre ewige Profeß. Die

letzteren scheinen ihren Schritt keineswegs zu bereuen, so glücklich und zufrieden fühlen sie sich in ihrem selbstgewählten Berufe.

Bevor christliche Knaben sich den Missionaren anschließen, werden nach Ansicht aller noch Jahrzehnte vergehen. Es wäre allerdings eine schöne Sache, einheimische Priester zu haben, die ihr Volk durch und durch kennen und größeren Einfluß auf ihre Stammesbrüder ausüben würden als die europäischen Missionare. Vorderhand läßt sich der Basuto wohl herbei, die Gebote zu halten, hat aber für die evangelischen Räte noch kein Verständnis. Eine gute Stütze für den Missionar sind die Katechisten, brave christliche Männer von erprobter Tugend, die dem Priester in der Bekehrung der Heiden die Wege bereiten, in der Gemeinde vorbeten und für Zucht und Ordnung sorgen.

Bis zum Jahre 1893 gehörte das Basutoland in kirchlicher Hinsicht zum Apostolischen Vikariate Oranje-Freistaat, seitdem ist es eine selbständige Apostolische Präfektur, deren Verwaltung ausschließlich in den Händen der Oblaten liegt.

Die Hauptmission Roma zählt 5 Patres und 7 Laienbrüder; in der katholischen Schule sind 85 Kinder, die von Laienbrüdern und einem eingeborenen Lehrer unterrichtet werden. Außerdem besteht eine Industrieschule, in der 30 Kinder die verschiedenen Handwerke erlernen. Die Taufen betrugen im Jahre 1897: 150. Schwestern der heiligen Familie sind in der Mission 16 thätig, darunter 4 eingeborene. Eine Mädchenschule zählt 90 Kinder. Außer Roma bestehen noch 5 Hauptstationen, die alle wieder eine Anzahl Nebenstationen besitzen.

Der Stand der katholischen Mission des Basutolandes im Jahre 1898 war folgender:

Priester	11
Laienbrüder	9
Europäische Schwestern	24
Eingeborene Schwestern	8
Zahl der Katholiken .	5233
Zahl der Katechumenen	333

Die Missionen würden sich bedeutend vermehren, wäre die Zahl der Seelsorgskräfte nicht so gering. Viele Häuptlinge rufen sehnsüchtig nach Missionaren und Schwestern. Auch die schreckliche Rinderpest, die in den beiden letzten Jahren unter den Viehherden des Landes entsetzlich wütete, hatte das Gute im Gefolge, daß viele Basutos nach dem wahren Glauben verlangen.

Der Gouverneur der Kapkolonie, der 1890 das Basutoland bereiste und die Erfolge der katholischen Kirche mit eigenen Augen sah, erteilte den Missionaren hohes Lob und rückhaltlose Anerkennung.

Die protestantischen Missionare der Pariser Missionsgesellschaft sind seit 1833 im Lande. Sie nennen ihre Konfession Kereke ea Flora, „Kirche von Frankreich", zum Unterschied von der katholischen Religion, welche sie Kereke ea Roma, „Kirche von Rom" heißen. Der Schwerpunkt ihrer Missionsthätigkeit liegt in ihren Schulen, deren sie über 100 gegründet haben; in der Sprache des Volkes tragen sie deshalb den Namen Baruti, „Lehrer". Unleugbar haben sie sich auf dem Gebiete der Schule große Verdienste um die Basutos erworben, haben christliche Zucht und Sitte gefördert, eine eigene Schrift eingeführt und die Sprache geordnet. Ihr Eifer um die wissenschaftliche Erforschung der südafrikanischen Schweiz wird von den Gelehrten warm anerkannt. Die Zahl ihrer Anhänger konnte ich nicht in Erfahrung bringen; sie soll jedoch die der katholischen Basutos übertreffen.

Und jetzt will ich die kleinen Schilderungen aus dem Basutolande schließen. Als Flynn und ich am letzten Tage die Missionsstation Roma verließen, schauten wir immer wieder zurück und winkten den Patres einen herzlichen Abschiedsgruß zu. O ihr guten, herrlichen Männer, lebet wohl!

X.

Der Oranje-Freistaat.

Zu Beginn des 19. Jahrhunderts war das Gebiet des heutigen Oranje-Freistaates zum größten Teil von Buschmännern, Korannas und Betschuanen bevölkert. Die wilden Stämme Südafrikas schoben und vertrieben sich gegenseitig, der stärkere nahm dem schwächeren Hab und Gut weg und blieb so lange im Lande, bis er von einem andern verjagt oder vernichtet wurde. Eine Bande von Halbhottentotten, die Griquas genannt werden, war auf der Suche nach fetten Weidetriften; nach langem Umherirren setzte sie sich endlich nördlich vom Oranjefluß fest. Ihre Führer waren Bastards, die Barends, Adam und Cornelius Kok und Waterboer hießen und den Wilden an Geist weit überlegen waren. Als die christlichen Missionare zu den Griquas kamen, fanden sie dieselben bemalt, entstellt, verkommen und in alle Laster versunken. Sie blieben bei ihnen und hatten bald die freudige Genugthuung, daß ihr Wort nicht wirkungslos verhallte und daß bessere Sitten und Gebräuche unter den Wilden sich einbürgerten. Das wilde unstete Nomadenleben wurde eingestellt, Wohnungen und Dörfer gebaut und in den neugebildeten Gemeinden begann die Kultur sich bemerkbar zu machen. Die Kaufleute und Händler des Kap boten Kleider, Hausgeräte und allerhand notwendige und nützliche Sachen feil, sogar Pulver und Jagdgewehre, dann aber auch Branntwein. Unter den Griquas gab es indes mehrere, die sich nach ihrem alten Treiben zurücksehnten und nichts von Zivilisation wissen wollten. Sie zogen fort und bildeten Räuberbanden, die den Buschmännern und Betschuanen viel zu schaffen machten. Mit Gewehren bewaffnet, fielen sie über die Stämme her, plünderten sie, nahmen ihnen die Viehherden weg und töteten alle, die ihnen Widerstand leisten wollten. Pringles Poesie zeichnet recht anmutig den kleinen Betschuanenknaben, der umherirrt und laut weint, weil die „Bergenaars", so hießen diese Räuber, ihm Eltern und alles genommen.

Zur Mittagszeit saß ich im Zelt
Und ließ den Blick ins Weite schweifen.
Vom Himmel klar im gold'gen Reifen
Die Sonne strahlt' und brannt' das Feld.

Da sah ich plötzlich einen Knaben,
Der barfuß schnell gelaufen kam:
Der nackte Leib ihm trieft' vom Traben —
Ihm folgt' ein Springbock, klein und zahm.

Der Knabe wartend vor mir stand —
Im Aug' las ich, dem unschuldreinen —
Er war so gut, ich liebt' den Kleinen,
Er strich das Tier mit zarter Hand.
Dann lächelnd er sich an mich wandte,
Erzählt' in fremder Sprache sein,
Und weinend er sich traurig nannte:
„Ein' Waise, Fremdling, ganz allein."

„Arm Kind, du wagst dem Heimatskraal
Im blauen Stormberg zu entfliehen?
Auf Feldern, die vor Hitze glühen,
Du suchest wohl ein Freudenthal?"
Jetzt sah ich seine Blicke senken,
Die Rüge ihn mit Schmerz erfüllt —
Gar bitt'ren Leids mußt' er gedenken —
Ein Thränenstrom dem Aug' entquillt.

„Ich hab' kein Heim," erwidert er,
„Denn Bergenaars, die nächtlich kamen
Mit wildem Schrei, uns alles nahmen
Und unser Volk bedrängten schwer.
Die Flammen fraßen jede Hütte,
Die Schar nur tobte, schnaubte Wut,
Kein Leben blieb in unsrer Mitte,
Die Krieger lagen all' im Blut."

(Übersetzung aus dem Englischen.)

Gegen das Jahr 1820 kamen einige Kapkolonisten mit ihren großen Herden über den Oranjefluß, blieben dort einige Monate und zogen dann wieder zurück. Ihre Zahl vermehrte sich mit jedem Jahr, und 1828 siedelten sich mehrere Farmer hier an, kauften Land von den Basutos und Griquas zu billigen Preisen und lebten von den Wilden unbehelligt. Diesen ersten Pionieren folgten 1835 und 1836 die Buren, welche die Kapkolonie verließen und im Norden Freiheit und eine neue Heimat suchten. Um vor den umringenden Wilden sich sicherzustellen, bildeten sie ein Gemeinwesen, dessen Regierungsform die denkbar einfachste war. Ihr Hauptlager war zu Winburg. Der Friede sollte jedoch nicht von langer Dauer sein, und bald wogte der heftigste Kampf zwischen Weißen und Schwarzen. Die Griquas wandten sich an die Kapkolonie, mit der sie ein Bündnis geschlossen hatten, und baten um Hilfe gegen die Buren. Der britische Gouverneur willfahrte ihrer Bitte und schickte 1845 den Major Warden mit einer kleinen Truppenmacht nach Bloemfontein, die im Verein mit den Griquas zu Zwaart

Koppies die Buren schlug. Das Land wurde nunmehr einfach als britisches Territorium erklärt und ein englischer Schiedsrichter eingesetzt, der zwischen den Eingeborenen und Weißen, welch letztere um diese Zeit etwa 2000 Seelen zählten, Recht sprechen sollte. Sir Harry Smith durchreiste 1847—1848 das Land auf seinem Wege nach Natal und that sein Bestes, die noch obschwebenden Streitigkeiten zwischen den Wilden und Ansiedlern zu bereinigen und dem Lande die Wohlthat eines gedeihlichen Friedens zu verleihen. Nach englischen Berichten war der Gouverneur überall als der Freund der Farmer gepriesen und die englische Regierung als die beste Regierungsform und der kräftigste Schutz gegen die wilden Stämme. Durch die Haltung der Buren soll Smith sich veranlaßt gefühlt haben, die Annexionserklärung seines Vorgängers zu bestätigen und zu Bloemfontein und in andern Ortschaften englische Beamte einzusetzen. Es klingt jedoch wahrscheinlicher, was andere sagen, daß die Buren sich ruhig verhielten und im stillen auf eine günstigere Gelegenheit lauerten, das verhaßte Joch der Engländer abzuschütteln. Schon weiter oben ist erzählt worden, wie nach der Abreise des Gouverneurs der Burenführer Andreas Pretorius mit einer kleinen Streitmacht gegen die Engländer zog, von diesen aber zu Boomplaats geschlagen wurde. Mit diesem Siege im August 1848 wurde die englische Kolonie Orange River Sovereignty zwischen dem Oranje- und Vaalflusse von neuem fest begründet. Aber auch England vermochte nicht die Streitigkeiten mit den Eingeborenen beizulegen. Überall kochte und gärte es, der britische Resident konnte keinen zufrieden stellen, alle drohten mit Krieg und Vernichtung, jeder Tag brachte die Nachricht von neuen Unruhen und Zusammenstößen. Anfänglich kämpften die Buren an der Seite der Engländer; sie wurden jedoch bald des Kampfes müde, zogen sich auf ihre Farmen zurück und ließen die Engländer die eingebrockte Suppe allein auseffen. Da erklärte der englische Staatssekretär Earl Grey 1851, daß bei weiterem Abstandnehmen der Buren vom notwendigen Kriege gegen die Eingeborenen England sich genötigt sehe, seine Truppen aus dem Oranjegebiet zurückzuziehen und so die hartnäckigen Buren den feindlichen Angriffen bloßzustellen. Es wäre unbillig, so begründete er seine Androhung, der britischen Regierung zuzumuten, sich solch ungeheuere Ausgaben aufzuerlegen, ohne irgend welchen Gewinn dabei zu haben. Um die Oranje-Buren zum Weiterkämpfen zu nötigen, setzte die englische Diplomatie ein, indem sie mit den Transvaal-Buren Verhandlungen anknüpfte, die zur Sand River Convention (17. Januar 1852) führten, wodurch die Neutralität dieses Burenteiles gesichert und somit eine Stütze der Oranje-Buren gebrochen wurde. Dieser Vertrag erreichte seine erhoffte Wirkung nicht. Die Burghers erklärten offen, daß sie sich recht gern der britischen Herrschaft unterwerfen wollten, verlangten aber im selben Atemzuge, daß England Truppen senden

müsse, um die britischen Bürger zu schützen. Der Gouverneur der Kapkolonie ließ sich endlich dazu bewegen, Ende 1852 2500 Mann gegen die rebellischen Basutos zu schicken, die durch ihre räuberischen Einfälle in das Oranjegebiet ungeheuern Schaden anrichteten. England bedeckte sich in diesem Kriege nicht mit Ruhmeslorbeeren, erlitt viele Verluste und mußte einen unrühmlichen Frieden schließen. Nicht länger hielt es jetzt England im Oranje-Staate; es erklärte, daß die Buren von nun an auf sich selbst angewiesen seien und ihr Besitztum selbst zu verteidigen hätten, und zog alle Truppen zurück. Die englischen Ansiedler, ein kleines Häuflein von ein paar hundert Seelen, die inmitten der holländischen Bevölkerung, die auf 15000 Mann angewachsen war, zerstreut lebten, waren mit dieser Bestimmung unzufrieden und appellierten nach London. Die anglikanischen Missionare unterstützten ihre Beschwerden, indem sie die elende Lage der Schwarzen im Kampfe gegen die wilden Buren in den grellsten Farben ausmalten; aber auch dies Stratagem vermochte nicht die Verhandlungen abzubrechen, die mit der Unabhängigkeitserklärung des Oranje-Freistaates endigten.

Der neue Burenstaat ward am 23. Februar 1854 gegründet. Die Hauptklauseln dieses in der südafrikanischen Geschichte denkwürdigen Vertrages waren folgende: daß die Einwohner des nördlich vom Oranjeflusse gelegenen Staates unabhängig seien; daß die britische Regierung kein Bündnis mit den nördlich vom Oranjeflusse wohnenden wilden Stämmen, ausgenommen den Griqua-Häuptling Adam Kok, eingehen werde; daß die neue Regierung das Recht des Besitzes, die gesetzliche und persönliche Freiheit den britischen Ansiedlern sichern werde; daß die neue Regierung in die gegenseitige Auslieferung der Verbrecher und die Einführung von Gerichtshöfen einwillige und fernerhin die Sklaverei nicht mehr dulde.

Am 10. April 1854 nahm der gewählte Volksraad des neugegründeten Oranje-Freistaates eine Verfassung an, die auf derjenigen der Vereinigten Staaten fußte, den Verhältnissen des eigenen Landes sich jedoch anpaßte. Dieselbe wurde am 9. März 1866 und am 8. Mai 1879 revidiert. Die Legislative besteht aus 60 Mitgliedern (je ein Vertreter aus jedem Distriktshauptort und aus jedem Kreis), welche direkt von Burghers auf vier Jahre gewählt werden und von welchen alle zwei Jahre die Hälfte ausscheidet, jedoch wieder wählbar ist. Zur Wahlberechtigung sind 21, zur Wählbarkeit 25 Lebensjahre und ein liegender Besitz im Werte von 500 Pfd. St. erforderlich. Auch der Staatspräsident wird direkt vom Volke auf fünf Jahre gewählt. Derselbe ist das verantwortliche Oberhaupt des Ausführenden Raads.

Kurz nach der Gründung des Staates stieg eine dunkle Wolke am Horizont auf, die Krieg ankündete. Es waren die Griquas, die innerhalb des Freistaates eine unabhängige Stellung einnehmen wollten und auf die

Weigerung der Buren zu den Waffen griffen. Die Sache war nicht klar. Dieser Stamm war früher allerdings als unabhängig von England erklärt und als Bundesgenosse der britischen Regierung betrachtet worden, aber viele Griquas hatten ihre Besitzungen den Buren verkauft. Der englische Commissioner George Grey erwarb sich in dieser Angelegenheit große Verdienste, indem er die Griquas überredete, das Land zu verlassen und unter Führung ihres Häuptlings Adam Kok östlich von den Drakenbergen sich niederzulassen.

Schwieriger war die Regelung der Grenzlinien zwischen dem Basutoland und dem Oranje-Freistaat. Sir H. Smith hatte wohl dem Basutohäuptling Moshesh erklärt, daß er wünsche und verlange, „daß der weiße Mann überall dort zu lassen sei, wo er wäre, und der schwarze gleichfalls dort, wo er sich befände"; aber der alte Krieger kümmerte sich wenig um diese Erklärung, und machte von neuem seine Rechte auf Länderstriche geltend, die er ehemals in seinem Besitze gehabt hatte. Basutojäger durchstreiften dieses Gebiet und achteten nicht auf den Protest der Republik. Nach resultatlosen Verhandlungen zwischen beiden Seiten kam es zum blutigen Kriege. Für die Buren war es schwer, ja lange Zeit geradezu unmöglich, den Basutos, die auf den Bergen sich verschanzt hatten, beizukommen; der Krieg zog sich in die Länge und erschöpfte die Kräfte der Freistaatler, die sich gezwungen sahen, die Vermittlung von Sir G. Grey anzurufen. Dieser sagte bereitwilligst zu, kam und besichtigte das umstrittene Land. Sein Schiedsspruch lautete zu Gunsten der Republik. Die Basutos unterwarfen sich vorläufig demselben. Aber kaum war der Schiedsrichter aus den Augen, als die alten Räubereien wieder von vorne anfingen, so daß die Buren sich genötigt sahen, den englischen Commissioner nochmals herbeizurufen, der das Land wiederum dem Freistaate zusprach. Die Basutos hielten sich aber auch diesmal an den Schiedsspruch nicht gebunden und wurden so frech und anmaßend, daß es 1865 zum offenen Kriege kam, der zehn Monate dauerte und mit der Niederlage des Basutohäuptlings endigte. Recht schön erzählt der Bur Hofmeyr den Friedensschluß. „Wer schildert die Freude und den Stolz des Präsidenten des Freistaates an jenem denkwürdigen 3. April 1866, an welchem Moshesh den für den Freistaat so vorteilhaften Frieden von Thaba Bosigo unterzeichnete! Er war selbst im Lager, mitten unter seinen tapfern Kämpfern; das Freudenfest am Fuße der starken Bergfeste des zu Boden geworfenen Feindes währte die ganze Nacht. Am folgenden Morgen stieg der Präsident auf einen Munitionswagen, und die ganzen Truppen scharten sich um das verehrte Oberhaupt. Tief bewegt blickt der Präsident auf die fröhliche Schar herab, dann entblößt er das Haupt und fordert die Bürger auf, mit ihm ihre fröhlichen Herzen zu einem Dankgebet zu vereinen. Es folgt eine feierliche Stille; es ist, als ob die ganze Menge durch die Gebetsworte, die über das Feld hallen,

emporgehoben wird vor den Thron des Allerhöchsten. Darauf verliest der Präsident mit lauter Stimme den Friedenskontrakt, und nun singen all die Kämpfer aus vollster Brust den 1. und 2. Vers des 100. Psalmes: ‚Jauchzet dem Herrn alle Welt, dienet dem Herrn mit Freuden, kommt vor sein Angesicht mit Frohlocken!' Während diese herrlichen Worte auf der stolzen Höhe von Thaba Bosigo erklangen, rann wohl manche Freudenthräne über die wettergebräunten Wangen der Buren; der Friede war ein lang ersehnter und war teuer erkauft worden."

Mit den wilden Basutostämmen war aber kein Bund zu schließen; denn schon ein Jahr nachher töteten umherstreifende Horden einen Händler und einen Farmer. Die Ansiedler, welche mit frischem Eifer an ihre durch die langwierigen Kämpfe arg vernachlässigten Felder gegangen waren, mußten nochmals das Gewehr in die Hand nehmen und alle Leiden und Entbehrungen eines Guerillakrieges in dem gebirgigen Lande durchkosten. Durch diese ewigen Kriege, die erst gegen Ende des Jahres 1868 aufhörten, hatte das ganze Land ungemein viel gelitten. Ackerbau, Viehzucht, Handel, alles war im Rückgange, klingende Münze fehlte und Papiergeld im Werte von 130 000 Pfd. St. wurde in Kurs gesetzt. Das schrecklichste war jedoch der Hohn, den England zu allem Unglücke hinzufügte. In den vorhergegangenen Kämpfen hatten die Engländer die Basutos mit Gewehren bewaffnet, und jetzt, nachdem die Buren das Basutoland nach 14jährigen Kämpfen sich unterworfen hatten, nahmen es die Engländer einfach weg, ungeachtet der Klausel im Vertrage von 1854, nach welcher die britische Regierung sich in die Angelegenheiten der Wilden jenseits des Oranjeflusses nicht mischen werde. Wohl oder übel mußte der Freistaat sich am 12. März 1869 dazu verstehen, mit England über die Abmarkung ihrer beiderseitigen Gebiete zu beraten.

Die Grenzfrage an der Ostküste war soeben geregelt, als auf der Westseite des Freistaates andere Schwierigkeiten auftauchten. Die Diamantenfelder waren dort 1867 entdeckt worden, und das Land, welches die britische Regierung bisher als eine unbewohnbare Wildnis bezeichnet, erschien wie auf Zauberschlag als ein glänzendes Golconda, das Tausende von Diamantsuchern aus allen Weltteilen herbeizog. Dies Land war im Besitze von Burghers, die unter der Regierung des Freistaates standen. Man müßte als selbstverständlich voraussetzen, daß gar kein Grund zu einem Rechtsdispnt vorhanden gewesen. Der Freistaat machte seine Ansprüche auf die Diamantenfelder geltend, aber die Kapregierung stellte ihm die Ansprüche eines Mestizen, Waterboer, des eingeborenen Häuptlings, gegenüber. Dieser spielte natürlich eine einstudierte Rolle; er reklamierte das Land als Eigentum, rief den Schutz der Engländer an und schenkte diesen für den geleisteten Dienst den Diamantenboden. England kam, sah, siegte, d. h. die Macht der stärkeren

Faust siegte über den schwächeren Gegner. Der Präsident brachte die Angelegenheit vor ein Schiedsgericht, in dem der Statthalter von Natal sich für Waterboer und England aussprach, aber der englische Justizhof, an den sich nun der Oranje-Freistaat wandte, erklärte sich gegen Waterboers Ansprüche. Da England nicht nachgeben wollte und sogar vor Waffengewalt nicht zurückschreckte, nahm der Präsident des Oranje-Freistaates den vom englischen Kolonialminister Earl Carnarvon angebotenen Kompromiß an. England gab als Entschädigung die Summe von 90000 Pfd. St. und fügte als Zeichen seines redlichen Willens, daß es nur das Gedeihen der Republik wünsche, weitere 15000 Pfd. St. hinzu für den Bau einer Eisenbahn.

Dank einer klugen Regierung ist es dem jungen Staate nach den schweren Kriegen mit den Eingeborenen gelungen, sich schnell zu erholen und kräftig emporzublühen. Betrugen die Einnahmen im Jahre 1870 noch nicht 64000 Pfd. St., so erreichten sie 5 Jahre später die Summe von 100000 Pfd. St. Auch das Papiergeld, das während des Basutokrieges ausgegeben worden war und einige Zeit hindurch nur die Hälfte seines Nominalwertes besaß, wurde al pari eingelöst und zerstört. Die Einnahmen betrugen:

1880	165000	Pfd. St.
1886	196493	„
1894—1895	490364	„

Die Ausgaben im Jahre 1894—1895 beliefen sich nur auf 417031 Pfd. St.

Nach der Zählung vom 31. März 1890, die wohl nicht ganz zuverlässig, aber der objektiven Wahrheit doch nicht fern ist, gab es in der Republik:

	Männlich	Weiblich	Summe
Weiße	40571	37145	77716
Schwarze	67791	61996	129787
	108362	99141	207503

Geburtsland.

Freistaat	51910
Kapkolonie	21116
Transvaal	1002
Natal	869
Europa	2549
Die andern stammten aus verschiedenen Erdteilen.	

Konfession.

Niederländisch-Reformierte	68940
Wesleyaner	753
Englische Hochkirche	1353
Lutheraner, Berliner Missionsgesellschaft	312
Katholiken	466
Juden	133
Andere Religionen	1809
Unbekannt die übrigen.	

Der Eroberungszug Englands gegen Transvaal im Jahre 1880 hatte auch die Freistaatler aus ihrem Schlafe aufgerüttelt und ihnen in grellem Lichte die eigentlichen Ziele Englands in Südafrika aufgedeckt. Viele Frei-

staatler sprangen ihren bedrängten Stammesgenossen zu Hilfe und kämpften mit ihnen Schulter an Schulter. Nach dem glücklich zurückgeschlagenen Angriff sprach man in den beiden Republiken viel von einem Bündnis zu gegenseitigem Schutz und zur Unterstützung, besonders auch zum festen Zusammenhalten bei irgend einem erneuerten kriegerischen Unternehmen der burenfeindlichen Engländer. Im Jahre 1887 leitete Krüger in allem Ernst die ersten Unterhandlungen ein. Die Freistaatler waren in ihrer großen Mehrheit einem Schutz- und Trutzbündnis keineswegs abgeneigt, aber der Präsident Brand konnte es nicht über sich bringen, in die dargebotene Rechte des Bruder-Präsidenten einzuschlagen. Seine Politik war es bisher gewesen, jeden Konflikt mit England zu vermeiden, er hatte in Präzedenzfällen um des lieben Friedens willen ein minderes Gut preiszugeben, um das Wohl des Landes zu sichern. Er hatte keine feindselige Haltung eingenommen, als England gegen die Verträge die Basutos gegen den Freistaat bewaffnete; auch dann nicht, als es das Basutoland wegnahm, nachdem die Buren dasselbe in langem Kampfe unterworfen hatten; ferner selbst dann nicht, als England sich die Diamantenminen aneignete und sich weigerte, das Eigentumsrecht einem Schiedsgericht zu unterbreiten, überhaupt bei keinem ernsten Anlasse zur Beschwerde. Trotz der dringendsten Vorstellungen Krügers ließ sich Brand von seinem alten Standpunkt nicht abbringen. Erst nach dem Tode Brands, im Jahre 1888, als der Oberrichter Reitz zu seinem Nachfolger erwählt war, traf Krüger mit dem neuen Präsidenten im März 1889 zu Potchefstroom zusammen und verabredete ein gegenseitiges Defensivbündnis, sowie einen Handelsvertrag und ein Abkommen wegen der zu erbauenden Delagoa-Eisenbahn. In der Folgezeit waren beide Präsidenten ernstlich bestrebt, in ihrem Lande Stimmung für das verabredete Bündnis zu machen, das denn auch 1898 zu stande kam. So hatte Englands Politik Transvaal gegenüber das ungehoffte Ergebnis gehabt, aus zwei Republiken eine zu machen, die Vereinigten Staaten des Transvaal und des Oranjeflusses, und hatte die Burghers, die sich sonst nur als Vettern ansahen, in Brüder verwandelt. Es ist keineswegs die Absicht der beiden Republiken, in eine frisch-fröhliche Aggressive gegen England überzugehen; dazu sind die Buren viel zu schlau und klug. Aber sie lassen sich das Wort ihres alten Führers Retief gesagt sein, der einmal das drastische Bild gebrauchte: „Wer ist so thöricht, den Löwen an der Mähne zu zausen? Aber kommt der Löwe, so gebrauchen wir unsere Messer."

Wenn man von den Buren des Oranje-Freistaates spricht, muß man notwendigerweise einen Unterschied machen zwischen dem Buren vom Veld und dem Stadtbewohner. Der Bur auf seiner Farm hat im großen und ganzen die Eigenschaften der Transvaal-Buren; nur tritt bei ihm das Freiheitsgefühl, das weltabgeschlossene Wesen und der tief in der Seele wurzelnde Engländer-

haß nicht so scharf hervor als bei den Unterthanen der Südafrikanischen Republik, die England als ihren gefährlichsten Gegner und bestgehaßten Feind anerkennen. In den Städten des Freistaates ist das englische Wesen durchgesickert, die englische Sprache hat hier Boden gewonnen, englischer Geist den patriarchalischen Geist des Buren vertrieben, und englische Zeitungen sind eifrig am Werke, englische Ideen in das Land einzubürgern. Die Eisenbahn, welche die Städte des Freistaates mit Kapstadt verbindet, die zahlreichen Heiraten mit Engländern, die Nähe des Kaplandes, all dies hat zu diesem für den Farmer auf dem Veld bedauernswerten Umschwung in den Gesinnungen ihrer Mitbürger beigetragen. Englischer Einfluß hatte hier Erfolg, weil er mehr schmeichelnd und nicht so gewaltsam und rücksichtslos auftrat als in den Städten Transvaals, wo der Bur zum Widerspruch und Widerstand gereizt wurde. Die offizielle Sprache der Republik ist bis jetzt das Holländische geblieben, nur die Städter sprechen vielfach englisch. Dieses englisch gesinnte Burenelement zeichnet ein Reisender recht drastisch, indem er sagt: „Das Staatswappen zeigt einen Löwen und ein Lamm, die durch einen Orangenbaum getrennt sind, mit der Inschrift: ‚Freiheit, Einwanderung, Geduld, Mut‘; obgleich der Löwe seit 1871 aus den Ebenen verschwunden ist, so beweist doch seine friedliche (!) Haltung neben dem Lamm die Verbrüderung zwischen den britischen und holländischen Einwohnern.“

Die Freistaatburen sind sämtlich Calvinisten. Ehemals gegen den Katholizismus feindlich gesinnt, sind sie heute freundlicher geworden. In den letzten Jahren, seitdem die katholischen Missionare und Ordensschwestern auf dem Gebiete der Erziehung und Schule in den verschiedenen Städten so segensreich wirken, hat sich eine Wendung zum Besseren bemerkbar gemacht und begegnet der katholische Missionar sogar auf dem Lande Achtung und freundlichem Entgegenkommen. Zu diesem Umschwunge hat noch ein anderer Umstand beigetragen. Wer längere Zeit unter den Buren des Freistaates zubringt, wird bald die Wahrnehmung machen, daß vielfach eine religiöse Lauheit auch unter dem Volke immer weiter um sich greift, woran nicht am wenigsten der Despotismus der Prediger schuld ist, der die Auflehnung der eigensinnigen und freiheitsliebenden Buren geradezu herausfordert.

Der Farmer ist gewöhnlich ein behäbiger Bauer, ein kleiner Gutsbesitzer. Eine Statistik des Viehbestandes der Buren des Staates vom Jahre 1890 zeigt es deutlich:

Pferde	248878	Merinoschafe . .	5916611
Maulesel und Esel	19782	Angoraziegen . .	627617
Zugochsen . . .	276073	Andere Ziegen .	230538
Andere Ochsen .	619023	Schweine . . .	34787
Kapschafe . . .	703381	Strauße . . .	1461

Im selben Jahre erntete man 1 308 207 Scheffel (1 Scheffel = 40 Liter) Weizen und Mais. Obwohl das Land ein gemäßigt tropisches Klima hat, ist die Flora doch rein europäisch. Man pflanzt Weizen, Hafer, Gerste, Kartoffeln, Tabak, Wein und Obst.

Ein zum Ackerbau ausgezeichneter Boden liegt in dem südöstlichen Teile der Republik, in den Distrikten Ladybrand, Wepener und Ficksburg, am Fuße der Hügelausläufer der Malutiberge. Diese goldene Au, „Conquerred Territory" genannt, ist 100 engl. Meilen lang und 30 Meilen breit; es ist ein Anschwemmungsboden, der jedes Jahr durch die Regengüsse, welche die anliegenden Sand- und Kalkhügel abwaschen, vermehrt wird und deshalb keines andern Düngers bedarf. Alle Kornarten gedeihen hier vortrefflich; es würde aber sicherlich noch mehr erzielt werden können, wenn man dem Länderstrich größere Sorge schenken wollte.

Der Oranje-Freistaat ist ein ausgedehntes Tafelland und hat ein Areal von nahezu 70 000 engl. Quadratmeilen oder 107 439 qkm. Von den Drakenbergen neigt sich das Land nach dem Thal des Vaal-River im Norden und Nordwesten. Im Osten des Landes sind größere Höhenzüge, während der Süden, Westen und Nordwesten nur weitausgedehnte wellenförmige Ebenen sind, die in ihrer verzweiflungsvollen Monotonie nur durch ein einzelstehendes Kopje unterbrochen werden. Das rauhe Gras, das im Anfange hier wuchs und den wilden Tieren, wie Elefanten, Rhinocerossen, Giraffen und Zebras, Schutz und Nahrung bot, hat einem besseren Grase Platz gemacht, das eine Weide für Millionen von Haustieren bietet. Die Ausfuhr des Landes besteht hauptsächlich in Wolle, Straußenfedern, Rinderhäuten, Schaffellen, Hörnern und Diamanten. Über die Diamantenminen zu Jagersfontein wird im nachfolgenden Kapitel die Rede sein.

Die im Gebiete des Oranje-Freistaates wohnenden Eingeborenen gehören zum größten Teil dem Stamm der Basutos und der Baralongs an.

Eine eigentliche Armee kennt die Republik ebensowenig als Transvaal. Dafür werden im Kriegsfalle sämtliche Burghers im Alter von 18—60 Jahren aufgeboten, welche mit Pferd, Gewehr sowie mit Munition und Proviant für acht Tage stets kriegsbereit sein müssen. Waffenfähige Burghers giebt es wohl 17 500 Mann. In den letzten Jahren sind auch hier gerade wie in Transvaal deutsche und französische Offiziere zur Verbesserung des Kriegswesens thätig gewesen.

Wir müssen ein Wörtchen über die Hauptstadt des Landes sagen. Bloemfontein (Bild 65), der Sitz der Regierung, liegt an der Eisenbahnlinie Kapstadt-Pretoria, ist von ersterer Stadt 750 und von letzterer 290 englische Meilen entfernt. Ihr Ursprung reicht zurück ins Jahr 1846, als der britische Resident im annektierten Lande für sich einen geeigneten

Wohnsitz und für seine Truppen eine Garnison wählen mußte. Der bekannte Griquahäuptling Adam Kok überließ ihm den Platz. Mit Naturschönheiten war dieser nicht ausgestattet, aber danach durfte man nicht schauen in einem Lande, wo die Natur wenig Wunder hervorgebracht hat. Der betreffende Hof, wo sich ein gewisser Farmer Namens Bloem niedergelassen hatte, war nur stolz auf einen kleinen Fluß, der die Steppe durchrieselte, und auf die Hügelreihe, an deren Fuße eine kleine Häusergruppe geschützt sein würde. Die fleißige Hand hat hier gearbeitet und Spuren eines edlen Kunstsinnes dem Geschaffenen aufgedrückt. Das Bloemfontein von heute ist ein allerliebstes Landstädtchen, hübsch gekleidet und proper gehalten. Die Stadtanlage zeichnet sich aus durch einfache edle Linien: vier parallele Hauptstraßen und etwa die doppelte Zahl von Querstraßen, und in der Mitte einen geräumigen Marktplatz. Sämtliche Häuser, mitten im Grün, blicken freundlich und heiter, schattige Alleen fassen die Straßen ein, ein Blumengarten umschließt das Haus, welches man fast immer als eine kleine Villa bezeichnen könnte, so niedlich, so klein ist es und in beiden holländischen Farben, weiß und rot angestrichen. In Südafrika nennt man Bloemfontein die „Gartenstadt". Das Flüßchen, das durch die Häuserreihen plätschert, ist mit großen Trauerweiden eingefaßt und mit hübschen Brücken überspannt. Bei großer Trockenheit verschwindet es im Boden, rauscht dafür aber um so lauter, wenn die periodischen Regengüsse niederströmen. Daß in mehreren Straßen Wassermangel herrscht, ist ein kleiner Übelstand, dem jedoch mit der Zeit sicher abgeholfen wird.

Stolz ist die „Blumenquelle" auf ihren Bahnhof, ihr Hospital und Nationalmuseum, ihre Nationalbank und ihre großen Buchdruckereien, ganz besonders aber auf das im griechischen Stile erbaute Abgeordnetenhaus, das zwar eine Million gekostet, dafür aber auch andeutet, daß von hier aus ein Präsident und ein gesetzgebender Körper das friedliche Burenvolk mit patriarchalischer Weisheit und Milde leiten und über das Wohl desselben fürsorglich wachen. Wie war doch das erste Parlament klein und armselig! Man hat keine Kopie davon aufbewahrt, vielleicht weil damals kein Photograph es der Bewunderung der Mit- und Nachwelt darbieten wollte, vielleicht auch weil der Bur ungern davon hört, wie in dieses Abgeordnetenhaus die ersten Volksvertreter barfuß und mit Tierfellen bekleidet eintraten, und zuerst ein Gesetz gemacht werden mußte, das ihnen einen anständigeren Anzug vorschrieb. Die Räumlichkeiten des modernen Parlamentsgebäudes sind so geschmackvoll und so tadellos eingerichtet, daß ein verwöhnter Yankee oder Engländer nichts dagegen einwenden könnte. Eine Genieschrulle des Architekten hatte den guten, gemütlichen Buren einen bösen Streich gespielt: der Gott Merkur kam oben auf die Kuppel. Als die in der Mythologie nicht sonderlich bewanderten Burghers die Fremden und den

Architekten fragten, was das Standbild eigentlich zu bedeuten habe, und als Antwort erhielten, es sei der Gott der Diebe, waren diese so ärgerlich,

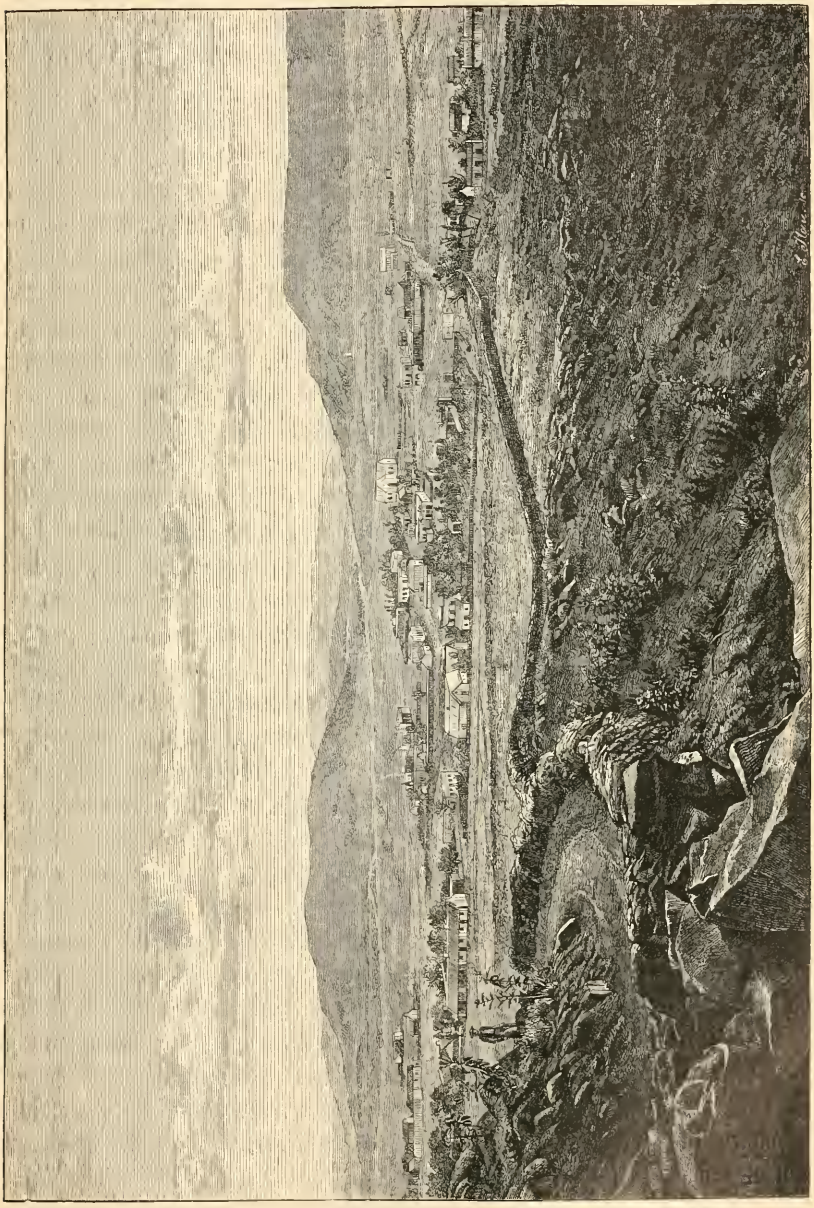

Bild 65. Bloemfontein vor etwa 50 Jahren.

daß Merkur von seinem Ehrensitze sogleich heruntersteigen mußte, um durch einen Pavillonmast ersetzt zu werden.

Man würde ein unvollkommenes Bild von Bloemfontein entwerfen, wenn man nichts von seinen Kirchen zu sagen hätte. Die Hauptstadt des Freistaates ist die religiöseste Stadt des ganzen Landes. Man findet hier einen protestantischen Bischof der anglikanischen Kirche, holländische Prediger, Lutheraner, Wesleyaner, Katholiken und eine ganze Anzahl Prediger für die farbige Bevölkerung. Katholische Schwestern eilen an den protestantischen Diakonissinnen vorüber, und der katholische Priester, der vom Kirchhof mit seinen Meßdienern und dem Kreuze zurückkommt, begegnet dem anglikanischen Prediger, der gleichfalls ein Rochett angezogen, an seiner Seite Akoluthen hat und vor sich das Kreuz tragen läßt. Als die geräumige, proper gehaltene katholische Kirche, auf welche die 500 Katholiken stolz sind, 1881 von Msgr. Jolivet eingeweiht wurde, erschienen Vertreter aus allen Klassen der Einwohnerschaft, unter andern auch der Präsident der Republik mit seiner ganzen Familie. Auch die Schulen verdienen eine besondere Erwähnung. Bloemfontein besitzt ein katholisches Pensionat mit 100 Internen, das größte Institut dieser Art in Südafrika, ferner mehrere andere katholische Schulen, die von 200—300 Kindern besucht werden. Außerdem befinden sich hier zwei staatliche höhere Schulen, wo man das Zeugnis der Reife für die Universität Kapstadt erhalten kann. Die Anglikaner leiten zwei blühende Schulen für Knaben und Mädchen.

Alles in allem genommen muß man sagen, daß Bloemfontein ein idyllisches Städtchen ist, wie es für die Hauptstadt des Freistaates so recht ansteht. Die weißen Einwohner, 4000 an der Zahl, sind nicht gerade reich, aber auch nicht arm; es giebt keine rücksichtslosen, unwirschen Millionäre, aber auch keine frechen, zudringlichen Bettler. Letztere würden hier saure Miene machen, weil die Lebensmittel sehr hoch im Preise stehen. In Bloemfontein verträgt man sich, freut sich des Lebens und kennt nicht das wilde Getriebe von Johannesburg, nicht das stark pulsierende politische Leben Pretorias. Und wenn man bei Schilderung anderer Städte von dem Bodensatz der Gesellschaft sprechen muß, braucht man damit die Schilderung Bloemfonteins nicht zu verunstalten. Die farbige Bevölkerung, welche bei den Einwohnern Hausdienste thut, hat ihre Wohnungen außerhalb der Stadt, in Wray Hook; ihre Zahl beläuft sich auf 2500 Seelen.

Das Klima Bloemfonteins muß man als ein gesundes bezeichnen, so daß viele Kranke der Kapkolonie gern hierher kommen. Der Sommer ist wie in den andern inneren Distrikten naß, der Winter trocken; im Sommer ist Hagel und Donner nichts Seltenes, im Winter fällt zuweilen Schnee.

Der Freistaatler würde diese kurze Schilderung sehr lückenhaft finden, wenn wir seine zwei Monumente mit keiner Silbe erwähnten. Das eine wurde dem Andenken des im Basutokriege gefallenen Helden Louis Wepener

und seiner tapfern Kameraden gewidmet und steht auf einer Anhöhe vor dem kleinen Fort, das die Stadt überragt; das andere erhebt sich vor dem Regierungsgebäude und ist die Statue des Präsidenten Jan Brand. Wepener war das Muster eines Kriegers, gewandt und kühn, der auf dem Thaba-Bosigo-Berge an der Spitze einer stürmenden Kolonne fiel; Jan Brand war der Mann, welcher all seine Kräfte ganz dem Wohle seines Landes weihte. Immer wieder bis zu seinem Tode, von 1864—1888, wählte letzteren die Liebe und das Vertrauen des Volkes zum Präsidenten, und hieß er nur in aller Munde „der Vater des Vaterlandes". Er sicherte die Freiheit und den Aufschwung des Volkes, beschwichtigte und unterdrückte alle inneren Zwistigkeiten, unterhielt mit dem Auslande freundliche Verbindungen, nahm lebhaften und den größten Anteil an allen freudigen und trüben Vorkommnissen, ermutigte und begeisterte alle durch seinen Mut und seine Hoffnungsfreudigkeit. Sein Motto lautete: Alles zal recht kom.

Einen willkommenen Beitrag zur genaueren Kenntnis und angemessenen Beurteilung von Land und Leuten des Oranje-Freistaates liefern uns die Tagebücher mehrerer Oblaten-Missionare, die in Südafrika thätig waren.

„Am 16. Mai 1887 verließ ich Bloemfontein. — Alles ist zur Abreise bereit: Wagen, Pferde, Kutscher und Missionar. Alles glänzt an meinem Gespann, alles ist funkelnagelneu. Selbst mein schwarzer Kutscher, Black Driver, hat sich in den Sonntagsstaat geworfen, während ich halb als Gentleman, halb als Bur gekleidet bin. Im Galopp geht es zum Modder-River, wir fahren behutsam die steile Trift hinab und setzen glücklich über den Fluß. Am andern Ufer angekommen, wird ein tüchtiges Feuer angezündet, die Kleider werden getrocknet und eine kleine Stärkung eingenommen. Dann geht es weiter nach Brandfort, das 30 englische Meilen von Bloemfontein entfernt liegt. Gegen Abend komme ich dort an und finde bei den Katholiken eine überaus herzliche Aufnahme. Eine ganze Woche bleibe ich hier und bereite meine Leute so gut wie möglich auf die Erfüllung ihrer österlichen Pflicht vor.

„Am 24. Mai verlasse ich Brandfort; es drängt mich, rechtzeitig für das Pfingstfest in Heilbron zu sein. Zeit darf ich dann nicht verlieren. Zunächst geht es nach Winburg, wo ich nur kurz Halt mache; von Winburg führt mich der Weg in fünf Stunden nach Ventersburg, von Ventersburg in 5 Stunden nach Kroonstadt, von Kroonstadt in 9 Stunden nach Heilbron. Das sind im ganzen 19 Stunden = 114 englische Meilen. Auf den Tag 6 Stunden gerechnet — mehr leisten unsere Pferde schwerlich — macht dies drei volle Reisetage.

„Die Fahrt über die weite Prairie, über Flüsse und Bäche ging gut von statten. Die erste Nacht kampierten wir mitten in der Ebene, die

zweite verbrachten wir am Ufer eines Flusses. Samstag Morgen den 28. Mai war ich in Heilbron, wo ich mit den wenigen aber braven Katholiken das Pfingstfest feierte. Schon am Montag begab ich mich auf eine benachbarte katholische Farm, die seit fünf Jahren keinen Priester mehr zu Gesicht bekommen hatte. Die Aufnahme war die denkbar herzlichste; ich blieb acht Tage hier und hielt den guten Leuten förmliche Exerzitien, d. h. katechetische Vorträge, denen selbst die Protestanten beiwohnten.

„Von hier ging es nach Parys. Es giebt wohl kaum einen Ort im Oranje-Freistaat, der so schön gelegen und so geeignet ist für den Ackerbau. Eingeschlossen von dem Vaalflusse einerseits und einem kräftigen Bache auf der andern Seite, ist die Stadt, was die Wasserverhältnisse betrifft, sicher einer der meistbegünstigten des ganzen Oranje-Freistaates. Deshalb sind auch die Gärten hierzulande äußerst fruchtbar, und sieht man überall Obstbäume und die mannigfachsten Gemüsearten. Die Ufer des Vaal-River sind gleichfalls dicht mit Bäumen besetzt und bieten einen lachenden Anblick dar. Merkwürdigerweise ist das so frische grüne Land durchgängig von armen Leuten bewohnt, die nur einen kleinen Teil des Bodens angebaut haben. Die Armut hat den Menschen allen Mut und Eifer geraubt, hat sie auch gegen alles Religiöse gleichgültig gemacht. Die meisten von ihnen sind Calvinisten, kümmern sich aber nicht einmal um ihren Prediger, der alle drei Monate sie besucht. Während meines Aufenthaltes wurde ich angegangen, zwei Burenkinder zu taufen. ‚Wir gehen deshalb nicht zu unserem Pastor‘, sagte mir der Mann, ‚weil man in unserer Religion stets bezahlen muß, und da wir arm sind und nichts geben können, so verweigert uns der Prediger jede Hilfe. Keine Taufe für unsere Kinder, denn wir können ja nicht die 5 Shilling zahlen, damit sie Christen werden; keine Konfirmation, denn das kostet 10 Shilling; kein Abendmahl, denn da muß man $2^1/_2$ Shilling auf den Teller legen, ganz wie bei einem Diner im Hotel, und für die Trauung verlangt er sogar 2 Pfd. St. Es ist unmöglich, eine Religion zu lieben, wo alles erkauft wird. Ihr Katholiken nehmt nichts. Ich bitte Sie also, taufen Sie meine beiden Kinder, von denen das eine 2, das andere $3^1/_2$ Jahre zählt.‘ Diese Klagen waren mir nicht mehr neu, ebensowenig wie die Thatsache, daß sehr viele Kinder die Regierungsschulen nicht besuchen, weil die Eltern das Schulgeld (5 Shilling monatlich) nicht bezahlen können. Wie viel Gutes könnten wir hier thun! Man ist den Katholiken nicht mehr feindselig gesinnt. Ich wurde sogar eingeladen, im Ratssaale der Stadt zu sprechen, mußte aber ablehnen, weil ich nicht genügend holländisch kann. Doch wohnten jeden Morgen auch Protestanten meiner Messe bei, die eine durchaus würdige Haltung zeigten.

„Von Parys ging ich nach Vrede, wo ich nach ziemlich 24stündiger Fahrt (144 englische Meilen) in einer Farm ankam. Elf von den Be-

wohnern waren katholisch. Nach acht Tagen fuhr ich weiter nach Harrismith. Der Weg dorthin war der schlimmste Abschnitt meiner Reise. Einmal mußten wir mit dem schweren Wagen einen steilen Hügel hinauf und fast unmittelbar darauf einen jähen Abhang hinunter, da ich eine bestimmte Farm besuchen wollte. In meiner Begleitung befanden sich ein Bur und zwei Kaffern. Bei dem Abhang angekommen, übernahm der Bur die Leitung der Pferde, mein Kutscher hielt die Zügel so straff wie nur möglich, die Kaffern hängten sich an den Wagen. Es war ein kritischer Moment, und ich, der ich auf dem Wagen saß, wagte kaum aufzuschauen. In Harrismith ruhten Menschen und Tiere von den Strapazen aus. Der Aufenthalt hierselbst behagte mir sehr, nur ist die Zahl der Katholiken recht klein, da viele Irländer, durch die Sucht nach Gold verführt, nach Transvaal gezogen sind.

„Von Ficksburg aus machte ich einen friedlichen Einfall ins Basutoland, wo ich die Freude hatte, unsere dortigen Missionare, besonders die PP. Gerard und Porte, wiederzusehen. Dann fuhr ich über Karbe, Ficksburg, Winburg, Brandfort, wo ich mich überall wiederum kürzere Zeit aufhielt, um nochmals die Katholiken zu pastorieren, und kehrte dann nach Bloemfontein zurück. Man fragte mich, ob mir beim Kampieren auf freiem Felde während der Nacht die Pferde nicht durchgegangen wären. Aus dieser Frage vermute ich, daß dies schon andern passiert ist. Ich hatte in dieser Hinsicht mich nicht zu beklagen, weil ich treu den Rat eines Buren befolgte, die Pferde gut zu füttern und jeden Tag zu pflegen, dann würden sie nie weglaufen. Das that ich, und die Pferde blieben bei mir."

25. Dezember 1892. „Man erging sich heute in Erinnerungen an die alte schöne Zeit. Als da einmal P. Bompard O. M. I. in der alten Kirche von Bloemfontein ein Brautpaar aufbieten sollte, befand er sich in Gegenwart von nur zwei Personen. Aber weder die eine noch die andere Person, d. h. weder er noch sie, hatten etwas einzuwenden; denn das längst ersehnte Lebensglück wollten beide nicht verscherzen.

„Die erste heilige Messe, die in Bloemfontein gelesen wurde, celebrierte P. Bompard in Gegenwart von vier Personen. In der improvisierten Kirche, die man andernfalls Hütte nennen müßte, fand der eine noch Platz, die andern drei mußten draußen stehen bleiben. Das war vor 25 Jahren."

20. Oktober 1893. „Ich las heute in der Zeitung die rührende Geschichte von einem gewissen Josuah Herschensohn, der im Oranje-Freistaat als Politiker auftritt. Vor etwa 30 Jahren reiste er als Wunderdoktor von Farm zu Farm, von Stadt zu Stadt, um zu heilen, was zu heilen war. Als die Behörden ihn aufforderten, sein Diplom vorzuzeigen, nahm unser Doktor keinen Anstand, seine Papiere, die er in St. Petersburg erhalten zu haben vorgab, dem Präsidenten zuzuschicken. Der Wortlaut des

Certifikates war merkwürdig im höchsten Grade: Hic est certiorem aliquem facere, ut Josuah Herschensohn, habens praeteritus examina sua apud S. Petersburgensis, admissus est ad exercere professionem medicam. Unter das Schriftstück waren einige gelehrte Namenszüge gekritzelt. Die Stelle des Stempels nahm eine Fabrikmarke ein, die dazu mit einem Wachssiegel verziert war. Es verlautet, daß der Präsident über das Schriftstück herzlich lachen mußte, nicht böse darüber wurde und den Doktor rufen ließ, um ihm mitzuteilen, er möge sich noch einige Zeit gedulden, das Certifikat würde sogleich an den Konsul in England zur Prüfung abgehen. Soviel hatte der Wunderdoktor gar nicht verlangt. Mit der nächsten Post forderte er sein Latein zurück und stand von seinem Gesuch ab, noch weiter den Ärzten ins Handwerk zu pfuschen. Er befolgte den guten Rat des Volkes: ‚Schuster bleib bei deinem Leisten‘.“

4. November 1894. „Ein Missionar kam heute von einer mehrwöchentlichen Reise zurück. Er erzählte, daß er bei den Buren die wohlwollendste Aufnahme gefunden habe. Eine Frau, die ein kleines Haus mit vier Kindern bewohnte, setzte ihm nicht nur ein kopiöses Essen vor, Thee und Kaffee, Fleisch und alles andere, was sie nur im Hause hatte, sondern sie bot ihm auch, als die Nacht hereinbrach, ihr eigenes Bett zur Ruhestätte an, sie selbst wolle mit den Kindern auf dem Boden schlafen. Und da sage man noch, die Buren seien unhöfliche Leute!

„Soeben lese ich in einem Buche: ‚Es giebt vielleicht kein zivilisiertes Haus in Südafrika, unter dessen Dache Menschen von derselben Nationalität wohnen; in der Regel findet man darin drei bis vier Abstammungen. Ich nehme das erste beste Haus am Kap, das mir in den Sinn kommt. Der Vater ist Engländer, die Mutter halb Holländerin und halb französische Hugenottin; die Kinder haben ein Stück von den drei Nationalitäten; die Gouvernantin ist eine Schottin, der Koch ein Zulukaffer, die Dienstmagd halb Hottentott und halb Holländerin, die Küchenmamsell halb Holländerin und halb Kaffer, der Stallknecht ein Kaffer, die Aufwärterin ein Basutomädchen. Dieser Haushalt ist typisch für tausend andere in Südafrika.‘ — Ich unterschreibe dies, das trifft auch vielfach in den Städten des Freistaates zu.

„Wer kennt in Südafrika nicht das ‚Nacht-Maal‘ des Buren? Die Kirchen liegen weit auseinander, weil die Gehöfte nicht dicht aneinander kleben. Der fromme Bur wird Sonntags entweder zu Pferd oder zu Wagen in die nächste Kirche zum Gottesdienste gehen, daran hält er fest; aber für viele ist der Weg dennoch zu weit. So ist denn der Gebrauch aufgekommen, daß alle drei Monate an einem bestimmten Orte Gottesdienst abgehalten wird, dem alle Buren der Umgegend beiwohnen müssen. Das ist das ‚Nacht-Maal‘. Da werden Taufen gespendet, und wer kommuni-

zieren will, kann es thun. Von allen Seiten kommen am Tage vorher die Wagen langsam angefahren, auf denen sich die ganze Familie befindet. Im Orte herrscht vom Samstag bis zum andern Montag reges Leben. Es ist ein großer Markt. Es wird viel gebetet, aber auch viel geschwatzt, erzählt und geschäckert; die Buren lernen sich einander kennen, alles ist patriarchalisch gemütlich. Von weitem gesehen erinnern die Wagenzelte und der Rauch des Feuers, der überall aufsteigt und den Kaffeekessel und die Bratpfanne verrät, an ein echtes Zigeunerlager."

10. Februar 1895. „Eine wichtige Rolle in Südafrika spielen die Ochsenwagen (Bild 66) und zweiräderigen Karren. Eisenbahnen giebt es wenige. Es gehört viel Kunst und Geschick dazu, einen soliden Wagen herzustellen, jeder einzelne Teil muß gut gearbeitet und von bestem Holze sein; denn bei der häufigen Lufttrockenheit und bei den hohen Ansprüchen, die die Wege an den Karren stellen, kann die Mittelmäßigkeit nicht aufkommen. Wenn wir von Wegen sprechen, so ist das Wort im weitesten Sinne zu verstehen; denn Wege sind hierzulande so selten als elektrische Bahnen im westfälischen Bauerndorfe. Da geht es über Stock und Stein, über Berg und Thal, und die Richtung zeigen die beim Regenwetter gemachten, einen halben Meter tiefen Räderspuren. Die Ochsen und Räder müssen insbesondere außerordentlich stark sein, weil der Bur schwere Lasten aufzuladen pflegt. Der Wagenkasten gleicht nun vollends der Arche Noahs. Hinten am Wagen sind Wasserfässer befestigt, die für eine längere Reise durch die öden Sand- und Steinwüsten das nötige Naß für Mensch und Tier enthalten; andere Kästen hängen an beiden Seiten und sind angefüllt mit den alltäglichen Handwerkszeugen und allem zur Ausbesserung der Wagenschäden notwendigen Material. Von der Deichsel geht ein langes starkes Tau aus, an dem auf gewissen Längen Querjoche angebracht sind, woran die Ochsen je zu zwei gespannt werden. Die Tiere sind keine muntern Schulbuben, machen keine Sprünge und Kapriolen, sondern trollen stumpfsinnig voran. Jeder Bur ist ein ausgelernter Fuhrmann, er kennt seine Tiere, und die ‚lieben' Tiere kennen ihn. Beim Fahren giebt's kein Hallo und kein Fluchen; es wird wenig gehauen, aber um so tüchtiger den Ochsenpaaren zugerufen. In einer Stunde legt so ein Wagen 4 km zurück. Alle paar Stunden wird ein ‚Trek' gemacht, d. h. eine längere Ruhepause. In Südafrika geht einmal nichts über die Gemütlichkeit."

22. August 1881. „Ende Januar wollte ich schon von Bloemfontein aus die Reise nach Kimberley antreten, konnte jedoch wegen des starken Wassers des Modderflusses nicht vorwärts kommen. Über den angeschwollenen Fluß hatte man ein Tau gespannt, an dem eine Kiste, die gerade Platz für einen Mann darbot, hin- und hergezogen wurde. Ich hätte

ja auf diese Weise über den gefährlichen Styx kommen können, aber dann hätte ich meine Reiseeffekten, meinen Wagen und mein Geschirr zurücklassen müssen, und das wollte ich nicht. Ich wartete bis zum 22. August. Ich hatte einen Wagen und zwei gute Maulesel gekauft; ein Luxemburger, der gleichfalls nach Kimberley wollte, benutzte die Gelegenheit und bot sich als Kutscher an. Der erste Tag ging vorüber, ohne daß etwas Merkwürdiges vorgefallen wäre. Am folgenden Tag, gegen Mittag, hielten wir gewohnheitsmäßig inne, um einen Imbiß zu thun. Mein Kutscher zündete ein kleines Feuer an, und ich ging weiter, um mein Brevier zu beten. Als ich zurückkam, sah ich zu meinem größten Schrecken, daß alles in Feuer stand. Ein Windstoß hatte einige Funken gefaßt, mit fortgetragen und in das trockene Gras der weiten Prairie fallen lassen. Unser Wagen, der auf der andern Seite des Weges stand, war in Sicherheit, der Wind trieb die Flammen in entgegengesetzter Richtung. Zornentbrannt kam der nächstwohnende Bur angekeucht und verfluchte uns Engländer, die nur das Land verwüsten könnten, und bedrohte meinen Begleiter mit Gefängnis und einer hohen Geldstrafe. Das Staatsgesetz hatte er für sich, die Lage war kritisch. Ich war bleich vor Angst und Schrecken.

„‚Aber wir sind ja gar keine Engländer,' entgegnete kühn mein Kutscher; ‚da ist mein Herr, er ist ein Franzose, wendet Euch an den.'

„Meine Eigenschaft als Franzose rettete mich. Der schreiende Bur schwieg, wurde lammfromm und erzählte, daß er auch von Franzosen abstamme. Ein stärkender Schluck beschwichtigte ihn noch mehr. Dann zog ich einen großen Kuchen aus meinem Wagen und reichte ihn meinem Buren mit den Worten: ‚Da, hier etwas für die Kleinen.'

„Zufrieden gingen er und wir von dannen. Beim Einbruche der Nacht waren wir schon zu weit, um das Feuer noch zu sehen; aber der hellrote Widerschein am Himmel sagte nur zu deutlich, daß das Feuer noch immer weiter um sich griff. Nur ein Fluß oder ein abgebranntes Gebiet kann ihm Einhalt thun.

„Bisher hatten wir schönes Wetter gehabt, am 26. August jedoch überraschte uns im offenen Felde, weit weg von jeder menschlichen Wohnung, ein kalter Regen und ein ziemlich dichter Schneefall. Wir zogen unsere Mäntel an, stülpten die Kragen auf und setzten uns dicht aneinander. Bald erblickten wir eine armselige Lehmhütte, auf der sich kein Dach befand und in der ein Trupp Kaffern, die auf dem Wege zu den Diamantenminen waren, sich gesammelt hatten und nun froren und am ganzen Leibe zitterten. Ich habe nachher erfahren, daß mehrere von ihnen vor Kälte gestorben sind. Auch wir durften uns nicht aufhalten, um nicht allzusehr zu frieren und unser Gespann vor Hungersnot zu bewahren, wenn der Schneefall anhalten sollte.

Bild 66. Ochsenwagen, eine Furt passierend.

„Wir kamen langsam voran auf dem vom Schnee durchnäßten Wege. Unsere Maulesel zogen träge und verloren fast allen Mut. Nach qualvollen Stunden erreichten wir endlich das Haus und den Kaufladen eines Engländers, der uns aufs freundlichste aufnahm und auch unsere Tiere unterbrachte. Zwei Tage blieben wir bei ihm. Montag fuhren wir weiter. Auf unserem Wege fanden wir überall die Leichname von Schafen und Ochsen, die erfroren waren, und um die sich die Geier, Raben und Schakale stritten. Freitag, den 2. September, langten wir glücklich in Kimberley an."

25. Juli 1895. „Heute hatten wir eine wissenschaftliche Konferenz. Es waren mehrere Missionare beisammen: junge, die, soeben aus dem ‚Lande der Weißen' gekommen, noch lebensfrisch und schaffenslustig und voller Begeisterung waren für wissenschaftliche Fragen; dann andere, bei denen der ‚garstige Staub' in Haar und Bart davon Zeuge war, daß sie in Südafrika viel gereist und gesehen.

„‚Kennt ihr den Weinsteinbaum?' fragte ein älterer Herr und begann, ohne auf Antwort zu warten, sofort sein Kolleg. ‚Nicht nur in Zentralamerika oder Indien und sonstwo treffen wir jenen mächtigen Pflanzen- und Baumwuchs, welcher das Staunen des Europäers hervorruft, auch in dem besser bewässerten und von größerer Niederschlagsmenge begünstigten Küstensaum Südostafrikas finden wir eine fast tropische Flora, große, üppige Urwälder, und mitten im Gewirr von Reben, Lianen und Unterholz gewaltige Baumriesen, die ihresgleichen auf dem Erdenrunde suchen. Im Innern des Hochlandes beträgt die jährliche Regenmenge kaum 10 cm, aber je mehr der Reisende sich der Ostküste nähert, um so reichlicheren Niederschlag findet er vor; er beobachtet dort nicht nur 71 cm, wie beispielsweise in Deutschland, sondern sogar 80 und 100 cm. Und wo viel Regen und Sonnenschein ist, da wächst es bekanntlich gut.

„‚Ein wahres Prachtexemplar von Baum befindet sich in der Nähe einer Missionsstation im Oranje-Freistaate, dicht an den Drakenbergen. Es ist ein Weinsteinbaum (Bild 67), von den Engländern Cream of tartar tree, von den Buren Cremortat boom genannt. Sehr graziös ist seine Gestalt allerdings nicht; er ist zu groß und zu breit, um gefällig zu sein. Der Hauptstamm des Weinsteinbaumes erreicht gewöhnlich nicht mehr als 5 m; die andern aus der Mitte hervorgehenden Stämme aber haben eine Höhe von 20—27 m; die Äste sind 20—23 m lang und bilden eine Krone von 40—50 m, so daß das Ganze mehr ein Lustwäldchen als einen einzigen Baum darstellt. Der Durchmesser beträgt 7—10 m, und die hohlen Stämme dienen oft ganzen Negerfamilien zur Wohnung. Die $^1/_2$ m lange kürbisähnliche Frucht enthält in ihrer holzigen Schale ein säuerlich schmeckendes Fleisch, das die Affen insbesondere allem andern vorziehen, weshalb man wohl auch dem Baum die Benennung ‚Affenbrotbaum' gegeben hat. Aber

auch von den Menschen wird die Frucht recht gern als etwas Erfrischendes genossen und außerdem wegen ihrer weinsteinsauren Salze von den Kolonisten zu einer Art von Limonade benutzt. Eine Medizin gegen ansteckende Krank-

Bild 67. Riesenexemplar des Weinsteinbaumes.

heiten bereiten die Eingeborenen aus den Blättern. Das weiße, weiche Holz läßt sich zu allen möglichen Gerätschaften verarbeiten, und aus der dicken Rinde und den Blättern machen die Kaffern ein Pulver, das, den Speisen beigemischt, für gehörige Ausdünstung des Körpers und Milderung

der Bluthitze dienlich sein soll. Naturforscher haben das Alter einiger dieser Bäume auf 5000—6000 Jahre geschätzt. Würde da der Weinsteinbaum nicht mit vollem Rechte den Namen „König der Bäume" verdienen? Ja oder nein? Ich glaube, daß aller Meinung zustimmend ist.'

„Ohne Präludium begann ein junger Missionar:

„‚In der Karru ist es in den Lüften still, aber in den Küstenländern wohnt das muntere gefiederte Volk. In Natal allein leben über 400 Arten: Amsel, Drossel, Fink und Star und die ganze Vogelschar; im Wald und auf den Wiesen die verschiedenen Arten der Neuntöter, der bunte Zuckervogel, der lustige Paradiesfliegenfänger mit seinen 11 Zoll langen Schwanzfedern, der Buschweber und der gelbe Pirol, der Wiedehopf und die Taube, die Lerche, der Pfeifer, Rotschnabel, Zaunkönig, Habicht, die Krähe und Eule und der Honigsucher, der den Kaffer auf die versteckten Bienennester aufmerksam macht; im Wasser und an den Flüssen die Wasserhühner, wilde Enten, Kraniche, der Löffelreiher, Flamingos, Pelikane u. s. w.; in den Felsenschluchten nistet neben dem Adler der raubgierige Geier. Dieser mißt $3^1/_2$ Fuß in der Länge, ist gelbbraun, seine Schwung- und Schwanzfedern sind schwarz, eine weiße Krause ziert den Hals. Er verspeist das Aas, wo er es nur findet, und ist deshalb der Liebling der Kaffern; gelegentlich nimmt er aber auch ein Schaf und ein Lamm mit sich fort und spielt dem Farmer noch manch andern Schabernack. Halb Kranich, halb Adler ist der 3 Fuß hohe Schlangentöter im Kaffernlande so sakrosankt und verehrt wie der göttliche Ibis in Ägypten. Er ist der grimmigste Feind der giftigen Schlangen, die er mit vielem Geschick umfliegt und umhüpft, der knirschenden und zischenden und Gift speienden Bestie gleichsam zum Tändeln den einen Flügel hinhält, dabei aber den Moment abwartet, wo sie müde geworden und den Geifer ausgespritzt hat, um ihr einen kräftigen Hieb zu versetzen, sie zu töten und hernach ganz gemütlich zu verspeisen.

„‚Eine dem ganzen Völklein von Natur innewohnende Liebenswürdigkeit ist das bunt schillernde Gefieder, daneben aber auch eine allen gemeinsame Unart: der geradezu abscheuliche Gesang. Die stimmungsvollen Melodien einer deutschen Nachtigall, ein tausendfaches harmonisches Waldkonzert, welches das Herz erfreut und zum Preis des Schöpfers einladet, all dies ist hier unbekannt; von Kunst und Virtuosität begegnet man auch keiner Spur, alles ist nur plebejisches Gezwitscher und gemeines Gassenbubenpfeifen. Unser Kaffer scheint jedoch mit diesen musikalischen Leistungen zufrieden zu sein und bleibt den leichtbeschwingten Sängern so lange hold, als diese ihm seine Amabelefelder mit einem Raubzuge verschonen. Was kann der Fremde aber auch mehr verlangen? Wenn die Menschen den Rhythmus nicht kennen, die Hirtenbuben keine Lieder zur Laute singen, da hat Polyhymnia aus Verdruß auch den vernunftlosen Sängern das Notenblatt entzogen. Betrachtet man aber

nur die Farbenpracht der Vögel, dann ist ein Vergleich mit den europäischen Brüdern und Schwestern gar nicht anzustellen. Der ganze Farbkasten und die Technik eines genialen Malkünstlers müßte einem zur Verfügung stehen, um die mannigfachen Gewänder, den herrlichen, brillanten Grundton und die feinen Nuancen eines einzigen Vogels wiederzugeben. Schöner als die Blumen des Landes, verleiht den Vögeln Südafrikas die Grazie in den Bewegungen und das fröhliche Wesen noch einen ganz besondern Reiz.'

„‚Von Tieren soll ich reden oder auch noch von der „liebenswürdigen Wissenschaft", wie Linné die Botanik nennt?' fing ein dritter an, ein weltkluger Mann, der zu erzählen verstand. ‚Ich beginne. Ein Jüngling wurde einmal gefragt, ob er sich aufs Klavierspiel verstehe? „Nein", antwortete er, „aber mein Bruder hat einen Freund, der blies die Flöte". Diese geistreiche Antwort hilft mir über die Unbekömmlichkeit meines Themas, das ein Kulturbild sein soll, munter hinweg.

„‚Noch immer herrscht in Südafrika die Freizügigkeit in ihrem vollen Umfange, und eine Polizei wie in jedem andern gut eingerichteten Staate ist nicht vorhanden. Das wirft kein günstiges Licht auf die hiesigen Zustände — ich will hiermit der Zuviel-Polizei das Wort nicht reden, aber ich spreche, wie ich die Dinge kenne. Es hat fast den Anschein, als ob der Hang zum Wandern in der Atmosphäre liege; nicht nur die Buren sind damit behaftet, auch die andern fühlen den Drang ins Weite, zumal die jugendlichen Gemüter.

„‚Man verrammle vor Schlafengehen fest die Thür, denn dem Abendschatten gleich kommen die Landstreicher leise herangezogen. Ich sage nicht: sizilianische Räuberbanden, denn bis jetzt ist das Brigantentum noch nicht so organisiert wie ehemals in Italien. Zwar giebt es einzelne, die wie ein Rinaldino verwegen sind und das Spitzbubenwesen als Handwerk betreiben; aber, wie gesagt, von einer Maffia kann noch nicht die Rede sein. Indes wenn ich abends zufällig draußen bin, dazu noch allein, so gehe ich diesen Bassermannschen Gestalten gern aus dem Wege. An einem Gehöft oder irgend einer Hütte angelangt, haben diese Kerls unausstehlichen Hunger und Durst und unwiderstehliches Bedürfnis nach einer bequemen Ruhestätte. In allen Tonarten versichern sie, daß sie ehrbare Patrone sind und nichts Böses im Schilde führen. Glaube es, wer will. Ich will nicht von vornherein den Stab über alle Handwerksburschen Südafrikas brechen, aber ich lasse mir einmal keinen Wind und keine Flausen vormachen, seit Jahr und Tag kenne ich ihre Kniffe und Pfiffe. Daß sie müde von der Reise sind, will ich gerne glauben. In einem Lande, wo es keine Chausseen und an den Chausseen keine Schenken giebt, wo man die Bahnlinien, die Postkarren und Droschken an den Fingern abzählt, wo das Land unermeßlich weit ist, auf gewissen Strecken nur Gras und niedriges Gestrüpp auf kahlem Boden

wächst und oft nur alle 20 Meilen ein Haus steht, wo die Sonne heiß herniederbrennt und wie mit Nadeln sticht: da läßt es sich wohlbegreiflich nicht angenehm marschieren, das ist kein Land für lustige fahrende Sänger. In seinem Rucksack trägt unser Landstreicher einen blechernen Topf, der ihm zu verschiedenen Tageszeiten Kaffee oder Thee beschert, mittags auch wohl ein Stück Fleisch, das er sich irgendwo erbettelt oder für eine Kleinigkeit erstanden. Das übrige Inventar seiner Habe zu machen, wäre Unsinn: er hat einmal nichts. Seine Kleider sind alt, verschossen, schlecht, das lange Haar ungekämmt, der Bart verwahrlost, der ganze Kerl nichts weniger als ritterlich schön. An kühlem Abend sucht er sich Reisig zusammen, zündet ein Feuerchen an, kocht sein Warmes, und nachdem er gegessen, legt er sich nieder, wie er geht und steht, eingewickelt in eine wollene Decke oder eine prosaische Ochsenhaut. Unter türkisblauem, mit funkelnden Sternlein besätem Himmelsgewölbe, mit dem Kopfe auf einem Stein ruhend, taumelt er bald ein und schläft den Schlaf des Gerechten. O des Gerechten! Ist es gerade Regenzeit, dann sucht er Obdach in der Hütte eines Wilden, und dann steht der weiße Erdensohn auf tieferer Stufe als der verfluchte Sohn Chams. Gar manchem dieser Strolche bin ich begegnet, und der eine oder andere skizzierte mir wohl auch vertraulich seinen Lebenslauf.

„‚Der südafrikanische Bummler — um ihn einmal auch so zu nennen — ist ein wunderliches Geschöpf, ein Allerweltsmensch, der das Leben kennt und sich in allen Phasen desselben geschickt zurechtfindet. Sein Dasein ist heute erschütternde Tragödie, morgen überlustige Komödie, es bietet den rechten Stoff zur fesselnden Novelle. Er selbst hat wenig Ideen, keine Ideale, verachtet Kultur und Kunst, Politik und höfische Manieren; er lebt von Tag zu Tag, zwar sorgenlos und doch nicht ohne trübe Anwandlungen. Ein sozial Verfemter, geht er seine verschlungenen Pfade weit abwärts von der Menschheit Stätten, übergiebt sich ganz der blinden Macht seines Schutzgeistes und durchstreift das Land wie ein Vogel mit matten Flügeln, den die Winde treiben. Die Sonne dieses herrlichen Landes, die alles mit Goldhauch durchzieht und überglänzt, hat in diesem Menschen den Feuerstrom wilder Leidenschaftlichkeit entzündet, der durch sein ganzes Wesen, durch Geist, Herz und Phantasie versengend wogt und wallt. Man versteht mich doch. Ich kenne mehrere Ansiedler, die, von angesehenen, vermögenden Eltern stammend, einmal gemeine Strolche waren. Ein Spekulationsastronom in den Straßen Durbans, Londons oder New Yorks hatte ihnen die verheißungsvollsten Horoskope gestellt und in brillanten Farben vorgemalt, wie sie nach einigen Jahren „mit Schätzen reich beladen“ von den Gold- und Diamantenfeldern zurückkehren würden. Anfangs schüttete das Schicksal ein glänzendes Glücksfüllhorn über sie aus, dann aber erreichte sie ein böses Verhängnis; sie verloren alles: Geld und Glauben, und Gott weiß, ob

man noch einen Rest ihres früheren unbescholtenen, ehrenhaften Wesens vorgefunden hätte. Erfreulicherweise kam oft mit der Zeit Einsicht und Verstand. Sogar Kinder von 14 Jahren verließen ohne Erlaubnis und Abschied Haus und Hof der Eltern und genossen all den zweifelhaften Reiz eines ruhelosen Zigeunerlebens.

„‚Die „fahrenden Sänger" kommen gewöhnlich in der Abenddämmerung in mein Haus. Sie heißen hier nur noch Sundowners. Es muß dunkel sein, denn sie wissen es gut: Im Dunkeln ist gut munkeln. Und seltsamerweise verfehlen sie den Weg nie; nun ja:

Ein guter Mensch in seinem dunkeln Drange
Ist sich des rechten Weges stets bewußt.

„‚Auch nicht annähernd kann ich bestimmen, wie oft ich nächtlicherweile solch einen Besuch bekommen. Heute ist es einer, morgen mehrere, die an die gastliche Pforte meiner Hallen pochen.

„‚Wer steht da draußen?'

„‚Wir sind's . . .' und aus dem Wirrwarr der heisern Stimmen meinst du gleich das bekannte Wort zu vernehmen: Ave Caesar, morituri te salutant.

„‚Wo waret ihr letzte Nacht?'

„‚Bei, bei . . .' Das Wort bleibt aus.

„‚Aha, ganz gewiß in einer schmierigen Kaffernhütte, von wo ihr Ungeziefer in Menge und wer weiß auch eine ansteckende Krankheit mitgebracht habt.' Ich schimpfe, schleudere Blitze gleich dem wütenden Zeus, aber das verletzt die zart empfindenden Seelen, und aus Ärger und gekränkter Eitelkeit treiben sie es nur noch toller, schreien und toben und trommeln mit derben Fäusten auf Thür und Fensterläden, so daß ich fast Angst bekomme. Unterdessen leuchtet die Silberscheibe friedlich und friedenspendend herab auf die Fastnachtsgesichter. Sie werden weicher gestimmt. Ein funkensprühender Regen von Schimpfwörtern entladet den angehäuften Groll, derbe Kernflüche zerren dich aus des Himmels Höhen, wohin dich die Spießgesellen anfangs erhoben, hinab in der Hölle tiefste Schlünde, und zuguterletzt lassen sie noch einige Witzraketen durch die nächtliche Ruhe schwirren und protzen dann ab, noch lange vor Tau und Tag.

„‚Man hält mir entgegen, daß jeder gute Mensch den niedrigen und notleidenden Mitbrüdern warme, thätige Liebe schenken soll, aber ich bitte zu bedenken, daß der Samariterdienst nicht zu aller Zeit und nicht bei allen angebracht ist. Nimm den Eingelassenen in Eid und Pflicht, nichts anzurühren und nichts mitzunehmen; am andern Morgen wirst du finden, daß er nichts angerührt, aber das Beste fortgetragen hat. Hochherzige Strolche sind so selten wie eine Kleopatra-Perle. Und dennoch mache ich

Ausnahmen und kenne feste Pole in der Flucht der Erscheinungen. Ich könnte ja noch weiter erzählen, aber Maßhalten ist gut.‘

„‚Eine Liebhaberei in der Wissenschaft‘, so setzte ein anderer ein, ‚ist das Studium der Spinnen und Ameisen.‘ Allen steht es nicht an; denn von den Gelehrten haben wenige die zur Beachtung dieser kleinen Wesen erforderlichen scharfen Augen. Einiges hierüber zu hören dürfte jedoch allen willkommen sein. Die Termiten (Bild 68) sind große weiße Ameisen, die man in Südafrika scharenweise findet. Nach genauem Studium der Sitten und Gewohnheiten dieser kleinen Tierchen erkannte ich unter ihnen drei Abteilungen, die voneinander ganz verschieden sind.

„‚Der größte Teil der Familie ist das arbeitende, sich abhetzende Proletariat; es sind die Bergleute und Architekten, die im Innern der Erde wühlen, unterirdische Gänge und Galerien anlegen und große Magazine bauen, in denen Nahrungsvorräte für die schlimmen Zeiten sorgsam aufgespeichert werden. Über dieses unterirdische Labyrinth, das den Ameisen ein heiliger Gral ist, bauen sie ihren Palast, der im Verhältnis zu den Bauleuten weit höher ist als die Pyramiden bei Kairo, aufgeführt von Menschenhand. Denn wenn die höchste Pyramide Cheops hundertmal höher als der Mensch selbst ist, so überragt ein Termitenbau tausendmal die kleine Arbeiterin. Und daß er stark und solid gebaut ist, beweist die Thatsache, daß der schwere Büffel darüber hin galoppieren kann, ohne ihn zu zerstören. An der Seite der Arbeiter stehen die Soldaten, die mit langer spitzer Zange bewaffnet ihre außerhalb des Hauses fleißigen Brüder gegen alle Feinde verteidigen. Das Material wird von allen Ecken und Enden herbeigeschafft. Die Zerstörungslust der kleinen Tierchen übersteigt alle Einbildung. Die vom Sturme umgeschlagenen halb verfaulten Bäume verschwinden wie im Nu, und mit den verendeten Tieren wie Löwen, Büffeln, Elefanten und auch Fischen, die das Meer ans Land geschleudert, wird aufgeräumt, noch ehe die Luft vom Aasgeruch verpestet ist.

„‚An die Termiten knüpft sich ein Episödchen, das mir ein Wilder erzählte: „Der hochwürdigste Herr Bischof Allard von Durban war auf Reisen und zum Unglücke sehr kurzsichtig. Nachdem er sein Abendgebet arg in die Länge gezogen, tappte er einige Zeit im Finstern umher und suchte einen Schlafplatz für die Nacht. Endlich glaubte er sich hinter einem niedrigen runden Felsen hinreichend geborgen, rollte sich in seine Decke und schlief rasch ein. Wie erstaunte er am andern Morgen, als er entdeckte, daß er ohne Schuhe sei! Er rief mir zu, ich solle ihm die Schuhe herbeischaffen, er habe sie ganz sicher gestern abend nicht ausgezogen, und ich müsse sie haben. Trotz der Verlegenheit des hohen Herrn mußte ich mich beinahe zu Tode lachen. Endlich zeigte ich auf den Boden hin und sagte: ‚Sehen Sie, da laufen Ihre Schuhe, und dort, ein Stück weiter,

sind noch einige Fetzen von den Sohlen.' Was der Bischof in der Dunkelheit für einen Felsen angesehen hatte, war nichts anderes als ein riesiger

Bild 68. Termiten und ihre Bauten.
(Eierlegende Königin, Weibchen, Soldat mit Kneifzangen, Arbeiter und geflügeltes Männchen, Durchschnitt eines Baues.)

Ameisenhaufen. Während der Nacht kamen nun ganze Armeen dieser kleinen Diebe, zernagten die Schuhe des Bischofs und schleppten sie weg, ohne

Strümpfe und Haut auch nur zu berühren.“ Se non è vero, è ben trovato. Wenn auch erlogen, so doch gut erzählt.‘

„‚Auch ich habe von jeher große Neigung zu den Tieren‘, so begann der älteste und fidelste aller Missionare; ‚es ist lächerlich, drollig, sentimental, aber es ist einmal so. Märchen aus dem reichen, poesievollen Tierleben las ich stets mit Vorliebe, oft sogar mit Thränen der Rührung im Auge. So begreift man denn auch leicht, daß ich überglücklich war, aus dem Munde der Kaffern sinnige Fabeln zu vernehmen. Nur eine will ich anführen, sie zeigt, was die andern sind.

„‚Der kleine Hase kam einmal zum Löwen und sagte zu ihm: „Freund, du bist mager geworden; das kommt daher, daß dich die Tiere sehr fürchten, und deshalb glückt es dir nicht, sie zu fangen. Schließe ein Bündnis mit mir, und ich werde dir Wildbret mehr als genug verschaffen.“ Der Löwe ging auf den Plan des Hasen ein. Die beiden Tiere versahen einen Platz mit hohen Pallisaden und gruben in der Mitte des Platzes ein tiefes Loch. Der Hase befahl dem Löwen, sich in dieses Loch zu setzen, und er bedeckte ihn dann mit Erde, so daß nur die Zähne desselben sichtbar waren.

„‚Hierauf lief er hinaus in die Wüste und rief alle Tiere zusammen, indem er schrie: „Kommt, kommt, ich zeige euch ein Weltwunder; ein großes Maul ist aus der Erde herausgewachsen, ein Maul mit Zähnen drin.“ Die Leichtgläubigen unter den Tieren kamen von allen Seiten heran. Zuerst hüpften die Gnus in die Umzäunung, indem sie sich fortwährend im Kreise bewegten und die Worte wiederholten: „O Wunder, o Wunder, ein Maul wächst aus der Erde!“ Dann näherten sich die Quaggas und stierten ebenfalls stumpfsinnig auf die aus der Erde gewachsenen Zähne. Endlich erschienen noch die furchtsamen Antilopen, bethört durch die Worte des Hasen. Auch der Affe war gekommen, sein Jüngstes auf dem Rücken; er ging geradeswegs auf das Loch zu, nahm einen spitzen Stock und kratzte damit ein wenig Erde rings um das Wundermaul los und fragte: „He, was ist das für ein Toter? Kleiner, halt dich fest auf meinem Rücken, dieser Tote ist gefährlich!“ Mit diesen Worten kletterte er auch schon auf die nächste Pallisade und lief fort, so schnell er nur konnte. Im selben Augenblick kommt der Löwe aus seinem Loche hervor, der Hase schließt die Thür der Umzäunung, und alle Tiere werden erwürgt.

„‚Aber die Freundschaft des Hasen mit dem Löwen dauerte nicht lange. Der letztere mißbrauchte seine Stärke, um den schwächeren Bundesgenossen manchmal zu mißhandeln. Dieser beschloß, sich zu rächen. Er sagte zum Löwen: „Mein Vater, wir sind dem Regen und dem Hagel ausgesetzt; laß uns daher eine Hütte bauen.“ Der Löwe war es zufrieden, setzte sich ruhig hin und sagte: „Baue also eine Hütte über mich!“

„‚Der ‚verschmitzte Renner‘ schlug ringsum Pfähle ein und flocht Zweige dazwischen, und ohne daß der träge Löwe es merkte, verwob er geschickt die Schwanzhaare seines Feindes mit dem Fachwerk der Wände. So hatte er seinen Feind gefangen und sah mit Vergnügen, wie derselbe vor seinen Augen vor Hunger und Durst sterben mußte. Die Fabel lehrt: List geht über Stärke.

„‚Da wäre ich aber mit einem Sprunge in der Litteratur der Eingeborenen. Den Gegenstand muß ich noch weiter ausspinnen und einige kaffrische Sprichwörter, einige — wie soll ich sagen — scharfgeschliffene, blitzende Gedankenedelsteine und zartschimmernde Perlen tiefen Gemütes zum besten geben:

„‚Ein Ring klingt mit dem andern.

Zwei Hände, obwohl klein, helfen einander.

Zwei Hunde nehmen es mit dem Fuchse auf.

Achte nicht die Zähne des Geschenkten.

Am Mittag sind die Berge weit, bei Nacht ganz nahe.

Die Schnelligkeit geht vorüber, die Ebene bleibt. Der Fuchs sagte: „‚Ich laufe schnell,‘“ die Ebene aber antwortete: „‚Ich bin lang.‘“

Die Löwen desselben Sumpfes kennen sich.

Adler laden Adler zum Schmause ein.

Der Löwe ist nur dann tot, wenn ich seine Haut sehe.

Die Zähne des Elefanten beißen zusammen (Einheit macht stark).

Wir tragen den Tod im Knopfloch.

Die Hände des Faulen hängen herunter und sein Maul steht offen.

Der Tiger stirbt mit seinem schönen Felle.

Der Vogel sieht seine Eier und nicht den Fallstrick.

Es giebt ein Feuer, das ausgeht, um neu aufzulodern, und ein Feuer, das aufflackert, um auszulöschen.

Der Schweiß der Stirn giebt Brot, der Schweiß der Waden (der Sitzenden) bringt nichts hervor.

Die Moden hören nicht auf, so lange die Frau ein Mädchen säugt.

Wärmst du dich in der Sonne, so vergiß nicht, daß sie bald hinter die Wolken sich verbirgt.

Die Maus, die sich sonnt, ist bald getötet.

Jemand lieben, ist des Geliebten Fehler mahlen.“

„‚Ich müßte diese Sprichwörter in der Kaffernsprache wiedergeben, denn übersetzt geht es ihnen wie den Schmetterlingen, die man in die Hand nimmt und ins Album heftet: durch die Berührung verfliegt der feine Staub, der eigentlich ihre Schönheit ausmacht. Na, nun wäre auch ich zu Ende. Es spricht wohl keiner mehr. Ich schließe also die Versammlung mit dem Vers des alten Homer: ‚Kehret zugleich belustigt und reich an Kenntnis von dannen.‘“

XI.

Auf den Diamantenfeldern.

Die Entdeckung der Diamantenfelder von Kimberley im Jahre 1867 bildet einen Wendepunkt in der Geschichte Südafrikas. Bisher war Kapland außerhalb der Gelehrtenkreise nur wenig bekannt und genannt, und die Holländer und Engländer, die davon sprachen, waren keineswegs von ihm entzückt. England zählte das Kap zu seinen minderwertigen Kolonien, der Strom der Auswanderer wandte sich andern, mehr versprechenden Punkten zu, der ganze Reichtum des Landes, das nur auf kleinere Strecken hin angebaut war, bestand in den großen Viehherden, die Ausfuhr der Wolle betrug 2 000 000 Pfd. St. Der südlichere Teil der Kapkolonie fand noch Beachtung, was aber weiter höher lag, galt als ein ödes, dürres, verrufenes Land.

A region of emptiness, howling and drear,
Which man hath abandoned from famine and fear,
Which the snake and the lizard inhabit alone,
With the twilight bat from the old hollow stone.
A region of drought where no river glides,
Nor rippling brook with osiered sides;
Where reedy pool nor mossy fountain,
Nor shady tree nor cloud capped mountain
Is found to refresh the aching eye,
Both the barren earth and the burning sky,
And the blank horizon round and round,
Without a living sight or sound.

Es sollte nicht immer so bleiben. Als eines Tages die kleinen Zwerge mit langem weißem Bart aus dem Innern der Erde hervorlugten und in ihren Händen glitzernde Steine zeigten, da strömte die neugierige und habgierige Menschheit herbei, um die Kleinodien zu bewundern und die Werkstätte der kleinen Erdkobolde zu durchmustern. Südafrika war über Nacht berühmt geworden und gepriesen als das echte und rechte Kanaan. Man betrachtete es nicht nur von weitem durch das verschönernde Vergrößerungsglas der Phantasie, man sprach nicht nur viel davon, sondern man ging auch dorthin, trotz Mühen und Beschwerden, angetrieben und gebannt vom „bösen Blick“ des Diamanten.

Den zweiten Diamanten, den man gefunden, legte der Kolonialsekretär Mr. Southey im Parlament zu Kapstadt auf den Tisch, indem er in pathetischem Tone ausrief: „Meine Herren, das ist der Felsen, auf dem das zukünftige Gedeihen Südafrikas gegründet ist.“ Es ist zum Wahrwort geworden. Es klingt schier unglaublich, was alles die Diamantenminen gewirkt haben. Ein frischer Hauch von Unternehmungsgeist und das Gefühl der Sicherheit und des Vertrauens drang von jetzt an durch alle Kreise, der Handel blühte empor, ein Wohlstand machte sich überall geltend, und es wuchsen rasch die Kapitalien heran, welche einige Jahre später die transvaalschen Goldfelder ausbeuten sollten. Nachstehende Statistik gelte als schlagender Beweis:

1892 Ausfuhr aus Südafrika.	Via Kapkol. Pfd. St.	Via Natal. Pfd. St.	Zusammen.
Gold [1]	4 095 512	333 117	4 428 629
Diamanten	3 906 992	—	3 906 992
Wolle	2 029 193	583 385	2 612 578
Felle	488 379	51 862	540 241
Straußenfedern	517 009	352	517 361
Angorawolle	373 810	16 142	389 952
Kupfererz	253 681	—	253 681
Zucker	—	119 757	119 757
Kohlen	—	59 899	59 899
Silber und andere Metalle	—	16 037	16 037
Verschiedenes	313 491	300 055	613 546
Ausfuhr	11 978 067	1 480 606	13 458 673
Einfuhr	9 487 241	3 165 249	12 652 490

Diamanten.	Karat = 1/12 Lot oder 212 mg.	Wert. Pfd. St.
Von 1867—1873 gewann man	1 468 250	2 200 348
„ 1873—1878 „ „	7 071 500	7 746 671
„ 1878—1883 „ „	12 920 000	16 275 758
„ 1883—1888 „ „	13 847 356	15 786 684
„ 1888—1893 „ „	15 603 248	20 590 726

Ganz merkwürdig, fast wie ein Roman, klingt die Schilderung der Auffindung des ersten Diamanten in Südafrika. J. W. Matthews erzählt folgendes, indem er dabei versichert, es aus dem Munde des glücklichen Finders, des Irländers Mr. John O'Reilly selbst gehört zu haben. Auf seiner Rückkehr von der Jagd jenseits des Vaalflusses im Oktober 1867 kam O'Reilly in die Nähe des Orange River auf den Bauernhof De Kalk, der dem Buren Schalk van Niekerk gehörte. Dort sah er den Kindern beim

[1] Gold von den transvaalschen Goldfeldern.

Spiele zu; sie hatten in den Händen kleine glänzende Steine. Als der Vater der Kleinen bemerkte, wie des Fremden Augen an den Steinen hingen, hob er den schönsten auf, zeigte ihn dem Freunde, indem er lächelnd bemerkte: Dars a mooi klipje voor en borst spelt (das wäre ein schöner Stein für eine Brosche). O'Reilly glaubte zwischen dem Steine und dem diamantenen Ring, den er am Finger trug, eine Ähnlichkeit zu erblicken, nahm jenen in die Hand und versuchte damit die Anfangsbuchstaben seines Namens auf Glas einzugraben. Er hatte immer gehört, daß Diamant Glas schneide. Und der Stein schnitt wirklich ein. Er bat dann sofort den Buren, den Stein mitnehmen zu dürfen, den etwaigen Erlös davon werde er mit ihm kameradschaftlich teilen. In Hopetown angelangt, zeigte er den Stein dem Gastwirt, der aber unbändig lachte, als man dem Kiesel einen Wert beilegen wollte. Er wettete sogleich um ein Dutzend Seidel Bier, daß dieser Kieselstein auch keinen Pfifferling wert sei. Doch dies erschütterte O'Reillys Vertrauen nicht. In Colesberg bewunderte der Magistrat Mr. Lorenzo Boyes die Härte des Steines, konnte indessen die Natur desselben nicht näher bestimmen. Einige Juden sahen ihn als einen Topas an und boten dafür eine geringe Summe. War es das Benehmen der Juden oder etwas anderes, O'Reilly schien zu ahnen, daß er im Besitze eines Diamanten sei, und er hatte deshalb keine Ruhe und Rast, bis er Gewißheit gefunden. Er schickte den Stein an den in Grahamstown wohnenden und in der Edelsteinkunde bewanderten Dr. Atherstone. Dieser prüfte ihn und fand, daß er das spezifische Gewicht des Diamanten habe — 3.83 —; es sei möglich, daß es ein Diamant sei, den ein Reisender im Innern des Landes verloren. Bestätigt durch die Aussage des französischen Konsuls zu Kapstadt, M. Herriette, daß dieser Stein nur ein Diamant sein könne, kaufte ihn der Gouverneur der Kapkolonie, Sir Philippe Wodehouse für 500 Pfd. St. und sandte ihn direkt auf die Pariser Weltausstellung. Der Diamant wog $24^1/_4$ Karat. Daß O'Reilly Wort gehalten und dem Buren die Hälfte des Erlöses gegeben, wollen wir nicht in Zweifel ziehen, zumal er wohl schon deshalb zurückkehrte, um das Terrain noch näher zu untersuchen. Auch den Beamten Mr. Boyes erfaßte die Gier nach Diamanten; er machte sich auf, begab sich zum Buren Niekerk und durchsuchte mühselig ganze Säcke von Kieselsteinen. Aber die Fortuna lächelte ihm nicht, seine Mühe blieb unbelohnt. Fast galt der Fund O'Reillys als ein Märchen oder als Stein der Weisen, der nur Günstlingen der Götter beschert werde, als sechs Monate später wiederum die Kunde erscholl, am Zusammenflusse des Vaal- und Oranjeflusses seien Diamanten gefunden worden. Das war ein zweiter elektrischer Funke, der wirksamer und nachhaltiger wirkte als der erste. Weiße Ansiedler und noch mehr die Eingeborenen begannen die Jagd auf die blink Klipje, die bunten Steine.

Inzwischen war das Gerücht des ersten in Südafrika aufgefundenen Diamanten bis nach Europa gedrungen. Die meisten wollten nicht daran glauben; die einen beachteten es nicht weiter, die andern hielten es für eine schlau berechnete Spekulation, die nur Leute und Geld nach der Kapkolonie ziehen wollte. Der englische Geolog und Gelehrte Mr. Gregory untersuchte den Boden am Vaalflusse und kam zum Resultat, daß daselbst unmöglich Diamanten hätten entstehen können. In dem Geological Magazine eröffnete er im Dezember 1868 eine heftige Polemik gegen diejenigen, welche Südafrika als Diamantenfundstätte bezeichneten. Es sei dies krasse Unwissenheit, so sagte er, nur ein infames Mittel, Europa um sein Geld zu betrügen. Dr. Atherstone trat gegen ihn auf und widerlegte ihn, und er hatte recht. Im März 1869 wurde ein herrlicher Diamant in den Händen eines kaffrischen Hexenmeisters entdeckt, der lange Zeit gar keine Ahnung von dem Werte seines Kleinodes hatte. Ein Bur, in der Steinkunde besser bewandert, kaufte ihn für eine Menge Vieh und Waren im Werte von 400 Pfd. St. Es war ein Stein von prächtiger Weiße und einem Gewicht von $83^1/_2$ Karat. Man kann dem Burgher gar keinen Vorwurf daraus machen, daß er den Diamanten an zwei Juden, die Gebrüder Lilienfeld, für 11 000 Pfd. St. veräußerte. Sowohl in Südafrika als auch in Europa und in der ganzen Welt erregte dies Ereignis allgemeines Aufsehen. Die Kronjuweliere Hunt & Co. in London erwarben ihn für 11 500 Pfd. St. und übergaben ihn einem berühmten Schleifer in Amsterdam. Obgleich er nach dem Schleifen nur mehr $46^1/_2$ Karat wog, war er in der Hand des Künstlers zu einem kostbaren Juwel geworden, und der Earl of Dudley glaubte keinen Verlust darin zu sehen, als er ihn für 25 000 Pfd. St. als Schmuck für seine schöne Gemahlin kaufte. Bis heute hat dieser Stein, „der Stern von Südafrika", seinen Ruhm bewahrt.

Wenn bislang das Vordringen über den Oranjefluß so viel hieß, als die Grenzen aller Zivilisation überschreiten, ein Land betreten, wo nur wilde Menschen und wilde Tiere lebten und hausten, so war mit einemmal in allen Ecken und Enden Europas die Begeisterung für die Diamantenfelder epidemieartig ausgebrochen. Der Diamant ist ein gar mächtiger Magnet für viele Menschenkinder. Aus allen Himmelsgegenden, aus Kalifornien und Australien kommen Kaufleute und Spekulanten, Ärzte, Künstler und Journalisten; aus London, Paris und Amsterdam strömen sie in Scharen herbei, darunter Kesselflicker, Schneider, Soldaten, Matrosen, Ackersleute, Apotheker und Ladendiener — alle unterziehen sich freudig der mühseligen Reise, gehen leichten Schrittes über die weiten öden Steppen, denn sie sind von der Hoffnung beseelt, Diamanten, ja Diamanten von der Erde auflesen zu können.

* * *

Mehr als den farbenprangenden Rubinen, Smaragden, Opalen und Granaten geben wir dem lichtfunkelnden reinweißen Diamanten den Preis, weil er zweifelsohne wegen seines wundervollen Glanzes und herrlichen Feuers der schönste der Edelsteine ist. Unter allen Gemmen (gemma, Knospe) ist er die schönste Blume des Lichtes, übertrifft alles andere edle Gestein an vollendeter Durchsichtigkeit und bricht das Licht so wunderbar schön, daß seine Flächen im tausendfach verschiedenen Farbenspiel erglänzen. Er verdient mehr als andere Steine den Namen „Juwel" (von dem italienischen gioia, Freude), weil er durch die Höhe seines Glanzes des Menschen Auge und Herz am meisten erfreut, der prächtigste Schmuck der Königskrone und das Symbol alles Großen und Herrlichen auf Erden ist. Die Alten haben den Diamanten nach seiner hervorragenden Eigenschaft, der Härte, bezeichnet. So nannten ihn die alten Indier Azira (den Unzerstörbaren) oder Lohadshit (den Metallbesieger), die Perser und Araber almas oder elmas, die Griechen ἀδάμας (den Unbezähmbaren), welch letzterer Name in die meisten neueren Sprachen übergegangen ist, Demant, Diamant, diamond (englisch). Die Härte des Diamanten ist so stark, daß man vergeblich versuchte, ihn zwischen zwei Stahlblöcken mit Hilfe der hydraulischen Presse zu zerbrechen; der Diamant blieb unversehrt und drückte sich in den Stahl. Doch ist der Stein sehr spröde und kann man ihn im Stahlmörser leicht zerpulvern.

Den alten Völkern des Ostens dienten die Edelsteine zu Schmucksachen und zur Verschönerung des Lebens. In der Poesie der Indier wird wiederholt von kostbaren Steinen erzählt, und die Geschichte überliefert uns, daß die Herrscher Asiens in dem Glanze der Edelsteine ihren ungeheuern Reichtum zeigten und sich vom schaulustigen Volke bewundern ließen. Nicht nur waren Gewänder, Geräte und Gefäße bei Festlichkeiten mit blitzenden Steinen überladen, auch am priesterlichen Ornate fanden die Edelsteine vielfach künstlerische Verwendung. Von nicht wenigen und keineswegs unbedeutenden Altertumskennern ist behauptet worden, daß in dem Gemmenschildchen, das der Hohepriester des jüdischen Volkes auf der Brust trug, der sechste Stein Johalom ein Diamant gewesen sei. Das wenigstens steht fest, daß bereits vor uralter Zeit in Indien Diamantenwäsche betrieben wurde. Durch die phönizischen Kaufleute kamen unter andern Kleinodien auch kostbare Steine und wohl auch Diamanten nach Griechenland. Homer nennt den Diamanten in seinen Dichtungen ebensowenig wie den Rubin und Smaragd. Aber gar nicht unmöglich ist es, daß unter dem Schmucke der Göttin Hera und unter den Geschenken, welche die beiden Freier Eurydamos und Eurymachos der hohen Dame Penelope machten, Diamanten zu verstehen sind. Der Ring des Polykrates erinnert an den Gebrauch der damaligen Herrscher, Siegelringe mit geschnittenen Steinen zu tragen. In der späteren griechischen

Poesie ist ganz deutlich die Rede „von dem hellstrahlenden Diamanten", und werden auch diesem Könige der Edelsteine ganz besondere Eigenschaften und Wunderkräfte beigelegt.

Mehr als Griechenland war das alte Rom an Diamanten und Perlen verschwenderisch reich, und es schien fast, als ob der ganze Reichtum der Welt in Rom als dem weltbeherrschenden Mittelpunkt zusammengeflossen sei. An den Statuen und Gefäßen, an den Gewändern, am Halsschmuck der Kaiserinnen und am Zepter der Cäsaren, selbst an den Schwertern der Gladiatoren der späteren Zeit glänzten Smaragde, Perlen und hellfarbige Diamanten. Als Cäsar vor dem Überschreiten des Rubikon seine Truppen anredete, hielt er den kleinen Finger der linken Hand in die Höhe, indem er feierlich verkündete, daß er sogar sein kostbarstes Kleinod, den Diamantring an seinem Finger, denen opfern würde, die seine Sache mannhaft verteidigten. Diejenigen Soldaten, welche in weiterer Entfernung standen, konnten die Worte des Redners nicht vernehmen, sahen jedoch das Funkeln des Ringes. Der blitzende Stein entflammte das Heer und führte es zum Siege.

Bemerkenswertes berichtet Plinius, der Naturhistoriker des Altertums, über den Diamanten. Man kann es diesem fleißigen, Tag und Nacht unermüdlich thätigen Gelehrten, der nicht weniger als 160 große Bände über alle möglichen und unmöglichen Dinge, von denen damals die Rede war, schrieb, nicht übelnehmen, wenn er oft auf Hörensagen Sachen erzählt, welche die heutige Wissenschaft mit Achselzucken belächelt, ja die sogar der gesunde Menschenverstand von vornherein ins Reich der Fabeln versetzt. „Den größten Preis unter den menschlichen Dingen hat Adamas (der Unbezwingbare), lange bloß Königen und auch unter diesen nur wenigen bekannt. Unaussprechlich hart stößt er, auf den Amboß gelegt, den Schlag so zurück, daß Eisen und Amboß in Stücke zerspringen. Selbst das Feuer sprengt und brennt ihn nicht, er erglüht nicht einmal. Größere Macht als Stahl und Hitze hat das Bocksblut über den Diamanten, aber nur wenn es frisch und warm ist, doch auch so erst nach vielen Schlägen und immer noch Amboß und Hammer sprengend. Nur ein Gott kann dieses unermeßliche Geheimnis den Menschen mitgeteilt haben. Und wenn er nun glücklich zum Reißen gebracht würde, so zerstäubt er in kleine Splitter, die man kaum sieht." Aus dem Gesagten geht hervor, daß zu Plinius' Zeiten der sagenumwobene Diamant nur in den höchsten Kreisen näher bekannt gewesen ist.

Das für alles Schöne begeisterte Mittelalter interessierte sich gleichfalls für den Diamanten. Wiederholt begegnen wir ihm in den damaligen Schriften, allerdings mit mehr oder weniger Genauigkeit. Aus dieser ritterlichen, minnereichen Zeit stammt wohl das Alphabet der Edelsteine, das

die Fürstensöhne der Herzenskönigin schenkten. So setzte sich z. B. der Name Gertrud aus Granat, Enklas, Rubin, Turmalin, Rauchtopas, Uranit und Diamant zusammen. Wenn solche kostbare Geschenke der irdischen Minne gewidmet wurden, so wollte das glaubensstarke Volk nicht zurückbleiben, ebenso wertvolle Geschenke der höchsten Liebe darzubringen. Und keinem in der That gebührte das schönste Erdenkleinod mit mehr Recht als Gott. Deshalb sollte der Diamant funkeln an dem Kelche, in dem das kostbare Blut des Welterlösers fließt, sollte er strahlen an der Monstranz, in der das heiligste Sakrament der gläubigen Menge zur Verehrung ausgestellt wird.

In der Neuzeit fingen unter Karl VII. reiche französische Damen an, sich mit Diamanten zu schmücken, und heute, da die geschickten Hände der Diamantenschleifer dem Steine zu seiner vollendeten Pracht verhelfen, die unerschöpflichen Diamantenschätze in Südafrika entdeckt sind und die Masse der auf dem Weltmarkt erscheinenden Steine mit jedem Jahre steigt, hört man öfters von diamanttragenden Herren und im Diamantenschmuck strahlenden Schauspielerinnen und mit Diamanten spielenden Fürstenkindern.

* * *

Südafrika ist nicht das einzige Fundgebiet der Diamanten. Wir wissen, daß bereits das Altertum Diamanten kannte, und wo anders durften sie gefunden werden als im Wunderlande Indien? Ptolemäus, der alte Geograph, spricht von dem Diamantenfluß, der durch die vielen Edelsteine, die er mit sich führte, seinen Namen erhielt. Näheres war aber über die Lage der indischen Diamantenfundorte nicht bekannt. Aber bis spät in das Mittelalter galt Indien als einzige Bezugsquelle der kostbaren Steine, versah es den Weltmarkt. Die europäischen Kaufleute bezogen sie von der Bergfestung Golconda bei Haiderabad, die deshalb auch wegen ihres fabelhaften Reichtums fast sprichwörtlich wurde. Die indischen Diamantengruben liegen an der Nord- und Ostseite des Plateaus von Dekkan in der Nähe der Flüsse Panar, Kistna und Mahanadi. Der Stein findet sich in dem Sandstein-Terrain jenes Gebietes, im Sand und Kies der genannten Flüsse, gewöhnlich in Gesellschaft anderer Edelsteine wie Amethyst und Topas, oder auch neben Bergkrystall und Kieselsteinen. Indiens Diamantenreichtum ist jetzt so gut wie dahin; man erzielt jährlich noch etwa 8000 Karat = 1,5 kg. Die geringe Ausbeute bleibt meistens im Lande.

Bedeutsamer für den Welthandel sind die brasilianischen Diamantengruben, die sich teils bei Diamantina und Bagagem, teils am Rio Cardo unweit der Stadt Bahia befinden. Die ersten Diamanten wurden 1727 entdeckt, und schon bald trat Brasilien an die Stelle Indiens. Man trifft sie gewöhnlich vermischt mit Quarz, Eisenglanz, Monazit, Anatas, Rutil und

Turmalin. Ganz wie die indischen Diamanten ist auch der Lieblingsort der brasilianischen der Sandstein, namentlich die vom Flußsand gebildeten Erdablagerungen.

Im Laufe des 18. Jahrhunderts hat der Forschungstrieb der Europäer noch anderweitig Diamantenlager entdeckt. So fand die im Jahre 1829 veranstaltete wissenschaftliche Expedition unter Leitung Alexander von Humboldts zur Erforschung Sibiriens Diamanten im Uralgebirge. 1851 wurden Diamanten in Australien entdeckt, bis jetzt im ganzen etwa 12000 Karat = 2,4 kg, was einen Wert von 300000 Mark darstellt. Der wichtigste Fundort ist Neu-Südwales; vereinzelt kommt der so eifrig gesuchte Stein auch in Queensland, Viktoria und Westaustralien vor. Er findet sich wiederum durchweg im Sande in Gold- und in Zinnerz-Lagerungen neben Saphir, Rubin, Granat und Eisenerz. Die bedeutendsten Steine erreichen kaum die Größe einer Erbse, sind häufig gelblich gefärbt und sehr hart.

Endlich hat ein deutscher Geolog, Dr. Buchdrucker, auch in der chinesischen Provinz Schantung Diamanten entdeckt. Schon längere Zeit wußte man, daß die Leute der Stadt Itschaufu am I-ho-Flusse Steine hätten, mit welchen man Glas schneiden könne. Der englische Missionar Williamson meinte, es könnten wohl Diamanten sein, doch wisse er es nicht bestimmt. Buchdrucker besuchte nun selbst Itschaufu und stellte nach genauer Untersuchung fest, daß die „glasschneidenden Steine“ wirklich Diamanten seien. Er schreibt über seine Entdeckung in der Zeitschrift für praktische Geologie: „Der Diamant ist schon lange in dieser Gegend bekannt, aber nicht in dem Sinne wie bei uns, denn vom Schleifen des Steines und dadurch hervorgebrachter Brillantierung weiß der Chinese nichts. Ihm genügen der natürliche Glanz und die Eigenschaft des Steines, daß er mit ihm Löcher bohren kann, um sein zerbrochenes wertvolles Porzellan mittels Drahtes auszubessern. Daher dient er nicht als Diamant zum Schmuck, sondern wegen seiner Eigenschaften im Rohzustande oft als Zahlmittel, ja sogar als Pfandobjekt. So bekannt ist der Diamant der Bevölkerung, daß es ein Sprichwort dort giebt: ‚Rechts vom I-ho sind Kohlen, links schöne Steine.‘“ Der Fundort der chinesischen Diamanten ist an Ausdehnung nur klein; nach Buchdrucker liegen sie in derselben Sand- und Steinmischung verborgen wie die brasilianischen. Der Chinese findet sie vielfach beim Pflügen seines Ackers, am häufigsten nach starkem Regen. Für einen Spottpreis erwarb der deutsche Gelehrte eine Anzahl der wertvollen Steine, von denen einige die Größe einer Erbse erreichten; der Farbe nach waren mehrere gelb und grün. Vielleicht daß die Diamanten von Itschaufu noch eine Zukunft haben.

In Südafrika spricht man viel von einem rush of diggers, d. h. Strom der Gräber, die nach dem Vaal zogen. Gleich nach dem Auffinden der ersten Diamanten bildeten sich Digger-Kompagnien. Die ersten Sucher

kamen aus Natal; sie ließen sich anfänglich im Süden des Flusses auf dem Boden des Oranje-Freistaates nieder, überschritten aber, als sie hier nichts fanden, den Vaal und schlugen auf der Nordseite des Flusses in Hebron ihre Zelte auf. Andere folgten ihnen. 1870 fand man Diamanten mehr südlich von Hebron bei Pniel, auf dem südlichen Ufer des Vaal, und Pniel gegenüber, auf der andern Seite des Flusses, zu Klipdrift, besser bekannt unter dem Namen Barkly West. Das dem Flusse entnommene Geröll wurde ähnlich wie bei dem Goldwaschen in einen wiegenartig schaukelnden Behälter (cradle = Wiege) gethan, durch Aufgießen von Wasser wurden die lehmartigen Bestandteile des Gerölls abgeschwemmt und durch die an der „Wiege“ angebrachten Siebe ausgeschieden. Zwischen dem im Siebe zurückgebliebenen Geröll fand man die Diamanten (Bild 69). Die Ausbeute war anfangs prächtig und lohnte reichlich Arbeit und Mühe. In dem Dreieck, welches vom Vaal und Harts River gebildet wird, zählte man bald 10 000 Gräber, fast lauter Männer, und unter diesen viele Yankees, Australier und Kalifornier. Über 1000 Wiegen standen fortwährend im Betrieb. Es war allerdings ein saures Stück Arbeit, diese Diamantenwäscherei: war doch im Grunde genommen der Bezirk die reinste Wildnis, in der nichts zu haben war. Das Wenige, was aus der Kapkolonie heraufgeschafft wurde, konnte nur zu äußerst hohen Preisen erworben werden. Gar mancher litt Hunger und Entbehrung. Überdies war es höchst mühevoll, die Menge Wasser, welche zum Schlemmen des Gerölls notwendig war, aus dem zwischen steilen Felsufern gebetteten Flusse heraufzuziehen.

Ende 1870 kam ein Flußdigger auf einem Streifzuge in die Umgegend von Pniel auf die Farm eines gewissen Buren van Wyk, die am Rande einer pfannenartigen Mulde gelegen ist und von diesem Umstande den Namen Dutoitspan (pan = Pfanne) erhalten hatte. Die Frau, geschwätzig wie ein Papagei, zeigte dem Fremden eine Anzahl blitzender Steinchen, welche die Kinder aus den Lehmwänden des Hauses losgebröckelt hatten. Des Diggers scharfes Auge erkannte sofort den Wert dieser Dinger, er stellte sich aber einfältig und fragte nachlässig, woher man denn eigentlich den Lehm genommen habe. Er stammte aus der Mulde. Frohen Mutes ging der Gräber nach Hause und berichtete seine Entdeckung den Mitbrüdern, die sich dies nicht zweimal sagen ließen, sondern sofort aufbrachen und zum „Diamantenhaus“ eilten. Bei ihrer Ankunft war die Mulde bereits in Angriff genommen vom Farmer und seiner Familie, welche die Frage des Fremden zuerst stutzig gemacht und dann eines Besseren belehrt hatte. Der Bur wies die Eindringlinge energisch von seinem Besitztume ab; als aber diese nicht weichen wollten, mußte er sich wohl oder übel zu Unterhandlungen herbeilassen und den Fremden unter gewissen Bedingungen das Diamantensuchen auf seiner Farm gestatten. In kurzer Zeit erhob sich zu

Dutoitspan Zelt an Zelt; die Aussicht nach weiteren Erfolgen lockte die Diggers vom Vaal herbei, und bald entstand eine kleine Stadt. Ganz in der Nachbarschaft dieses Diamantenfeldes wurde einige Monate später auf der

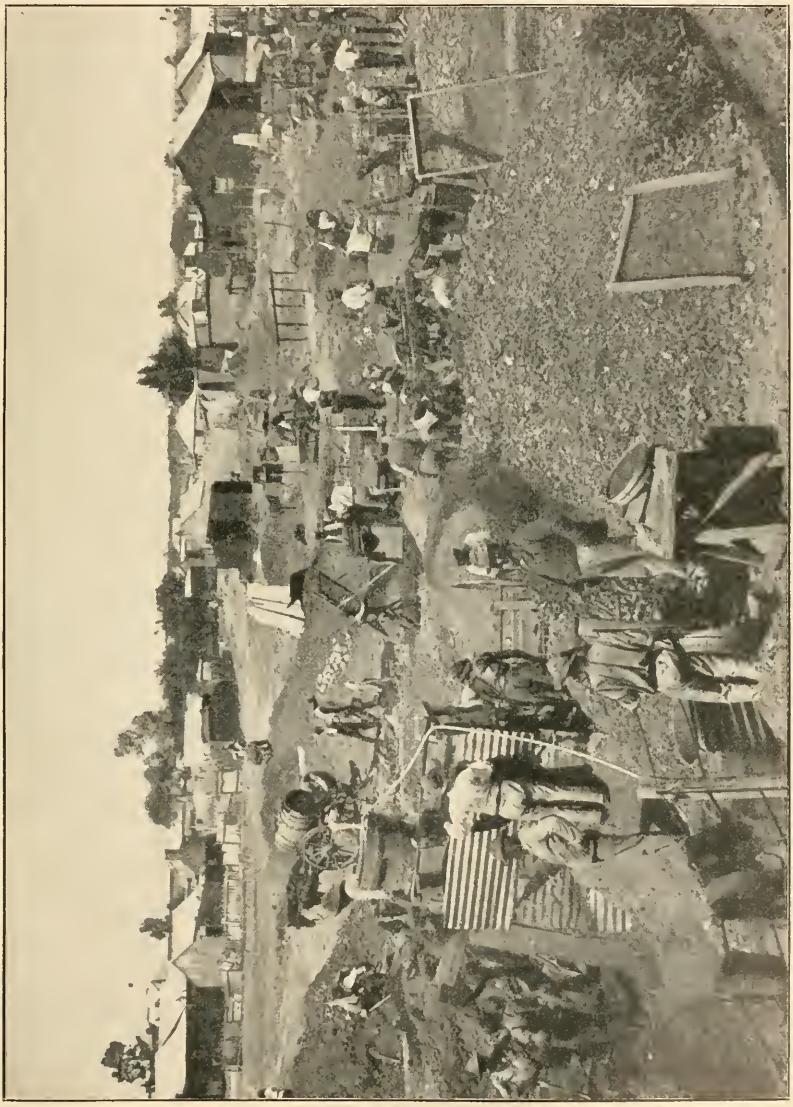

Bild 69. Privat-Aufnahmen der Diamanterde vor 30 Jahren.

Farm des Holländers Du Ploory die neue Mine Bulfontein entdeckt und etwas später auf dem Hofe eines gewissen De Beers ein anderer Flecken, der reich an kostbaren Steinen war. Man erzählt, daß dem holländischen Viehzüchter Hans de Beers der lärmvolle Einfall der Diamantensucher in der

Nähe seiner Farm äußerst lästig war. Er faßte daher den Entschluß, ruhigere Weidegründe aufzusuchen, und war überglücklich, als zwei Herren ihm 130000 Mark für sein Eigentum anboten. Niemals hat es ihn gereut, die in seiner Farm verborgenen Reichtümer für eine verhältnismäßig geringe Summe veräußert zu haben; auf seinem neuen Hofe, inmitten seiner Kinder und seiner Viehherden lebte und starb er zufrieden. Da diese beiden letzten Diamantenstellen jedoch nicht so ergiebig waren als Dutoitspan, kam man auf den Gedanken, einen Boden zu suchen, der letzterem gleiche, und Dr. Atherstone wies hin auf eine nicht weit von der De Beers-Mine gelegene flache, rundliche, mit Dornbäumen besetzte Kuppe, Koles-Kopje genannt. Inzwischen war im Juli 1871 ein junger Mann Namens Rawstone auf einer Jagd zufälligerweise auf diesen Hügel gekommen. Er war müde und ruhte aus unter dem Schatten eines Dornbusches. Gewohnheitsgemäß kratzte er den Boden auf und fand zu seinem größten Erstaunen ganz an der Oberfläche einen herrlichen Diamanten. Blitzschnell verbreitete sich die Nachricht auf den andern Diamantenfeldern, und im Sturmschritt erschienen Hunderte auf dem Kopje, wo auch sie alsbald zahlreiche Steine fanden. Es war dies die Kimberley-Mine, welche die bedeutendste unter allen Minen und der Mittelpunkt der späteren Diamantenfelder wurde.

Dies trockene Diamantengraben — dry digging — zog viele Wäscher vom Vaalfluße ab, das Handwerk war ihnen dort zu sauer geworden. Sie sollten sich aber wiederum verrechnen, denn auch auf diesen Diamantenfeldern war das Leben nichts weniger als bequem. Weit und breit war kein Wald, kein Hain, keine schattige kühle Stelle, um vor den Glutblicken der afrikanischen Sonne sich zu schützen. In der Heimat war dem ärmsten dieser Diamantensucher ein freundlicher Sonnentag stets willkommen gewesen, sei es zu einem Ausflug durch Wald und Flur, sei es zum Bestellen der Felder — aber welch ein Unterschied in Südafrika! Am Feuerherd der Hochöfen kann die Luft nicht schwüler sein als in dieser Sandwüste. In der fernen Heimat flüchtete er sich vor der Hitze in die kühle Stube, labte sich vielleicht an einem guten Trunke und ruhte aus von des heißen Tages harten Strapazen an der Seite seiner Gattin und in der Mitte fröhlicher Kinder. Nichts von all diesen Bequemlichkeiten fand er hier. Statt dessen watete er Tag für Tag lange Stunden bis an die Knöchel im heißen Sande und arbeitete bis zur Erschöpfung, vom frühen Morgen bis zum späten Abend, von den lästigen Fliegen- und Insektenschwärmen unaufhörlich umschwirrt und von den heißen Sand- und Staubwolken eingehüllt. Die meisten mußten sich mit einer Baracke aus Segeltuch begnügen und mit einer schlechten und ungenügenden Nahrung fürliebnehmen. Selbst das Wasser für den gewöhnlichen Hausbedarf mußte in Fässern von den umliegenden Farmen herbeigeschafft werden. An Belustigung dachte niemand, zu geselligem Scherz war

kaum Laune vorhanden, die meisten hatten keine Familie, und so war das Leben für sie recht lieb- und trostleer. Gar mancher mag da wohl Anwandlungen von Wehmut und Heimweh empfunden und im stillen schwer gelitten haben, wenn er an das väterliche Haus dachte, wo der Knecht besser versorgt ist als er, der durch die Gier nach Diamanten verblendete Sohn. Daß da bei all den Rippen- und Seitenstößen des Schicksals und bei dem ständigen Wechsel von Erfolg und Mißerfolg mitunter anstatt froher Lieder Worte des Mißmutes und der Verzweiflung die Luft erfüllten, das mag wohl Entschuldigung und Nachsicht verdienen. Das Elend, das ein jeder trug, brachte aber die Menschen zusammen; sie teilten Freud und Leid und unterstützten sich gegenseitig in brüderlicher Liebe. Durchweg waren es gesittete Leute, und Vagabunden und Taugenichtse waren selten; denn solange die Eisenbahn noch nicht gebaut war, konnten sich nur gut situierte Leute die wochenlange, kostspielige Reise in einem mit 10—16 Ochsen bespannten Wagen gestatten.

Um das Maß der Leiden voll zu machen, brachen auch noch gefährliche ansteckende Krankheiten aus. Da fehlte die pflegende Hand den Armen, und die Kranken darbten und starben dahin, oft jeglichen, selbst menschlichen Trostes beraubt und vielfach verlassen und unbetrauert. Unter den wenigen, die sich in opferwilliger Liebe der Leidenden annahmen, bleibt ewig unvergeßlich der Name des Oblatenpater Hidien. Er war ständig am Schmerzensbette, er scheute auch den widerlichsten Anblick und die der Natur abstoßendste Hilfeleistung nicht; er war überall, tröstend, ermunternd und segnend. Endlich warf das Fieber den barmherzigen Samaritan selbst aufs Krankenlager, und er starb als Märtyrer der Liebe. Noch 1880 schrieb der Daily Independant: „Ein Mann, liebenswürdig und von allen geliebt, ein guter Vater, dem die Herzen seiner Kinder treu ergeben, das war der P. Hidien. Er wurde das Opfer des Fiebers, das ihm allein kein Grauen und keinen Ekel eingeflößt. Mit unerschütterlicher Kaltblütigkeit und gleichsam mit Todesverachtung suchte er die elendesten Hütten auf, setzte sich an das schlechteste Krankenlager, und zwar während jeder Stunde des Tages und während der schlimmsten Phasen der Krankheit. Er ist heimgegangen, aber sein Andenken ist bei allen im lebendigen Andenken geblieben."

Die Eisenbahn, welche Kimberley mit Kapstadt verbindet und 1884 beendet wurde, hat ganz neue Zustände geschaffen. Die etlichen saecula, die der Ort hinter der Zivilisation, besonders hinter derjenigen unserer europäischen Fabrikstädte, zurückgeblieben war, durchlief Kimberley dank der wunderbaren Erfindungen des 19. Jahrhunderts in kaum ein paar Jahren. Zu Hunderten kamen sie herbeigeeilt, Tausende von Händen waren beschäftigt mit Hacke und Spaten, mit Kelle und Winkelmaß. Das alte „Ghetto" Kimberleys, die Hütten aus Segeltuch und die Blechhäuser verschwanden allmählich, Häuserreihen sprangen aus dem Boden, Seuchen, Hunger, Not

und Elend wurden auf immer verabschiedet — und wie im Anfang der Welt eine Schöpfung aus dem Chaos wurde, so entstand mitten in der Wüste eine herrliche Stadt.

Mit dem Wasser, das aus dem Vaal durch großartige Maschinenwerke gepumpt, filtriert und in mächtig großen Behältern aufbewahrt wird, ist mehr wie genügend für den Hausbedarf und für die Diamantenminen gesorgt, so daß noch Parks und Gärten mit Bäumen und frischem Blumenschmuck angelegt werden konnten. Die Sonne am Firmamente konnte man natürlich nicht abschaffen, aber seitdem Häuser und Wirtschaften entstanden, sollte man glauben, sie scheine nicht mehr so liebeswarm auf die Erde herab. Das Junggesellenleben — fröhlich und sorgenfrei war es hier nie gewesen — machte dem Familienleben und einem geregelten Hauswesen Platz. Das schwere Leben der ersten Anfänge ist der Erinnerung der meisten fast vollständig entschwunden, aber man darf ihnen diese schnelle Vergeßlichkeit nicht zum Vorwurf machen. Denn wenn man in den Straßen spielende Kinder, wandelnde Spaziergänger, reiche und feingekleidete Herren und Damen und schöne Equipagen sieht, wenn man hie und da an prächtigen Villen vorüberkommt und zeitungslesenden Politikern begegnet, die mit wichtiger Miene von den Diamantenaktien sprechen, so muß man gestehen, daß die kurze Vergangenheit weit, sehr weit zurückliegt.

Kimberleys Bevölkerungszahl betrug bei der letzten Zählung 29000 Seelen, darunter etwa die Hälfte Weiße. Was Kimberley von den andern neuentstandenen Städten unterscheidet, ist die Unregelmäßigkeit der Stadtanlage, das Abhandensein gerader Straßen und rechter Straßenwinkel. An den breiten ungepflasterten Straßen stehen die niedrigen und einfachen, meist noch mit Wellblech bedeckten Häuser, die alle, Kaufläden und Wirtschaften ausgenommen, von einem Gärtchen umgeben und mit einer kühlen Veranda versehen sind. Die größte Zahl der Europäer sind Ir- und Engländer; unter den Farbigen bemerkt man viele Kaffern und Indier. Letztere versehen den Kochdienst der Weißen und verkaufen Früchte, die Kaffern bilden die dienende Klasse. Die Stadt liegt 4000 Fuß über dem Meeresspiegel. Das Klima ist im allgemeinen gesund und, da freie Luftströmung vorhanden, auch trocken, nur der Sommer ist sehr heiß. Unangenehm ist es, wenn die starken Nordwinde herrschen, weil man dann von den Staub- und Sandwolken dermaßen belästigt wird, daß man sich unwillkürlich an den Scirocco erinnert. Unter den bemerkenswerten Gebäulichkeiten sind zu nennen das Rathaus, die städtische Bibliothek, welche die beste Sammlung von ganz Südafrika enthält, die Post- und Telegraphenbureaux, das Theater, das Hospital, Sanatorium und die katholische Kirche (Bild 70). Als Vorstadt von Kimberley ist das reiche Beaconsfield zu betrachten, das 10500 Seelen zählt.

Die Erdoberfläche der Karruwüste, in welcher sich die Diamantenfelder befinden, ist überall dieselbe: ein paar Fuß Sand und darunter eine etwas dickere Schicht von Kalkstein. Die ersten Steine wurden ganz oben im Sande

Bild 70. Katholische Kirche zu Kimberley.

gefunden, aber nur an gewissen Stellen, am Rande von eigentümlichen, schlotartigen Vertiefungen, die durch die Schiefer- und Sandsteinmassen, auch Lower Karroo-Bed genannt, in unbekannte Tiefe hinuntergehen, eine mehr

oder minder einförmige Gestalt (Bild 71) und mehrere Acres an Ausdehnung haben. Diese Krater sind angefüllt mit einer vulkanischen Asche, einer grünen, in der Tiefe aber bläulichen erdigen Masse, weshalb man auch nur von blue ground — blauer Erde spricht. In dieser harten Masse, die vielfach „Kimberlit" genannt wird, befinden sich die Diamanten. Diese „Diamantpfeifen", wie sie die Engländer treffend bezeichnen, enthalten überdies Fragmente und Rollsteine und andere schwimmende Massen — floating masses —, nämlich Stücke von älterem und tiefer unten liegendem eisenhaltigem Felsgestein, Gneis und Granit, auf die man auch in den tiefsten Schachten, die außerhalb der Minen gebohrt worden sind, noch nicht gestoßen ist. Eine andere Eigentümlichkeit dieser Krater besteht darin, daß die Schieferschichten, welche die Pfeifen einfassen, ihre Ecken und Kanten meistens nach oben gebogen haben, was ziemlich deutlich anzudeuten scheint, daß im Innern ein Druck von unten nach oben stattgefunden hat. Zudem hat man bemerkt, daß die oberen weicheren Schichten kegelförmiger sind als das untere härtere Gestein.

Obgleich die Diamantpfeifen auf mehrere Meilen im Umfang in Gruppen zusammenliegen, so ist doch ein großer Unterschied zwischen den einzelnen Minen bemerkbar, und zwar ein Unterschied in der Erscheinung der Zusammensetzung und physischen Natur der die Pfeifen anfüllenden Erde und der Diamanten selbst. Ja sogar in derselben Pfeife hat man einen Unterschied in der angefüllten Masse gefunden, was nahezulegen scheint, daß die in den Pfeifen lagernde Masse durch eine Reihe mehr oder minder lang andauernder Erhebungen aus der Tiefe emporgeschleudert wurde. Ferner muß beachtet werden, daß auch gebrochene Diamanten zum Vorschein kommen, ein Beweis, daß die Masse, in der sie sich befinden, nicht die Entstehungsmasse oder das Muttergestein sein kann.

Lange Jahrhunderte hat die Wissenschaft danach gestrebt, die Entstehung der Diamanten zu erforschen. Die Gelehrten des Altertums kannten und ahnten die Lösung des Rätsels nicht und erklärten die indischen Diamanten einfach als Geschenke einer höheren Himmelsmacht. Erst die moderne Wissenschaft erkühnte sich, verschiedene Hypothesen aufzustellen, zu prüfen und das Sachliche vom Phantastischen zu scheiden.

Die einen sagen, daß die Diamanten aus andern Welten stammen. In mehreren zur Erde gefallenen Meteoriten habe man Diamanten und Krystalle gefunden, die keine andere Natur als die der auf den südafrikanischen Feldern erworbenen Edelsteine aufweisen. Jene riesigen Meteorsteine hätten durch das Herabfallen aus hohem Himmelsraume solch eine Wucht gehabt, daß sie Löcher in die Erde bohrten. Kleinere Stücke, die auf dem Boden liegen geblieben, seien durch Verwitterung in die Flußbette gelangt. In der That hat man verschiedene Beispiele von diamanthaltigen Meteoriten,

so der sogen. Ava-Meteorit, der 1846 in Ungarn niederging, ferner verschiedene Meteoriten in Australien und den Vereinigten Staaten. 1866 fiel in Rußland ein gewaltiger Meteorstein, der eine Menge lichtgrauer Körner enthielt, die so hart wie Diamant waren und an der Luft zu Kohlensäure verbrannten. Im Staate Arizona in Amerika hat man vor einigen Jahren auf einen Kreis von 5 engl. Meilen im Durchmesser einige hundert Zentner reinen Eisens in mehr oder minder großen Stücken gefunden. Gelehrte kamen sofort auf den Gedanken, daß hier ein Meteorit niedergefallen sein müsse. Ihre Hypothese unterstützte die Wahrnehmung, daß sich nahe dabei eine kraterähnliche Öffnung von mehr als 1 km Durchmesser und fast 200 m Tiefe im Boden befand, die der Meteorstein sich gebohrt hatte.

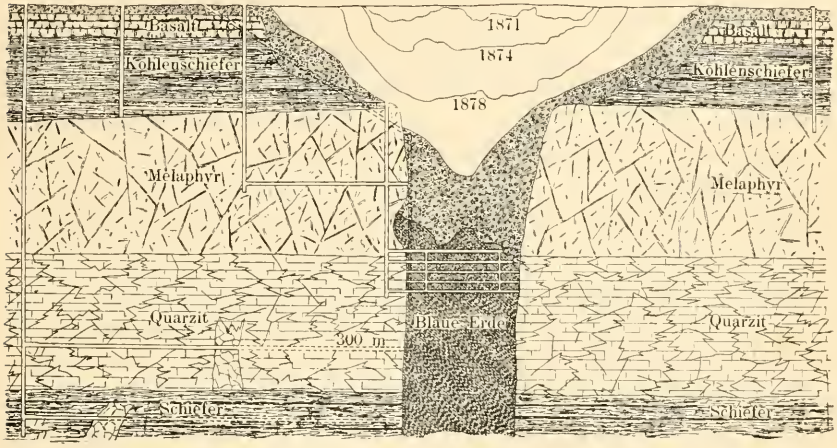

Bild 71. Querschnitt durch die Kimberley-Mine.

Auch Mineralogen untersuchten die durch das Aufplatzen auf den Boden abgesprungenen Eisenstücke und fanden darin schwarze Diamanten.

Wir geben zu, daß Himmelskörper Diamanten enthalten, können aber nicht so weit gehen, daß wir der Hypothese das Wort reden, alle Diamanten rührten von Himmelskörpern her. Die Natur und Gestalt der Diamantpfeifen von Kimberley, wie wir sie oben geschildert haben, weisen solch eine Annahme ganz entschieden ab. Zudem ist auf diese Weise die Bildung und Natur des Diamanten keineswegs erklärt, und findet diese Hypothese bei den ernsten Mineralogen wenig Anklang.

Der englische Physiker Newton hatte aus dem starken Brechungsvermögen des Diamanten vermutet, daß er ein brennbarer Körper sein müsse. Er versuchte ihn zum Schmelzen zu bringen, jedoch ohne Erfolg. Auf Veranlassung des Großherzogs Cosmus III. nahm 1694 die florentinische Akademie das Experiment des Engländers wieder auf und legte

diesmal den Stein in den Brennpunkt eines riesigen Spiegels. Die ungeheure Glühhitze griff den Diamanten an; er bekam Risse, sprühte heftig und verschwand schließlich in Dampf. Diamanten zu verbrennen, wurde bald eine Liebhaberei, eine noble Passion, in der sich nicht nur ein Kaiser, Franz I., auszeichnete, sondern auch viele Pariser, die sich hier wieder einmal als große Kinder erwiesen. Der Franzose Maillard machte zuerst das Experiment, daß dem Diamanten in Kohlenpulver gehüllt auch die größte Hitze nichts anhaben kann, und der junge Millionär Lavoisier fand, daß beim Auffammeln des durch den im Sauerstoffe verbrennenden Diamanten erzeugten Gases dieselbe Kohlensäure entsteht wie beim Verbrennen des Holzes und der Kohle. So war denn endlich die Wissenschaft zu dem Ergebnis gelangt, daß der hellglänzende Diamant, dieses erste aller Juwelen, und die vom gewöhnlichen Menschenkinde unbeachtete schwarze und schwärzende Kohle nur Modifikationen eines und desselben Stoffes seien. Da haben vielleicht gar manche bei sich gedacht: es ist doch wirklich wahr, alles Irdische ist nur ein bißchen Staub und Asche. Jawohl, aber auch hier kann man immer noch mit einer gewissen Berechtigung sagen: Si duo sunt idem, non est idem — Wenn zwei das gleiche sind, so ist es nicht dasselbe. Den Chemikern war jetzt die Aufgabe gesetzt: Wenn der Diamant nur Kohlenstoff ist, wäre es dann nicht möglich, daß man aus flüssigen Kohlenstoffverbindungen denselben wieder ausscheide? Es begann nunmehr ein weiteres Experimentieren und ernstes Forschen, man wollte um jeden Preis den Diamanten im Laboratorium auf künstlichem Wege hervorbringen. Sollte dies gelingen, dann wäre der kühnste Traum des Alchimisten verwirklicht, der Stein der Weisen wäre gefunden, Menschenhand würde aus Staub die kostbarste Gemme hervorbringen.

Der berühmte deutsche Chemiker Liebig war der Ansicht, daß die Bildung der Diamanten auf nassem Wege vor sich gegangen sei. Er stützte sich dabei auf die Wahrnehmung, daß der Diamant sich unter dem Einflusse großer Hitze schwärzt, und daß in manchen Steinen Figuren deutlich eingeprägt sind. Denke man sich, so sagt er, die Verwesung in einer Flüssigkeit vor sich gehen, welche an Kohlenstoff und Wasserstoff reich ist, so wird eine an Kohlenstoff stets reichere Verbindung erzeugt werden, aus der sich zuletzt als Endresultat der Verwesung Kohlenstoff in Substanz und zwar kristallinisch abscheiden muß. Bis heute hat man dieser Hypothese wenig Beachtung geschenkt. Wenn wir in unsern Laboratorien Kohlen kristallisieren lassen, so erhalten wir Graphit, aus dem man Bleistifte macht, aber Diamanten sind uns bislang noch nicht beschert worden. Andere vertraten die schnurstracks entgegengesetzte Ansicht, daß der Diamant nur durch hohe Temperatur hervorgebracht werde.

Mit dem ungeheuren Fortschritt der physischen Wissenschaften gelang es den Chemikern, auch den Kohlenstoff schmelzbar und flüssig zu machen. Man

hatte die dazu nötige kritische höchste Temperatur von 3600° C und den erforderlichen kritischen geringsten Druck von 2300 Atmosphären (= 15 t pro Quadratzoll) erreicht. Größere Temperatur- und Druckbedingungen erbrachten in glänzender Weise Sir Frederick Abel und Sir Andrew Nobel, die bei ihren Untersuchungen der Gase von entzündetem Schießpulver gefunden hatten, daß man in geschlossenen Stahlcylindern Temperaturen von 4000° C und einen Druck von 95 t per Quadratzoll erzeugen könne. Der tüchtige französische Chemiker Moissan verwertete dies, indem er zugleich das andere Faktum der Metallurgie ausnutzte, daß verschiedene geschmolzene Metalle, das Eisen ganz besonders, Kohlenstoff, auflösen und zwar um so mehr, je höher die Temperatur ist, und ihn beim Abkühlen als krystallisierten Graphit wieder ausscheiden. Moissan erfand den elektrischen Ofen, in dem er die durch den elektrischen Bogen erzeugte Hitze auf die chemischen Stoffe lenken konnte. In diesen Ofen setzte er einen Schmelztiegel aus Kohle, legte $^1/_2$ Pfd. reinen Eisens hinein und daneben eine reine Zuckerkohle. Dicht über dem Tiegel befand sich der zwischen zwei Kohlenstiften gebildete elektrische Bogen unter Benutzung eines Stromes von 800 Ampère und 40 Volt. Es entwickelte sich eine Hitze von 4000° C, so daß das Eisen sogleich schmolz, beim Schmelzen aber den Kohlenstoff der inliegenden Zuckerkohle auflöste. Da der Ofen solch eine Hitze nicht lange aushalten konnte, mußte der Strom bald unterbrochen werden. Hierauf wurde der Schmelztiegel herausgenommen und das glühende flüssige Eisen in kaltem Wasser abgekühlt. Die äußere Schicht des Eisens erstarrte sofort, den inneren, noch immer flüssigen Teil umspannend. Beim Abkühlen des glühenden inneren Kernes entwickelte sich durch das fortschreitende Zusammenziehen ein ganz gewaltiger Druck, der bewirkte, daß sich der im Eisen befindliche Kohlenstoff in dichter krystallinischer Form ausschied. Diese Körner sind allerdings winzig klein, aber sie haben dieselbe chemische Zusammensetzung, ganz dieselben Eigenschaften des Diamanten, kurz, es sind kleine, echte Diamanten.

Ingenieur Frölich erzählt in der „Germania“ (Wissenschaftl. Beil. 20. April 1899), daß der Mailänder Professor Quirino Majorana auf einem dem Prinzip nach ähnlichen Wege künstliche Diamanten erzeugt, indem er den hohen Druck durch Explosion von Schießpulver und die erforderliche Temperatur durch den elektrischen Lichtbogen erzielte. Er verfuhr dazu folgendermaßen: In einem Hohlcylinder aus ungehärtetem Stahl, der zur Aufnahme des Pulvers bestimmt und zum Schutze mit einer Anzahl verbolzter Eisenringe versehen ist, befindet sich ein Kolben, der bei der Explosion des im Stahlcylinder befindlichen Pulvers nach unten gestoßen wird. Der Kolben hat unten einen cylindrischen Ansatz, in welchen ein Kohlenstückchen eingepaßt ist; dasselbe hat etwa 2 g im Gewicht. Unmittelbar unter diesem Kohlenstückchen befindet sich ein ebenfalls durch Eisenringe geschützter Hohl-

cylinder, in den das Kohlenstückchen bei der Explosion hineingestoßen wird. Das Kohlenstückchen wird nun mittels eines doppelten Lichtbogens erhitzt und dann die Entzündung des Pulvers in dem Stahlcylinder durch einen Platindraht bewirkt, welchen man durch einen elektrischen Strom zum Glühen bringt. Die Erhitzung dauert etwa 15—20 Sekunden; als Kohle kann nur Bogenlampen-Kohle zur Verwendung gelangen, da andere dem doppelten Lichtbogen nicht standhält. Die komprimierte Kohle wird nachher in kleine Stücke zerschlagen und die noch vorhandene amorphe Kohle durch Behandlung mit verschiedenen Säuren zerstört. Die so übrig bleibenden Teilchen, teils durchsichtig, teils undurchsichtig, zeigen das hohe Lichtbrechungsvermögen, die Härte, krystallinische Struktur und die Säurefestigkeit des Diamanten, so daß ein neuer Beweis dafür vorliegt, daß hoher Druck und gleichzeitige hohe Temperatur die Möglichkeit für die Überführung amorpher Kohle in die krystalline Form des Diamanten gewähren; ob unsere Diamanten auf diese Weise entstanden sind oder entstanden sein können, ist eine Frage, zu deren Lösung freilich noch manche andere Fragen zu beantworten sind, namentlich, ob die Form des Muttergesteins der Diamanten das Vorhandensein so hoher Temperaturen bei der Entstehung zuläßt.

Eine andere Methode zur Erzeugung von Diamanten hat J. Friedländer beschrieben. Vor dem Knallgasgebläse wurde von ihm Olivin geschmolzen und mit einem Kohlenstäbchen umgerührt. Dabei löste sich etwas Kohle auf und in der erkalteten Schmelze fanden sich braune oktaedrische Kryställchen von hohem Brechungskoeffizienten. Bei wiederholtem Reiben brachte die Schmelze auf einem geschliffenen Rubin feine Schrammen hervor. Um die Diamanten zu isolieren, wurde die Masse nach der von Moissan angegebenen Methode behandelt, und es fand sich zuletzt auf diese Weise ein kleiner Rest von Krystallen, die hohe Lichtbrechung und großes spezifisches Gewicht besaßen und beim Erhitzen in Sauerstoff verschwanden, dagegen sich in Kohlensäure unverändert glühen ließen. Das sind aber Eigenschaften des echten Diamanten; nur sind die künstlich erhaltenen Krystalle so klein, daß sie praktischen Wert nicht beanspruchen können. (Unterhaltungsbl. Germania, 15. Juni 1899.)

Das Geheimnis des Diamanten war enthüllt. Die im elektrischen Ofen oder sonst durch hohen Druck und hohe Temperatur hervorgebrachten Diamantensplitter, deren Größe allerdings in keinem Verhältnis zu den aufgewandten Kosten steht, und welche deshalb keinen praktischen Wert haben, gaben den Weg an, welchen die Natur in ihren großen Werkstätten und bei ihren größeren Formationen einschlägt. Der englische Physiker William Crookes, der eigens die Minen von Kimberley besuchte, stellt die durch oben ausgeführte Erfahrung begründete Hypothese auf, daß die Diamanten Südafrikas, wie vielleicht auch alle andern Diamanten der Welt, im tiefen Innern der Erde auf ähnliche Weise gebildet werden wie im Laboratorium des Chemikers,

nur schaffe die Natur mit unbegrenzten Temperaturen, unbegreiflichem Drucke und einem riesigen Material, und könne deshalb auch größere und herrlichere Steine hervorbringen. Es genügt, daß ungeheure Massen geschmolzenen Eisens Kohlenstoffe auflösen und daß sich der Kohlenstoff bei Abkühlung des Eisens kryſtalliſiert. Die Wahrnehmung, daß die Diamanten des öftern ſpringen und zerſplittern, wenn ſie von der einſchließenden Erdkruſte frei werden, zeigt deutlich an, daß die Steine unter ungeheurem Drucke entſtanden ſind. Die Theorie von der Entſtehung der Diamanten in Verbindung mit Eiſen wird noch durch die Thatſache erhärtet, daß auf den Diamantenfeldern Eiſenſtücke ſich befinden, und ferner, daß die auf künſtlichem Wege hervorgebrachten Diamanten in Form länglicher Tropfen ausgeſchieden werden, gerade wie die natürlichen. Auch iſt Eiſen ein Beſtandteil der Diamantaſche — bei dunkleren Diamanten iſt der Aſchenreſt etwas größer als bei den klaren, überſteigt indes nicht 0,06 Prozent —, und weiſen die bläuliche, rötliche und grünliche Färbung, die wir an manchen Diamanten ſehen, auf das Eiſen hin, das außer Kohle auch andere färbende Körper, wie Nickel, Mangan, Kobalt und Chrom, auflöſt.

Wenn wir uns nochmals die Diamantpfeifen, wie wir ſie oben beſchrieben haben, vergegenwärtigen, ſo drängt ſich uns ſofort die Vermutung auf, daß ſie durch gewaltige, aus dem tiefen Erdinnern emporquellende vulkaniſche Maſſen gebildet worden ſind. Die Geſtaltung der Einfaſſung dieſer Krater läßt, ſo ſollte man meinen, gar keine andere Erklärung zu. Auch die Stücke gebrochener Diamanten beweiſen, daß die jetzige Lage nicht ihre urſprüngliche iſt, daß ſie vielmehr gewaltſamerweiſe von ihrem Entſtehungsplatze hierher gedrängt worden ſind. Mit viel Glück haben die Anfänger dieſer Hypotheſe auf ähnliche ſchlotartige Vertiefungen in der Rauhen Alb hingewieſen, wo ein gewaltſamer Ausbruch aus der Tiefe Krater bildete und dieſe teils mit feſter Lava, teils mit loſen Tuffen anfüllte. In der Kimberley-Mine, wo der Schacht bereits über 1200 Fuß tief iſt, iſt die Wahrnehmung gemacht worden, daß die Granitwände, welche den blue ground umſchließen, ſenkrecht in die Erde gehen. Durch die allmähliche Abkühlung der äußeren Erdkruſte entſtanden wegen der im Innern fortlodernden Glut Riſſe in der Erde, durch welche das Waſſer eindringen und bis auf die erhitzten Regionen hindurchſickern konnte. Das Waſſer war durch die Hitze ſofort in Waſſerdampf verwandelt, der bekanntlich das glühende Eiſen angreift, oxydiert und eine Menge Waſſerſtoff und Kohlenſtoff befreit. Die erzeugten Dämpfe und Gaſe erweiterten die Riſſe immer mehr, und es entſtand ein vulkanartiger Ausbruch, der Felsmaſſen, Lava und Diamanten mitheraufbrachte. Auch die im Vaalfluſſe aufgefundenen Diamanten ſcheinen unſere Hypotheſe weſentlich zu unterſtützen. Der Vaal hat ſich ſein Bett durch einen vulkaniſchen Felſen gegraben, und es iſt deshalb ſehr wohl anzunehmen,

daß in diesen Felsen Diamantpfeifen waren, die durch das Wasser ihre Steine verloren. Zudem findet man an den Stellen des Flusses, wo Diamanten gefunden werden, viel eisenhaltigen Kies.

Eine andere Begründung unserer Theorie finden wir in einem Experimente von Wöhler und Deville, denen es gelungen ist, aus dem Bor, das in mehrfacher Beziehung große Ähnlichkeit mit dem Kohlenstoff hat, einen Borkrystall hervorzubringen, der an Farblosigkeit, Durchsichtigkeit und Lichtbrechung dem Diamanten an die Seite gestellt werden kann.

Die soeben ausgeführte Theorie ist selbstverständlich nicht Gemeingut aller Gelehrten. Mr. George Bottomley, ein tüchtiger Kenner der Diamantenfelder, nimmt für seinen Teil an, daß die Diamantpfeifen wohl gelöschte Krater seien, hält aber daran fest, daß der gelbe, grüne und blaue Boden sowie auch die Diamanten von oben hereingeschwemmt worden sind. Zum Beweis dafür führt er an, daß in großen Tiefen versteinerte vegetabilische und animalische Substanzen, wie Fische und Straußeneier, gefunden worden sind, sowie Bäume aus der Kohlenperiode, und daß die rundlichen Felsblöcke, die in dem blue ground schwimmen, alle Merkmale haben, gerollt worden zu sein.

Diese Schwierigkeit läßt sich meiner Ansicht nach auf eine ganz einfache Weise lösen. Was hindert uns, anzunehmen, daß der vulkanische Ausbruch durch Erdschichten ging, die Pflanzen und Tiere enthielten? Die im blue ground gelagerten Felsmassen, die rundlicher Gestalt sein sollen, was indes gar nicht so sicher ist, sind schon aus dem Grunde nicht von oben hereingeschwemmt worden, weil sie sonst die aufwärts gerichteten Kanten und Ecken der Kraterwände verwischt und vernichtet hätten. Jedenfalls hat die von Bottomley hervorgebrachte Schwierigkeit unsere Theorie weder erschüttert noch als unsicher erwiesen; dieselbe ist überdies nicht begründet und kann daher keine allzugroße Beachtung beanspruchen.

Der Diamant verliert dadurch nicht das geringste an seinem Werte, daß er aus ganz gewöhnlichem Stoffe besteht. So bildet auch Thonerde den Rubin und Saphir und kommt in den meisten Edelsteinen vor. Die Chemiker kennen genau die verschiedenen Bestandteile der einzelnen Edelsteine und die Mischung ihrer Farben, sie haben es auch fertig gebracht, die Materialien in Flüssigkeit und zur Krystallisation zu bringen, nur sind die Steine klein und unbedeutend im Verhältnis zu den natürlichen.

Das Gewicht der Diamanten wird nach Karaten bestimmt; das Karat ist gleich 205 mg. In der Regel wächst der Preis größerer Steine im Quadrate der Zahl der Karate, so daß z. B. ein Stein von 10 Karat 100mal teurer ist als der von 1 Karat. Ferner wird der Wert der Diamanten von ihrem hohen Alter, der Schönheit der Farben, dem künstlerischen Schliffe, der Mode und dem Luxus und nicht zu allerletzt durch

die wirtschaftliche Lage und die politischen Verhältnisse beeinflußt. Als die Diamantenminen von Brasilien entdeckt waren und in den ersten 10 Jahren 200000, von 1740—1772 sogar 1700000 Karat gewonnen wurden, fiel der Preis pro Karat eines geschliffenen Diamanten von 250 auf 25 Fr. Zu Anfang des 19. Jahrhunderts gab man für ein Karat 160 bis 180 Mark, und 1870 schon 600 Mark. Mit der Ausbeutung der südafrikanischen Minen sank der Preis der Steine mit einemmal ganz gewaltig. Die Minendirektion von Kimberley hat sich aber so eingerichtet, daß nie mehr Steine auf den Markt kommen, als nötig ist, und so hält sich der Durchschnittspreis pro Karat auf 30—36 Fr. Die alten indischen Steine, die alle andern an Glanz übertreffen, sind im Preise gestiegen, weil sie seltener geworden.

Der rohe, ungeschliffene Diamant entfaltet keinen Glanz und kein Feuer. Er leuchtet nicht, wie man sich öfters einbildet, hell auf im dunklen Schacht, er ist nur erkennbar durch die Gestalt eines Oktaeders oder Mehrflächners, ist unscheinbar, zeigt nur ein paar matt glitzernde Stellen und hat an der Oberfläche kleine Risse und Sprünge. Seine Pracht erlangt er erst durch die Hand des Künstlers, des Diamantschleifers.

Die Kunst, Diamanten zu schneiden und zu polieren, war bereits den alten Künstlern von Hindostan und China bekannt. Sie gebrauchten dazu Corundum (Adamantinus), zauberten aber mit ihren einfachen Werkzeugen nicht all den Glanz hervor, den europäische Künstler dem Steine zu geben vermögen. Ganz durch Zufall fand in der Mitte des 15. Jahrhunderts ein junger Mann von Brügge, Namens Louis de Berguem, daß zwei Diamanten beim Reiben sich gegenseitig abnutzen. Er verfertigte daraufhin ein Polierrad, that Diamantpulver daran und konnte somit auf den Diamanten einwirken, gerade wie er mit Schmergel andere Metalle bearbeitete.

Das Diamantschleifen erfordert große Geduld und außerordentliche Geschicklichkeit, denn einerseits ist der Diamant sehr hart, anderseits äußerst spröde. Der Schliff dauert oft lange Jahre. Früher war der Rosettenschliff gewöhnlich: auf ebener Basis erstehen mehrere Reihen dreieckiger Facetten, deren oberste zu einer Pyramidenspitze zusammenläuft. Zu Mazarins Zeit kam der Brillantschliff auf, bei dem beide Seiten facettiert werden, so daß in dem à jour gefaßten Stein der volle Glanz hervortritt. Die Hauptsitze der Diamantschleiferei sind Amsterdam, Antwerpen, Hanau und Paris.

Die farbigen Diamanten, besonders die honiggelben, sind nicht so gesucht und wertvoll als die hellklaren Steine von „reinem Wasser". Trotzdem giebt es einige farbige Diamanten, die schöner und deshalb auch teurer als die wasserhellen sind, so z. B. der grüne Stein im Dresdener Grünen Gewölbe und der blaue Diamant des Bankiers Hope zu Amsterdam. Die

dunkelgraublauen geben ein eigenartig helles Licht und entfalten ein prächtiges Farbenspiel; sie sind vielfach höher als die reinweißen geschätzt.

Nach dem Engländer Edwin W. Streeter unterscheidet man bei den südafrikanischen Diamanten nicht weniger als 22 Arten vom völlig weißen und farblosen bis zum tiefschwarzen. Am höchsten im Werte stehen die weißen farblosen und die bläulichweißen Steine; nur 2 Prozent aller Kapdiamanten rechnen zu dieser Sorte. Durchweg spielen die weißen Steine ins Gelbliche oder Grünliche über, doch so leicht, daß nur das geübte Auge des Juweliers es wahrnimmt. Am häufigsten sind die prächtigen gelben Steine, seltener die dunkelbraunen und tiefschwarzen. Soll der Diamant, welche Farbe er auch immer besitzt, in den Handel kommen, so darf er nicht trüb oder voll Risse sein.

Einige Diamanten (Bild 72) haben einen Namen und ihre Geschichte, manche eine wahre Odyssee. Der freundliche Leser wird es mir sicher gestatten, einiges darüber zu sagen.

Der „Großmogul", der bei Golconda in Indien gefunden wurde und im persischen Schatze sich befand, ist ein Stein hellsten Wassers und ist als Rosette geschliffen. In rohem Zustande wog er 780 Karat, nach dem Schliffe nur mehr 279; an der Basis hat er einen kleinen Sprung. Ob er noch existiert, oder ob er identisch mit dem folgenden „Orloff" ist, wird bezweifelt.

Der „Orloff" ziert die Spitze des russischen Zepters. Er hat 21 mm Höhe und 32 mm Dicke und wiegt 193 Karat. Ursprünglich gehörte er dem Schah Nadir von Persien, gelangte aber nach dessen Ermordung in die Hände eines afghanischen Bandenführers, der ihn für 50000 Piaster an den armenischen Kaufmann Schafras verkaufte. Dieser brachte ihn auf den europäischen Markt, wo er allgemein bewundert wurde. Der Stein gefiel der Kaiserin Katharina II. von Rußland, die ihn für 450000 Silberrubel und die Gewährung des russischen Adelsbriefes dem Armenier abkaufte. Es scheint, daß der „Orloff" nur ein Teil eines größeren Diamanten ist; er paßt ganz genau mit einem andern Diamanten, den man 1832 im Besitze einer armen persischen Familie fand, und mit dem berühmten Kohinoor zusammen. Dieser ursprüngliche Diamant muß eine hühnereiähnliche Gestalt gehabt haben.

Der „Kohinoor" gelangte nach langen Wanderungen durch die Welt 1850 in den Besitz des englischen Kronschatzes. Seine Geschichte verliert sich in die graue Vorzeit der Jahrhunderte und ist mit einem reichen Kranz orientalischer Sagen umwoben. Ziemlich sicher ist es, daß er durch Alaed-din in den Kronschatz von Delhi kam. Das Kriegsgeschick brachte ihn in die Hände der Moguldynastie aus dem Hause Timur. Tavernier fand ihn später unter den Schmucksteinen des grausamen und hartherzigen Aureng-

zeb, der ihn wie einen heilbringenden Talisman bewahrte. Im 18. Jahrhundert erwarb ihn der Schah Nadir durch List. Eine Frau aus dem Harem des Moguls Mohammed hatte es jenem verraten, daß ihr Gebieter den kostbaren Stein in seiner Kopfbedeckung trage. Der große Eroberer benutzte die Gelegenheit eines Abschiedes von Mohammed, um ihm den Vorschlag zu machen, als Zeichen gegenseitiger Freundschaft die Kopfbedeckung umzutauschen. Nolens volens mußte der andere auf den Vorschlag eingehen.

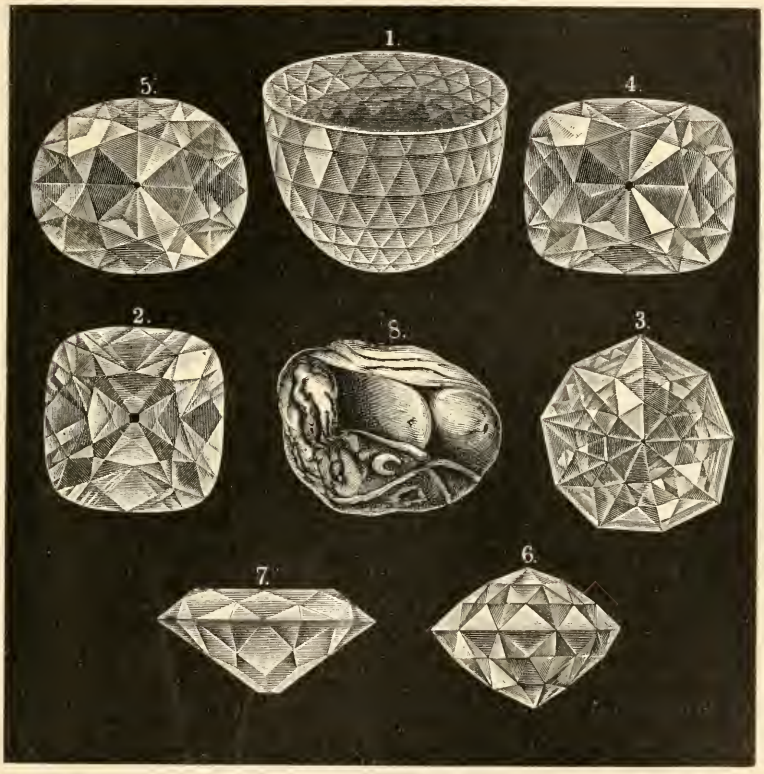

Bild 72. **Berühmte Diamanten.**

1. Orloff, 2. Regent, 3. Toskaner, 4. Stern des Südens, 5. Kohinoor, 6. Toskaner (von der Seite), 7. Stern des Südens (von der Seite), 8. Regent (vor dem Schliff).

Als Nadir den Turban untersuchte und den Stein fand, rief er begeistert aus: „Koh-i-noor" = Berg des Lichtes. Das wurde der Name des Steines. Nadirs Nachfolger waren Schwächlinge, die Kraft, Macht und Reichtum verloren; auch der Diamant „Kohinoor" wanderte von Hand zu Hand. Englische Truppen erbeuteten ihn, als sie das Land der Sikhs eroberten, und schenkten ihn 1850 der Königin von England. Er wurde einem Schleifer in Amsterdam übergeben, wo er von 186 Karat auf 106,5 Karat herabsank.

Der „Regent“ des französischen Staatsschatzes wurde für Ludwig XV. für $2^1/_2$ Millionen Fr. angekauft. Er wiegt 123 Karat. Er glänzte zuerst inmitten kostbarer Brillanten in der Königskrone Ludwigs XVI., wurde während der Schreckensherrschaft von unbekannter Hand gestohlen, nach mehreren Jahren auf Angabe des anonymen Diebes in den Elysäischen Feldern wiedergefunden. Die Republik verkaufte ihn aus Geldnot nach Berlin, erwarb ihn aber hernach wieder. Napoleon I. trug ihn als Knopf an seinem Staatsdegen, Marie Luise im Diadem, Louis Philipp benutzte ihn als Pelschaftsgriff, Kaiserin Eugenie trug ihn wiederum im Diadem an großen Galatagen.

Der „Toskaner“ befindet sich im Schatze des Kaisers von Österreich; er wiegt $139^1/_2$ Karat und hat einen Wert von 1 Million Gulden.

In Brasilien fand man 1853 den „Stern des Südens“, der rauh 254 und nach dem Schliffe $125^1/_2$ Karat wog; in der Kimberley-Mine fand man den „Porter Rhodes“, einen Stein im Werte von 60000 Pfd. St. und von 150 Karat; in der Beers-Mine einen Stein, der 503 Karat hatte. Die am Vaalflusse gefundenen Diamanten sind schon weiter oben erwähnt worden. Der größte Diamant der ganzen Welt, „Excelsior“, wurde am 30. Juni 1893 in der Jagersfontein-Mine im Oranje-Freistaat gefunden; rauh wiegt er $969^1/_2$ Karat, hat die Form eines Eiszapfens und eine wunderschöne blauweiße Farbe; er ist 3 Zoll lang und hat 2 Zoll im dicksten Durchmesser. In London wird er für 20 Millionen Mark feilgeboten. Er hat zwar in der Mitte einen Riß, man glaubt aber, daß sich zwei herrliche Brillanten, ein jeder von über 200 Karat, daraus schleifen lassen. Noch schöner, ja wohl der schönste aller Diamanten, ist der weiße Diamant „Reitz“, der 1895 in derselben Mine gefunden wurde und 634 Karat wiegt.

Als die reichsten Juwelenbesitzer gelten der Kaiser von Rußland, der Schah von Persien und der türkische Sultan. Unter den Königskronen ist die englische die schönste, was den Reichtum an Juwelen und Kunst betrifft.

In neuerer Zeit hat man Rheinkiesel und sibirischen Bergkrystall wie Brillanten geschliffen, die ein recht schönes Feuer haben, und wenn sie gut eingefaßt sind, einen günstigen Eindruck machen. Was steuert heute nicht alles unter der Flagge von Diamant und Edelstein? Um dem mehr sich steigernden Luxusbedürfnisse abzuhelfen, stellen die Modeläden blitzende Glasflüsse aus, die auf den ersten Blick den Edelsteinen und sogar dem Diamanten nicht nachstehen. Der Stein, sagen wir richtiger die Steine, im Collier und in den Brasseletten der „Ballschönen“ zerlegen das weiße Licht in die sieben Regenbogenfarben, strahlen und glänzen wie Himmelssterne und ziehen die Blicke zahlreicher Verehrer und Neider auf die Besitzerin, die „reiche Erbin“. Unwillkürlich fragt man sich: Sind denn die Diamanten

so billig geworden, hat man eine reichhaltige Mine in Deutschland entdeckt, so daß die Mutter, die zu Hause beim Dämmerlicht einen neuen Flicken auf das alte abgetragene Kleid näht, für einen mühsam erworbenen Thaler zehn Brillanten für die Tochter kaufen kann? Vielleicht daß der Vater, der im Schweiße seines Angesichts arbeiten muß und von seinem Verdienst für Luxusgegenstände nichts übrig hat, die Diamanten selbst macht im kleinen Schmelztiegel durch die Kryſtallisation der Holzkohle, die bei eisiger Winterkälte auf dem Herde verglommen ist! Ach nein, erwidert jeder kundige Mann, in unserer Zeit thut es der Schein, alles ist eben Lug und Trug.

Und hat auch die moderne Kunst solch eine Meisterschaft im Nachgeahmten und Erkünstelten erworben, daß sogar das Auge des geübten Kenners den Betrug und „den nachgeahmten Diamanten" nicht gleich entdeckt, die ernste Wissenschaft hat Mittel und Wege gefunden, die Maske der Falschheit herabzureißen. Es sind die X-Strahlen, die unbekannte Dinge entdecken. Nicht nur Nährstoffe, Gewürze und andere Handelswaren werden heute auf ihre Güte und die ihnen eventuell beigemischten apokryphen Bestandteile untersucht, sondern auch Kleinodien. Die Röntgen-Strahlen zeigen sofort den echten Diamanten; denn nur der echte ist vollkommen durchlässig.

* * *

Kimberley war das Reiseziel aller geworden, die in kurzer Zeit und mit möglichst wenig Mühe reich werden wollten. Hatte man auch nicht in der Jugend als Bauernjunge die Steine vom Feld aufgelesen, so verspürte man dennoch diesen Beruf in sich, natürlich durften es nur Steine besonderer Art sein. Nach glaubwürdigen Berichten sollen gleich in der ersten Zeit über 10000 Eingeborene und Weiße in den Minen beschäftigt gewesen sein. Obgleich sich viele Diggers anfänglich hartnäckig sträubten, bei der Ausbeutung der Gruben nach einem festen Plane vorzugehen, brachte es der Mineninspektor des Freistaates fertig, die Bodenoberfläche in Claims — claim = Abteilung, Anteil oder Parzelle — einzuteilen. Diese Claims hatten eine Größe von 31 Quadratfuß. Parallel mit den Claimslinien liefen von Norden nach Süden, durch die engere Weite der Gruben, Wege von einer Breite von 15 Fuß, so daß jeder Claimbesitzer $7\frac{1}{2}$ Fuß von seinem Lose zum Wege abtreten mußte. War dies auch ein Verlust, so wurde er doch reichlich durch die Vorteile belohnt, die daraus entsprangen; er gelangte mit größerer Leichtigkeit und ohne Mühe zur Mine.

Die Beförderung des aus den senkrechten Vertiefungen gegrabenen Materials wurde durch Leder- und Drahtseilleitungen mittels lederner Eimer bewerkstelligt, die vom Rande der Wege her durch kleine Handgöpel in Betrieb gesetzt wurden (Bild 73 u. 74). Während der eine Eimer aus der

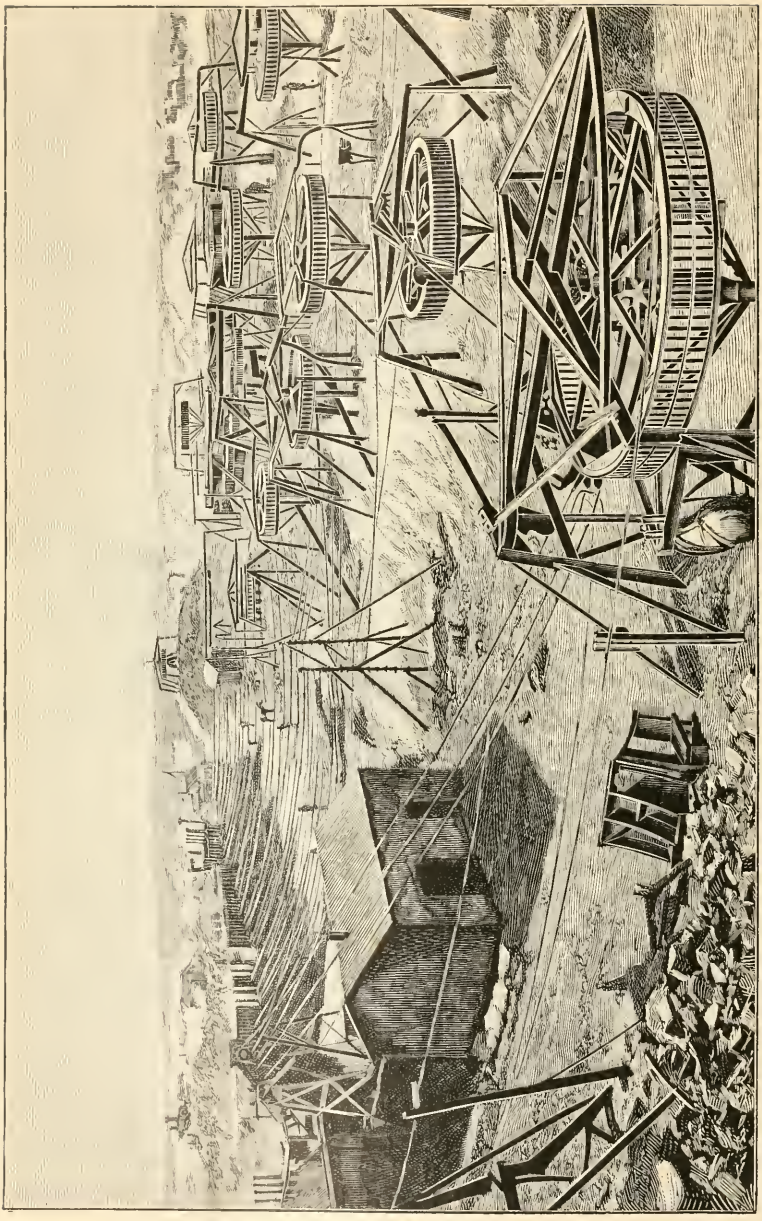

Bild 73. Göpel zum Herausschaffen der diamanthaltigen Erde im äußeren Wall einer Diamantengrube.

Tiefe emportauchte und auf der leichtgebauten hölzernen Landungsbrücke von kräftiger Hand gefaßt und in die bereitstehenden Wagen geleert wurde, schwebte der andere in die Tiefe, um sich füllen zu lassen. Von weitem gesehen, glich die Mine einem emsigen Bienenschwarme. Hier wurde ge-

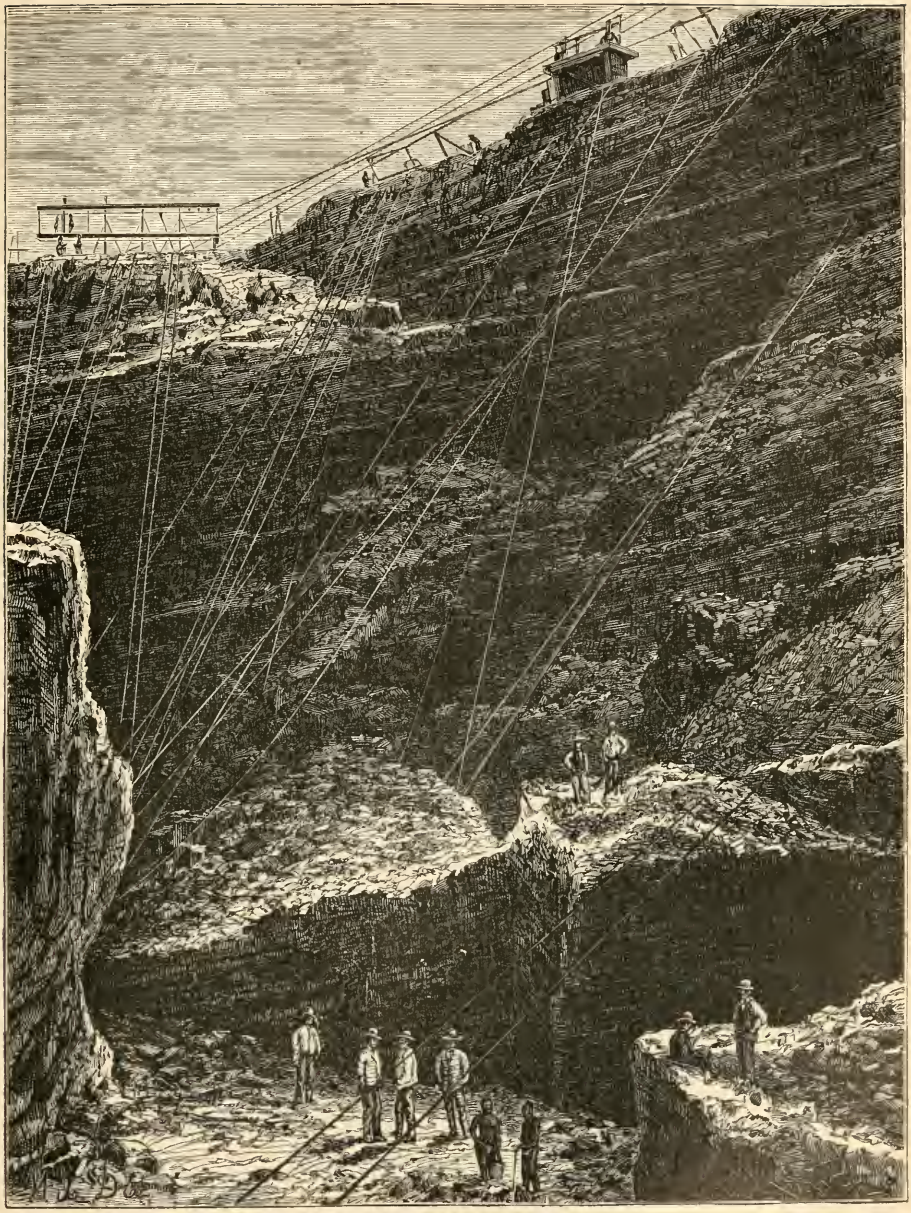

Bild 74. Diamantengrube von Kimberley in den ersten Jahren.

schaufelt, dort gezogen und der Eimer geleert; die Eimer glitten rasselnd an den Seilen herab. Die Wagenräder dröhnten, die Männer schrieen und lachten und trieben mit zweideutigen Kosenamen ihre Pferde, Ochsen und

Maulesel zu größerer Geschwindigkeit an. Der Andrang zu den Minen und die Forderung der Neuankommenden nach einem Lose nahmen derartig zu, daß die alten Parzellen in zwei, drei und sogar vier Teile zerlegt werden mußten, und es blieb dann nach Abtretung des Grundes für den Verbindungspfad nur mehr ein kleiner Teil übrig, der brunnenartig vertieft wurde. Die Verbindung mehrerer Claimbesitzer war gesetzlich verboten. Nach einem Jahre gab es schon über 1600 unabhängige Besitzer.

Die Dinge konnten jedoch nicht lange so fortbestehen. Viele kamen bald zur Erkenntnis, daß eine Vereinigung der Kräfte und des Besitzes notwendig sei, um die Diamantenmine planmäßiger und mit mehr Erfolg auszubeuten, und so fing denn die immer weiter fortschreitende Konzentration und Absorption an, die im Jahre 1890 vollendet war und die Grube in die Hand einer einzigen Kompagnie brachte. Der Preis der Parzelle stieg gewaltig in die Höhe. Viele Gräber, die für ihren Anteil 10 Sh. monatlich gegeben hatten, verkauften ihn für 100 Pfd. St., und noch höher stiegen die Summen, je klarer der Reichtum der Mine zu Tage trat. Ein Claim von 30 Quadratfuß wurde nach 10 Jahren für 10000—15000 Pfd. St. käuflich erworben.

Zu Anfang 1872 fielen die Verbindungswege an verschiedenen Stellen ein, und die schadhaften Stellen mußten überbrückt werden. Die Senkungen vermehrten sich tagtäglich, so daß Mitte desselben Jahres es allen klar wurde, daß man auf ein anderes Mittel sinnen müsse. Aber während man nachdachte und säumte, stürzte alles ein und begrub die Mine vollends. Gar mancher geriet in helle Verzweiflung und hielt dieselbe für immer und ewig verloren. Das war jedoch nur der erste und geringste Schlag, der die Kimberley-Mine traf, noch empfindlichere Verluste waren ihr vorbehalten. Nach einer Statistik sollen um diese Zeit 10000—20000 Arbeiter in der Mine beschäftigt gewesen sein, andere verdoppeln sogar diese Zahl.

Man stand jetzt vor der schwierigen Frage, wie man die verschiedenen Claims unversehrt lassen und zu jedem freien Zutritt verschaffen könne ohne Beeinträchtigung des andern und ohne allzu große Unkosten. Die herbeigerufenen Ingenieure dachten daran, vom äußeren Rande der Mine große Taue anzulegen, die in jedes Claim hineingingen und an denen Körbe auf und ab steigen sollten. Der Plan war nicht so übel, aber er beseitigte die Gefahr nicht, daß die vielen Taue notwendigerweise sich kreuzten und gegenseitig die Arbeit verhinderten. Ein schlauer Kopf fand die Lösung. Am Rande wurden mehrere große Gerüste gebaut mit zwei bis drei übereinander liegenden Plattformen. Von diesen Plattformen gingen die Taue in die Tiefe, von der untersten Plattform in die Claims, welche nahe am Rande gelegen, von den oberen in die weiter im Innern liegenden (Bild 74). Die Winden wurden von Eingeborenen gedreht. Sobald aus der Tiefe der eiserne

(später ein lederner) Eimer auf der Plattform ankam, kippte er in den bereitstehenden Sack um, der blue ground wurde weiter verladen und auf den Sortiertisch gebracht. Das Schnurren und Rasseln der auf und ab gleitenden Eimer und der Räder auf den Plattformen war ohrbetäubend, und das tausendfädige Netzgewebe der Taue hüllte die Mine in ein geheimnisvolles Dunkel. Beim Mondschein bot dieselbe einen herrlichen Anblick dar, fast wie ein Spinngewebe, in das sich ein Sonnenstrahl verliert.

Das Jahr 1874 sah die Gründung der ersten Kimberley-Minengesellschaft. Vielleicht war das bisherige Digger-Komite den mit jedem Tage zunehmenden Schwierigkeiten nicht gewachsen und mußte eine kräftigere Verwaltung hier eingreifen. Die Mine war 100 Fuß tief, unten stieß man auf Wasser oder auf schwimmende Felsstücke, und von der Seite lösten sich größere Massen los, welche die Grube immer mehr und mehr zu verschütten drohten. Alle waren unzufrieden, die Claimbesitzer der Mitte klagten über Wasser, die des Randes über herabfallendes Gestein. Die Wasserschwierigkeit wäre niemals ernst geworden, wenn gleich Pumpen dagewesen wären; denn eigentliche Quellen waren es nicht, und das Zugwasser hätte ohne allzu große Schwierigkeit entfernt werden können. Nur der Einsturz des Randgesteins wurde mit jedem Moment bedenklicher. Die Gesellschaft wollte Vorkehrungen treffen, schreckte aber zurück vor den unerschwinglichen Ausgaben und suchte nach anderweitiger Abhilfe. Jedoch vergebens: 1878 war der vierte Teil der Mine zugeworfen. Die Gesellschaft mußte sich endlich dazu verstehen, das eingestürzte Gestein empor zu befördern, warf auch dafür 1879—1880 die Summe von 300 000 Pfd. St. und in dem folgenden Jahre wiederum 200 000 Pfd. St. aus. Im Jahre 1882 waren fast alle Claims bedeckt, die Claimholders waren vollauf mit dem Ausschachten des Gesteins beschäftigt, und die Ausgaben betrugen 500 000 Pfd. St. 18 Monate später war die Summe von 650 000 Pfd. St. verausgabt. Das war auf die Dauer nicht haltbar, dem stand auch das größte Kapital machtlos gegenüber, zumal das Getrümmer sich verdoppelte. Ende März hatte die Kasse ein Defizit von 250 000 Pfd. St., und der Kredit war derart gesunken, daß die Bankgeschäfte sich weigerten, der Gesellschaft Wechsel auszustellen. Die finanzielle Krisis trat ein. Die Arbeiter verließen zum großen Teil die Minen, und in Europa und Südafrika sagte man es laut, daß die reichen Diamantenminen von Kimberley auf immer verloren und die schönsten Hoffnungen begraben seien.

Viele gaben indes nicht alle Hoffnung auf, sie waren entschlossen, noch so großen Schwierigkeiten Trotz zu bieten und das Unmögliche zu versuchen. Sie standen freilich vor einem schwierigen Dilemma: es mußte Hilfe geschaffen werden, aber die finanzielle Lage der Minengesellschaft war so schlecht, daß an die kostspielige Wegschaffung der Trümmer nicht im mindesten gedacht

werden durfte. Der eine oder andere beschäftigte sich mit dem Plane, mittels unterirdischer Gänge, die von außen angelegt werden müßten, zu dem blue ground zu gelangen; aber auch sie schreckten zurück vor der ungemein langwierigen und kostspieligen Arbeit. Da trat unverhofft Eduard Jones, ein Mineningenieur, mit einem neuen Plane auf, der von den meisten angestaunt, aber auch von andern sogen. praktischen Männern kopfschüttelnd beiseite geschoben wurde. Jones ließ sich dadurch nicht einschüchtern und unternahm die Ausführung seines Gedankens auf eigene Kosten.

Sein Plan war folgender: Durch das Getrümmer müsse ein Schacht gegraben und mit der fortschreitenden Arbeit ein großes hölzernes, bodenloses Faß nachgesenkt werden. Durch den Boden des Fasses würde man dann weiter aufschaufeln, beim Sinken des ersten Fasses ein zweites und drittes aufsetzen, bis man auf den blue ground gelange. Einmal auf dem Diamantboden angekommen, könne man nach Belieben weitergraben, vielleicht auch Stollen nach verschiedenen Richtungen anlegen. Der Plan war geistreich und seine Verwirklichung die Rettung aus der Not. Die Ausgaben waren gering, aber man gewann wieder Diamanten und mit den Diamanten Geld und Kredit. Obgleich das System von Jones nicht überall durchführbar war und mit der größeren Tiefe immer schwieriger und gefährlicher wurde, so waren doch die nötigen Gelder vorhanden, um an großartigere Anlagen denken zu können.

Die in der Kimberley-Mine gemachten Erfahrungen gereichten den andern Minen zum Vorteil. In der De Beers-Mine waren die Einstürze verhältnismäßig selten und unbedeutend. Anfänglich ziemlich unbeachtet gelassen, da die Gräber mehr nach Kimberley strömten, wurde die Mine in dem Maße, wie die Unglücksfälle in letzterer aufeinander folgten, immer mehr ausgebeutet. Trotz der Basaltsteinwand wurden doch in den Jahren 1878—1882 mit 76000 Pfd. St. die eingestürzten Trümmer aus der Mine geschafft. Die Tiefe der Mine betrug erst 350 Fuß, als im Jahre 1885 ein so großer Einfall stattfand, daß die Gesellschaft, aus Furcht sich zu ruinieren, von dem Herausholen weiterer Trümmer abstand. Ende 1886 waren alle offenen Minenarbeiten überschüttet und sind es bis heute geblieben. Aber bereits ein Jahr zuvor hatte man in der De Beers-Mine mit der Anlegung von Schachten angefangen, die außerhalb der Diamantpfeife gegraben wurden und die sich mit jedem Jahre vermehrten.

Ein schweres Unglück traf die De Beers-Mine am 11. Juli 1888. In einem der Stollen brach auf unbekannte und unerklärliche Weise Feuer aus, das wegen des vielen Holzes, aus dem die Schachte und Stollen gebaut waren, rasch um sich griff. Es entstand ein fürchterlicher Qualm, der von den 625 Kaffern und 67 Weißen, die unten arbeiteten, 178 Kaffern und 24 Weiße erstickte.

Die Dutoitspan-Mine, die im selben Jahre wie die Kimberley- und De Beers-Mine in Angriff genommen wurde, hat nicht dieselbe Entwicklung wie die beiden andern erfahren, weil der Reichtum an Diamanten nicht erheblich groß war. 1874 gingen nach fünfjähriger Arbeit viele Diggers ganz entmutigt wegen des spärlichen Gewinnes nach Kimberley, und ein Jahr nachher war die Mine gänzlich verlassen. In dem blue ground waren viele floating reefs, in der Tiefe sammelte sich Wasser, und der Rand der Mine bestand aus Thonerde und Schiefer und drohte schon bei geringer Tiefe mit Einfall. 1876 kamen einige Arbeiter von Kimberley zurück und fingen von neuem zu graben an. Um das Einstürzen der Ränder zu verhindern, ließen sie Strebepfeiler von blue ground stehen. Obgleich sie an der Bodenoberfläche verschiedenemal Krache gehört hatten, setzten sie trotzdem die Arbeit fort, bis am 18. März 1886 ein furchtbarer Einsturz erfolgte, bei dem 8 Weiße und 10 Kaffern ihr Leben einbüßten. Immer häufiger wurden die Einstürze, bis ein Jahr darauf die 400 Fuß tiefe Mine völlig zugedeckt war.

Ganz dasselbe Verhängnis hing über der Bulfontein-Mine. In den ersten zehn Jahren beförderte man den blue ground auf schiefen Wegen mit Ochsenkarren; 1880 aber mußten die Handarbeiten eingestellt werden, und es folgte die Maschinentechnik. Als 1887 die offene Mine eine Tiefe von 460 Fuß erreicht hatte, begannen unaufhörlich die Einstürze, so daß 1889 alles mit Trümmern überschüttet war.

Alle diese Unglücksfälle in den verschiedenen Minen beförderten die Bildung der Kompagnien. Wo der einzelne machtlos dastand, mußte das Zusammenthun von Kapitalien eingreifen. Und gleich Pilzen schossen diese Kompagnien aus der Erde hervor. Fast jeden Tag registrierte man die Bildung einer neuen Gesellschaft, die immer großartigere und verlockendere Versprechungen hatte. Mehr als 100 Kompagnien mit angeblich so und so viel Millionen Mark an Kapital versprachen Glück, und eigentümlicherweise gelang es fast allen, emporzukommen und zahlreiche Aktien einzukaufen. Man hatte einmal den Kopf verloren, es war Mode geworden, Aktien zu kaufen, in England zumal war sie geradezu in eine Epidemie ausgeartet: Pastoren, Kaufleute, Schusterjungen, Stiefelputzer, alle waren für die reichen Diamantenminen in Afrika begeistert und brachten ihr Vermögen herbei. Und wenn sie sprachen von den „Kopjes“, den „Fonteins“, den „Pans“, den „Dams“, wo ihre Kompagnien Ausgrabungen mit Maschinentechnik begonnen, dann mußte man den Kopf schütteln, so zahlreich und so unverkennbar erfunden waren sie; im Monde konnten die Minen liegen, in Südafrika lagen sie nicht. Vernünftige Männer machten allerdings auf das Unvernünftige dieser Spekulation und auf die Schwindelpilze dieser Gesellschaften aufmerksam, aber das Vertrauen auf das Glück war in der Menge zu

stark, und die Spekulationslust blieb ungeschmälert. Nach Enthüllung der Absicht eines betrügerischen Komites versteckten die andern „Diamantenfinder" das schelmische Gesicht schüchtern hinter Gardinen, schauten dann aber wieder um so kecker hinter den Coulissen hervor und warfen neue Prospekte unter das Volk, von denen die einen immer verheißender klangen als die andern. Das Papier war ja, wie man im gewöhnlichen Leben sagt, geduldig, und tausend Prospekte kosteten nicht viel.

Der Rückschlag und die furchtbare Ernüchterung blieb nicht aus. Die Kompagnien, welche nie einen Diamantenboden gefunden, weil sie nicht einmal danach gesucht und sich mit dem Gelde in der Tasche begnügt hatten, konnten keine Dividenden austeilen. Die andern ernsten und strebsamen Gesellschaften kämpften mit verzweifelten Anstrengungen um ihr Dasein. Die großen Gewinne, welche diese mit allerdings begründeter Hoffnung in Aussicht gestellt hatten, wurden nicht erreicht. Die Direktoren verlangten hohe Gehälter und waren dabei nicht bei ihrer Arbeit, lungerten vielmehr in europäischen Städten umher und kauften Aktien ein. Die Arbeiter verlangten für ihre Arbeit hohe Preise. Unglücksfälle häuften sich auf Unglücksfälle und verursachten gewaltige Unkosten. Die einfachsten Lehren der Ökonomie waren vernachlässigt, die Aufregung hinderte das besonnene ernste Vorgehen: um gleich einen Gewinn zu haben, überstürzte man alles. Man brachte den blue ground nicht mehr auf die Felder, damit in der Sonnenhitze die Erde von den Diamanten abbröckele, man beförderte ihn gleich in die Maschine und somit gingen viele Steine verloren.

Im Jahre 1883 berichtete der Inspektor der Minen von Kimberley an die Regierung, daß es mit jedem Tage stets klarer hervortrete, daß die Mine mit dem höchsten Gewinne nicht ausgebeutet werden könne, solange sich nicht alle Besitzer zusammengethan hätten und eine Kompagnie sich bilde, welche die ganze Mine besitze. Ein einheitlicher Plan und eine einheitliche Leitung wären unbedingt notwendig, um allen Hindernissen Trotz zu bieten und den besten Weg zum höchsten Gewinne zu finden. Es war ein langer und langwieriger Prozeß, bis alle Parzellenbesitzer dies einsahen, alle Diskussionen über den Wert dieses oder jenes Claim beendet, aller Eigensinn und alle individuelle Hoffnung der gemeinsamen Sache geopfert waren. Ende 1885 waren in den vier Minen noch 98 Besitzer, worunter 42 Kompagnien und 56 Privatleute. In der De Beers-Mine hatte die Vereinigung der Besitzer die besten Fortschritte gemacht. Die De Beer's Mine Company, die 1880 mit einem Kapital von 200 000 Pfd. St. gegründet wurde, saugte alle Teile der Claimbesitzer auf, so daß sie rasch wuchs an Macht und Ansehen. 1885 betrug ihr Kapital 841 550 Pfd. St. und 1887 hatte sie die ganze Mine inne, mit einem Kapital von 2 332 170 Pfd. St. Die Dividenden betrugen 1886 12 auf 100, 1887 16, 1888 bereits 25. Durch das

Sichzusammenschließen der Arbeiter wurden die Unkosten reduziert, die Ausbeutung des blue ground bedeutend erhöht, und dieser reiche Gewinn von Diamanten hatte eine äußerst glückliche Folge. Konnte vor einigen Jahren die offene Mine nur eine halbe Million Karate liefern, so betrug die Ausbeutung in den Jahren 1887 und 1888 nach der Anlage eines Schachtes schon eine ganze Million. Die Kompagnie atmete frisch auf und beschloß, noch andere größere Schachte und Stollen zu bauen. Auch die Kimberley-Mine machte Fortschritte, so daß jede der beiden Minen allein so viel Karate lieferte, als früher alle vier zusammen. Man stand jetzt vor der Frage: Wie kann einer Überproduktion an Diamanten und einer Überfüllung des Diamantenmarktes vorgebeugt werden?

Und nun trat Mr. Rhodes, dieser energische und weitblickende Mann, mit einem großen Plan sich befassend auf. Er hatte begonnen, alle verlassenen Minen, die man wegen des Einsturzes nicht weiter hatte bearbeiten können, langsam nacheinander anzukaufen, indem er fest glaubte, daß die Diamantpfeifen, wenn entsprechend angegriffen, eine noch weit größere Ausbeute liefern würden. Dies kolossale Unternehmen überstieg seine Mittel, und er brauchte Freunde mit offenen Geldsäcken und großem Unternehmungsgeist. So reiste er zu den Rothschilds und legte ihnen seine Pläne vor. Diesen Geldmenschen schien der Vorschlag zu gefallen, sie zögerten jedoch und wünschten sich Bedenkzeit. „Kommen Sie in einigen Tagen wieder", rieten sie ihm, „dann sollen Sie Bescheid haben!" — „Sir!" antwortete der junge Diamantengräber, „ich komme nach einer halben Stunde wieder, und wenn Sie dann noch nicht schlüssig sind, werde ich mich anderswo hinwenden." Das wirkte, und Rhodes konnte befriedigt nach Südafrika zurückkehren; er war durch die Rothschilds fortan finanziell gedeckt. Mit Energie und Ausdauer ging er an die Verwirklichung seines großartigen Projektes einer großen Monopol-Gesellschaft, der Fusion aller größeren Minengesellschaften, um so die Produktion zu beschränken und die Preise der Diamanten wieder in die Höhe zu treiben. In Barney Barnato erstand ihm ein gefährlicher Konkurrent. Barnato, ein Jude, war im Charakter das völlige Gegenteil von Rhodes, und dieser hatte auf seiner Hut zu sein, um nicht zu unterliegen, ja es schien eine Zeitlang, als sollte Barnato über ihn triumphieren. Doch ersterer behielt die Oberhand. Man erzählt sich manch überraschenden Coup von seiten Rhodes', durch welche dieser die Anhänger Barnatos auf seine Seite herüberzuziehen wußte. Mit seinem außergewöhnlichen diplomatischen Geschicke und seiner vor keinem Hindernis zurückschreckenden Thatkraft verstand er es, sämtliche Claims an sich zu bringen, mit den meisten Gräbern Verträge einzugehen und schließlich sogar Barnato selbst zum Nachgeben zu zwingen. 31. März 1888 hielt Rhodes eine bedeutsame Rede vor der Versammlung der Besitzer der De Beer's Company und erwirkte, daß man

sein ausgearbeitetes Programm der Verschmelzung aller Minen einstimmig annahm. So entstand eines der riesigsten gemeinschaftlichen Unternehmen, welche die Diamantenregion und die Handelswelt überhaupt gesehen hat. Rhodes wurde zum leitenden Direktor des Syndikates auf Lebenszeit gewählt und ein Gehalt von 150 000 Dollar ihm ausgesetzt. Die De Beer's Mining Company hatte also praktisch aufgehört zu existieren und war in eine andere umgewandelt worden, deren Wesen die Einschmelzung aller Diamantenminen forderte. Rhodes verfolgte seinen Plan mit einer bewundernswerten Schlauheit und Ausdauer und hatte die Genugthuung, im Jahre 1890 die vollständige Fusion verwirklicht zu sehen. Die fünf Gesellschaften, die heute Diamantenausbeute auf einem Gebiete von 5 km im Durchmesser betreiben, verkaufen ihre Gesamtproduktion an ein Syndikat, das aus fünf großen Diamantenhändlern besteht. Der Volksmund nannte Rhodes, den Direktor des Syndikates, nunmehr den „Diamantenkönig". Rhodes richtete es sofort ein, daß die Zufuhr afrikanischer Diamanten stets um etwas gegen die Nachfrage zurückblieb. Sogleich stieg der Preis des Karats von 18 auf 30—40 Sh., und im Jahre 1891 verzeichnete die Gesellschaft schon einen Reingewinn von über einer Million Pfd. St. Seither verteilt sie jährlich 25 Prozent Dividenden. Im Jahre 1891—1892 gewann sie aus den verschiedenen Minen 3 338 553 Ladungen von blue ground, worin 3 035 481 Karate enthalten waren, die einen Wert von 391 542 Pfd. St. hatten. Nach Abzug aller Arbeitsunkosten blieb ein Reingewinn von 1 199 796 Pfd. St. Im Jahre 1896 wurden für 78 Millionen Mark Diamanten auf den Markt gebracht, die zusammen 615 kg wogen. Durch die Anlage von Schachten, die Herbeischaffung neuer Maschinen und besonders durch das Herbeiziehen geschulter Fachmänner steigert sich der Gewinn von Jahr zu Jahr. Man würde irren, wenn man annehmen wollte, daß die De Beer's Company alle ihr gehörigen Minen mit angestrengten Kräften abbaue; nein, denn dann wäre gerade die Gefahr einer Überproduktion vorhanden, was die handelskluge Gesellschaft recht gut versteht und deshalb mehrere Minen ganz unbearbeitet läßt.

Der mittels Dynamitsprengung gelöste und durch die Dampfmaschine in Eimern aus den Schachten gehobene und in eisernen Kästen (siehe Titelbild) weiterbeförderte blue ground wird zuerst auf das Trockenfeld gebracht, wo er eine Zeitlang liegen bleibt, den warmen Sonnenstrahlen und auch der Feuchtigkeit ausgesetzt, die den wie Sandstein harten Boden zerbröckeln und die Steine bloßlegen. Überdies wird der blue ground geeggt, damit die Zerbröckelung des Gesteines und die Lostrennung der Diamanten schneller vor sich gehe. In einigen Minen ist der blue ground härter und festhaltender und braucht deshalb oft eine Lagerungszeit von 3—6 Monaten. Je lockerer er wird, desto weniger werden die Ma-

schinen in Anspruch genommen, in denen die Steine vom Lehm, Schlamm und allen andern wertlosen anklebenden Bestandteilen losgeschwemmt werden

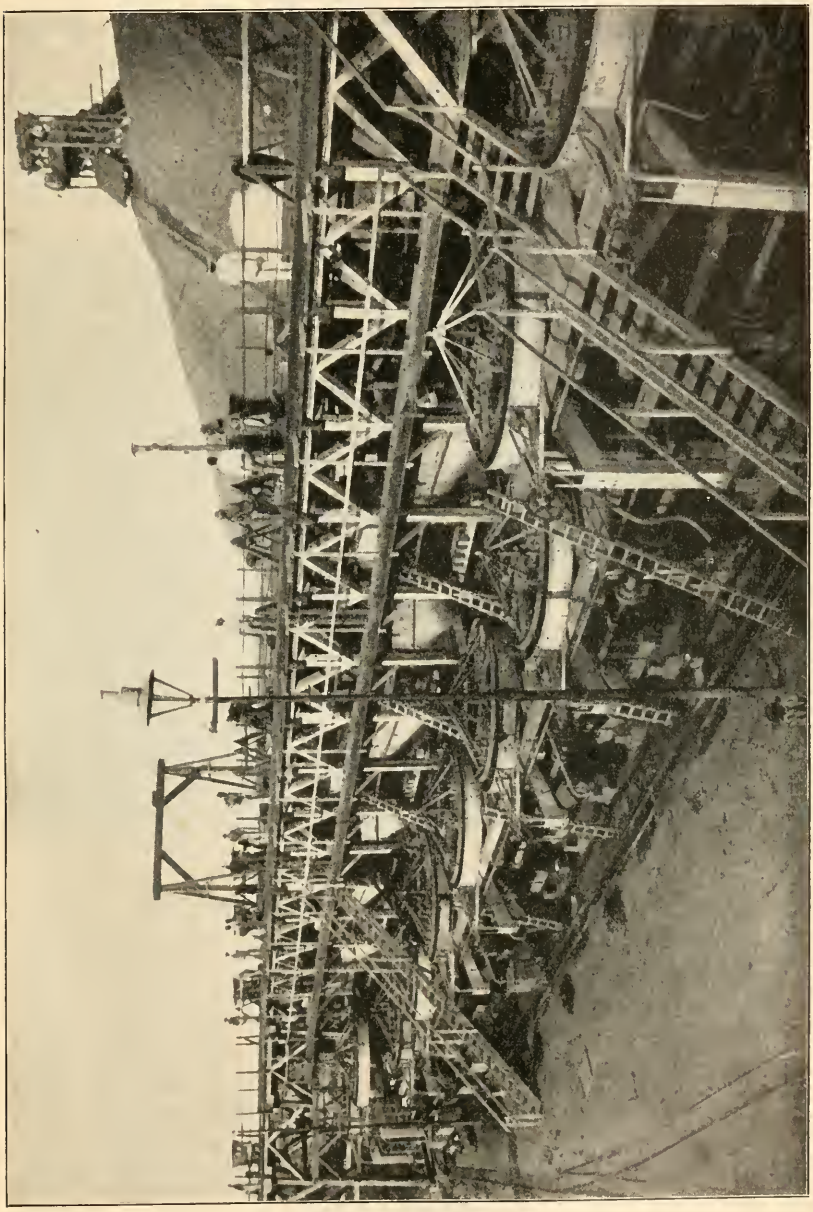

Bild 75. Waschmaschinen im Freien.

(Bild 75). Wie bei jedem Kohlenbergwerke bilden die aufgetürmten Schuttmassen kleine Hügel.

Die im blue ground aufgefundenen Diamanten werden unter bewaffneter Begleitung zu den valuators of the Diamond Department gebracht, welche sie in Schwefelsäure von allen anklebenden Substanzen abkochen, nach Gestalt, Farbe und Reinheit abschätzen, einregistrieren und endlich den großen Diamantenhändlern in England zuschicken.

Die Produkte der Diamantenfelder sind indes nicht nur durch die neu angelegten Schachte und die ganz nach den Ergebnissen moderner Technik gebauten Maschinen in ungewöhnlichem Grade gestiegen, sondern auch durch eine planmäßige und praktische Überwachung der Diamantengräber. Diese sind nur Farbige, die aus allen Teilen Südafrikas hier zusammengekommen sind. Die Aufseher und Leiter sind Weiße.

In früheren Jahren stand bei diesen farbigen Arbeitern die Schmuggelei in höchster Blüte. Auf allen Wegen und Stegen begegnete man den Illicit Diamond Buying (I. D. B.), welche die Steine von den Eingeborenen für weniges, vielleicht für eine Perlenschnur oder sogar für einige Flaschen Branntwein abkauften. Man berechnet, daß alljährlich auf diese Weise Diamanten im Werte von $^1/_2$—1 Million verloren gingen. Es stellte sich somit die Notwendigkeit heraus, den Eingeborenen die Schmuggelei unmöglich zu machen und sie schärfer zu überwachen. Bei den Minen wurden Wohnungen aus Wellblech gebaut, die ein großes Viereck bilden und von einem hohen Zaune eingeschlossen sind. In diesen Wohnungen, die Compounds genannt werden, müssen die Eingeborenen während der ganzen Dauer ihrer Arbeit sich aufhalten. Alle Lebensmittel werden ihnen verabreicht, für die Pflege der Kranken wird gesorgt; von der Außenwelt sind sie völlig abgeschnitten, stehen sogar auf dem Wege von und zu den Diamantenschachten unter der Aufsicht der Weißen. Sobald die Grubenarbeiter ans Tageslicht kommen, müssen sie sich sämtlich einer genauen körperlichen Untersuchung unterziehen. Ein Besuch in diesem Viertel ist wirklich interessant; kein Reisender dürfte es unterlassen, von der Direktion der Minen die Erlaubnis dazu einzuholen. Man macht dort Bekanntschaft mit allen Farbigen Südafrikas, denn alle Stämme haben hier ihre Vertreter: Kaffern, Basutos, Zulus, Betschuanen, Matabelen, Fingus u. s. w. (Bild 76). Vertragen müssen sie sich schon aus Furcht vor der Strafe. Sie bilden eine Familie, wo volle Ungezwungenheit herrscht. Die einen sind in bunte Decken gehüllt, die andern noch immer in freierem adamitischem Kostüm; hier spielt, lacht, scherzt man, dort wandelt eine plaudernde Gruppe. Der Schlaf hat den einen überwältigt, er liegt in der Sonne und schnarcht wie ein Bär; die Langeweile hat den andern erfaßt, er gähnt, er reckt sich und träumt von der Freiheit im heimatlichen Kraale. Ist erst einmal die dreimonatliche Dienstzeit fällig, wird er sicherlich keine Minute zögern, sein Päckchen zu schnüren und mit dem erworbenen Gelde zu den Seinen zurückzukehren. Aber bevor er den Fuß über die

Schwelle setzt, wird an ihn die Anforderung gestellt, zuerst eine Prozedur durchzumachen, die ihn von aller Schuld der Diamantendiebschaft ledig erklärt. Im kleinen Kämmerlein eingeschlossen, wird er von einem Aufseher „ärztlich" untersucht, ob er nicht irgendwo ein Steinchen versteckt hält; dann wird ihm ein kräftiges Abführungsmittel verabreicht, das dafür sorgt, auch den inneren Menschen frei zu erklären. Erst dann kann er gehen, wohin er will, er steht nicht mehr unter der Herrschaft der hartherzigen, geizigen Minendirektion. Ist durch die Compounds und die unerbittliche Strenge der geheimen Polizei der Weißen die Diamantenschmuggelei aus der Welt geschafft?

Bild 76. Eingeborene in den Compounds.

Man sollte es meinen, aber dem ist nicht so. Es ist gar kein Geheimnis, daß die Eingeborenen immer noch Mittel und Wege finden, den einen oder andern Stein beiseite zu schaffen, und zwar, wie einige behaupten, mehrere Prozente der ganzen Ausbeute und sehr wertvolle, große Diamanten. Wie es geschieht, bleibt natürlich ein Geheimnis der Eingeborenen. Aber man würde den Schwarzen unrecht thun, wollte man ihnen alles aufs Konto schreiben. Vielleicht mehr noch als die Farbigen ist der Weiße der Hehler und Stehler, und trifft ihn ganz besonders die Ironie des lateinischen Dichters Horaz: O cives, cives, quaerenda pecunia primum est, virtus post nummos! Geld hat für ihn besseren Klang als edler Ruhm der Treue. Das schlimmste südafrikanische Schimpfwort: Illicit Diamond Buyer rührt

ihn nicht, er gilt ja noch als Ehrenmann, bekleidet eine hohe Stellung, ist der Vertrauensmann der Kompagnie. Äußerlich der beste Christenmensch, treibt er im stillen sein unerlaubtes Geschäft, verlockt die Eingeborenen, für Geld vor Diebstahl nicht zurückzuschrecken. Der Farbige überlegt nicht lange, wenn es heißt, daß er sich Ochsen und Weiber anschaffen kann, selbst die Androhung der schweren Strafen in dem Zuchthause von Kapstadt schreckt ihn nicht zurück. Würde man dem Weißen zu Leibe gehen wie dem Schwarzen, würde man jenen so rücksichtslos, geradezu unmenschlich untersuchen wie den armen Farbigen, wieviel Diebstähle würden sich bestätigen! Aber das läßt der Weiße sich einfach nicht gefallen. Früher verabreichte er dem Eingeborenen geistige Getränke, um ihm für ein Spottgeld die kostbarsten Diamanten zu entlocken, er berauschte ihn, um ihn zu berauben; heute ist durch die Compounds sein System ein anderes geworden, er muß jetzt List anwenden. Wohl sucht das Detective Office sein listiges Spiel zu vereiteln: jeder Stein, der in der Kapkolonie gefunden wird und nicht in der Minendirektion registriert war, lenkt die Spur auf den Verkäufer. Aber der Dieb wird sich wohl hüten, sich so leicht in die Karten schauen zu lassen, er wird seinen Stein auf einen andern Markt als den der Kapkolonie bringen.

Die weißen Arbeiter der Diamantenminen haben sich in der nahe bei Kimberley gelegenen Ortschaft Kenilworth niedergelassen. 1890 war Kenilworth ein öder, unbewohnter Ort, heute ist es ein allerliebster Flecken, ein Musterdorf mit schönen und nach dem Winkelmaß gerade angelegten Straßen, mit schmucken Häuserreihen und schattigen Alleen. Die Bäume haben in den paar Jahren eine Höhe von 30—40 Fuß erreicht. Jedes Haus hat seine schattige Laube und seinen Blumengarten. Dicht am Dorfe liegt ein großer Obstgarten von 30 Acres Land, in dem 4000 Bäume angepflanzt sind, die Pfirsiche, Aprikosen, Äpfel, Birnen, Pflaumen tragen. Der Lohn eines Weißen beträgt wöchentlich 70—140 Mark, der eines farbigen Arbeiters monatlich 80 Mark mit Kost. Im Jahre 1895 arbeiteten in der Kimberley-Mine auf der Oberfläche 1322 Weiße und 4477 Farbige, unter dem Boden 376 Weiße und 3029 Farbige.

Wir haben bisher nur von den Diamantenminen der englischen Kolonie gesprochen und noch nicht diejenigen des Oranje-Freistaates erwähnt. Diese letzteren stehen an Wert bedeutend unter den ersteren, sie haben aber dennoch recht interessante Funde aufzuweisen und sind für die Buren des Oranje-Freistaates das geworden, was für die Transvaaler Buren die Goldminen sind, nämlich eine Quelle des Reichtums. Die bedeutendste Mine des Burenstaates ist die von Jagersfontein. Sie wurde 1878 entdeckt und lange Jahre von oben ausgebeutet, da die Wände der Pfeifen aus hartem Basalt sind. Die offenen Arbeiten erreichten eine Tiefe von 400 Fuß, sind heute jedoch nicht weitergeführt, und man hat Schachte angelegt gleichwie in den andern Minen. Im Jahre 1891—1892 wusch man 1156095 Ladungen

von blue ground, die 110171 Karate im Werte von 195271 Pfd. St. ergaben; im Jahre 1895—1896 erzielte man 205053 Karate, von denen ein jedes den Wert von 36 Sh. 10 Pence (36,50 Mark) hatte, und heute beträgt die jährliche Ausbeute von blue ground durchschnittlich 2 Millionen Ladungen, die 232600 Karate liefern. Die Arbeitsunkosten belaufen sich jährlich auf 200000 Pfd. St. Die Diamanten von Jagersfontein werden höher geschätzt und teurer bezahlt als alle andern, sind aber verhältnismäßig viel seltener. Die andere Mine von Koffyfontein im Oranje-Freistaate ist kleiner und tritt vor der großen von Jagersfontein ganz zurück, ebenso wie die kleinen kapländischen Minen von Bulfontein, Wesselton und St. Augustin weit hinter der großen von Kimberley zurückstehen.

Von untergeordneter Bedeutung sind auch die River diggings an den Ufern des Vaalflusses bei der 20 Meilen nordwestlich von Kimberley gelegenen Stadt Barkly West, wo nur der ärmere Mann gedeihen kann. Die Auslagen sind hier nicht so groß, der Gewinn ist spärlicher, und Kompagnien haben sich für diese Flußgrabungen nicht gebildet. Der jährliche Gewinn beträgt an 30000 Karate. Die 900 Diggers, die an den Ufern des Vaals sich niedergelassen, haben keine verlockende Arbeit, sie müssen alle ihr kärgliches Brot sauer verdienen und kommen vielfach, trotz jahrelanger, unermüdlicher Arbeit, kaum zu bescheidenem Wohlstande. Die Diamanten, welche im Flußsande gefunden werden, sind jedoch die schönsten von ganz Südafrika. Während im Jahre 1893 das Karat 31 Sh. kostete, kaufte man ein Karat von Barkly West für 48 Sh.; heute noch gilt das Karat vom Flusse 45 Sh.

Zum Schlusse dieses Kapitels über die Diamanten wollen wir noch eine kurze Zusammenstellung anfügen, die einen klaren Überblick über die Diamantenfelder Südafrikas vermittelt. Die alten Diamantenminen von Brasilien, Indien und Borneo sind verschüttet und nahezu erschöpft, so daß die Minen Südafrikas gegenwärtig fast sämtliche Diamanten liefern, die auf den Weltmarkt kommen. Von der ersten Ausbeutung der dortigen Diamantenfelder, die 1867 ihren Anfang nahm, bis zum Jahre 1892 betrug die Diamantenausfuhr 50 Millionen Karate im Werte von 70 Millionen Pfd. St. Es sind dies über 10 Tonnen Diamanten, die, wollte man sie aufrichten, eine Pyramide darstellen würden von einer Höhe von 6 Fuß und einer Basis von 9×9 Fuß.

Ostindien lieferte im ganzen	10 Millionen Karate = 2050 kg im Werte von 340 Millionen Mark.
Brasilien lieferte	12 Millionen Karate = 2500 kg im Werte von etwa 500 Mill. Mark.
Südafrika lieferte bis 1899	62 Millonen Karate = 14000 kg im Werte von 1568 Millionen Mark.

Der Wert der Diamantenausfuhr im Jahre 1898 betrug allein an 90 Millionen Mark. Dazu beutet die Rhodes-Gesellschaft De Beer's Con-

solidated Mines derzeit nur die eigentlichen Stammminen, nämlich die De Beers- und Kimberleyfelder aus, während sie die ihr noch gehörenden andern Fundstätten geschlossen hält, um einer Überproduktion vorzubeugen und nicht auf den Diamantenpreis zu drücken. Die Diamantenfelder haben Hunderte zu Millionären, haben Krösusse geschaffen, die über fabelhafte Reichtümer verfügen. Mr. Barney Barnato besaß, als er den Fuß auf den Boden Südafrikas setzte, kaum Geld genug, seine Rechnung im Hotel zu bezahlen; er ging nach Kimberley, kaufte Abteilungen, spekulierte und war in drei Jahren der reichste Millionär Südafrikas. Zu Kimberley wird noch heute zur Verwunderung der Nachwelt das Faksimile eines Checks aufbewahrt, der auf 110 Millionen Mark lautete; mit ihm zahlte die De Beer's Company für den Aktivbestand der Besitzer der Kimberley-Diamantenmine.

Soeben habe ich den Namen von Barney Barnato genannt, ich muß einen Gedanken damit verknüpfen. Vor einigen Jahren wollte dieses vom Schicksal so bevorzugte Glückskind nach England zurückkehren, als er auf dem Schiffe aus Wahnsinn ins Meer sich stürzte und ertrank. Und wie viele andere haben hier alles eingebüßt! Wie viele haben schlecht gewirtschaftet, sind elendiglich untergegangen . . . verdorben, gestorben! Da bewahrheitet sich von neuem das Wort der Heiligen Schrift: Vanitas vanitatum. Nicht im Reichtum findet der Mensch sein Glück und seine Ruhe, sondern in Gott, und in Gott allein. Diamanten sind ein Geschenk Gottes an den Menschen, nicht sollen sie ihm sein ein Stein des Anstoßes. Sie sollen glänzen an Königskronen, auf daß wir erkennen, daß die Himmelskrone der Heiligen erstrahlt von unendlichem Lichte; sie sollen glänzen an der Monstranz, auf daß sie uns zeigen, daß das reichste irdische Kleinod nichts ist im Vergleich mit dem herrlichen, göttlichen Kleinod unseres christlichen Glaubens, der uns unter Brotsgestalt den Herrn Himmels und der Erde zeigt. Die Gemme der Freude und des Lichtes, der Stein der Fürsten und Könige, der Stein der Weisen, was ist er denn eigentlich, welches sind seine Bestandteile, woher stammt er? Mit der Kohle ist er verwandt, aus dem gemeinsten Elemente ist er gebildet und in der Erde ist er entstanden. Aber um ihn zu bilden, bedurfte es einer Kraft, welche alle Menschenkräfte unendlich übersteigt. Herrliches Sinnbild für den Diamanten einer andern Welt. Es giebt eine Welt, in welcher Menschen unvergleichlich kostbare Diamanten sammeln. Auch diese sind aus gemeinen Elementen, aus Irdischem, das viele andere kaum beachten. Aber eine Kraft ist vorhanden, welche dieses Irdische erfaßt, es durchdringt und wunderbar bildet — ich meine den Diamanten der guten That, die der Mensch mit der Gnade von oben verrichtet. Diese That ist nicht mit Gold und irdischem Silber zahlbar, diese diamantene That ist so hellstrahlend, daß Gott und Engel sich an ihrem Lichte ergötzen und sie für Himmelslohn von armen Erdenkindern erkaufen.

XII.

Die britische Kapkolonie.

Der englische Kolonialminister Lord Glenelg tadelte (1835) in einer seiner Depeschen sowohl die Ansiedler als auch die Behörden der Kapkolonie, daß sie gegen die Kaffernstämme in den Krieg gezogen und diesen mehrere Ansiedlungen auf dem linken Ufer des Fish-River genommen hätten. Er erklärte den Fluß als Ostgrenze und bezeichnete als die wichtigste Aufgabe der Kolonie, freundliche Beziehungen zwischen den Kolonisten und den Kaffern herzustellen, damit das Land endlich den längst ersehnten Frieden genießen und sich entwickeln könne. In Mr. Stockenstrom erkannte die englische Regierung den geeigneten Mann zur Lösung dieser schwierigen Frage; kein anderer kannte Land und Leute so genau als er. Man muß die kluge Politik dieses Diplomaten anerkennen, als er den Kaffern den harmlosen Vorschlag machte, sie wären nach wie vor von den weißen Ansiedlern unabhängig, würden auch von diesen in keinerlei Weise mehr belästigt werden, wenn sie dulden wollten, daß englische Beamte ins Land kämen, um die Vermittler zwischen Weißen und Schwarzen zu spielen. Der Häuptling müsse aber dafür sorgen, daß der den Weißen zugefügte Schaden wieder gut gemacht und das Bekehrungswerk christlicher Missionare unterstützt werde. Waren auch die Ansiedler mit solch einer Sprache mehr oder minder einverstanden, so schien es doch, als ob die frühere Antipathie der Weißen gegen die Wilden, wenn nicht ausgetilgt, so doch ganz bedeutend gemildert sei. Als Glenelg im Jahre 1839 sein Amt niederlegte, trat auch Mr. Stockenstrom zurück, und der Gouverneur der Kapkolonie begann wieder mehr den Wünschen der Ansiedler nach weiterer Ausdehnung ihrer Farmen Rechnung zu tragen.

Im Jahre 1846 loderte die Kriegsfackel von neuem auf. Der junge Gaikahäuptling Sandilli, der großjährig geworden, ließ sich von den Seinen aufhetzen und dazu verleiten, der Kolonie den Krieg zu erklären. Die englischen Soldaten zogen den rebellischen Kaffernstämmen entgegen, erlitten jedoch eine Niederlage und mußten sogar ihre Wagen in den Händen des numerisch überlegenen Feindes zurücklassen. Es erfolgte sodann ein Aufgebot aller Burghers der Kolonie. Gegen so geübte Schützen, wie die Buren waren, vermochten

die Kaffern nicht lange standzuhalten, sie flohen und wurden gezwungen, ihre Waffen abzugeben (1848). Der Gouverneur dehnte jetzt die Kolonie bis zum Keiskammafluſſe aus. Damit war aber der endgültige Friede nicht verbürgt. Die Häuptlinge, welche sich die Verdemütigung gefallen lassen mußten, dem Gouverneur den Fuß zu küssen, warteten nur auf einen günstigen Moment, ihrem überwallenden Rachegefühl gegen alle Weißen die Zügel schießen zu lassen. Von Hungersnot gedrängt, fielen im Jahre 1851 die wilden Horden wiederum in die Kolonie ein, raubten und plünderten die Farmen, und metzelten zahlreiche Ansiedler, die auf ihren Gehöften nichts Böses ahnten, unbarmherzig nieder. Der Herd des Aufruhrs dehnte sich unter den Kaffernstämmen schnell aus, und die Kolonie geriet in die größte Gefahr, total verheert zu werden. Es bedurfte eines zweijährigen blutigen Guerillakrieges, um der Eingeborenen Herr zu werden und sie in ihr Land zurückzutreiben. Als Kriegsentschädigung forderte England die Einverleibung des Kaffernlandes in die Kapkolonie.

All diese blutigen und häufigen Kriege waren für die Kolonie von größtem Nachteile, da der Einwandererstrom aus Europa sich nicht hierher wandte. Und trotzdem zeigte sich allerorts im Lande eine erfreuliche Entwicklung. Die weiße Bevölkerung erreichte 1855 die Zahl von 268 000 Seelen.

Bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts hatten die Kolonisten keine Stimme in der Verwaltung des Landes; der gesetzgebende Körper war von der Krone ernannt. Indes war schon 1827 der Wunsch nach einem Abgeordnetenhause zu Tage getreten und war seitdem verschiedenemal erneuert worden. Hatte die Regierung bisher diesem Votum der Kolonisten kein Gehör geschenkt, so sollte ein Zwischenfall den Buren zur Verwirklichung desselben verhelfen.

Mit der Beschränkung, die sich die Regierung in der Deportation nach dem reichen und rasch aufblühenden Australien auferlegen mußte, trat bald die Notwendigkeit an sie heran, sich nach einer andern Kolonie umzusehen. Im Jahre 1841 schlug Lord John Russell vor, die Insel Robben Island bei Kapstadt mit Sträflingen zu besiedeln, aber sowohl der Gouverneur als auch die Kolonisten rieten davon ab. Einige Zeit nachher kam der Staatssekretär Gladstone auf den Gedanken, die englischen Verbrecher nach Kapstadt zu schicken, damit sie dort an den öffentlichen Arbeiten verwendet würden. Dieser Plan mißstimmte die Burghers, und wohl oder übel mußte die Regierung wieder den Rückzug antreten. Der Staatssekretär traf indes im stillen nähere Anstalten zur Verwirklichung des alten Planes. Aber kaum war die Kunde in der Kolonie verbreitet, daß schon mehrere hundert Sträflinge auf dem Wege nach Kapstadt seien, als sich allenthalben ein Sturm der Entrüstung entlud. Alle Nationalitäten, alle Parteien, alle Stände waren darin einig, daß man um keinen Preis die Landung dieser

verkommenen und aufrührigen Elemente dulden dürfe, daß es eine Schande für ehrenwerte Bürger sei, an der Seite von Sträflingen und Verbrechern zu wohnen. Man brauche in der Kolonie wohl Arbeiter, aber keine Menschen, die schlimmer als die Kaffern, für die Kolonie eine wahre Pest und die größte Gefahr für die weitere Entwicklung der kolonialen Zustände seien. Am 4. Juli 1849 fand in Kapstadt eine große Demonstration statt, und es bildete sich die Anti-Convict Association. Diese beschloß, wohl keinen aktiven, aber einen recht energischen passiven Widerstand zu leisten, hielt zahlreiche Meetings ab und entsandte eine Deputation nach England. Als bald darauf das Schiff mit den Sträflingen in der Simonsbai Anker warf, verpflichteten sich die Bürger gegenseitig unter feierlichem Eide, mit den Verbrechern, deren Behörden und dem Mutterlande jegliche geschäftliche Beziehung abzubrechen bis zu dem Tage, wo das Schiff den Hafen wieder verlassen werde. Sogar die Lebensmittel für Regierungszwecke wurden verweigert. Die Bank zu Kapstadt trat der Vereinigung bei, und verschiedene Mitglieder des Gesetzgebenden Körpers legten entrüstet über die dem Lande zugedachte Schmach ihr Amt nieder. Der Gouverneur mußte diese allgemeine Stimmung im Lande berücksichtigen, und er untersagte dem Kapitän, die Verbrecher ans Land zu setzen. Die Streikenden hielten volle sechs Monate aus, was für England einen enormen Verlust bedeutete. Der Vorsitzende der Anti-Convict Association war John Fairbain, ein in jeder Hinsicht tüchtiger Mann, der schon früher die Freiheit der Presse erkämpfte und von 1824—1864 als gewandter und gelehrter Journalist viel zur intellektuellen Hebung der Kolonie beitrug. Schließlich mußte England nachgeben, und das Schiff zog wieder fort.

Durch diesen Erfolg waren die Ansiedler in ihrem Wunsche und Bestreben nach eigener selbständiger Regierung noch mehr bestärkt und ermutigt worden, und bald darauf sandten sie Fairbain und Stockenstrom nach England betreffs einer Besprechung dieser großen und brennenden Frage. Das britische Ministerium zeigte sich dem gemachten Vorschlage nicht abgeneigt, machte jedoch die große Ausdehnung der Kolonie, die Schwierigkeit und den Mangel der Verbindung zwischen den Ansiedlungen und die Mannigfaltigkeit der Rassen dagegen geltend. Lord Grey war von der Wichtigkeit und Notwendigkeit der Selbstregierung der Kolonien überzeugt und bemühte sich um so mehr für die Kapkolonie, als ihm die Festigkeit der Ansiedler in der Deportationsfrage gewaltig imponiert hatte. Auch der Gouverneur Smith sprach sich für die Volksvertretung aus, verhehlte sich aber die Schwierigkeiten nicht, die damit verknüpft waren. Als er 1850 von England Befehl erhielt, die zur selbständigen Regierung der Kolonie nötigen Anordnungen zu treffen, kostete es ihn viele Mühe, alle Hindernisse, die ihm von seiten vieler Ansiedler und Missionare gemacht wurden, aus dem Wege zu räumen.

Die Grundbesitzer in den verschiedenen Provinzen wachten über ihre persönlichen Interessen und schenkten der Gemeinnützigkeit wenig Beachtung. Überdies verlangten die östlichen Provinzen, daß die Kolonie in zwei gleiche Teile zerlegt werde und ein jeder Teil seine eigene Regierung und seine eigene Hauptstadt erhalte. Die in die Zwischenzeit fallenden Kaffernkriege brachten die Frage zur Vertagung. Erst 1853 waren die Verhandlungen so weit gediehen, daß die Kolonie ihre Repräsentativverfassung erhielt. Die gesetzgebende Macht wurde in die Hände eines Gouverneurs und eines von den Ansiedlern und Kolonisten beider Rassen gewählten Rates, des Legislative Council mit 16 Mitgliedern, und eines Parlamentes, des House of Assembly mit 47 Mitgliedern, gelegt. Die „wirkliche Selbstregierung", das responsible government, wurde der Kolonie noch nicht gewährt, weil England glaubte, am Kap seien nicht genug reiche Männer vorhanden, die ihre ganze Zeit und Kraft den öffentlichen Angelegenheiten widmen könnten. Das erste Parlament wurde vom Leutnant-Gouverneur Darling am 1. Juli 1854 in Kapstadt eröffnet. Noch im selben Jahre wurde Sir George Grey zum Gouverneur der Kolonie und High Commissioner von Südafrika ernannt.

Es war dies ein in mehrfacher Hinsicht ausgezeichneter Mann, der der Kolonie unverwischbare Merkmale seines großen Geistes aufgedrückt hat. Schon zu Lebzeiten von allen hochverehrt und gefeiert und allgemein beliebt, dauert sein Andenken für immer fort in der Geschichte Südafrikas. Nach einer mehrjährigen erfolgreichen Wirksamkeit in Südaustralien und Neuseeland, viel erprobt und erfahren, war er der geeignete Mann, diese junge Kolonie in den ersten Stadien ihrer Selbständigkeit an sicherer Hand zu führen. Mit weitblickendem, klarem Auge erkannte er sofort als die wichtigste Bedingung für die Wohlfahrt des Landes den gesicherten und dauernden Frieden mit den in und an der Grenze der Kolonie seßhaften Kaffernstämmen. Bis dahin hatte dieses Volk unter der eigenmächtigen Regierung ihrer Häuptlinge die alten angestammten Sitten und Gebräuche in allem beibehalten und jetzt vielleicht mehr denn zuvor sich gegen die hereindringende Kultur der im Herzen bestgehaßten Weißen gestemmt. Es war gar nichts Neues mehr, zu hören, daß hier und dort Plünderungen und Mordthaten auf Geheiß der Zauberer verübt seien. Der neue Gouverneur hatte bald die schwache Stelle ausfindig gemacht, durch welche er in das Kaffernland eindringen könnte. Die Geldarmut und Habsucht der Häuptlinge ausbeutend, machte er ihnen den Vorschlag, allmonatlich eine gewisse Summe ihnen auszahlen zu wollen, wenn sie ihre Autorität der britischen Regierung übergeben wollten; die Ersten des Stammes würden sie jedoch bleiben, hätten aber nicht mehr die Sorge der Leitung ihrer Untergebenen. Das Angebot wurde freudig begrüßt und angenommen, und damit war gleich ungemein viel

erzielt. Britische Beamte zogen nun unter die Kaffern und führten allmählich englische Gesetze ein, indem sie dabei selbstverständlich auf die Wilden möglichst viel Rücksicht nahmen.

Die Regierung durfte vor großen Auslagen, die mit dieser Anordnung notwendig geworden, nicht zurückschrecken, wollte sie Ruhe und Sicherheit in den Grenzgebieten befestigen. Das britische Parlament gewährte für diesen Zweck jährlich 40 000 Pfd. St. Zuschuß zu den 400 000 Pfd. St., die es schon für die Kolonie jährlich gab, und das Parlament des Kap votierte die jährliche Summe von 50 000 Pfd. St. für die Organisation einer starken Polizeitruppe an den Grenzen des Landes.

Der Zivilisation war damit Thür und Thor geöffnet. Straßen wurden gebaut, Gewerbeschulen und Hospitäler errichtet, christliche Missionare durchkreuzten das Land. Den Kaffern gewährte man gern Anteil an den öffentlichen Arbeiten, da sie dadurch aus ihrem erschlaffenden Nichtsthun herausgerissen wurden. Eine bessere, ja glänzende Zukunft schien über das Land hereinzubrechen. Doch es war nur ein Trugbild.

Einigen Kaffernhäuptlingen entging es nicht, daß ihre Macht über das Volk immer mehr und mehr im Verschwinden begriffen war, und daß die Weißen mit jedem Tag festeren Fuß faßten. Ein Zauberer, Umlakazi genannt, ging umher und prophezeite, daß die verstorbenen Häuptlinge von den Toten auferstehen würden, um im blutigen Kampfe die Weißen und Fingus aus dem Lande zu vertreiben und den früheren Glanz der Kosa-Nation zurückzuerobern. Dies geschehe jedoch nur unter der Bedingung, daß die Kaffern alles Vieh töteten, die Kornvorräte zerstörten und den Boden nicht mehr bebauten. Der Quacksalber hatte Erfolg: alle gehorchten ihm aufs Wort. Als aber der Tag der Auferstehung kam und die alten Häuptlinge ausblieben, geriet das Volk in helle Verzweiflung. Das Gräßlichste war zu befürchten. Der Gouverneur der Kapkolonie, der die Krisis vorausgesehen, aber nicht aufzuhalten vermocht hatte, ergriff die nötigen Mittel, derselben die Spitze abzubrechen. Er zog 30 000 Kaffern in die Kolonie herüber und gab ihnen Beschäftigung an den öffentlichen Arbeiten und in den großen Farmen. Man glaubt, daß die Kaffern an 150 000 Stück Vieh getötet hatten und daß infolge der eingetretenen Hungersnot 20 000 Menschen umkamen; 100 000 Kaffern sollen fortgewandert sein. Im Osten war es menschenleer geworden. Grey leitete Ansiedler dorthin, stellte sie unter militärischen Schutz, gab auch der englisch-deutschen Legion, die mit dem Abschluß des Krimkrieges aufgelöst ward, Grund und Boden.

Die Soldaten der deutschen Legion, welche in Englands Sold am Krimkriege teilgenommen, hatte England zur Übersiedlung nach Südafrika angegangen, weil bisher nur wenige Engländer dem Rufe und den Bitten Greys gefolgt waren. Von den 10 000 Legionären erklärten sich 2300 sofort

bereit. Sie erhielten zur ersten Einrichtung ein Stück Land, das nach siebenjähriger Arbeit ihr Eigentum werden sollte. Da sie in dem östlichen Teile der Kolonie sich niederlassen mußten, waren sie zugleich die Beschützer der Kolonie gegen etwaige kriegerische Expeditionen der Kaffern. Der Gouverneur war mit dem deutschen Elemente derart zufrieden, daß er noch andere deutsche Familien heranziehen wollte, was England jedoch unpolitisch fand und streng untersagte.

Grey hatte einen großartigen Plan: aus ganz Südafrika, aus Natal, Britisch-Kaffraria, der Kapkolonie und den Burenstaaten einen Bundesstaat zu schaffen nach dem Muster von Neu-Seeland. Der Oranje-River-Staat (Freistaat) erklärte sich hierzu geneigt, und schon 1858 beschloß der Volksraad, ohnmächtig wie er war, die zur Verwaltung der Republik nötigen Gelder aufzutreiben, daß der Präsident die nötigen Schritte thue, um einen Anschluß an die britische Kolonie herbeizuführen. Der Staatssekretär Labouchère billigte indes die Politik Greys nicht und trug sich sogar mit dem Gedanken, denselben aus seinem Amte zu entfernen, als er selbst aus dem Ministerium schied. Sein Nachfolger, Bulwer Lytton, war derselben Ansicht wie Labouchère, ließ jedoch Grey in Kapstadt, wo sich dieser um die Hebung der Kolonie immer reichere Verdienste erwarb.

Greys unermüdliche Thätigkeit beschränkte sich nicht auf die so wichtige Kaffernfrage, er ließ auch die Entwicklung und die Wohlfahrt der Kolonie nicht aus dem Auge. 1857 wurde die erste Eisenbahnlinie zu Wellington gebaut, Telegraphen und Leuchttürme wurden errichtet, die verschiedenen Häfen vergrößert und ausgebessert. Auf die Christianisierung des Landes durch gute Missionare legte er großen Wert; war er es doch, der den Vorschlag machte, keine geringere Summe als 30 000 Pfd. St. jährlich auf die Mission in der Kapkolonie zu verwenden. Der Erziehung der Jugend schenkte er besondere Aufmerksamkeit, eröffnete eine Landesbibliothek zu Kapstadt, ermunterte und unterstützte die Auswanderung nach der Kolonie, sorgte für eine regelmäßige Schiffsverbindung mit England, griff mit einem Worte überall thatkräftig ein und brachte die Kolonie in die Höhe. In und außer Afrika war er geachtet, bewundert und geliebt. Wodehouse wurde 1862 Greys Nachfolger. Trotz heftigen Widerstandes der Kolonisten von Süd-Kaffraria und des Parlamentes der Kapkolonie wurde 1862 Süd-Kaffraria der Kapkolonie einverleibt.

Jetzt kam eine der traurigsten Perioden der Kolonie. Die Ernten waren schlecht; Epidemien verbreiteten sich und richteten ungeheuern Schaden unter dem Viehstande an; die Weinberge waren verwüstet und der Kapwein war vom englischen Markte ausgeschlossen; der Handel ging zurück infolge des Krieges zwischen dem Oranje-Freistaat und dem Basutolande; der Suezkanal, der seiner Vollendung entgegenging, bot einen kürzeren Weg

nach Indien und bedrohte die Zukunft des Hafens in der Tafelbai, kurz, schweres, dunkles Gewölk hing über der Kolonie, als plötzlich und unerwartet ein Lichtstrahl hindurchdrang: die Diamantenminen von Kimberley wurden gefunden (1867).

In London wehte mit einem Male ein anderer Wind. Der Staatssekretär Duke of Buckingham sprach sich im November 1868 ganz offen dahin aus, daß das Interesse der Kolonie und der Frieden von ganz Südafrika die Maßregel notwendig machten, die südafrikanischen Burenstaaten unter britischen Einfluß zu bringen. Das Basutoland wurde rasch annektiert und Hand auf das diamantenreiche Griqualand gelegt. Der Oranje-Freistaat und Transvaal zeigten sich wohl darüber empört, mußten aber fein schweigen, um Englands gepanzerte Faust nicht zu fühlen.

Was die Kapkolonie angeht, war England eifrigst bemüht, die Auslagen einzuschränken. Lord Carnarvon, der britische Staatssekretär, machte den Vorschlag, die Kolonie solle jährlich zur Unterhaltung der Truppen beisteuern, und zwar für einen Infanteristen 40 Pfd. St. und für einen Artilleristen 70 Pfd. St. Der Gouverneur der Kapkolonie, Wodehouse, sah ein, daß die Kolonie niemals auf einen solchen Vorschlag eingehen werde, ohne daß zugleich selbständige Regierung ihr garantiert würde, gleichwie in Australien und Kanada. Aber gerade der Selbstregierung der Kolonie war Wodehouse grundsätzlich abgeneigt. Er sagte, daß diese Form nur für diejenige Kolonie passe, die im Begriffe stände, abzufallen; in Südafrika wäre sie erst recht unangebracht wegen des Übergewichtes der holländischen Bevölkerung und deren Antipathie gegen die Farbigen, was wiederholt Krieg mit den Eingeborenen heraufbeschwören werde. Das Kap hielt jedoch fest an seiner Forderung. Als die Frage dem Parlamente vorgelegt wurde, sprach sich dieses für die Selbstregierung aus und erhielt sie denn auch 1872. Zu den zwei Häusern der Abgeordneten trat ein Ministerium, gebildet aus Mitgliedern der parlamentarischen Mehrheit. Der erste Premierminister der Kolonie war Sir John Molteno, der sein Amt antrat mit dem redlichen Willen, das Land in die Höhe zu bringen. Vor allem dehnte er das nur 63—64 Meilen lange Eisenbahnnetz weiter aus und verband das Innere mit den Seehäfen. Alles war in rascher, blühender Entwicklung begriffen, als Schwierigkeiten in der äußeren Politik eintraten.

Die Annexion der Diamantenfelder von Kimberley hatte naturgemäß die Feindschaft der Oranje-Republik zur Folge; zwischen Transvaal und der englischen Regierung existierten längst unliebsame Beziehungen; Natal war ungehalten darüber, daß die Farbigen in den Diamantenminen Feuerwaffen erhielten. Dieser verwickelten und höchst gefährlichen Lage der Kapkolonie widmete Lord Carnarvon, welcher Staatssekretär für die Kolonien geworden war, sein Hauptaugenmerk. Heil und Rettung hoffte er von einer Vereinigung

aller südafrikanischen Länder nach dem Muster Kanadas, wo es ihm 1867 gelungen war, das föderative System durchzusetzen. Es war der Plan, den Sir George Grey gehabt hatte. Carnarvon veranlaßte im Mai 1875 den Gouverneur des Kap, die verschiedenen Staaten Südafrikas zu einer gemeinsamen Konferenz einzuladen, auf der sie die wichtigsten Südafrika berührenden Fragen besprechen sollten, in günstigem Falle auch von der Bildung eines Bundes unterhandeln könnten. Ohne vorher aber mit dem Ministerium des Kap eine Vereinbarung zu treffen, ernannte er selbst die Vertreter der Konferenz und sandte den Geschichtschreiber Froude als seinen Stellvertreter. Die Kapregierung lehnte indes den Vorschlag entschieden ab, nahm diese Bevormundung durch London übel auf und erklärte, daß nicht auf diesem verfassungswidrigen Wege, sondern nur durch etwaige vom Volke selbst kommende Wünsche die Frage besprochen werden dürfe. Dazu verletzte das Auftreten Froudes. Die Konferenz unterblieb. Als der Premierminister der Kapkolonie mit dem Präsidenten des Oranje-Freistaates 1876 in London weilte, wollte Carnarvon wiederum eine Beratung zwecks der Föderation der südafrikanischen Staaten anberaumen, aber das Parlament der Kapkolonie verbot dem Premier, an den Sitzungen teilzunehmen, und der Volksraad des Oranje-Freistaates that dem Präsidenten Brand zu wissen, daß das Volk sich energisch dagegen wehre, seine Selbständigkeit preiszugeben. Transvaal schenkte dieser brennenden Frage keine weitere Beachtung. Nur Natal war noch vertreten durch Sir Th. Shepstone, den Sekretär für Eingeborenenangelegenheiten, und zwei Mitglieder des Legislative Council. Trotz dieser ablehnenden Haltung der Interessierten brachte Carnarvon eine Vorlage des südafrikanischen Bundes, worin eine Regierung mit Ober- und Unterhaus, Provinzlandtagen u. s. w. definiert war, beim englischen Parlament ein (1877), wo sie auch angenommen wurde, und der Staatssekretär freute sich, sein Werk gesichert zu sehen, als er den geeignetsten Mann zu diesem großartigen Werke in Sir Bartle Frere, der sich als Administrator in Indien ausgezeichnet hatte, gefunden zu haben glaubte. Als dieser im April 1877 in Kapstadt eintraf, war Transvaal durch Sir Theophilus Shepstone zu britischem Territorium erklärt worden.

Noch keine drei Monate war der neue Gouverneur im Lande, als im Kaffernland ein gewaltiger Aufstand sich erhob. Der Häuptling der Gcaleka, welcher die Fingus angegriffen und diesen alles Vieh gestohlen hatte, war auch mit den Kappolizisten in Berührung gekommen und hatte einen Offizier und vier Mann getötet. Der Gaikahäuptling Sandilli schloß sich den Gcaleka an, und es dauerte mehrere Monate, bis mit der Niederlage der Kaffern der Friede wieder eintrat. Zur vollen Ruhe sollte es aber in Südafrika nicht mehr kommen; alle Kaffernstämme waren gegen die Weißen aufgehetzt und suchten ihre Freiheit zurückzuerobern.

Sir Bartle Frere verlor sein Projekt nicht aus dem Auge und machte gleich nach dem Zulukriege dem Kapparlament den Vorschlag, eine Konferenz aller südafrikanischen Staaten zu veranstalten. Einen ungünstigeren Zeitpunkt hätte er aber kaum wählen können. Transvaaler Abgesandte durchkreuzten die Kapkolonie und klärten ihre Stammesbrüder darüber auf, daß England mit dem Plan nur Böses im Schilde führe, und sie hatten Erfolg. Überdies verurteilte die große Mehrheit der Kolonisten in scharfen Worten den Zulukrieg, da sie in demselben nur neuen Zündstoff für spätere Kriege erblickte, und sprach sich dann weiter ganz offen gegen jede Erweiterung und Verbindung aus. Die Abgeordneten brachten denn auch Bartle Freres Vorschlag zum Falle. Lord Kimberley, der inzwischen Staatssekretär für die Kolonien geworden war, rief den Gouverneur zurück.

Der Kapkolonie sollte so bald noch keine Ruhe beschieden sein. Nach dem Zulukriege war das Gesetz in dem Parlamente durchgegangen, daß die Eingeborenen keine Waffen tragen und besitzen dürften, und es wurde zuerst auf die Kaffern und Fingus und dann auch auf die Basutos angewendet. Das erbitterte aber die letzteren. Ende 1880 war das ganze Basutoland in Aufruhr, und auf der Ostseite der Drakenberge schlossen sich ihnen mehrere Häuptlinge an. Sie wollten die Engländer aus dem Lande vertreiben und wieder Herr und Meister sein. Die Kapkolonie entsandte sofort ein Korps Freiwilliger gegen die Aufständischen. Die Revolution im Kaffernlande wurde sofort niedergeschlagen, nicht so leicht aber der Sieg im Basutolande errungen.

Die Kapkolonie hat einen Gouverneur und ein Parlament mit zwei Häusern: dem Gesetzgebenden Rat (Legislative Council) und dem Abgeordnetenhause (House of Assembly). Im Jahre 1872 erhielt sie freie Selbstverwaltung. Der Gouverneur, der Vertreter der Krone Englands, ist beraten und unterstützt in allen Sachen, welche die Kolonie betreffen, durch den Ausführenden Rat, der vor dem Parlamente verantwortlich ist. Dem Gouverneur steht es zu, die Minister zu ernennen und zu entlassen; die Minister müssen jedoch das Vertrauen der Majorität der Volksvertreter besitzen. Er hat die Macht, die vom Parlamente gemachten Gesetze zu genehmigen oder sie zurückzuweisen; er beruft das Parlament ein und löst es auf, kurz er hat die Pflicht, überall dort den Wünschen des Parlamentes entgegenzutreten, wo die Ehre der Krone und die Interessen des britischen Reiches beeinträchtigt werden. Der Gouverneur wird von der Krone Englands ernannt, bezieht aber sein Gehalt von der Kolonie. Das jährliche Gehalt des Gouverneurs und High Commissioners beträgt 8000 Pfd. St., dazu hat er Reisevergütung, freie Residenz in Stadt und Land und dann noch 1000 Pfd. St. aus den Imperial Funds. Als High Commissioner ist er Vertreter Englands im Basutolande, Betschuanaland und Matabelenland, dann noch bei den Handelsverträgen und Geschäften mit den beiden südafrikanischen Burenrepubliken.

Mit dem Geschenke der Selbstverwaltung, das England der Kapkolonie machte, behielt es sich vieles vor: so die Ernennung des Gouverneurs, die Macht des Veto für die Gesetze, die höchste Instanz in Gerichtssachen und seine Oberherrschaft über die Kolonie wie über alle übrigen Kolonien. Die innere Verwaltung des Landes liegt ganz in den Händen des Ausführenden Rates.

Der Ausführende Rat (Executive Council) wird gebildet aus dem Gouverneur, dem Leutnant-Gouverneur und dem Ministerium. Letzteres besteht aus: 1. dem Premier, der kein Portefeuille hat; 2. dem Kolonialsekretär (Post, Telegraphen, Landbefestigung, Erziehung, Hospitäler); 3. dem Oberrichter (Justiz und Polizei); 4. dem Generalschatzmeister (Finanzen, Ackerbau, Forstamt, Minen); 5. dem Commissioner des Kronlandes und der öffentlichen Arbeiten (Eisenbahnen, Leuchttürme, Häfen); 6. dem Sekretär für die Angelegenheiten der Eingeborenen. Das jährliche Gehalt eines Ministers beträgt 1500 Pfd. St. Die Prophezeiung, daß in der jungen Kapkolonie das Ministerium so oft wechseln würde wie in den australischen Kolonien, hat sich nicht bestätigt; von 1872—1890 waren es nur fünf Ministerien.

Das Abgeordnetenhaus besteht aus 79 Mitgliedern, die auf 5 Jahre vom Volke gewählt werden. Wähler kann jeder sein, Eingeborener oder Weißer, der seit einer bestimmten Zeit in der Kolonie wohnhaft ist, seine britische Staatsangehörigkeit nachweist, einen Grundbesitz im Werte von 75 Pfd. St. und ein jährliches Einkommen von 50 Pfd. St. hat. Das Abgeordnetenhaus kommt jedes Jahr wenigstens einmal zusammen, gewöhnlich von April bis August; die Debatten werden in englischer oder holländischer Sprache geführt. Der Gesetzgebende Rat (Legislative Council) zählt 22 Mitglieder, die auch vom Volke gewählt werden.

In der Kapkolonie ist das römische Recht maßgebend, jedoch stark modifiziert durch alte holländische Gesetze und durch mannigfache Abänderungen, die im Laufe der Zeit unter den verschiedenen Regierungen getroffen worden sind. Der höchste Gerichtshof befindet sich in Kapstadt.

Die Polizei der Kolonie beträgt 900 Mann, die ständige Miliz (Cape Mounted Riflemen) 824 Mann, das Volontärkorps (Artillerie, Kavallerie, Pioniere) 5400 Mann. Die Hilfstruppen bilden die Burghers im Alter von 18—50 Jahren. In der letzten Zeit sind mehrere Häfen stark befestigt worden.

Die Kolonie wendet ein löbliches Augenmerk auf die Schulen, in denen sowohl Weiße als auch Farbige unterrichtet werden. Die im Jahre 1873 gegründete Universität zu Kapstadt genießt dieselben Rechte und dasselbe Ansehen wie irgend eine andere des Vereinigten Königreiches. Im Jahre 1893 gab es 1641 staatliche Schulen mit 83347 Kindern, von denen 62023 dem täglichen Unterrichte beiwohnten. Der Prozentsatz der Kinder der

weißen Bevölkerung war 67,96, der der Malayen 12,16, der der Hottentotten 3,53 und der der Kaffern 2,72. Neben den Staatsschulen giebt es noch eine ganze Anzahl von Elementar- und Höheren Schulen. Daß die emporstrebende Kolonie für Bildung, Förderung und Hebung des geistigen Lebens und der Kunst nicht gleichgültig ist, hat sie ferner gezeigt durch Errichtung von Bibliotheken und Museen in den verschiedenen größern Städten, durch Unterstützung von Vereinen, deren Zweck die Pflege der schönen Künste ist. In den größeren Ortschaften erscheinen Tagesblätter in englischer und holländischer und eines in kaffrischer Sprache. Telegraphen- und Postverbindungen gehen von den Seehäfen weit in das Innere hinein. Man muß gestehen, daß die Kolonie in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts ganz gewaltige Fortschritte gemacht hat, daß sie nicht mehr die ehemalige wilde Gegend ist, in der es keine Wege und Stege, keine Brücken und Eisenbahnen gab, wo jede Fahrt mit allerhand Gefahren und mancherlei Abenteuern verbunden war. Mit dem Auffinden der Diamantenminen und der Goldfelder des Witwatersrand sind die Eisenbahnstrecken vermehrt und vergrößert worden. Brauchte man vor 40 Jahren mit dem Ochsengespann ganze Wochen, um von Kapstadt nach Kimberley und Transvaal zu kommen, so ist man heute mit dem Dampfroß von Kapstadt aus in 35 Stunden in Kimberley und in 57 Stunden in Johannesburg.

Die Kapkolonie hat einen Flächenraum von 276 900 engl. Quadratmeilen (Betschuanaland mitgerechnet). Im Jahre 1849 betrug die Bevölkerung nur 218 000, wovon 76 000 der kaukasischen Rasse angehörten; 1855 jedoch schon 268 000, 1865: 496 000; 1875, nach der Einverleibung von Britisch-Kaffraria, 721 000, darunter 237 000 Weiße; 1885: 1 252 000 und 1891: 1 527 000, wovon 376 000 Weiße. Die weiße Bevölkerung ist aus allen Himmelsgegenden zusammengeströmt, und fast jede europäische Nation hat hier zahlreiche Vertreter. Unter den Farbigen bemerken wir Malayen, Hottentotten (Bild 77), Fingus (Kaffernstamm in der Kapkolonie), Kaffern, Betschuanas, Indier, Araber, Chinesen, Kreolen und Mischlinge.

Im Jahre 1891.	Zahl.	Männer.	Frauen.
Weiße	376 987	195 956	181 031
Malayen	13 907	6 713	7 194
Hottentotten . . .	50 388	26 248	24 140
Fingus	229 680	108 566	121 114
Kaffern, Betschuanas	608 456	306 635	301 821
Mischlinge, andere .	247 806	123 209	124 597

Die dichteste Bevölkerung ist im Kapdistrikte und in Port Elizabeth. In 24 Distrikten ist die farbige Rasse stärker als die weiße und nur in 9 haben die Weißen das Übergewicht. Nur $^1/_5$ der Bewohner lebt in

Städten und Dörfern, die übrigen wohnen über das weite Land zerstreut. Die Hälfte der Kolonisten beschäftigt sich mit Ackerbau und Viehzucht. Von der Bevölkerung sind die meisten in der Kolonie geboren, nämlich 1412846. Nach dem religiösen Bekenntnisse giebt es in der Kapkolonie:

Katholiken	17275
Holländisch-Reformierte Kirche	228627
Englische Kirche	69789
Wesleyaner	21707
Presbyterianer	12684
Independenten	2634
Lutheraner	10398
Baptisten	6205
Andere christliche Konfessionen	2327
Heilsarmee	724
Juden	3007
Mohammedaner	15100

Von den Mischlingen gehören 82,53 %, von den Hottentotten 54,42, von den Fingus 27,95, von den Kaffern 14 % einer christlichen Religion an.

Die große englische Kolonie in Südafrika trägt ein ganz besonderes Gepräge. Die weiße Bevölkerung sind englische Unterthanen, aber nicht durchweg Engländer; England regiert, aber die Engländer fühlen sich hier nicht zu Hause. Die Zahl der Anhänger des niederländisch-reformierten Bekenntnisses zeigt sofort, daß die holländische Bevölkerung das numerische Übergewicht am Kap besitzt. Und dennoch ist ein Unterschied zu machen zwischen Holländern und Holländern, d. h. zwischen Buren und Buren. Der Bur, welcher in der Stadt oder in der Nähe der Stadt wohnt, wo England vorherrschend ist, hat alles Bäurische abgestreift und englischen Schliff angenommen, ist gebildet, gewandt und ein ganzer Gentleman; der Bur auf dem Lande und im Innern der Kolonie ist der Väter Sitte treu geblieben, nennt sich und ist der Verwandte, der Vetter des Transvaalers und Freistaatlers. Wenn John Bull den Buren Idioten und Banausen nennt, so rächt sich dieser, indem er sein verdoemd rooinek — verdammter Rotnacken, das gewöhnliche Schimpfwort für die Engländer, zwischen den Zähnen murmelt. Mit dem Landburen hat es England auf immer verdorben, seitdem es den Schwarzen der Kolonie aktives und passives Wahlrecht verlieh und in fast ebenso frivoler Weise als Frankreich den Grundsatz „Gleichheit und Brüderlichkeit" proklamierte. Wenn wir absehen von dem unversöhnlichen, unchristlichen Hasse der Buren gegen alle Farbigen, können wir es indes jenen nicht verargen, daß sie die Einrichtung verurteilen, die jedem Schwarzen, der ein kleines Vermögen und Einkommen hat, das Recht zuspricht, als Politikus miteinzugreifen in die Leitung der Staats-

geschäfte. Für gerechte Behandlung der Schwarzen wird jeder eintreten, aber nicht für politische Gleichberechtigung dieser großen Kinder, die nichts

Bild 77. Hottentotten vom Oranjefluß.

von Recht und Arbeit, nichts von Gesellschaft und Politik verstehen, und die nur um so stolzer, frecher und unerträglicher werden, je mehr England sie mit der Milch der Humanität aufpäppelt und verhätschelt. Der Bur der

Städte liegt mehr oder minder im Banne der Engländer, denen er alles nachzumachen sich bestrebt und eben dadurch seinen ursprünglichen Charakter verleugnet und ein Zwitterding wird. Der Engländer der Kolonie ist genau derselbe wie der in London, und es ist hierdurch wieder einmal erwiesen, daß für ihn kein anderes Epitheton schöner paßt als das bezeichnende Wörtchen „stereotyp". Mag er sein, wo er will, in London, in Indien, in Australien, in Kanada, in Afrika, überall begegnen wir John Bull, lang, fein gekleidet, mit blasiertem Gesicht und ziemlich steifem Benehmen; er wohnt in vornehmer Villa, die ausgestattet ist mit allem Komfort, hängt an seinen Sports und liest seine großen Zeitungen. Er ist dem Buren in vielem überlegen; er ist reich und setzt sein Geld ein, auf daß es Früchte bringe; er kennt den Vorteil der Maschinen und er macht sich die moderne Technik zu nutze; er ist unternehmend, wagt etwas und gewinnt fast immer, da er ein scharfes Auge und große Thatkraft besitzt. Am Kap ist der Engländer der Kaufmann, der Gewerbetreibende; der Bur ist Ackersmann, Farmer, Hirt. Der Engländer hält sich fern vom Buren und noch ferner vom Wilden, und niemals wird man in Südafrika eine gemischte Rasse finden wie in den spanischen Kolonien, wo Spanier und Wilde ein neues Volk bildeten, das spanisch gesinnt war, spanische Sitten und Sprache annahm. Mit dem Mutterlande steht der Engländer stets in Verbindung, mit den andern englischen Kolonien ist er durch das gemeinsame Band der Gesinnung, Sprache und Art eng verkettet, und dies giebt ihm eine geistige Überlegenheit, die weit bedeutender ist, als man gemeiniglich annimmt. Die Kapschulen sind englisch, die Unterrichtssprache ist englisch, die Unterrichtsgegenstände sind englisch, der Geist ist englisch. Auf dem Lande und im Innern der Kolonie muß der Reisende kapholländisch sprechen, will er verstanden sein, aber in den Städten und an den Verkehrsplätzen dominiert die englische Sprache.

Weniger auffallend ist die Stellung der Deutschen in der Kapkolonie. Ihre Zahl ist zu gering, um eine besondere Strömung zu bilden, und ihre Zusammengehörigkeit zu locker, um einen gewiß wünschenswerten Einfluß auf die Politik des Landes auszuüben. In allen Industriestädten Südafrikas finden wir Deutsche wie überall in der Welt, weil eben wie deutsche Ware so auch deutsche Arbeitskraft immer mehr und mehr sich Achtung verschafft und in ehrlichen Wettbewerb mit der angelsächsischen Rasse tritt. Die deutschen Kaufleute in den Hafenstädten des Kap haben festen Boden gefaßt und stehen sich keineswegs schlecht; aber auch die Kleingrundbesitzer haben mit viel Arbeit und Mühe sich ein gemütliches Heim und einen behäbigen Wohlstand geschaffen. Weiter oben haben wir schon erwähnt, wie nach dem Krimkriege die englische Regierung deutsche Legionäre nach Südafrika sandte, um der weißen Bevölkerung mehr Kraft zu geben im Kampfe mit den wilden, kriegerischen Kaffern, und zugleich den öden Sandboden in ein fruchtbares Erdreich umzuwandeln. Das Leben ist ihnen

nicht leicht und süß gemacht worden, und ein anderer Volksstamm, der weniger Energie, Zähigkeit und Ausdauer gehabt hätte, würde nicht auf dem Posten geblieben sein. Indes bei all diesen vortrefflichen Eigenschaften, die Peter in der Fremde entwickelt, tritt auch in Südafrika eine andere, minder lichthelle Charakterseite hervor: wir meinen die deutsche Biegsamkeit draußen in der Welt. Der einzelne Deutsche und die kleineren Gruppen verlieren außerhalb der deutschen Grenzpfähle allzu schnell ihre Eigenart und greifen gierig nach des Fremden Sitten und Gebräuchen. Gewiß ist es recht und billig, daß man sich fremden Verhältnissen anpasse und sich dabei zurechtzufinden suche, aber bei näherer Betrachtung müssen wir in vielem eine bedauerliche Charakterschwäche anerkennen, die nicht geeignet ist, andern Völkern zu imponieren. Bei den Wahlen und im Parlament am Kap ist von Deutschtum, von deutschem Einflusse keine Spur vorhanden, es fehlt wie gesagt die nötige Kraft, um sich nach außen Geltung zu verschaffen. Dafür wollen wir unsern lieben Landsleuten jedoch nicht allzu gram sein.

Für viele Leser ist die Beschreibung und Schilderung irgend eines Landes unvollkommen und mangelhaft, wenn nicht zugleich für sie ein Privatissimum über Handel und Verkehr gegeben wird. Ihre geheimen Wünsche sollen auch hier nicht unbeachtet gelassen werden.

Nach einer Statistik der Farmer gab es:

Pferde	1890 . . .	313700
„	1895 . . .	363500
Hornvieh	1890 . . .	1524100
„	1895 . . .	2062000.

Der Ackerbau dehnt sich immer weiter aus, je mehr die schwierige Frage der Bewässerung gelöst wird. Im Bau der Dämme ist der Bur Meister, hierin zeigt er seine Abstammung von Holländern. Aber auch die englischen Farmer sparen keine Ausgaben, um den brach liegenden Boden in ein ergiebiges Ackerland umzuwandeln. Wenn der Bur seine Erfahrung und seine ungewöhnlichen Kenntnisse im Landbau, der Kaffer und Hottentott ihre Arbeitskräfte und der Engländer sein Gold dem Gemeinwohl der Kolonie schenken, dann dürfte man in einigen Jahrzehnten neben der Viehzucht auch von gedeihlichem Ackerbau des Kap sprechen.

Die Diamanten- und Goldfelder und das mächtige Aufblühen des Ackerbaues und der Viehzucht im Innern der Kolonie haben den Handel günstig beeinflußt.

Die Einfuhr betrug:		Die Ausfuhr betrug:	
1885 .	4991500 Pfd. St.	1885 .	6224200 Pfd. St.
1890 .	10106400 „ „	1890 .	9970300 „ „
1895 .	19094800 „ „	1895 .	16904700 „ „
1897 .	17997700 „ „	1897 .	21660200 „ „

Den regsten Verkehr unterhält die Kolonie mit England. Unter die Ausfuhrgegenstände rechnet man an erster Stelle Gold, Diamanten, Straußenfedern, Wolle. Die Statistik giebt folgende Tabelle.

	1885 Pfd. St.	1890 Pfd. St.	1894 Pfd. St.	1895 Pfd. St.	1896 Pfd. St.	1897 Pfd. St.
Gold . . .	17 300	1 445 000	7 147 308	7 975 637	8 252 543	13 191 800
Diamanten .	2 489 600	4 162 000	3 013 578	4 775 016	4 646 487	—
Straußenfedern	585 200	563 900	477 414	527 742	519 539	605 000
Wolle . . .	1 580 600	2 196 000	1 599 532	1 695 920	1 874 555	—
Angorahaar .	204 000	—	421 248	710 867	572 230	—
Ochsenfelle .	—	—	78 264	111 990	76 808	—
Schaffelle . .	—	—	340 947	363 408	319 408	—

Die Cape of Good Hope Government Gazette gab noch folgende Statistik für den Zeitraum von einem halben Jahre: Juli 1898 bis Januar 1899.

Einfuhr:

Handelswaren	9 358 522	Pfd. St.
Gegenstände für die Regierung	633 890	„ „
Münzen	1 636	„ „
Zusammen:	9 994 048	Pfd. St.

Ausfuhr:

Kolonialerzeugnisse	2 288 711	Pfd. St.
Diamanten	2 618 427	„ „
Rohes Gold	9 542 692	„ „
Wert der ein- und wieder ausgeführten Waren . .	189 506	„ „
Münzen	654 106	„ „
Zusammen:	15 293 442	Pfd. St.

Die Ausgaben sind bisher stets groß gewesen. Betrugen die Einnahmen von 1876—1891 45 728 762 Pfd. St., so hatten die Ausgaben in derselben Zeitperiode eine Höhe von 45 508 967 Pfd. St. erreicht.

Um einen Einblick in den Handel der Kolonie zu bekommen, müssen wir uns nach Port Elizabeth im östlichen Teile der Kolonie begeben. Es ist dies die zweitwichtigste Stadt am Kap, das „Liverpool" von Südafrika, eine ganz moderne Stadt, wo Engländer wohnen; sie zählt 23 052 Seelen und ist durch das Meer mit der ganzen Welt und durch die Eisenbahn mit Kimberley und Johannesburg verbunden. Einen eigentlichen Hafen hat sie nicht, nur eine 350 m lange Landungsbrücke führt in die Algoabai hinaus, von wo kleinere Dampfer Passagiere und Schiffsgut den weiter zurück im Meere haltenden Schiffen zuführen. In den Straßen herrscht an den Werk- und ganz besonders an den Markttagen ein unbeschreiblicher Verkehr; denn die Buren des Innern bringen ihre Waren hierher. Dann reiht

sich Gefährt an Gefährt, turmhohe Ladungen von Wolle, Angorahaar und Fellen rollen langsam vorüber, und es speichert sich in den Magazinen ein Reichtum an, der hoch in die Millionen geht.

Die Schafherden sind nach den Diamantenfeldern der größte Reichtum der Kolonie. Hätten wir nicht unsere großen Schafherden, so sagt der Kapländer, dann wäre die Kolonie keinen Pfifferling wert. Und das ist wahr; denn in der Karru kann kein Ackerbau betrieben werden und finden auf diesen unendlich weiten aber öden Feldern nur Schafe die nötige Nahrung. Im Jahre 1896 zählte man 14409000 Tiere. Die Woll-, ganz besonders die Merinoschafe wurden erst von den Europäern eingeführt, dergleichen auch die Angoraziege, die jedoch nicht überall aufkommt und 1896 nur 5 Millionen Tiere zählte. Auch das Gedeihen der Schafherden hängt viel von der Witterung ab; ein trockenes Jahr ist in der Karru von größtem Schaden für den Farmer. So gingen in dem heißen Sommer 1895/96 mehr als 2 Millionen Schafe verloren. Die Distrikte, in denen die Schafzucht am blühendsten ist, sind die von King Williams Town, Bedfort und Somerset East, und die Distrikte, wo die Angoraziege den Reichtum des Farmers bildet: Aberdeen, Cradock, Graaff-Reinet und Somerset East.

Bild 78. Afrikanische Strauße.

Nebst den Wollschafen und Angoraziegen verdienen die Strauße (Bild 78) eine besondere Erwähnung. Seit den ältesten Zeiten gilt die Straußenfeder als vielgesuchter, beliebter Schmuck. Sie zierte die Stirn der Pharaonen und wallte von dem Helm des römischen Feldherrn; im Mittelalter schmückten sich damit schöne hohe Frauen und tüchtige Krieger, Ritter und Männer hohen Adels. In der Schlacht bei Crecy 1346 nahm der 16jährige Prinz von Wales dem gefallenen tapfern Böhmenkönig, Johann von Luxemburg,

den Helmschmuck, der in drei Straußenfedern bestand, samt dem Motto: „Ich dien'", und steckte beides an seinen eigenen Helm.

In jener Zeit bezog man die Federn nur von Straußen, die in Nordafrika lebten, denn Südafrika war noch nicht entdeckt. Afrika ist das eigentliche und einzige Land der Strauße.

Der erste Pionier Südafrikas, Jan von Riebeek, trug sich mit dem Gedanken, Strauße zu zähmen, weil den in Freiheit lebenden wilden Vögeln auch vom geschicktesten Jäger schwer beizukommen war und sie noch weniger auf der Flucht eingeholt werden konnten. Mit den Jahren kam aber Erfahrung. Die Eingeborenen besonders hatten bald das Mittel gefunden, des Straußes Klugheit zu überlisten. Sich selbst in Strauße verkleidend und alle Bewegungen des Tieres nachahmend, schlichen sie sich an die Herde heran. Die Jagd war so toll, daß gegen 1860 der Vogel Strauß fast ausgestorben war. Hunderte von Jägern sah man in der Karru umherschweifen, keine Schonzeit beachtend und einzig auf ihren Gewinn bedacht. Nur die wasserarmen Wüsteneien der inneren Karru blieben die Zufluchtsstätte des verfolgten Tieres.

Zwischen 1857 und 1864 hatten einige Farmer junge Strauße eingefangen und sie in Parkanlagen gethan, um sie zu Haustieren zu zähmen. Die Jäger schüttelten darüber verächtlich den Kopf, weil sie wußten, daß der Vogel zu seinem Neste, das einmal von Menschen gesehen ist, nicht zurückkehrt; aber die Zähmung sollte besser gelingen, als man glaubte. Im Jahre 1865 zählte man in der Kolonie 80 gezähmte Strauße, die im selben Jahre 120 Pfund Federn lieferten. Die Ausfuhr der Federn, die von wilden und gezähmten Vögeln herrührten, betrug im genannten Jahre 17 522 Pfund, die einen Wert von 65 736 Pfd. St. hatten. Es ist fraglich, ob der Erfolg den Anstrengungen der Züchter voll entsprach. Die Vögel waren und blieben wild und scheu und unlenksam. Da kam 1869 Mr. A. Douglaß aus Hatherton im Distrikte Albanien auf den Gedanken, die Eier künstlich auszubrüten und die Jungen getrennt von den Alten aufzuziehen. Auch dies gelang nach Wunsch, die Eigenschaften des wilden Vogels verloren sich allmählich, und die Straußenzucht war als durchführbar erkannt. Die Ausfuhr der Straußenfedern betrug im Jahre 1870 schon 28 786 Pfund im Werte von 91 229 Pfd. St., 1875: 49 569 Pfund im Werte von 304 933 Pfd. St.

Als diese Erfolge bekannt wurden, entfesselte sich eine wahre Wut, Straußenzüchtereien einzuführen. Für ein Paar Vögel zahlte man 200 bis 1000 Pfd. St., und für ein Küchlein, das erst ein paar Tage alt war, 10 Pfd. St. Die Zahl der gezähmten Strauße belief sich 1875 auf 21 751; sie stieg jetzt mit jedem Jahre, und 1882 gab es eine Ausfuhr von 253 954 Pfund Federn im Werte von 1 093 989 Pfd. St. Das war aber das Maximum des

Preises, der jemals erreicht wurde; der Rückschlag sollte nicht ausbleiben. Die allgemeine Handelskrisis, welche sich zu Anfang der achtziger Jahre in Südafrika abspielte und mit der relativen Entwertung der Diamanten auch die Preise der Strauße und ihrer Produkte herabdrückte, schädigte gewaltig die fröhlich sich entwickelnde Zucht. Die Federn, die man früher so selten fand, die jetzt aber in so enormen Quantitäten auf dem Markte erschienen, verloren ihre Anziehungskraft auf die eigensinnige, launenhafte Frauenwelt. Für die Ausfuhr von 1886, die sich auf 288568 Pfund belief, zahlte man nur 546230 Pfd. St.; der Preis war also über die Hälfte gesunken. Mehrere Farmer gingen zu Grunde, andere hatten Mühe, sich über Wasser zu halten und den Mut nicht zu verlieren.

Seit 1891 ist ein ständiger Preis in Kurs und lebt der Straußenfederhandel wieder auf. Bedrohlich ist nur die Mode der bemittelten Kreise, die Straußenfeder dem gewöhnlichen Publikum großmütig zu überlassen und sich selbst mit Kolibris und Paradiesvögeln — und wie die seltenen Tiere alle heißen — herauszuputzen. Das Eigentümliche der großen herabwallenden Straußenfedern besteht darin, daß denselben die feinen Häkchen, die sonst die Strahlen der Fahnen zusammenhalten, fehlen, deshalb keine zusammenhängende Fläche bilden, sondern mehr ein zarter, weicher Flaum sind. Der Hahn trägt in den Flügelstümpfen und im Schwanze 16—20 große, weiße Federn, am Körper glänzend schwarze, die aber nur zum Zehntel des Preises der weißen verkauft werden. Die Federn der Henne entsprechen denen des Hahnes im Wuchs und dem reichen Flaum, aber nicht in der Farbe; sie sind hell oder dunkelhell, häufig sehr zierlich abgetönt. Die einfarbigen grauen Körperfedern der Henne sind fast wertlos. Eine große Schwanzfeder des Hahnes, die tadellos weiß ist und deren volle Spitze in graziösem Bogen herabwallt, ist die teuerste; an Ort und Stelle kostet sie 12—20 Mark. Je freier die Strauße, desto schöner in Form und Farbe werden die Federn, und deshalb sind die Federn der wilden Vögel stets die gesuchtesten. Die Federn der Strauße, die in fruchtbaren, gut bewässerten Distrikten wohnen, sind lang und schwer, aber steif und unschön durch die langen Schäfte, während diejenigen der Kalahari und dürren Gegenden kürzer und leichter sind, feinere Schäfte haben, die der Feder den zierlichen Bogen geben.

Für einen Reisenden lohnt es sich der Mühe, eine Straußenfarm, deren man im Osten der Kapkolonie, ganz besonders im Distrikte Oudtshoorn, viele antrifft, zu besuchen. Mit Flynn begab ich mich auf eine Farm, die 13000 Acres hat. Der Regenfall ist hier viel zu unsicher, um das Land zu bebauen. Das Gras und die saftigen Karrubüsche, die hier wachsen, sind das Futter für die Strauße. Da für die jungen Vögel Luzerne nötig ist, muß man ein paar Kleefelder mittels Pumpen mit Wasser versehen. Der

ganze Besitz, von einem 5 Fuß hohen Drahtzaun umgeben, ist in verschiedene mehr oder minder große Felder eingeteilt, wo die jungen, die alten und die brütenden Strauße sich aufhalten.

Wir sahen einen Hottentotten mit ungefähr 30 kleinen Straußen. Die Tiere sind in dem Inkubator ausgebrütet worden und werden nun von dem Schwarzen mit viel Sorgfalt groß gezogen. Er verfährt mit ihnen, wie mit kleinen zarten Kindern, reicht ihnen gehackte Luzerne, gekochten Mais und Kaffernkorn, geröstete Heuschrecken, mengt Sandsteinchen darunter, giebt ihnen Wasser, schützt sie vor den Schakalen, die in dieser Gegend sich herumschleichen, und führt sie bei Sonnenuntergang, oder wenn Regen und Kälte droht, zurück in den Inkubator, wo es warm ist. Die kleinen Strauße sind anfangs drollige, struppige Dinger von der Größe eines Huhnes, hell und dunkelgrau gestreift, wachsen aber sehr schnell und erreichen nach sechs Monaten schon die Höhe eines Mannes. Die vollkommene Entwicklung schreitet langsamer voran.

Auf einem andern Acker befindet sich ein Straußennest. Man giebt uns einen langen Dornbusch in die Hand, den wir dem auf uns zukommenden Hahn vor die Augen halten sollen. Wir nähern uns dem Neste und sehen die Henne am Brüten. Das Ganze gleicht den großen Ameisenhaufen, wie sie in der hiesigen Gegend zahlreich sind. Doch plötzlich vernehmen wir das furchtbare Brüllen des Hahnes; wir haben gerade Zeit genug, den Dornbusch zu fassen und damit dem im Sturmschritt herangaloppierenden Feinde zu parieren. Wir zittern am ganzen Leibe, denn wir hatten erzählen hören von zerbrochenen Rippen und tödlichen Quetschungen. Ein bösartiger Hahn soll sich vor nichts in der Welt fürchten, und sein Brustbein sei so stark, daß er Steinmauern einrennt. Unser Führer stellt sich vor uns und hält dem wütenden Tiere den Dornbusch vor die Augen. Es bleibt instinktmäßig stehen, denn es ist ihm alles daran gelegen, sein Auge gegen die spitzen Dornen zu schützen. Rückwärts nähern wir uns dem Neste, das die feige Henne verlassen, sind aber stets darauf bedacht, den uns nachkommenden Hahn mit dem Dornbusch abzuwehren. Wohl springt er bald auf diese bald auf jene Seite, um sein Auge frei zu bekommen und uns einen gehörigen Fußtritt zu versetzen, den er nach vorn und hinten mit einer solchen Stärke auszuteilen versteht, daß er den Menschen wie ein Spielzeug zu Boden wirft und ihn sogar töten kann. Da der Stoß um so gelinder ist, je näher er der Erde bleibt, haben manche sich dadurch gerettet, daß sie sich platt auf die Erde warfen und den Hahn ein wenig auf sich herumspazieren ließen. Uns gelang es, mit steter Abwehr des Hahnes, zum Neste zu gelangen. Zu unserer größten Überraschung legte der Führer plötzlich den Busch weg und griff nach den Eiern. Der Hahn war mit einem Male wie umgewandelt. Soeben noch wütend und racheschnaubend, steht er kraft-

los da, erhebt ein klägliches, markdurchdringendes Jammergeschrei, uns gleichsam bittend und beschwörend, doch nicht die Eier zerstören zu wollen. Das Nest war nur eine kleine Vertiefung im Sande und enthielt 17 Eier, von denen wohl jedes 3 Pfund wog und 24 Hühnereiern gleichkommt. Beim Brüten, das volle sechs Wochen dauert, löst sich das Straußenpaar ab, der Hahn sitzt nachts über und die Henne während des Tages. Demungeachtet wird noch manches Straußennest von Schakalen, Pavianen, Aasgeiern und auch von heftigen Regengüssen zerstört. Interessant ist die Art und Weise, wie der Geier das Ei zum Öffnen bringt. Da der Schnabel nicht kräftig genug ist, die harte Schale zu durchbrechen, nimmt er einen dicken Stein in die Krallen, fliegt hoch in die Luft und läßt ihn dann von oben herunterfallen.

Auf einem ausgedehnten Felde leben in ziemlich großer Freiheit 150 ausgewachsene Strauße. In einer Ecke dieses Feldes steht eine Bretterhütte, in welcher die Strauße gerupft werden. Die Schwanz- und die langen schwarzen und grauen Federn werden ausgerissen, die weißen abgeschnitten, deren Stümpfe jedoch zwei Monate stehen gelassen, bis sie reif sind; denn bei zu frühem Ausreißen wäre Gefahr vorhanden, daß die Federspule in der Haut beschädigt werden könnte. Einige Züchter rupfen den Vogel nur einmal im Jahre und ziehen die Stümpfe im Sommer aus, wenn der Strauß gute Nahrung hat und im besten Stande ist. Um die schwarze Fliege von der mehr oder minder wunden Hautstelle des gerupften Vogels fernzuhalten, haben einige Farmer den Gebrauch, den Vogel nach dem Ausreißen der Federn in sehr heißes Schwefelwasser zu tauchen, dessen scharfer Geruch längere Zeit in den Federn zurückbleibt und die Fliegen abwehrt. Von dem üblichen Ausreißen kommt man allmählich ab, da diese Prozedur dem Vogel zu viel Schmerz bereitet.

Die Kapkolonie ist bemüht, das Monopol des zahmen Straußes zu bewahren. Als im Jahre 1883 ganze Schiffsladungen von Straußen nach Südamerika und Südaustralien abgingen, verfehlte das Kapparlament nicht, einen hohen Zoll auf diese Ausfuhr zu setzen, und zwar 100 Pfd. St. für jeden Vogel und 5 Pfd. St. für das Ei. In den letzten Jahren hat der Straußenhandel in der Kolonie bedeutend abgenommen. Im Jahre 1882 betrug er 20 000 Pfd. St., war aber im Jahre 1894/95 schon um 220 Pfd. St. gesunken. Auch der Oranje-Freistaat und Transvaal haben versucht, Straußenfarmen einzurichten, erzielten jedoch keine großen Erfolge, was wohl auf das Klima und das nicht geeignete Futter zurückzuführen ist. In der Kapkolonie gab es 1895 253468 Strauße, während man im angrenzenden Oranje-Freistaat nur 1461 zählte. Man hat ausgerechnet, daß ein Züchter mit 300 Straußen jährlich an 800 Pfd. St. mit dem Verkauf der Federn erzielen kann. Allerdings ein schönes Stück Geld und ein

schöner Gewinn, auch wenn man davon die Unkosten abzieht, und so bleibt dieser Zweig ein bedeutender Handelsartikel der Kapkolonie. In Deutsch-Südwestafrika, im Betschuanaland und in der Kalahari leben noch wilde Strauße; auch in Deutsch-Ostafrika hat man in den letzten Jahren Straußenzüchtereien anzulegen versucht.

* * *

Die calvinistischen Holländer am Kap konnten sich nicht zu der Anschauung erschwingen, daß alle Menschen, welcher Rasse und Farbe sie auch immer angehören mögen, vom selben Vater stammen und einander gleich sind, und daß Christus nicht der Erlöser irgend eines Volkes, sondern der Welterlöser ist, der keinen Unterschied macht zwischen Europäern und Asiaten, zwischen Niederländern, Hottentotten und Buschmännern. Ob die Buren den Unsinn des banalen deutschen Verses vertraten:

„Christ, Jud, Türke, Hottentott,
Wir glauben all an einen Gott",

ist nicht bekannt, aber es ist eine geschichtliche Thatsache, daß über dem Eingang ihrer Kirchen in großen Lettern geschrieben stand: „Hunden und Hottentotten ist der Eintritt verboten." An der Bekehrung der Wilden lag ihnen wenig. Der calvinistische Bur sieht auch heute noch im Neger, mag er sogar getauft sein, kein Mitglied der menschlichen Gesellschaft (lid van menshdom), sondern nur ein Geschöpf (shepsel), das seinem Willen unterthan sein muß wie ein Haustier. Obgleich der erste holländische Gouverneur van Riebeek das Wort „Religion" des öfteren auf den Lippen hatte, so bedauerte er doch, daß er von den Behörden nicht die Erlaubnis erhalten, die Hottentotten wie wilde Tiere zu fangen und als Sklaven zu verkaufen. Auch sollen die Ansiedler als Belohnung für die ersten Fortschritte in Kultur und Christentum den Hottentotten Tabak und Branntwein gegeben haben. Nur im Vorübergehen wollen wir den Religionsstreit der Buren untereinander erwähnen. Die ersten Ansiedler gehörten verschiedener Konfession an, traten aber bald zur holländischen Kirche über, welche numerisch die stärkste war. Nicht lange hielt die gute Harmonie an, und es entstanden derartige Zwistigkeiten innerhalb der Kirche, daß sie mehrmals mit Flinten bewaffnet aufeinander losgingen.

Protestantische Missionare (Moravische Brüder) kamen 1737, um die Eingeborenen zu bekehren, schüttelten aber bald wieder den Staub von ihren Füßen und kehrten unverrichteter Sache in ihre Heimat zurück. Mit der englischen Besitznahme begannen protestantische Missionare aus England eine rege Missionsthätigkeit. Klima, Land und Leute waren nicht zurückschreckend für sie, die Kapkolonie stand in keinem üblen Ruf, und die Eingeborenen hatten durch den tagtäglichen Verkehr mit den Weißen, in deren Dienst sie

standen, ihren wilden Charakter abgestreift. Somit knüpften sie an diese Verhältnisse allerhand glänzende Aussichten und Pläne für die Zukunft. Es kamen protestantische Glaubensboten aus allen Ecken Europas, ein jeder brachte seine eigene Bibel und Erklärung mit, und Missionsstationen schossen allerorts wie Pilze aus der Erde hervor. Hier waren es schottische Missionare von der Glasgowschen Mission, dort Herrnhuter, englische Independenten, Sendlinge des Elberfelder Missionshauses u. s. w. Die englische Regierung begünstigte sie alle auf jede mögliche Weise, beschützte sie im Notfalle und ging leicht auf ihre der Wohlfahrt der Kolonie nicht entgegenstehenden Ansichten und Wünsche ein. Die Missionare kauften ausgedehnte Länderstrecken, bauten Kirchen, Schulen und räumliche Anstalten für diejenigen, die als Christen unter ihrem Schutze leben wollten. Auch unterließen sie es nicht, durch Gaben, Geld und sonstige den sinnlichen Menschen anlockende Mittel Knaben und Mädchen herbeizuziehen. Die Summe für Kost und Unterhalt eines Katecheten belief sich pro Jahr auf mehr als 50 Pfd. St. Kretschmar (Südafrikanische Skizzen, Leipzig 1853) nennt aus eigener Anschauung und vieljähriger Erfahrung die Missionsstationen große „Fütterungsanstalten von Faulenzern und Taugenichtsen". An Geld fehlte es in den Missionsanstalten nicht. Die Berichte wurden in einem solchen Stile abgefaßt, daß sie die Opferwilligkeit aller englischen Kreise wach hielten und ihnen von allen Seiten reichliche Unterstützungen erwirkten. Die Missionare nahmen sich der Eingeborenen mit vielem Interesse an, trieben die englische Humanitätsmeierei auf die äußerste Spitze, verteidigten die Eingeborenen, wo diese mit den weißen Ansiedlern in Konflikt geraten waren, stets und überall, und forderten neue Rechte und Privilegien für ihre Schützlinge.

Die Ansiedler waren hingegen auf die Missionare nicht gut zu sprechen und erhoben gegen sie die schwere Anklage, daß die Eingeborenen geradezu verdorben und nicht genug zur Arbeit und zur Erfüllung der christlichen Pflichten angetrieben würden. Der Müßiggang mache sie zu nichtsnutzigen Menschen, die wegen Geschenken erheuchelte Frömmigkeit zu Dieben und unzuverlässigen, verlotterten Kantonisten; das übertriebene und maßlose Vorpredigen ihrer Freiheit und Gleichheit mache sie mit einem Worte hochnäsig und unausstehlich und zerstöre das ganze soziale Leben der Kolonie. Diese Erbitterung aller Ansiedler gegen die Missionare teilte sich auch den englischen Behörden mit. Über die Missionsansiedlung am Katzfluß schreibt Sir J. E. Alexander, Adjutant des Gouverneurs Benjamin d'Urban, 1835 wie folgt: „Die Ansiedlung am Katzfluß ist, statt eine Brustwehr für die Kolonie zu sein, zum Sammelplatz geworden, von wo aus die der Kolonie feindliche Partei ihre Lehren ausstreut; ein großer Teil der Hottentotten ist schon regierungsfeindlich und zu schlechten Unterthanen des Königs ge-

worden." Der Gouverneur Sir Henry Pottinger bezeichnet in zwei Berichten an das Auswärtige Amt in London vom Jahre 1847 die Independenten-Station als eine „übel geleitete und noch übler im Punkte der Lehre versehene Anstalt, von der er ihrem großen Rufe nach ganz anderes erwartet hätte, als er gefunden". „Nach allem, was ich höre," fügt er bei, „kann ich mich des Gedankens nicht entschlagen, daß die Missionare auf ungeeignete Weise sich ihrer Pflicht erledigen." Bloß durch reichliche Geld- und Viktualienspenden wurden die willigen Hörer noch im Zaume gehalten. In einem zweiten Berichte von 1847 setzte Se. Excellenz auseinander, daß die Verteilung von Rationen an die meuterischen Zöglinge der Mission in dieser Ansiedlung allein täglich 58 Pfd. St. 14 Sh. betrage. Diese schwerwiegenden Anklagen der englischen Beamten sollten sich durch erschreckende Thatsachen in dem Ende Dezember 1850 ausbrechenden Kaffernkriege bestätigen. Die Missionsschüler liefen, wenn nicht alle, so doch größtenteils zum Feinde über, plünderten, sengten und mordeten wie die wildesten Horden. So schreibt Godlonton (Redakteur des Journals von Grahamstown, „Bericht über den Kaffernkrieg 1850—1851"): „Siloh war als eine der bestеingerichteten und am besten geleiteten Missionsanstalten der Kolonie geachtet, eine Anstalt, von der man viel Gutes in sittlicher und religiöser Beziehung erwartet hatte. Aber als was hat sie sich ausgewiesen? Als ein Aufenthalt von Dieben, Aufwieglern und Mördern; auch nicht ein ehrlicher Mann hat sich in ihr gefunden, nicht einer hat die Sache des Rechtes vertreten. Die Missionare sind abgezogen, nachdem sie so manches Jahr gewirkt hatten. Wer von ihnen hat auch nur versucht, den Strom des Verderbens zu dämmen? Wer von ihnen hat, wo es not that, die Regierung unterstützt, die doch ihr Leben, ihr Eigentum, ihre Freiheit erhalten und beschützt hat? Nicht einer. Sie alle haben sich an den gemeinsamen Feind angeschlossen, haben denselben mit offenen Armen aufgenommen und mit ihm sich verbündet, um den weißen Mann zu vertilgen, ihre Beschützer und Wohlthäter zu ermorden. Empört ruft der Herausgeber einer Algoa-Bai-Zeitung aus: ‚Eine gemeinsame Empörung von außen und ein noch niederträchtigerer Verrat im Innern.'" Noch schärfer ist ein im „Morning Chronicle" vom 16. Mai 1851 veröffentlichter Brief eines englischen Offiziers von King Williams Town, der unter anderem folgendes berichtet: „Zunächst thaten die mit Hetzereien, Schießbedarf und Waffen bei den Kaffern umherziehenden englischen Hausierer das möglichste, den Krieg in die Länge zu ziehen; dann sind hier die Missionare, welche ebenfalls Schießpulver heimlicherweise verkaufen, da immer ein Laden oder eine Werkstätte mit jeder Missionsstation verbunden ist, die den Missionaren gehören, aber eines andern Namen führen. Eben diese Winkelkrämer sind es, die die übelste Gesinnung verbreiten." Nicht minder grell beleuchtet Napier in

seinem Werk On South Africa die ganze bisherige Missionsthätigkeit am Kap: „Ich muß mich in Bezug auf die Erfolge unserer Missionen überzeugt halten, daß sie durchaus fehlgeschlagen sind, und die Kaffern haben neuerlich, wie bekannt, die Missionsbibeln zu Gewehrpfropfen gebraucht. Die Hottentotten sind mehr dem Trunke ergeben und liederlicher als je, und zu ihrer Schande sei es gesagt, einige der ehrwürdigen Leute (d. h. Katecheten) geben ihnen nicht das beste Exempel der Moralität."

Es war ein schrecklicher Krieg, der zwei Jahre andauerte, unermeßlich viel Elend und Schrecken anstiftete und die Kolonie an den Rand des Verderbens brachte. So unangenehm es einen berührt, diese dunkeln Blätter der englisch-protestantischen Missionsgeschichte der Kapkolonie zu entrollen, so durften wir doch nicht stillschweigend vorübergehen. Es fällt schwer, solch scharfe und abfällige Urteile über die Werke eines christlichen Bekenntnisses niederzuschreiben, aber es lag uns daran, die objektive Wahrheit wiederzugeben. Der englische Protestantismus hat in der Erziehung der Kaffern und der übrigen Negerstämme in Südafrika von Anfang an bis heute keine besondern zivilisatorischen Erfolge aufzuweisen gehabt, weil er nicht als Grundsatz und leitendes Prinzip anerkennen will, daß die Erziehung des Negers zur Arbeit der erste Schritt sein muß, ihn der Kultur und dem Christentum näher zu bringen. Durch Hervorhebung der hohen Stellung als Mensch und Gleichberechtigung mit dem Weißen vermehrt er den Hochmut des Wilden und reizt seine schlechten Triebe, wenn nicht anderseits die Pflichten des Menschen und die Arbeit vor allem kund gethan und streng verlangt werden.

Die ersten Europäer, welche den Boden Südafrikas betraten, waren Katholiken, und das erste, was sie thaten, war die Veranstaltung einer religiösen Feier. Bartholomäus Diaz errichtete zu Angra Pequena und auf der Insel in der Algoa-Bai ein Kreuz, das Zeichen der Erlösung und des Triumphes. Am letzteren Orte soll auch ein Gottesdienst gehalten worden sein, und wenn ein Priester an Bord gewesen ist, was doch mehr als wahrscheinlich ist, dann war es wohl sicher das erhabene Opfer des Altars, und zwar das erste in Südafrika. Die Portugiesen hielten nicht viel auf das Kap und wählten dafür die Insel St. Helena, wo sich bald eine Kapelle erhob, für längere Zeit das einzige feste Haus. Seit der Ankunft der calvinistischen Holländer konnten die Katholiken der Kolonie einen öffentlichen Kult für sich nicht beanspruchen. Als 1660 ein französisches Schiff, das auf der Reise nach Madagaskar am Fuße der Tafelbai Anker geworfen hatte, von einem heftigen Nordweststurm ergriffen und losgerissen wurde und an den Felsen zerschellte, rettete sich die Mannschaft, worunter sich ein Bischof mit einigen Priestern befand, ans Ufer. Die Maßregeln, welche der Gouverneur gegen die Unglücklichen ergriff, zeugen nicht gerade von edler Hochherzigkeit; die Waffen mußten abgegeben werden, die Schiffbrüchigen durften

eine bestimmte Grenze nicht überschreiten, und weder Bischof noch Priester konnten nach römischem Ritus irgend welchen Gottesdienst abhalten.

Im Jahre 1674 muß es in der Kapkolonie immer noch viele katholische Ansiedler gegeben haben, denn diese forderten, daß man die nach dem katholischen Rituale gespendete Taufe ihrer Kinder öffentlich als solche anerkenne. 1685 landeten in Kapstadt sechs französische Jesuiten, die auf ihrem Wege nach Siam begriffen waren, um dort im Auftrage des Königs Ludwig XIV. wissenschaftliche Forschungen anzustellen. Sie hatten eine gute Fahrt und konnten jeden Tag die heilige Messe auf dem Schiffe lesen. Der Gouverneur der Kapkolonie, van der Stel, nahm sie mit zuvorkommender Freundlichkeit auf. Ihr Observatorium, das ein Gartenpavillon war, lag 200 Schritte vom Fort entfernt. Sie beobachteten die Eklipsen der Monde des Jupiter, um den genauen Längegrad zu finden. Die Berechnungen waren falsch, da die Schnelligkeit des Lichtes noch nicht gefunden war, aber daran waren die Jesuiten nicht schuld. Mehr Interesse haben für uns andere Beobachtungen, die sie machten. „Obgleich wir Tag und Nacht mit unsern Messungen beschäftigt waren," so schrieb einer von ihnen, „so bestand darin nicht unsere ganze Arbeit. Kaum hatten wir von unserem kleinen Observatorium Besitz genommen, als sich die Kunde hiervon auch schon unter den Katholiken der Kolonie verbreitete. Morgens und abends kamen sie heimlich zu uns. Es waren Leute aus allen Gegenden, Vertreter aller Klassen, Freigeborene und Sklaven, Franzosen, Deutsche, Portugiesen, Spanier, Flamländer und Indier. Da die meisten sich nicht anders verständlich machen konnten — wir kannten ihre Sprache nicht —, knieten sie nieder und küßten unsere Hände. Um zu zeigen, daß sie Katholiken seien, lösten sie ihre Rosenkränze und Medaillen vom Halse und zeigten sie uns, sie weinten und schlugen an ihre Brust. Diese Sprache des Herzens, welche uns mehr ergriff, als es Worte vermocht hätten, brachte uns zu dem Entschlusse, uns dieser Armen um der Liebe Jesu Christi willen anzunehmen. Wir spendeten ihnen Trost, so gut wir konnten, indem wir sie ermahnten, treu zu bleiben im Glauben, ihren Herren in Unterwürfigkeit und Bereitwilligkeit zu dienen und ihre Leiden mit Geduld zu ertragen. Besonders empfahlen wir ihnen die Gewissenserforschung am Abend und die Verehrung der allerseligsten Jungfrau Maria, damit diese ihnen die Gnade erlange, als wahre Christen zu leben und sich rein zu halten von dem Gifte der Häresie. Diejenigen unter ihnen, welche französisch, lateinisch, spanisch oder portugiesisch sprachen, legten eine Beichte ab. Wir besuchten die Kranken in ihren eigenen Häusern und in den Hospitälern. Alles, was wir thun konnten, war, sie für kurze Zeit zu trösten, denn sie durften nicht an Bord kommen, um der heiligen Messe beizuwohnen, und uns war es nicht erlaubt, die heilige Messe auf dem Lande zu lesen. Man faßte sogar Argwohn

gegen uns, daß wir den Kranken die heilige Kommunion brächten. Als nämlich zwei unserer Patres eines Tages vom Schiffe kamen mit einem in vergoldeter Scheide steckenden Mikroskope, glaubten mehrere Bewohner, es sei ein Speisekelch, in welchem wir den Kranken die heilige Wegzehrung brächten. Sie kamen auf uns zu und fragten, was wir hätten. Der Pater sagte es ihnen, und zum Beweise ließ er die Neugierigen durch das Mikroskop schauen. Darauf sagte einer von ihnen: ‚Ich wollte mich vergewissern, mein Herr, denn ich weiß, daß Sie die größten Feinde unserer heiligen Religion sind.‘ Bei diesen Worten mußten wir lächeln, gaben keine Antwort darauf und gingen zum Fort.“ Im Jahre 1686 litten einige portugiesische Priester Schiffbruch an der Tafelbai; sie blieben einige Zeit in Rondebosch, bis sie mit ihren Gefährten wieder nach Europa gesandt wurden. Auch ihnen wurde das Lesen der heiligen Messe untersagt.

Von 1686—1804 scheint die katholische Kirche vom südafrikanischen Boden ganz verschwunden zu sein. Als die Holländer nach der zweijährigen Herrschaft der Engländer ans Kap zurückkamen, brachten sie dem Lande zwei wertvolle Geschenke: die religiöse Freiheit und die Schule. Am 25. Juli 1804 erklärte der Commissioner General de Mist: „Alle religiösen Genossenschaften, die zur Förderung der Tugend und der guten Sitten ein allmächtiges Wesen verehren, genießen in der Kolonie gleichmäßigen Schutz vom Gesetze. Die Staatsprivilegien sind mit einem Bekenntnisse verbunden; indessen darf kein religiöser gemeinschaftlicher Gottesdienst abgehalten noch öffentliche Zusammenkünfte veranstaltet werden ohne vorheriges Wissen und Zustimmen des Gouverneurs.“ Die Kolonisten erhoben darob ein großes Geschrei, mußten aber schließlich mitansehen, daß drei katholische Priester in der Kolonie erschienen und sogar im Oktober 1805 in einem Zimmer des Kastells für die katholischen Soldaten Gottesdienst abhielten.

Als 1806 die Engländer das Kapland zum zweitenmal in Besitz nahmen, wurde die katholische Kirche, die nach der langjährigen Verbannung wieder bescheiden aufgetaucht war, von neuem unterdrückt. Sir David Baird gab den katholischen Priestern Befehl, in kürzester Frist die Kolonie zu verlassen. Den Erlaß des holländischen Gouverneurs, der die Ausübung des katholischen Gottesdienstes nicht von seiner Zustimmung abhängig machte, sondern nur jede ungeeignete Person von der Ausübung eines Gottesdienstes ausschließen wollte, legte der englische Gouverneur dahin aus, daß alle Religionen von dem guten Willen der Gouverneure abhängig seien. So nahm England oder besser das puritanische Schottland — denn es war dies nur die Privatmeinung von Baird — den Frieden hinweg, den Holland gegeben. Sein Nachfolger Sir Charles Somerset war im Anfang nicht viel besser gestimmt, denn er war es, der die Katholiken, die sich von den Zusammenkünften der Bibelgesellschaften ausschlossen, von allen hohen

Stellungen fernhielt. Die Zahl der katholischen Soldaten in jener Zeit muß, wie es die Namen der moosbedeckten Grabsteine auf mehreren kapländischen Kirchhöfen andeuten, noch immer zahlreich gewesen sein. Aber keine priesterliche Hilfe ward ihnen zu teil. 1817 erhielt die bessere Einsicht die Oberhand. Als Bischof Pynter bei Lord Somerset anfragte, ob er nicht erlauben wolle, eine Kirche in der Kapkolonie zu errichten, antwortete dieser ganz unverfroren, daß der katholische Priester getrost kommen könne, da ja „alle religiösen Bekenntnisse nicht nur geduldet wären, sondern sogar alle Privilegien der Kolonie genössen, gemäß dem Grundgesetze der batavischen Republik, das bei der Kapitulation der Bevölkerung garantiert worden sei". Es dauerte indes noch volle zwei Jahre, bis die Zustimmung der Ausübung des katholischen Gottesdienstes gegeben wurde. Am Neujahrstage 1820 landete der Apostol. Vikar von Mauritius, dem die geistige Verwaltung der Kapkolonie unterstand, in Kapstadt mit drei Priestern, von denen einer, Father Scully, hier bleiben sollte. Die Zahl der Katholiken in Kapstadt und der Umgegend betrug 500—600 Seelen. Eine schwere Prüfung sollte bald über die junge Gemeinde hereinbrechen. Die Einrichtung der ersten katholischen Kirchengemeinde litt an dem großen Fehler, daß der Kirchenvorstand — church-wardens — nach dem presbyterianischen Muster die Dinge leitete und die Kasse aller Beiträge und milden Gaben verwaltete. Nur zu bald zeigte sich die Unhaltbarkeit dieser Zustände. Es kamen Mißverständnisse und Reibereien vor, die schließlich ein bedauernswertes Zerwürfnis zwischen Seelsorger und Gemeinde herbeiführten. Allerdings war es kein idealer Zustand, daß P. Scully weder deutsch noch holländisch sprach oder verstand, aber dies wäre doch kein Grund gewesen, daß der Kirchenvorstand im geheimen, ohne Vorwissen des Priesters und des Bischofes, einen andern Priester in Europa anging, nach dem Kap zu kommen. Noch heftiger und offener wurde der Streit, als mit dem Bau einer neuen Kirche angefangen werden sollte. P. Scully wurde jetzt seine Stellung derart verleidet, daß er 1824 die Kolonie verließ. Es soll hiermit nicht gesagt sein, daß zur ausreichenden und endgültigen Erklärung dieses Zerwürfnisses es genüge, die unkorrekte Haltung der church-wardens heranzuziehen, denn wie aus einem Ausspruch vom nachmaligen Bischof Griffith hervorgeht, mag auch der Geistliche den richtigen Weg verfehlt haben. Auf die Bitte des Apostol. Vikars der Insel Mauritius hin ging 1826 ein holländischer Priester, Th. Wagener, an den schwierigen Posten. Die Arbeit teilte er sich mit einem englischen Benediktiner, Namens Rishton. Trotz des besten Willens gelang es aber auch diesen beiden hochherzigen Priestern nicht, die Ordnung und Harmonie herbeizuführen. Alle Vorstellungen zur Güte blieben umsonst; die Herren Kirchenväter hatten ihre Eigenart und nicht wenig Eigensinn. Es kam zu heftigen Worten und erregten Scenen, und wie

P. Scully gingen auch seine beiden Nachfolger bald wieder von dannen. Ein spanischer Dominikaner, P. Thomas Moral, der auf der Fahrt zu den Philippinen im Jahre 1836 am Kap zurückblieb, nahm sich der verlassenen Herde an, konnte jedoch wegen Unkenntnis der Sprache nichts ausrichten.

Den Katholiken fiel es schwer, ohne Priester zu leben, und sie bestürmten den Staatssekretär für die Kolonien und den Bischof von Mauritius mit Bittschriften um geistliche Hilfe. Die britische Regierung suchte dem Bedürfnisse der Katholiken Abhilfe zu thun, wandte sich aber an den Erzbischof von Dublin, der helfend hier nicht eingreifen konnte, da er über das Kapland keine Jurisdiktion besaß. So blieben die Dinge liegen, bis Msgr. Brady, der auf seiner Reise von Ile de Bourbon durch Kapstadt kam und die unheilvollen Zustände der katholischen Kirche im Kapland in Augenschein nahm, direkt an den Heiligen Vater nach Rom sich wandte. Mit einem Schlage wurde der gordische Knoten der kirchlichen Verwicklungen zerhauen, indem kraft eines päpstlichen Breves das Kapland der Jurisdiktion des Apostol. Vikariates Mauritius enthoben und ein eigenes Vikariat errichtet wurde. Der Dominikaner Dr. Patrick Raymond Griffith wurde zum Apostol. Vikar ernannt. Dies war der Mann, der wie kein anderer den festen Willen und die gottbegeisterte Kraft in sich trug, sein Leben zu opfern, um der Not des ihm angewiesenen Vikariates mit Ernst und Nachdruck zu steuern. Er erhielt am 24. August 1837 zu Dublin die Bischofsweihe. Als er am 20. April 1838 in Kapstadt ankam, begleitet von zwei Priestern, seinem Bruder, der katholischer Theologe war, und seiner leiblichen Schwester, gab er dem am Ufer zum Empfang bereitstehenden Kirchenvorstand durch sein ganzes Benehmen und durch seine Worte ziemlich deutlich zu erkennen, daß er allein die kirchlichen Angelegenheiten verwalten wolle und vor allem Unterwürfigkeit und Eintracht zwischen Hirt und Herde wünsche. Auf solch eine energische Haltung waren die church-wardens nicht gefaßt, sie bäumten sich wohl anfänglich dagegen auf, gaben aber schließlich nach. Da die alte Kirche dem Einsturze nahe war, wurde der Gottesdienst in der Kaserne abgehalten. Die größte Armut herrschte im bischöflichen Palais, das ein einfaches Haus war. Auf Leiden hatte sich aber der Bischof gefaßt gemacht. Als er, der tüchtige Professor, der berühmte Redner, seine stille Zelle, seine Schüler, sein Vaterland verließ, drückte er das Kreuz des Missionars an seine Brust und schwor seinem Meister Liebe zum Kreuze, Treue und Ausdauer bis zum Tode in seinem heiligen Dienste.

Das Arbeitsfeld war groß und die Arbeit geeignet, einen, den nicht Heldenmut beseelte, zurückzuschrecken. Die Katholiken waren in kleiner Zahl und dazu über das Land weit zerstreut, von den Andersgläubigen geringschätzig beachtet wegen ihrer Armut und Streitigkeiten. Es war allgemein, daß sich die Katholiken ihres heiligen Glaubens geradezu schämten. Lassen

wir dem hochw. Erzähler das Wort: „Mit Freude und heiterer Miene würde ich die häuslichen Entbehrungen und unsere Armut ertragen, wenn ich nur nicht mit so schlechten Geistern zu thun hätte. Ich wünsche keinen neuen Priester mehr, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil ich nicht weiß, wie ich ihn unterhalten soll. Ich bin so arm, daß ich mir nicht einmal eine Zeitung kaufen kann; um Neuigkeiten aus der Heimat zu erfahren, muß ich mir eine borgen. Eine neue Kapelle, ein Pfarrhaus, eine Schule, Grund und Boden habe ich gekauft, aber dabei Schulden in der Höhe von 2600 Pfd. St. gemacht. Diese Zahl blickt mich gespenstisch an und könnte mir Furcht einjagen, wenn ich nicht auf Gott und die Mildthätigkeit der Menschen vertraute. Nachdem ich morgens die heilige Messe gelesen, nehmen wir unser Frühstück gemeinschaftlich um $8^1/_2$ Uhr ein, dann gehe ich sogleich in die Schule und lehre das ABC bis $12^1/_2$ Uhr. Der Nachmittag ist angefüllt mit Schulunterricht, Predigt, Breviergebet, Lesen und Schreiben. . . ."

Nachdem der Bischof sich einige Zeit in Kapstadt aufgehalten hatte und es ihm gelungen war, die Gemüter seiner Kinder zu beschwichtigen und sie mit Milde und Strenge auf bessere Wege zu bringen, unternahm er die Reise nach dem Osten des Vikariates, nach Grahamstown, der Grenze der damaligen Zivilisation. Er bestieg ein altes Schiff, befand sich aber nach 48 Stunden noch immer in der Nähe von Robben Island. Es war dies nicht zu verwundern, denn der Kapitän hatte in der Tafelbai einen Steuermann aufgerafft, der, halb Fischer und halb Steuermann, den Gebrauch des Kompasses nur halbwegs verstand, dafür aber derart bramarbasierte, daß er auf die Dauer ganz lästig wurde. Als er eines Morgens unverhofft in der Algoa-Bai einlief, hatte er noch die freche Stirn, zu behaupten, sie seien noch nicht um das Kap St. Francis herum.

Port Elizabeth war damals ein kleiner Flecken und zählte nur 30 Katholiken. Über die Pastorierung der Katholiken im Osten der Kolonie ist fast nichts bekannt; nur weiß man, daß vor 1828 ein katholischer Priester dort war, der von der Regierung das jährliche Gehalt von 100 Pfd. St. erhielt. Die Katholiken waren bettelarm und schämten sich ihres Glaubens; nicht wenige hatten sich der englischen Kirche angeschlossen, weil sie damit pekuniäre Vorteile erlangen konnten. Überdies lebten sie unter sich wie Hund und Katze. Der Bischof sparte keine Mühe, Ordnung zu schaffen und die Elementarlehren des Katholizismus in ihnen wieder aufzufrischen. Von hier ging er nach Grahamstown, eine Reise, wozu man heute kaum ein paar Stunden braucht, die damals aber im Ochsenkarren 7 Tage erforderte. Abgesehen von zahlreichen katholischen Soldaten der Garnison, gab es nur einige katholische Familien. Der Empfang war nichts weniger als ermutigend für den Bischof. Er schrieb in sein Tagebuch am 15. Juli 1838: „Die Stadt war eine Wüste, keine Seele zeigte sich, selbst die Hunde durften

nicht bellen." Hier ließ der Bischof den P. Burke, überwies ihm als Arbeitsfeld den ganzen Osten der Kolonie, zeigte ihm einen Ort zum Baue der Kirche und überreichte ihm mit seinen besten Wünschen 60 Pfd. St. Das erste Kirchlein, das der Priester baute, war ein kleines, armseliges Haus; das Dach war wohl stark genug, den Vögeln den Eintritt zu versperren, aber nicht verschlossen genug, der Witterung zu trotzen; bei Regenzeit mußte der Priester, wenn er in der Kirche sein Brevier betete, den Regenschirm aufspannen. Dr. Griffith hatte mit dem Ochsenkarren genug; er reiste jetzt zu Fuß und zu Pferd. In Somerset East, Cradock, Graaff-Reinet, Beaufort und in andern Ortschaften war es immer die alte Geschichte: die Katholiken waren wenig zahlreich, lebten zerstreut, waren lau und unwissend. Als er sie einmal zum Gottesdienste eingeladen, fand er zu seinem Schrecken, daß sie dem Altare den Rücken kehrten, lachten und schwatzten wie auf der Gasse. Die wunderlichsten Ideen christlicher Sitte und Sittlichkeit hatten sich eingeschmuggelt. Rügte der Bischof, dann hieß es: „Es ist so der Brauch in der Kolonie."

Aber es gab auch in dieser dürren Wüste Oasen, wo schöne Blumen dufteten. Ein armer Pole marschierte die ganze Nacht, so oft er der heiligen Messe beiwohnen konnte, und durchstreifte die ganze Gegend, um die andern Katholiken zu den heiligen Sakramenten zu bringen. Auch ein Deutscher, seines Standes Schuhmacher, gereichte dem Bischof zum Troste, da er keine Gelegenheit verpaßte, dem Gottesdienste und Unterrichte beizuwohnen.

Auf seinen Wanderschaften hatte Griffith stets sein Notizbuch in der Hand, skizzierte und schrieb manch Wertvolles nieder. Unter anderem finden wir die Bemerkung, daß er nichts Bestimmtes über die Kaffern erfahren könnte, und daneben die in heller Verzweiflung gemachte ärgerliche Randglosse: „Du findest keine zwei Menschen in der Kolonie, die in einer Sache derselben Meinung sind."

Mit freudiger Anerkennung spricht der Wanderer von der Gastfreundschaft der Buren. Nur einmal auf der ganzen Reise wurde er unfreundlich aufgenommen und abgewiesen, und dieser grobe Mensch war ein — Engländer. Die einfachen Sitten der Buren gefielen ihm, nur hätte er hie und da den Leuten mehr Seife gewünscht. Seine Uhr ward eines Tages eine Versuchung für einen alten Oom; dieser versuchte alles, das wunderliche Ding zu kaufen, bot alles auf, aber der Bischof blieb unerschütterlich fest bei seiner Weigerung und Versicherung, daß er ohne Uhr nicht reisen könne. Als keine Redekunst mehr wirkte, zog der Bur ein anderes Register auf, ging und rief sein Grietchen. Beide gingen dann mit verdoppelter Wucht zum Angriff über. Das Weib bat, flehte, setzte pathetisch ein, und als auch Weiberlist am Felsen abprallte, schenkte es dem Bischof „das Herz". Das

hatte gerade noch gefehlt! Dieser letzte Trumpf erlangte das Gewünschte erst recht nicht, und die beiden mußten sich mit dem Versprechen des Bischofs zufriedenstellen, daß er ihnen bald eine Uhr schicken werde.

In Beaufort stellte ihm ein protestantischer Gentleman ein ganzes prächtig ausgestattetes Haus zur Verfügung, und die schwarzen Diener hatten den Auftrag bekommen, dem hohen Gast in gebührender Weise aufzuwarten. Der Bischof war von der Liebenswürdigkeit der schwarzen Trabanten ganz entzückt, und er schrieb mit Humor in sein Tagebuch: „Ich sah mich in die Lage des Elias versetzt, der von zwei Raben genährt wurde."

Gern hätte der Bischof in den verschiedenen Ortschaften, wo eine namhafte Anzahl Katholiken sich befand, Missionsstationen errichtet, aber seine bescheidenen Mittel erlaubten es ihm nicht; war er doch kaum im stande, für die Mission in Kapstadt und Grahamstown aufzukommen. Seine Hauptkraft widmete er ersterer Stadt und der nächsten Umgebung. Er hatte hier eine Schule eröffnet, die er P. Devereux anvertraute und die nach einem Jahre bereits 40 Kinder zählte. Unter seiner umsichtigen und energischen, väterlich milden und erleuchteten Leitung wuchsen die Katholiken an Kraft, Einheit und Ansehen; das alte Gezänk ließen sie bald fallen, scharten sich treu um ihren Oberhirten und leisteten ihm thatkräftige Unterstützung in seinen Unternehmungen. Katholische Gemeinden entstanden in der ganzen Kolonie, im Osten wie im Westen. Auch unter den Protestanten zählte Griffith zahlreiche Freunde. Als der Oberhirt im Juni 1862 starb, stand wohl kaum ein anderer am Grabe, der so bittere Thränen vergoß als der protestantische Kronanwalt William Porter.

Im Jahre 1847 wurde das Vikariat „Kap der guten Hoffnung" in die Vikariate Ost- und West-Kapland geteilt. Aus letzterem entwickelte sich 1850 das Vikariat Natal, das nach mehreren Jahren die beiden Apostolischen Vikariate Oranje-Freistaat und Basutoland und die Apostolische Präfektur Transvaal ins Leben rief. Aus dem Vikariat Ost-Kapland entstanden die beiden Apostolischen Präfekturen Zentral-Kapland und Oranjefluß.

Nach offizieller Statistik vom Jahre 1895 gab es in der Kolonie 40 Priester, 26 Kirchen, 13 Kapellen, 69 Nebenstationen und über 10500 Katholiken. Die Schulen, Waisenhäuser und andern katholischen Wohlthätigkeitsanstalten sind von Priestern überwacht und vielfach geleitet; in vielen Schulen sind Maristenbrüder und Schwestern thätig.

Unter den hervorragenden und thatenreichen Priestern und Bischöfen Südafrikas gebührt Dr. James David Ricards (Bild 79) eine Ehrenstelle. Während des Lebens von Katholiken und zahlreichen Andersgläubigen geliebt und bewundert, stand mit aufrichtiger Trauer ganz Südafrika an dessen Bahre und weihte dem Toten ein ehrendes Gedächtnis und die Versicherung

ewig treuen Andenkens. „Die Kirche verlor in ihm", so hieß es in einem Nachruf, „ihr ältestes Haupt und ihren bewährtesten Verteidiger, das Land einen geliebten Mitbürger, einen Schulmann, Prediger und Schriftsteller, und wenige sind es — so sehr war er im schönsten und besten Sinne eine populäre Person —, welche nicht einen persönlichen Verlust empfunden, weil er ihnen im Leben Vater, Freund und Ratgeber gewesen."

Bild 79. Bischof Dr. J. D. Ricards.

James David Ricards war am 10. Juni 1828 von einer reichen, angesehenen Familie in Irland geboren. Mehrere Mitglieder seiner Familie widmeten sich mit Ehren der juristischen und medizinischen Laufbahn. Der junge Ricards war gut veranlagt und zeichnete sich durch glänzende Studien aus. Er entschied sich für den priesterlichen Beruf. Neben der Theologie studierte er mit Vorliebe Physik. Er war erst 21 Jahre alt und bloß Subdiakon, als er 1849 aus freien Stücken sich entschloß, den kürzlich für die östliche Provinz der Kapkolonie ernannten Bischof Dr. Devereux in die Ferne zu be-

gleiten. Er schiffte sich mit dem Bischof und mehreren Schwestern, die alle für die südafrikanische Mission bestimmt waren, in Antwerpen ein, und die kleine Karawane kam nach einer langweiligen dreimonatlichen Fahrt kurz vor Weihnachten 1850 im Kapland an. Bald darauf wurde Ricards zum Priester geweiht und teils als bischöflicher Sekretär teils als Feldgeistlicher der englischen Truppen an der Ostgrenze verwendet. 1851 übertrug ihm sein Bischof die Leitung der in Grahamstown errichteten Schule, eine Stellung, welche er mehrere Jahre lang inne hatte. Rastlos war er thätig auf der Lehrkanzel, im Beichtstuhl und im persönlichen Verkehr, beschäftigte sich mit Kindern und Studenten, übte mit ihnen Theaterstücke ein, studierte selbst unermüdlich und schrieb ungezählte Artikel in der von Dr. Moran geleiteten Zeitung „Der Kolonist". Beide Männer einte dieselbe Begeisterung für alles Gute und Schöne und dazu eine innige Freundschaft, die sie miteinander in den Studentenjahren geknüpft. 1859 ging die Zeitung ein, weil beide Freunde eingesehen, daß sie vorerst ihre ganze Kraft darauf zu verwenden hätten, das Volk lesen zu lehren. Die „kleine St. Aidans-Schule" wurde eröffnet, aus der Männer hervorgingen, die später in der Kolonie in Amt und Würde standen und hohes Ansehen genossen.

Als Dr. Moran auf den neuen Bischofsitz von Dunedin in Neuseeland versetzt wurde, ward Ricards zu seinem Nachfolger ausersehen und bald darauf, am 2. Juni 1871, in Grahamstown zum Bischofe geweiht. Neue Aufgaben traten an den Bischof heran, aber jugendfrisch war auch seine Kraft und groß sein Eifer für die Sache Gottes. Er legte hohen Wert darauf, sein Vikariat auf Grund eigener Anschauung zu kennen, und unternahm zu diesem Zwecke freudig die beschwerliche Visitationsreise, entweder im Postwagen oder zu Pferd, vom Meere bis zum Oranjeflusse. Alsdann begann er eine Reihe von Vorträgen über wissenschaftliche, litterarische und pädagogische Gegenstände, in verschiedenen Städten zu charitativen Zwecken. Alle diese Vorträge gewannen ihm viel Ansehen, weil sie sich auszeichneten durch tiefe Gelehrsamkeit, umfassendes Wissen und scharfe Beobachtungsgabe. Wir erwähnen nur die Konferenzen: Vom Durchgang der Venus, der Dichter Moore, Dickens, religiöse Erziehung, die alten irischen Schulen, Spiritualismus, Instinkt und Verstand. Obgleich mit den Sorgen eines weitausgedehnten Vikariats überhäuft, fand der ruhelose Mann noch immer Zeit und Muße für Selbststudium. Seine Geistesrichtung war derart, daß er nicht leicht die Erfolge wissenschaftlicher Arbeit auf Treue und Glauben annahm; er wollte, was er verstanden, selbst probieren.

Längere Jahre sah man ihn stets und ständig mit einem Mikroskop in den Händen. Sein Fernrohr kostete ihn 100 Pfd. St. Er machte verschiedene Experimente über Magnetismus und Elektrizität und war der erste, der im Süden des „dunkeln" Erdteils ein kleines elektrisches Licht

hervorbrachte und ein Telephon einrichtete. Die Illustrationen zu seinen Vorträgen über Natur und Wissenschaft bewerkstelligte er aus den einfachsten Elementen und Mitteln. Sein Wort war, er wolle, wenn auch in weiter Entfernung, den europäischen und amerikanischen Erfindungen auf dem Fuße folgen und seine Aufgabe darin suchen, die alten banalen Vorwürfe von der Feindseligkeit der katholischen Kirche den Wissenschaften gegenüber zu widerlegen und diejenigen zum Schweigen zu bringen, welche mit gedankenlos ausgesprochenen und nachgesprochenen Anschuldigungen der katholischen Kirche sich brüsteten.

Ricards' Lieblingstraum von jeher war es gewesen, eine Schule zu gründen, wo katholische Kinder eine bessere und höhere Erziehung genießen könnten. Auch Bischof Devereux und Moran hatten sich schon früher mit diesem Plane beschäftigt. Zu diesem Zwecke sammelte Ricards Beiträge für das St. Aidans-Kolleg, dessen Grundstein 1873 gelegt wurde und das unter den Jesuiten zu hoher Blüte gelangte. Auch hoffte er, die Maristenbrüder, die in Kapstadt erfolgreich wirkten, für seinen Sprengel zu gewinnen, damit sie in größeren Städten die kaufmännische Erziehung leiteten.

Bei all der Sorge um die weiße Bevölkerung vergaß er die Kaffern und Hottentotten nicht: war er doch auch ihr Vater und zu ihnen gesandt, um unter ihnen das Licht des wahren Glaubens zu verbreiten. Überzeugt, daß diese Eingeborenen am besten durch einen Orden, dessen Wahlspruch „Arbeit ist Gebet" heißt, zum katholischen Glauben und echt katholischen Leben gewonnen werden könnten, dachte er daran, die Trappisten oder Kartäuser herbeizuziehen. Außerdem wollte er Ordensfrauen einführen.

Zur Verwirklichung all dieser Pläne unternahm er 1875 eine Reise nach Europa. Ohne Mühe gelang es ihm, mehrere englische Jesuiten für das neu errichtete Aidanskolleg zu gewinnen. Dann bereiste er Frankreich, Italien, Deutschland, besuchte die Wallfahrtsorte Paray-le-Monial und Fiesole, wo er den P. Weld S. J. antraf und mit ihm die Missionierung der weitausgedehnten Missionsgebiete des Maschona- und Matabelenlandes besprach. Die Augsburger Dominikanerinnen versprachen ihm eine kleine Karawane von Schwestern für das Kloster von King Williams Town und die Hospitäler, welche die Chartered Company auf ihrem Marsche nach dem Norden errichten würde. Der Bischof ruhte und rastete nicht, neue Kräfte und Almosen für die Bedürfnisse seines Vikariates zu gewinnen, denn er erkannte, daß den noch vielfach unbekannten Landen eine glänzende Zukunft bevorstand. Kardinal Manning sagte ihm: „Jetzt ist die Zeit Ihrer Heimsuchung, arbeiten und beten Sie!" Ricards eilte zu den Trappisten in Aiguebelle und hielt um Mitternacht eine Anrede an die Mönche, sprach zu Rom dem Heiligen Vater von seinem Vikariate und seinen Anliegen, besuchte den berühmten Astronomen P. Secchi, eilte zurück nach Ant-

werpen, um alte Missionsfreunde zu sehen, ging dann nach London und Dublin und seiner Vaterstadt, überall für sein Land wirkend, überall Unterstützung erhaltend. Nach sechs Monaten kehrte er zurück mit 29 Gehilfen, worunter mehrere Priester.

Die Maristenbrüder kamen hernach und richteten sich in Port Elizabeth ein, die bayrischen Dominikanerinnen begannen mit Erfolg in King Williams Town und P. Depelchin zog nach dem Sambesi.

Ricards suchte jetzt ein geeignetes Land für die Trappistenmission, an deren Herbeiziehung er noch immer dachte und worin ihn der Gouverneur Sir Bartle Frere, Kardinal Manning, der Präfekt der Propaganda, Kardinal Simeoni, und die Missionare des Kaffernlandes bestärkt hatten. Juli 1879 trat er seine zweite europäische Reise an. Auf dem Schiffe schrieb er die Broschüre „Die Kirche und die Kaffern", welche, ins Deutsche, Französische und Italienische übersetzt, in Tausenden von Exemplaren verbreitet wurde und ihm den Weg durch ganz Europa vorbereitete. In seinem Tagebuche finden wir Aufzeichnungen, welche zeigen, wie er von Land zu Land, von Stadt zu Stadt eilte, bald begünstigt und ausgezeichnet, bald unfreundlich aufgenommen und zurückgewiesen, von allen Edeldenkenden aber gelobt wegen seines großen, hochherzigen Unternehmens. Der Heilige Vater nahm ihn auch diesmal mit offenen Armen auf und lud ihn ein, sich niederzusetzen und vom Kap ihm zu erzählen; alsdann gab er ihm ein Empfehlungsschreiben für die Trappisten, die das neue Werk unternehmen sollten. Der französische Abt Dom Gabriel konnte dem Bischofe nur das Haus in Bosnien angeben, das vielleicht auf seinen Antrag eingehen könne. Prior Franz willigte ein. Der König von Belgien gewährte dem Bischofe eine Audienz, der bayrische Ludwigsverein sammelte für ihn Gelder, desgleich brachten ihm der Marquis of Ripon, Lord Bute, der Herzog von Norfolk, Graf Carolyi in Österreich ein warmes Herz und eine offene Hand entgegen. Die Namen der Wohlthäter — es waren auch viele Deutsche darunter — stehen in seinem Tagebuche aufgezeichnet und stets mit der Bemerkung begleitet, war auch der Betrag noch so gering: „Gott segne ihn".

Unter vielen Mühen und mit großen Unkosten ging die Einstellung der Trappisten in seinem Vikariate vor sich, da auf der Grenze eine Revolte ausgebrochen war. Leider konnten die Trappisten keinen geeigneten Ort für eine ausgedehnte Thätigkeit hier finden und zogen deshalb nach zweijährigem Aufenthalte weiter hinauf nach Natal.

Tief zu Herzen ging es dem Bischofe, wenn seine wohlgemeinten Pläne durchkreuzt wurden, aber sein Mut ward dadurch nicht gebrochen, sein Vertrauen auf Gott nicht geschwächt; im Gebete fand er neue jugendliche Kraft und lebendige Anregung zu neuem Guten. Trotz der vielen Reisen und Arbeiten mannigfaltiger Art kehrte er immer wieder zum Studium

zurück, und seine eiserne Natur und seine wunderbare Elastizität hielten ihn aufrecht. Von hervorragender Bedeutung waren zwei seiner Werke, die jetzt erschienen: „Moderner Unglaube und katholisches Christentum" und „Aletheia oder Die katholische Glaubensregel". In England, in den Vereinigten Staaten und in der ganzen gelehrten theologischen Welt fanden sie Anklang und reichen Beifall. Er übersetzte Döllingers Schrift „Leben von Martin Luther" und ermutigte Dr. Allen zu der Übersetzung der deutschen Predigten von Hunold. Der Name Ricards wurde als dignissimus für einen angesehenen Bischofssitz von Irland nach Rom gesandt, aber der Papst erwiderte: „Er kann von Südafrika nicht fortkommen", und Kardinal Moran von Sidney sagte von ihm, „er sei ein Mann von solch trefflichen und erhabenen Eigenschaften, daß er kaum zu ersetzen wäre". So blieb denn Ricards auf seinem schwierigen und mühevollen Posten.

Überall baute Ricards Klöster und Schulen, installierte die Dominikanerinnen in Port Elizabeth, Potchefstroom, King Williams Town, Uitenhage und East London, überwies den Jesuiten das große Kolleg zu Grahamstown und die erste Kaffernmission seines Distriktes, unterstützte die Maristenbrüder in ihren Elementar- und kaufmännischen Schulen zu Port Elizabeth und Uitenhage und war den Armen Schwestern von Nazareth in ihren zahlreichen Gründungen für altersschwache und kranke Leute der ständige Ratgeber und ein wohlthätiger Freund. In Gründung und Unterstützung von Werken charitativer und katholischer Zwecke war er unermüdlich, opferwillig und selbstverleugnend, und erfüllte in Wahrheit seinen bedeutungsvollen Wahlspruch: Caritas omnia sustinet — die Liebe erträgt alles.

Er hätte fürwahr keinen besseren Wahlspruch bei seiner bischöflichen Konsekration als den eben angeführten wählen können; denn er war nicht nur ein heller Kopf und genialer Geist, es schlug auch in seiner Brust ein edles Herz, so daß es schwer fällt zu entscheiden, ob die gewinnende Freundlichkeit mehr anzog oder die außerordentliche Geistesbegabung und Willenskraft, die bei ihm in allem zu Tage trat. Das ist sicher: gewann ihm die Gelehrsamkeit allerwärts Achtung, so eroberte ihm die Liebe alle Herzen. Vom Übermaße der Liebe, die Gott in sein Herz gelegt, schenkte er dem Reichen wie dem Armen, dem stammverwandten Irländer wie dem von der Natur vernachlässigten Hottentotten. Er zeigte diese Liebe entweder durch das zarte Verständnis für das Fühlen und Denken eines jeden oder durch seinen freundlichen Blick, sein wohlwollendes Wort und sein ganzes leutseliges Wesen, und so oft und so weit er nur konnte, durch thätliche Beweise. Andern wohlzuthun und sie zu beglücken, war eine Freude und ein Herzensbedürfnis für ihn. Und wenn er seine vielgeliebte Kirche stets und überall hochhob und mit allem Nachdruck, aber mit redlichen Waffen sie verteidigte und jede Irrlehre befehdete, so achtete er nicht minder die religiöse Über-

zeugung der andern und war weise genug, deren von Kindheit an eingepflanzte, durch Umgebung und Erziehung genährte und tief eingewurzelte Vorurteile als Entschuldigung ihres Irrtums gelten zu lassen. Gerade deshalb bemühte sich der eifrige Seelenhirt, die verirrten Schäflein zu belehren und sie zur Wahrheit und zum Glücke zurückzuführen. Alle, die Msgr. Ricards kannten und sein gottgeheiligtes Leben und Wirken aus nächster Nähe sahen, bekennen es laut, daß er einer der besten und bedeutendsten Männer, ein frommer Priester und ein echter katholischer Bischof gewesen.

Gebeugt und zusammengebrochen unter körperlicher Schwäche, unter Sorgen und Verantwortung, saß er gegen Ende des Jahres 1893 unter der Veranda und ließ den trauerumflorten Blick auf den Hafen und über das Meer hinausschweifen, als man ihm eine Depesche überbrachte. „Vier Schwestern sind sofort notwendig; Krieg im Maschonaland.“ Es griff ihn an, aber er zögerte nicht und schrieb schweigend mit zitternder Hand: „Vier Schwestern mögen nach Maschonaland gehen.“ Es waren die letzten Worte, die er niederschrieb. Rasch nahmen seine Kräfte ab. Bücher, Zeitungen, Brevier, Rosenkranz, Kreuz, alles entfiel eines nach dem andern seiner matten Hand. Dem Tode gegenüber blieb er sich gleich. Im Leben suchte er in reiner Meinung Gottes Ehre und ließ vom Glaubensgeist sich allweg leiten; jetzt nahm er das Leiden aus Gottes weiser und gütiger Hand mit Freude an. Es war ein herrliches und erbauendes Schauspiel, wie er dalag auf seinem Lager, ohne jegliche Klage, nur mehr ein leises Wort schlichten Glaubens und vertrauender Hoffnung, nur noch einen Kuß dem Kruzifixe, einen freundlichen Blick für den erwiesenen Dienst, ein Nicken als Zeichen der Verzeihung, einen letzten Segen von seiner Hand. Priester, Schwestern, Irländer, Deutsche, Slaven, Holländer, Italiener, Franzosen, Weiße und Schwarze, alle seine geliebten Kinder umstanden ihn und weinten, andere kamen aus Verehrung zu dem großen Manne. Dann kam der Tod Ende 1893 und beschloß das thaten- und segensreiche Leben. Wenn je einem Manne, so gebührte ihm das Lob des Dichters: He was a man, take him for all in all — Er war ein Mann, ein Priester, ein Bischof, nimm alles nur in allem.

Auf Anregung und Wunsch des Heiligen Vaters kamen am 3. Dezember 1895 die Oberhirten der kräftig aufblühenden jungen Kirche Südafrikas zu einer Versammlung in Kapstadt zusammen. Im Hinblick auf die rasche Entwicklung und den materiellen Fortschritt dieses reichen Landes, das nunmehr der Zivilisation erschlossen ist und ganze Scharen von Einwanderern jeglicher Nation und jeglichen Glaubens herbeizieht, erschien es zeitgemäß, unter den katholischen Oberhirten ein Verständigung im engeren Kreise herbeizuführen. Der fragende Rückblick auf die Vergangenheit er-

füllte sie alle mit Dank und Freude. Waren doch vor fünfzig Jahren in ganz Südafrika kaum soviel Priester, als jetzt Bischöfe an der Versammlung teilnahmen. Die katholische Kirche hat Boden gefaßt, sie hat sich entwickelt, ist groß und stark geworden, und kein einsichtsvoller Mensch, welchem Bekenntnisse er auch immer angehören mag, kann gleichgültig schauen die Pracht ihrer äußeren Entfaltung und ihrer inneren Kraft, Einheit und Lebensfülle. Es bleibt allerdings noch viel zu thun übrig, noch vieles ist anzufangen und zu vollenden. Aber man schaue auf die vielen Kirchen, Kapellen, Schulen und Wohlthätigkeitsanstalten, die in so kurzer Zeit und mit so bescheidenen Mitteln gegründet worden sind, und man muß gestehen, daß wenn das geistige Schaffen und Bauen der katholischen Kirche so wunderbar in der Vergangenheit war, zugleich dadurch die herrlichste Bürgschaft einer noch schöneren Blüte für die Zukunft gegeben ist. Besonderes Augenmerk widmeten die Oberhirten der Schule und den christlichen Familien, den beiden Grundsäulen des katholischen Volkes. Auch das Bekehrungswerk unter den Eingeborenen blieb nicht unerwähnt, und von neuem wurde als leuchtender Stern der Grundsatz statuiert, daß die Kirche nicht so viel auf die Zahl der Bekehrten hält, als auf die durch eigene Arbeit und übernatürliche Gnade siegreich errungene Auswirkung des Christen in dem von Leidenschaft unbändigen, bis zum Tiere erniedrigten wilden Kaffer und rauhen Hottentotten.

XIII.

Cecil Rhodes und sein Werk.

Die Glückskinder oder Sonntagskinder, von denen der Volksmund in seinen Märchen so viel zu erzählen weiß, sind noch immer nicht ausgestorben. Unter einem günstigen Stern geboren, ist ihr Lebensweg von einem blendenden Sonnenstrahl beleuchtet, kennen sie nicht die trüben Wolken irdischen Leids und Ungemachs und besitzen das Vorrecht, vieles, was Millionen kaum ahnend bewundern, gleichwie aus Zeitvertreib spielend zu verrichten. Solch ein auserlesenes Glückskind ist Cecil Rhodes. Kaum ist in der Seele dieses Mannes die Ahnung eines großen Gedankens aufgedämmert, so ist er schon in der nächsten Stunde damit beschäftigt, ihn mit der ihm eigenen gleichsam übermenschlichen Kraft zu verwirklichen. Sein unruhiger Geist sinnt stets auf Riesenprojekte und seine ans Fabelhafte grenzende Thatkraft führt sie aus mit erstaunlichem Glücke. Mit der Geschichte Südafrikas ist sein Name auf immer eng verbunden, weil er selbst einen großen Teil derselben mit ehernem Griffel geschrieben.

Cecil Rhodes, früher der „Diamantenkönig", dann häufiger der „südafrikanische Napoleon" oder „Bismarck" oder auch „ungekrönter König Südafrikas" geheißen, zeichnet ein englischer Schriftsteller, indem er sagt, daß er das Gesicht eines Cäsar, den Ehrgeiz eines Loyola (?) und den Reichtum eines Krösus habe. Als er im Frühjahr 1899 in Deutschland weilte, skizzierten die Blätter rasch seine äußere Erscheinung (Bild 80). „Sein glatt rasiertes Gesicht hat harte und scharfe Züge; die kräftige Nase und der breite Zug um Mund und Kinn zeugen von Energie und Entschlossenheit, die hellgrauen, kalten Augen von stark entwickeltem Eigensinn. Er hat dicke Kinnbackenknochen, ist massig, kurz und breitschultrig und sieht schwerfällig aus. Sein Gang und seine Haltung sind nachlässig. Wenn er aber die Menge bewegen will, dann blitzen die matten Augen auf, die schlaffe Haltung wird straff, und der Zuhörer entdeckt plötzlich einen Mann in ihm, der die Energie selber ist, einen Mann von unbeugsamer Willenskraft, der geschaffen ist, die Menge mit sich fortzureißen. . . ." Im gemütlichen, biedern Heim eines anglikanischen Landgeistlichen verbrachte der schwächliche Knabe seine erste Jugend. Er war geboren am 5. Juli 1853. Der Vater konnte sich der

Besorgnis nicht verschließen, daß Cecil John bei der andauernden Schwäche nicht alt oder doch niemals recht kräftig werden dürfte, und die Lungenentzündung, die er sich als Student bei einer anstrengenden Bootfahrt zugezogen,

Bild 80. **Cecil John Rhodes.**

vermehrte diese Befürchtungen so sehr, daß der Arzt erklärte, der junge Mann könne nur im Hochland von Südafrika wiedergenesen. Der 15jährige Bursche befolgte den Rat, denn er hing am Leben, und er erholte sich sichtlich. Nach England zurückgekehrt, wollte er nicht unterlassen, dem Arzt dafür zu danken, fand aber, daß derselbe bereits gestorben war. Der Sohn

des Doktors konnte seinen Ohren und Augen nicht trauen, als er hörte, daß Cecil Rhodes vor ihm stände. „Weshalb staunen Sie, Herr?“ sagte dieser, „ich komme von Afrika zurück, wo ich gesund und kräftig geworden bin.“ — „Gesund und kräftig allerdings,“ entgegnete der andere, „aber das stimmt nicht mit der vom Vater aufgezeichneten Diagnose überein.“ — „Wie so? Sie scherzen.“ — „Nein, ich scherze nicht, aber ich konstatiere bei Ihnen nicht, was der Vater schrieb: ‚Hat nur noch sechs Wochen zu leben‘.“

Rhodes war nach Natal gegangen, wo er eine Baumwollenplantage errichtete. Seinem unermüdlichen Fleiße und seinem klugen und scharfsichtigen Geiste gelang es, in verhältnismäßig kurzer Zeit eine bedeutende Summe zu sparen, die der Anfang seines Millionenschatzes werden sollte. Um diese Zeit waren nämlich Diamanten am Vaalflusse aufgefunden worden, und alle, die Unternehmungsgeist beseelte, machten sich auf den Weg zum neuen Eldorado. Das afrikanische Klima hatte die Kräfte des jungen Mannes so gefestigt, daß er ohne Gefahr und Schwierigkeit die Hitze und den Staub der Diamantenfelder ertragen konnte. Arbeitsscheu war er nicht, keiner war fleißiger als er, keiner aber auch so geschäftsgewandt und umsichtig. Er legte sein in Natal erworbenes Geld in Pumpmaschinen an und stellte dann später die Eismaschinen auf, die in dieser heißen Wüste zu jeder Jahreszeit klares und kaltes Wasser lieferten. Den außergewöhnlichen Einfluß, den Rhodes von allem Anfang an auf seine Umgebung ausübte, verdankte er zu nicht geringem Teil seiner wissenschaftlichen Bildung. Ohne die Vorteile des praktischen Lebens zu verkennen, wußte er schon früh den Nutzen der Schule zu schätzen; nach seiner Rückkehr aus Afrika hatte er sich an der Universität Oxford als Student einschreiben lassen. Neben der vorzüglichen Ausbildung des Geistes vernachlässigte er die körperlichen Übungen nicht; er machte sich unter den Studenten dergestalt bemerkbar, daß er scherzweise der „Koloß von Rhodus“ genannt wurde, gleichsam als fühlten seine Kommilitonen heraus, daß er noch Großes leisten werde.

Rhodes war ein Idealist und doch kein unpraktischer Mann. Jeder Überschwenglichkeit des Gefühls und der Schwärmerei der Phantasie abhold, war er wie alle großen Männer der That durch und durch Realpolitiker. Darüber war er sich besonders klar, daß zu jedem großen Werke materielle Mittel in die Hand des starken Geistes gelegt werden müßten, und charakteristisch in dieser Beziehung ist die Antwort, welche er seinem Freunde, dem zu Chartum so elendiglich umgekommenen General Gordon gab. Als dieser Rhodes erzählte, die chinesische Regierung habe ihm nach dem Niederschlagen des Taiping-Aufstandes ganze Zimmer voll Gold angeboten, er habe jedoch diese Geschenke abgeschlagen, gab ihm Rhodes einfach Unrecht, indem er erwiderte: „Warum nicht annehmen? Wollen wir große Ideale verwirklichen, dann brauchen wir Reichtümer, Geld und nochmals Geld.“

Das Ideal, das Rhodes vorschwebte, war die Monopolisierung der südafrikanischen Diamantenfelder. Die ganze Schuld des arg daniederliegenden Geschäftes auf dem Diamantenmarkte beruhte seiner Ansicht nach lediglich in der Vielfältigkeit der Kompagnien, die einander bekriegten und allmählich selbst vernichteten, indem sie ohne festen, einheitlichen Plan beim Ausbau vorgingen und dann im heißen Wettbewerb für einen Spottpreis die Welt mit Steinen überschwemmten. Er konnte diese Mißwirtschaft nicht länger ertragen und erblickte seine Aufgabe darin, ihr möglichst bald ein Ende zu machen. Mit wunderbarer Überredungskunst, die dem einen Hoffnung gab, des andern Vertrauen erschütterte, einem andern wieder Unheil und Ruin verkündete, und durch seine unerschütterliche Energie und Ausdauer brachte er das von vielen für unmöglich gehaltene Kunststück fertig. Die Diamantenfelder von Kimberley waren gerettet, Rhodes' Reichtum fast ins Unermeßliche gesteigert und sein Name mit Glanz und Ruhm vor der ganzen Welt geziert.

Mit der Wünschelrute, die ihm das Schicksal in seine mächtige Hand gegeben, schlug Rhodes auf den Boden Transvaals, und ein reicher Goldstrom quoll hervor und vermehrte seine und der Völker Schätze.

Jetzt fühlte er sich stark, seine weitumfassenden Pläne zu verwirklichen und einzugreifen in die Geschicke der Völker und die Leitung der englischen Kolonialpolitik. Darin gleicht der afrikanische Rhodes dem deutschen Bismarck, daß beide erst die Wege ebneten und alles fürsorglich vorbereiteten, bevor sie den entscheidenden Schritt zu Eroberungen thaten. Der glänzende Erfolg seines ersten Unternehmens und die gewaltigen Hilfsmittel waren für ihn der Hebel, mit dem der südafrikanische Archimedes die Reiche und Geister, ja die ganze Welt in Südafrika aus den Fesseln heben wollte. Es hat seine Selbstherrlichkeit vielleicht nicht wenig gestachelt, über Willen zu herrschen; er ist nunmehr entschlossen, diese Eroberung fortzusetzen. Dies entspricht seiner innersten Neigung, dies wird seine große Idee, sein Ideal, dem er sich ganz und mit all seinen Kräften und Fähigkeiten weiht. Um die Mittel ist er nicht verlegen, der Realist hat bei ihm die Überhand gewonnen, keine Bedenken können seine Entschlüsse erschüttern. Die Macht ist sein Abgott, und zwar die Macht über große Massen, über ganze Völker, die Herrschaft über Länder. Die Leidenschaft, alles in großem Stile zu betreiben, nur an Großes, den gewöhnlichen Menschen Unmögliches und Unüberwindliches Hand zu legen, das bezeichnet ihn, das ist seines stolzen Herzens Begehr, er will es Alexander d. Gr., Napoleon und Bismarck gleichthun. Eines Tages sieht er in einem Hause die Karte von Südafrika. Er ist ausnahmsweise müßig, wenigstens scheint er den Freunden es zu sein. Aber plötzlich fährt er wie aus tiefer Betrachtung auf und sagt zu den Umstehenden: „Dies ist alles britisches Eigentum, vom Sambesi bis zum Kap, diese Eroberung ist mein Traum." — „Zur Ver-

wirklichung dieses Traumes gebe ich Ihnen zehn Jahre Zeit," antwortete mit ungläubigem Lächeln ein Freund. Aber es waren noch nicht zehn Jahre verflossen, als Rhodes am Ende seines Zieles stand.

Er imponiert in Südafrika durch seine Kenntnisse, seine wissenschaftliche Bildung, er überragt bei weitem alle großen Männer durch seinen glühenden Feuereifer und seinen unwiderstehlichen Thätigkeitsdrang. In außergewöhnlichem Maße besitzt er den Takt und das Talent, mit allen Menschen zu verkehren, sie zu verstehen, auf ihre Meinungen und Anschauungen einzugehen, sie aber schließlich für sich zu überreden und zu gewinnen. Alle hört er an, einen jeden nimmt er freundlich auf. Nicht daß er ihnen den Willen erfüllt, nein, er beweist ihnen, daß das, was er will und meint, zu ihrem Besten ist. Er ist beileibe kein Schwätzer, seine Rede ist kein Süßwasser, sie ist offen und frank. Rhodes ist mitunter so gemütlich und herzlich und doch so eisenfest, daß er den Zuhörer fasciniert. Und dies ist nicht nur den gewöhnlichen Leuten aus dem Volke, das ist den englischen Staatsmännern wie Gladstone und Salisbury passiert.

Als Vertreter des Städtchens West-Barkly, der ehemaligen Hauptstadt von West-Griqualand, kam er in das Kapparlament, wo er trotz seiner Jugend allgemeines Aufsehen erregte. Sir Thomas Scanlen wußte den Mann richtig zu schätzen, als er bei der Bildung eines Ministeriums ihn 1881 zum Finanzminister machte. Von da an begann seine Rolle in der Kapkolonie.

Wenn man sich vergegenwärtigt, einerseits wie die holländische und englische Bevölkerung Südafrikas einander ganz entfremdet sind, wie die Ansiedler holländischer Abkunft nur Ackerbau treiben, hartköpfig, eigensinnig und schwer lenkbar sind, und wie sie, ihrer Majorität sich wohl bewußt, den englischen Kaufmann und englischen Beamten nicht gut ertragen können; und anderseits wie Rhodes, ein Engländer, ein für Albions Macht begeisterter Engländer, jene Rasse in ihrer Opposition gegen das Mutterland erfaßt und dann mittels der Gluthitze seiner Energie und Thatkraft das holländische und englische Element zum Schmelzen bringt und einen einzigen Guß daraus macht, so muß man staunen über die Kraft, die einem Menschen innewohnt.

Zum größten Ärger der Engländer und zur größten Freude der Buren der Kapkolonie hatte er schon als Mitglied des Kapparlamentes ganz im Sinne des holländischen Afrikanderbundes gestimmt. Bald fühlte er sich mit den Buren solidarisch, ganz besonders nachdem er offen erklärt hatte, daß er nicht gut glauben könne, wie die Londoner Regierung ein Land, das 6000 Meilen von der City entfernt ist, vernünftig leiten könne. Die beiden Burenführer des Kap, Jan Hendrik Hofmeyr und Advokat Schreiner, wußte er auf seine Seite zu ziehen, als er in einer Rede zu Kimberley vor aller Welt aussprach, daß nach seiner Ansicht die Politik des Afrikander-

bundes die „einzig richtige für ein Kapparlament sei, und daß zwischen seinen Idealen und denen des Bundes kein Unterschied bestehe". Seine Reden, die er vor den Buren hielt, waren zündend und eroberten ihm im Sturm alle Herzen, und doch hätte ein scharfer Geist herausfinden müssen, wie er als geschickter Diplomat nach Talleyrands Vorschrift den Gedanken durch die Worte zu verschleiern verstand. Spricht er vor einem englischen Publikum, so nimmt seine Rede eine englische Klangfarbe an, er erinnert an die ruhmreichen Traditionen des englischen Reiches, preist die Herrlichkeit der britischen Flagge, prophezeit ihr die glänzendste Zukunft unter allen Erdenvölkern und verspricht ihr aufrichtig und ehrlich, daß es sein eifrigstes Bemühen sein wird, für „Gottes Engländer" ein neues großes Reich in Südafrika zu gründen. Und trotzdem bleibt seine Rede unverfänglich und kann diese Tonart das führende Mitglied des Afrikanderbundes in keiner Weise verletzen. Die Politik Englands und die des Bundes und die seinige, alle drei weiß er als identisch hinzustellen, giebt den voneinander abweichenden Bestrebungen eine mit seinen Gedanken parallel laufende Richtung.

Rhodes ist eine Sphinx; seine Doppelstellung, dies Schaukelsystem, wie manche es nennen würden, gefällt nicht allen Afrikandern und sie sind zu der Ansicht geneigt, daß Rhodes weder Engländer noch Afrikander ist, sondern einfach ein Egoist, Opportunist, ein großes politisches Rätsel. Es ist wahr, exaltierten englischen Patriotismus besitzt er nicht, weil er im Gegensatz zu seinem Freund Chamberlain kein Gewicht auf das Gefühl legt. „Das Gefühl wird nicht im stande sein, auf die Dauer zu einigen", sagte er einmal, und sein ganzes Wesen steht damit in vollem Einklange. Aber auch keine wahre Sympathie hegt er für die Ultra-Buren der Kapkolonie, weil er ein Imperialist ist, der Englands Interessen nicht aus dem Auge verliert und dieselben sogar auf Unkosten anderer verteidigen wird. Nicht unwahrscheinlich ist die Meinung einiger, daß er eine südafrikanische Föderation bilden will mit England als Vormacht; ist dies ihm gelungen, dann wird er so enge wirtschaftliche Fäden um die Nichtengländer ziehen, daß sie sich diesem Netze nicht mehr entziehen können und ihnen nichts anderes übrig bleibt, als im Engländertum vollständig aufzugehen. Ja, das ist alles möglich; sicher aber ist, daß dies alles nur dann geschieht, wenn es Rhodes' Idee entspricht. Wer kennt seinen Plan? Seine Idee ist ein Geheimnis. Er ist Imperialist und Republikaner; er gab Parnell, dem Kämpfer für die Freiheit Irlands, große Goldmassen und sprach sich kräftig gegen den Home-rule-Verfechter Gladstone aus; er diniert mit den Aristokraten in feinen Salons und sitzt in der Kneipe mit den Radikalen in gemütlicher Runde; er spricht in einem Burensaale der Kapkolonie und hält vier Wochen später einen glänzenden Vortrag in London oder einer andern englischen Stadt. Dies alles bringt der Mann fertig, ohne sich dem Spotte und der Lächerlichkeit preiszugeben.

Während die Engländer sich ins Fäustchen lachen, wenn er in Paarl spricht, und die Buren schmunzelnd seine in der Downingstreet gehaltene Rede lesen, ist Rhodes geneigt, gleich Mephisto beide auszulachen. Das Wort, das man als Lob von Shakespeare gesagt, er sei mit tausend dem Zepter seines Genies untergebenen Seelen ausgestattet gewesen, kann man auf Rhodes anwenden, wenn auch in einem ganz andern Sinne.

Es gab einen in Südafrika, der den „südafrikanischen Bismarck" durchschaute: es war Krüger. Rhodes bot seinen Zollverein, seine Eisenbahnprojekte an; Krüger schlug beides ab und antwortete klug: Timeo Danaos et dona ferentes. Der alte Präsident weiß zu gut, daß aus diesen hölzernen Pferden bald die Feinde herausspringen würden, um die südafrikanische Republik in das britische südafrikanische Reich einzuverleiben. Die Afrikander der Kapkolonie gerieten in helle Wut, als Krüger an seinem Eisenbahntarif und Einfuhrzöllen festhielt, als er die Eisenbahn nach der Delagoa-Bai, dem einzigen nicht-englischen Hafen, baute, aber Krüger glaubte, es wäre besser, daß die Buren des Südens einstweilen sich ärgerten, als daß später die des Südens und des Nordens miteinander klagten über die Politik Rhodes' und seiner englischen Hintermänner. Rhodes' Gegensatz zu Krüger datierte schon von längerer Zeit her. Als jener 1884 als Deputy-Commissioner für Betschuanaland die englische Schutzherrschaft im Lande immer mehr und mehr befestigen wollte, und Charles Warren die Buren von diesem Gebiete, wo sie ältere Rechte besaßen, insofern von solchen bei der Besitznahme der Gebiete der Eingeborenen die Rede sein kann, verdrängte, entstand die Reibung zwischen den beiden einflußreichsten Männern Südafrikas. Rhodes arbeitete jetzt dahin, einen Gegensatz zu bilden zwischen den Afrikandern des Kap und den Buren der beiden Republiken, und er hätte wohl auch mit der Zeit diese staatsmännische Aktion geleistet, wenn nicht der Jamesonsche Einfall alles verdorben hätte.

So sehr die Politik Rhodes' viele abstößt, können sie sich doch wieder mit dem Manne einigermaßen aussöhnen, wenn sie in sein intimes Leben einen flüchtigen Blick werfen.

Rhodes ist nicht Sklave seines Reichtums, sein Ehrgeiz beherrscht den Mammon; er ist kein Streber, kein Geldspekulant, er lebt nur für hohe Pläne. In seiner Villa Groote Schuur bei Kapstadt führt er nichts weniger als eine opulente Existenz; er liebt eine spartanische Einfachheit. Er ist Junggeselle geblieben und gilt nicht als Damenverehrer. „Eine Frau würde mich in meiner Arbeit und in meinen Geschäften stören," erklärte er einem Freunde, der sich teilnehmend bei ihm erkundigte, ob er sich in der Welt der Schönen bald umsehen wolle. Verheiratete Beamte und Sekretäre kann er in seiner Umgebung nicht dulden. Und doch wäre es gut, wenn dieser geniale Junggeselle eine pflegende Hand um sich hätte; denn auf

Nebensächliches und speziell auf sein Äußeres legt Rhodes keinen Wert. Die in Südafrika zirkulierenden Photographien zeigen ihn in fadenscheinigem Rocke, ungeputzten Stiefeln, zerzaustem Haar und mit einem alten Schlapphut in der Hand. Ob zu Kapstadt oder in der Wildnis des Matabelenlandes oder noch in den Zimmern eines Londoner Hotels, überall fühlt er sich glücklich und ist zu schwerer körperlicher und geistiger Arbeit stets bereit. Von dem Gelde macht er einen fürstlichen Gebrauch. Parnell stellte er für die irische Selbstverwaltung 200 000 Mark zur Verfügung, für die kriegerische Ausrüstung einer Truppe für das Matabelenland gab er über $1^1/_2$ Millionen Mark aus eigener Tasche. Auch an andern großen, gemeinnützigen Unternehmungen hat sich seine hilfreiche Hand bemerkbar gemacht. Schwebt ein Plan seinem geistigen Auge vor, dann verschließt er sich aller Welt, um im stillen sich zu beraten. Er selbst sagte einem Vertrauten: „Habe ich einmal einen Gedanken erfaßt, sorgfältig geprüft und dann in der nötigen Zeit, ungestört von jedem äußeren Einfluß, in mir allein zur Reife gebracht, so lasse ich ihn mein ganzes Sein und meine ganze Thätigkeit absolut dominieren und alle meine Kräfte absorbieren, bis ich ihn realisiert oder als undurchführbar aufgegeben habe. Denn ich habe Pläne gehegt, um später einzusehen, daß mir wenigstens Fähigkeiten zu ihrer Durchführung abgingen. Sobald ich dies erkannte, schüttelte ich einen solchen Gedanken gründlich und für immer ab und beschäftigte mich grundsätzlich nicht mehr damit."

Welche waren aber diese großen Pläne, wofür er sich begeisterte und Politik trieb? Kurz wollen wir sie anführen.

Rhodes rechnet es sich zum Ruhme, durch die Einverleibung des Matabelenreiches in das britische Kolonialreich nicht nur die Annäherung zwischen Deutschen und Buren, sondern auch die Verbindung zwischen Deutsch-Südwestafrika und Deutsch-Ostafrika für immer vereitelt zu haben. Er war der Ansicht, daß den Deutschen viel eher als den Portugiesen das Unternehmen gelingen werde, die West- und Ostkolonien miteinander zu verketten.

Wenn er eben durch die Einverleibung von Rhodesia die Buren Transvaals, die immer größere Gebiete für ihre Viehherden suchten, vor den Kopf stieß, so wußte er doch die Buren des Kap zugleich damit zu versöhnen, daß er ihnen ein reiches Absatzgebiet verhieß und allerhand glückverheißende Zukunftsbilder damit verband. Nur ein Rhodes konnte die britische Herrschaft von Süden her bis nördlich an den Sambesi und an die großen Seen führen und befestigen. Die erste Konzession, die er vom Matabelenhäuptlinge Lobengula erlangte, bezog sich nur auf die etwaigen Mineralien, nicht auf den Grund und Boden. Eine monatliche Entschädigung von 500 Dollar und ein Geschenk von 1000 Martinigewehren nebst Munition war der ausgesetzte Preis. Das war jedoch nur der erste Schritt. Rhodes

verstand es, von der englischen Regierung eine Charte oder einen Freibrief zu erlangen, der ihn als freien Herrn im Matabelenlande erklärte. Von der ländererbeutenden Chartered Company, einer neuen Auflage der alten Eroberungsgesellschaften in Ostindien, war er das Herz und die Seele; die andern hohen Männer, wie der Herzog von Fife, der Herzog von Abercorn, Lord Gifford dienten mehr als Staffage. Die Eroberung des Matabelenlandes war sein zweites unsterbliches Werk, der Vereinigung der De Beer's Company gleichwert. Was blieb ihm noch zu thun übrig? Rhodes hat einen dritten Plan.

Das unbegrenzte Vertrauen, das er bei den Buren des Kap genießt, macht ihn zum Premierminister der Kapkolonie; das Ansehen, das er sich in England erworben, wird dadurch gekrönt, daß die Königin Victoria ihn zu ihrem Geheimen Rat ernennt; alles scheint sich vor dem ungekrönten König von Südafrika zu beugen und ihn einzuladen, auch sein Reich zu gründen. Ein Vereinigtes Afrika war der neue Gedanke, der ihn jetzt mit unwiderstehlicher Zauberkraft fesselte. War er doch der einzige berufene „Amalgamator". Transvaal und der Oranje-Freistaat mußten, koste es was es wolle, britische Kolonien werden.

Die Mißerfolge im Matabelenlande, wo die Goldspekulanten nicht genug Metall gefunden, wo die Ausgaben der Chartered Company die Einnahmen um vieles überstiegen, waren wohl eine treibende Kraft, den Plan zu verwirklichen. Der Witwatersrand sollte das ersetzen, was man im Norden nicht gefunden. Es ist ganz unannehmbar, daß Rhodes nicht einsah, wie Krüger, sein gefährlichster Gegner, auf der Wache stand und das Haus behütete, und daß die Transvaaler Buren keineswegs daran dächten, ihre Freiheit für eine Utopie hinzugeben und sie gegen die bestgehaßte britische Herrschaft zu vertauschen. Aber es muß ein schwacher Augenblick gewesen sein, als er nicht durch diplomatischen Austausch, sondern mit eiserner Faust den Ausländern von Johannesburg zu ihrem angeblichen Rechte verhelfen wollte. Der Jamesonsche Einfall war sein Werk. Seine Freunde konnten und wollten es anfänglich nicht glauben, und doch war dem so, die Depeschen sagen es offen. Der Schlag, den Rhodes gegen Transvaal führen wollte, fiel auf ihn selbst zurück, die Früchte seiner Politik waren bittere. Der Präsident des Oranje-Freistaates, Steijn, ging nach Pretoria zu Krüger, und beide berieten sich über die Interessen der Republiken und brachten als Bollwerk gegen alle ähnlichen Vergewaltigungsgelüste ein Schutz- und Trutzbündnis zu stande. Noch niederdrückender war für Rhodes der Ausfall der Wahlen im Kapland. Die Holländer, sich ihrer gemeinsamen Abstammung mit den Buren Transvaals wieder erinnernd und erbost über die Machinationen, mit denen der Premierminister die Unabhängigkeit der benachbarten Burenrepubliken zu untergraben suchte, nahmen bei den Wahlen

entschiedene Stellung gegen die englische Rhodes-Partei und gewannen zwei Stimmen Mehrheit. Das bisherige Ministerium mußte abtreten mit der unliebsamen Genugthuung, zu sehen, wie plötzlich ein entgegengesetzter Kurs eintrat. Um gleichsam das Maß voll zu machen, brach um dieselbe Zeit die Viehseuche im Matabelenlande aus, welche die Eingeborenen auf Rechnung des „trugvollen" Rhodes setzten, und ein allgemeiner Aufstand drohte das eroberte Land zu zerstören. Dem gewaltigen Sturme hielt der Rhodesische Koloß stand, er zog den Mantel nur fester an sich und lächelte. Hände voll Gold warf er nach Rhodesia, um die Klagen zu beschwichtigen und den Unterthanen zugleich zu imponieren. Aber die 6000 schwarzen Krieger, welche sich in das unzugängliche Felsgebirge von Matopo zurückgezogen hatten, hielten die englischen Truppen in Schach und dachten an keinen Frieden. Rhodes sah ein, daß die Kompagnie ruiniert und Rhodesia wieder verloren wäre, wenn der Krieg noch länger andaure. In Begleitung von vier Engländern und sechs Schwarzen begab er sich unbewaffnet in das aufständische Land, trat mitten unter die Eingeborenen und beschwor den Sturm durch eine fünfstündige Rede. Der Friede wurde geschlossen. Dann reiste er nach London, um die Aktieninhaber der Rhodesischen Gesellschaft zu beschwichtigen, kam gleich zurück und versuchte die abtrünnige holländische Partei umzustimmen.

Nach dem Jamesonschen Putsch jubilierten Rhodes' Feinde und meinten wohl, er habe ausgespielt und sei ein ruinierter Mann. Als Rhodes dies hörte, war er ganz erstaunt. „Wie! ruiniert? Nein. Ich will gerade neu beginnen . . .," war seine Antwort. Eigentümliche Antwort, so unbegreiflich, und doch ist sie wahr geworden.

Den Mißerfolg der britischen Macht in Transvaal suchte er wett zu machen durch einen noch großartigeren Erfolg, indem er beschloß, die Herrschaft Englands in ganz Afrika zu befestigen. Er ersann das Projekt einer zentralafrikanischen Bahn von der äußersten Spitze der Kapkolonie bis nach Ägypten und Alexandrien am Mittelmeer, ein Unternehmen, das zu den größten der neueren Zeit gehört und an politischer und wirtschaftlicher Bedeutung den pacifischen Bahnen in Nordamerika und der sibirischen Bahn quer durch Nordasien von Rußland bis zum Stillen Ozean ebenbürtig zur Seite steht. Die Gesamtlänge dieser transafrikanischen Bahn wird über 5600 engl. Meilen betragen. Die bereits von Kapstadt nach Norden zu durch die Kapkolonie, Betschuanaland und Matabelenland bis Buluwayo ausgebaute Bahn soll mit der bei Kairo angefangenen und bis Berber gehenden Linie durch eine noch zu erbauende Strecke von 3000 engl. Meilen verbunden werden, die von Berber über Faschoda und östlich vom Tanganjikasee durch Deutsch-Ostafrika gehen soll. Vor den finanziellen und technischen Schwierigkeiten schreckt ein Rhodes nicht zurück. Mit dem Bahnprojekt würde er eine zentralafrikanische Telegraphenlinie von Süden nach Norden herstellen und auf

diese Weise den Süden mit dem Norden durch doppeltes Band eng verbinden. Hält man ihm entgegen, daß das Klima im Innern Afrikas dem europäischen Arbeiter feindlich und die Geländeschwierigkeiten groß seien, daß die Industriellen nicht so leicht ihre Taschen öffnen werden für ein Unternehmen, das von vornherein sie als phantastisch, aussichtslos und nicht rentabel betrachten, so hat Rhodes als einfache Antwort: „Nur keine Angst; vertrauet mir, ich will's." Er kam zu diesem Zwecke nach Deutschland, wo man wegen des Jamesonschen Einfalles gerade nicht für ihn schwärmte, verhandelte über seine Pläne mit den Vertretern der Regierung und der deutschen Kolonialverwaltung und erhielt sogar eine Audienz beim Kaiser. Die Welt wird sich nicht wundern, wenn die geplante Bahn wirklich in nächster Zeit zu stande kommt, denn sie erwartet vom Genie und dem Unternehmungsgeist eines Rhodes das Menschenmögliche und noch darüber das Unmögliche.

Der Leser erwartet zweifelsohne, daß wir ein Wort mehr sagen über das größte Werk Cecil Rhodes', über das von ihm der britischen Herrschaft einverleibte Betschuana- und Matabelenland.

Betschuanaland.

Es ist auffallend, daß die Kapkolonie in ihrer Politik nicht immer mit den Anschauungen des Mutterlandes übereinstimmte. Die vom Gouverneur des Kap befürwortete Ausdehnung der Kolonie bis zum Sambesi und den Grenzen des portugiesischen Reiches auf beiden Küsten Südafrikas erfuhr in London eine ständige Ablehnung. Hier legte man den erwünschten Besitzungen ebensowenig Wert bei als ehemals dem Oranje-Freistaat, sie galten nämlich als ein ödes Wüstenland, nach der Sahara und einigen Einöden Australiens wohl die armseligsten Länder der Erde. Die britische Regierung begnügte sich, 1867 die Guano-Inseln an der südwestafrikanischen Küste und 1878 die Walfischbai unter britische Schutzherrschaft zu stellen. Den Missionaren, die in Südwestafrika, dem jetzigen deutschen Schutzgebiet, thätig waren, Schutz zu gewähren, lehnte England trotz wiederholter Bitten von seiten Deutschlands ab; der alte Appetit war nicht mehr da. Als jedoch in der Folge Deutschland in Südwestafrika festen Fuß faßte, ging in der Kolonialpolitik Großbritanniens eine Umwandlung vor. England konnte die außerordentliche Machtentwicklung des neu gegründeten Deutschen Reiches nach außen nicht mit neidloser Sympathie begleiten, und weil es befürchtete, Deutschland würde die Theorie des Hinterlandes auf die Kalahariwüste und das Betschuanaland anwenden und auf diesem Wege mit den Buren in Transvaal und im Oranje-Freistaat in engere, freundschaftlichere Fühlung kommen und England auf die äußerste Spitze Südafrikas beschränken, erkannte es, daß es höchste Zeit sei, das Versäumte nachzuholen und das Betschuanaland als englisches Territorium zu erklären. Dies geschah im Jahre 1885.

Zu Beginn des 19. Jahrhunderts drangen die ersten Weißen in dies Land vor. Es waren christliche Missionare, die mit den wilden Stämmen gut auskamen, ihre Sprache erlernten, eine Schrift erfanden und durch geschriebene Bibeln ihnen Unterricht in der christlichen Religion erteilten; daneben gaben sie ihnen gute Winke im Anbau der Felder und in der Anlage der in diesem heißen und trockenen Lande so notwendigen Wasserbehälter. Unter diesen Pionieren nennen wir Robert Moffat und Livingstone. Obgleich das Volk in seinen alten heidnischen Gebräuchen weiterlebte und nach wie vor seine ihm angeborene Falschheit und den diebischen Sinn beibehielt, hatten die Prediger auf den mächtigsten Häuptling der Betschuanastämme, Khama mit Namen, einen segensreichen Einfluß ausgeübt und ihn zur wesleyanischen Religion bekehrt. Er war ein wahrer Gentleman und ein Christ, der es ernst nahm mit seiner Bekehrung. Alle berauschenden Getränke verbannte er von seinen Untergebenen, war gewandt und verbindlich und von höflichen Manieren mit den Weißen, dabei aber alle Verhandlungen der Ansiedler und Händler mit seinem Volke sorgfältig überwachend. Nur einen Feind hatte er, Lobengula, den Häuptling der Matabelen. Da Khamas Residenz zu Shoshong wasserarm war, verlegte er sie nach Palapye. Alle Einwohner, in der ansehnlichen Zahl von 15 000—18 000, folgten ihm mit Kind und Kegel und bauten ihre Hütten an dem neuen, fruchtbaren und quellenreichen Orte. Khama errichtete hier eine protestantische Kirche. Das Volk war reich an Vieh, hatte zahlreiche Schaf- und Ziegenherden; seine Gärten waren wohlgepflegt, seine Kornfelder trugen reichlich. Auf den Grenzen der Kalahariwüste waren Jagdstationen errichtet, wo ihre Vasallen und Sklaven, die Bakalahari, Barwas und Marawas, für sie jagten und ihren Tribut zahlten in Form von Fellen und Straußenfedern.

Es berührt indes ganz eigentümlich, daß es den Empfindungen dieser englischen Missionare nicht widersprach, religiöse Gefühle mit realen Interessen zu verquicken und die Religion zur dienstthuenden Magd der Politik herabzuwürdigen. Dies zeigt wieder einmal deutlich, daß im britischen Missionar noch immer ein gutes Stück des englischen Kaufmanns steckt. Die Lehre, die sie verkünden, ist harmlos, sie giebt Gott, was Gottes ist, und dem Häuptlinge, was dem Häuptlinge gehört, mit dem einzigen Unterschied jedoch, daß sie letzteres nicht im strikten Sinne verstehen. Ein wahres Wort sprach einst ein Negerfürst: „Erst kommen eure Prediger, dann eure Händler und endlich eure Soldaten.“ Der Missionar John Mackenzie überredete den Häuptling, sich unter Englands Flagge zu stellen, pries den englischen Schutz in allen Tönen und versprach alles Mögliche für das Gedeihen und den Aufschwung des Landes, ohne alle Beeinträchtigung der Häuptlingsmacht. Nach Mackenzie betrieb Rhodes eifrig die Sache und bereitete den Hauptcoup vor. Als die Streitigkeiten unter den Häuptlingen

einen ernstlichen Charakter — wenigstens nach der Meinung der Engländer — anzunehmen drohten, ging Sir Charles Warren mit 4000 Mann ins Land, um Ordnung zu schaffen. Der Feldzug kostete England über 1 Million Pfd. St., eine recht beträchtliche Summe, die Sir Hercules Robinson, den High Commissioner in Südafrika, zu dem Ausspruch verleitete, daß ein so hoher Einsatz in einem so gefährlichen Spiele reinste Thorheit sei, und daß alle Habseligkeiten der Wilden nicht die Auslagen dieses ersten Krieges decken könnten. Aber die allgemeine Meinung in England war entschieden für die Besitznahme des Landes, die denn auch nach den weiter oben angeführten Vorgängen 1885 erfolgte.

Die Schilderung dieses großen Gebietes entnehmen wir den lebensvollen Aufzeichnungen des P. Porte O. M. I, welcher auf einer seiner Missionsreisen im Jahre 1893 das Land kennen lernte. Die langjährige Erfahrung in den südafrikanischen Verhältnissen, die dieser katholische Missionar sich im Basuto- und Betschuanalande angeeignet, giebt dem Geschilderten den Stempel seltener Gründlichkeit und Treue.

Im allgemeinen ist das Betschuanaland eben, sandig, trocken und wasserarm. Im Süden ist die Landschaft noch öder, zweifellos wegen des Kalksteins, der sich dort in großer Menge an der Oberfläche des Bodens befindet, während weiter gegen Norden der Boden schwarz, thonerdig, fruchtbar wird, durchsetzt von Wasserlinien und Quellen. Man hat sich lange Zeit darin gefallen, das Betschuanaland eine Wüste zu nennen, aber heute sieht man mehr und mehr ein, wie unberechtigt dieses Vorurteil war. In Südafrika herrscht jetzt die mehr begründete Ansicht, daß es eines der besten Weideplätze der Erde ist. Das Gras, das hier wächst, ist ganz verschieden von dem, das man sonst überall in der Kapkolonie und in den Drakenbergen antrifft; es ist das sweet gras, das süße Gras, das eine ganz erstaunliche Höhe erreicht und auf das die Tiere wie auf einen Leckerbissen erpicht sind; weil sie fleißig davon fressen, sind sie kräftig und gesund. Eine Kuh wirft hier jedes Jahr ein Kalb; ein junges Stück Vieh von zwei Jahren ist schon trächtig. Milch, die hauptsächlichste Nahrung des Landes, ist in solchem Überfluß vorhanden, daß sie in den meisten Farmen ganz einfach weggeschüttet werden muß. Dank des zerstörenden Einflusses der Diamantenminen, die ihr ganzes Brennmaterial aus dem Betschuanaland beziehen, ist der Süden im Vergleich zum Norden arm an Holzbeständen und Weide. Hier oben giebt es noch Urwälder, die in ihrer Ausdehnung 50, 80, 90, selbst 100 engl. Meilen umfassen. Noch nie hat eine Axt diese Waldriesen berührt, sie stürzen vor Altersschwäche zu Boden und vermodern, ohne daß der Mensch sie verwendete. Auf diesen unermeßlichen Prärien, in diesen undurchdringlichen Wäldern weiden etliche tausend Stück Rindvieh, die den Kolonisten oder den Betschuanas gehören. Es könnten

ganz gut Millionen Rinder hier weiden, sie fänden noch überreiche Nahrung. Für Pferdezucht ist das Betschuanaland nicht geschaffen. In den Monaten Januar, Februar und März sind die Regengüsse so häufig, der Tau während der Nacht so stark, die Vegetation so tropisch, daß das Gras der Prärie für Pferde, Esel und manchmal auch für Schafe von der schädlichsten Wirkung ist.

Thatsache ist, daß das Wasser an der Erdoberfläche mangelt, daß es verhältnismäßig wenig Quellen giebt, und daß dann noch das Wasser selten rein und gut ist. Während der Zeit der Dürre reist man oft 50, 60, selbst 80 km, ohne einen einzigen Tropfen Wasser zu finden. Der Mensch muß sich dann mit Trinkwasser versehen; die armen Ochsen jedoch müssen geduldig warten, bis sie an eine Wasserstelle kommen, oder aber, was häufig geschieht, sie erliegen den Qualen des Durstes. Auf einer Reise war das Vieh oft 40, ja 50 Stunden ohne Wasser. Wassermangel ist die große Landesklage. Und doch könnte hierin verhältnismäßig leicht Wandel geschaffen werden, wenn einige zielbewußte Männer, die über Mittel verfügen, in der Nähe der Flüsse und in den Niederungen Reservoirs anlegen und Brunnen graben würden. Einige Farmer haben wenigstens für ihren Bedarf Vorsorge getroffen; sie haben jetzt die schönsten Farmen im Lande. Einige derselben habe ich besucht; man schnitt dort im November das Getreide, ich aß Anfang Dezember frischen Mais, und während der Monate, wo der Mangel an Kartoffeln und Gemüse sich in ganz Südafrika fühlbar macht, haben diese wackern Farmer, die für ihre Person die Wasserfrage gelöst hatten, reiche Ernten an Kohlrüben, Möhren, Kohl und Kürbissen eingeheimst. In etwa ist die Regierung dem Lande bereits zu Hilfe gekommen, indem sie im Innern des Landes in Abständen von 30—40 km Brunnen graben ließ; stets fand man in einer Tiefe von 100 Fuß genügend Wasser.

Das Klima des Betschuanalandes ist heißer als das von Kimberley, weil man sich hier schon mehr der heißen Zone nähert. Trotzdem ist die Hitze ganz erträglich. Ich bin während der Hundstage gereist, und ich kann versichern, daß ich unter der Hitze nicht mehr gelitten habe als im Basutolande. Während der ärgsten Tageshitze, von 10 Uhr morgens bis 3 Uhr nachmittags, erfrischt der kleinste Schatten eines Baumes oder Hügels den Wanderer ungemein. Die Nächte sind wahrhaft köstlich; mag die Hitze während des Tages auch noch so stark gewesen sein, sobald die Sonne am Horizonte verschwunden ist, kühlt sich die Temperatur merklich ab. Alle Kenner des Landes stimmen darin überein, daß die hiesigen Nächte der schönste Abschnitt des Tages sind. Während meiner ganzen Reise konnte ich nachts zwei Decken brauchen, und manchmal hätte ich eine dritte genommen, wäre mir nicht eingefallen, daß es Sommer sei.

Das Betschuanaland liegt etwa 3000—4000 Fuß über dem Meeresspiegel. Das Land ist im Süden völlig eben, im Norden dagegen ist es von Thälern und niedern Höhenzügen durchschnitten.

Einstmals waren seine Wälder von Löwen, Leoparden, Zebras, Kamelen und andern Vertretern afrikanischer Fauna dicht bevölkert; heute sind die wilden Tiere selten geworden, aber Jagdtiere giebt es noch immer in großer Menge, so Hirsche, Fasanen, Rebhühner, Wachteln, Kaninchen, Hasen u. s. w. Zahlreich sind auch die Schlangen; man trifft am häufigsten die Cobra (musoa, Bild 81), die Puffotter (tamalinkotsana, Bild 82) und die Mambraschlange (mokulpa), welch letztere so giftig ist, daß der Unglückliche, der von ihr gebissen wird, schon zwei Stunden nachher eine Leiche ist. Mit hoher Genugthuung verzeichne ich die Thatsache, daß ich während meiner dreimonatlichen Reise durch das Land nicht ein einziges Reptil angetroffen habe, und das während der Sommerzeit.

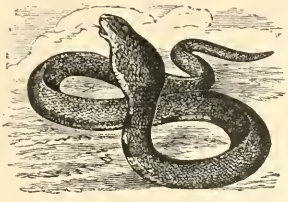

Bild 81. Cobra.

Die Bäume der Wälder tragen fast alle mehr oder minder dicke Früchte, auf welche die Eingeborenen sehr versessen sind; manchmal zur Zeit der Hungersnot fristen die Eingeborenen davon ihr Dasein. Man findet häufig den Kamelbaum (cameel tree), so genannt, weil er alle Waldriesen überragt. Man sieht auch viele Akazienbäume der verschiedensten Art, Syringen, die hier eine gewaltige Größe erreichen und sich durch hohe Schönheit auszeichnen, wilde Oliven, Mimosen, Schwarz- und Silberpappeln (black woods), Mispelbäume, Kaktus u. s. w.

Bild 82. Puffotter.

Politisch zerfällt das ungeheure Gebiet in drei Teile:

1. Britisch-Betschuanaland, begrenzt vom Vaalbis zum Molopofluſſe auf der einen und von den Grenzen Transvaals und der Kalahariwüste auf der andern Seite. Dieser Distrikt hat eine Oberfläche von 16 800 engl. Quadratmeilen. Er ist von Farmern, teils Europäern, teils Buren bewohnt, und von Betschuanas oder Betschuanen, die in Reservationen leben.

2. Das sogen. Protektorat, das sich vom Molopofluſſe bis zum Wendekreis des Steinbocks erstreckt; im Osten wird es durch das nördliche Transvaal, im Westen durch die Wüste begrenzt. Es hat eine Oberfläche von 16 200 Quadratmeilen und wird nur von Betschuanas bewohnt.

3. Die Wüste Kalahari, die wohl eine Oberfläche von 50 000 Quadratmeilen hat; sie ist der Zufluchtsort der Buschmänner und Balalas (Sklaven), kurz, all jener tief gesunkenen Nomadenstämme, die man gemeiniglich unter dem Namen Bakalahari (Leute der Kalahari) zusammenfaßt.

1. Britisch-Betschuanaland.

Seit unvordenklichen Zeiten war das Betschuanaland das ausschließliche Gebiet verschiedener schwarzer Stämme, die je nach dem Ausfall der vielen Kriege und der Launen der Sieger aufeinander folgten. Einer der letzten Vandalen, welcher mit seinen wilden, blutdürstigen Scharen die weiten Ebenen des Betschuanalandes verheerend heimsuchte, war der schon mehrfach genannte Moselekatse.

Obwohl von jedem äußeren Feinde frei, wußten die Betschuanas die Wohlthaten des Friedens nicht zu benutzen. In ständigen kleinen Kämpfen machten sie sich das Land streitig und gingen in ihrer Verblendung so weit, Freiwillige zu Hilfe zu rufen; die einen verbanden sich mit Buren aus Transvaal, die andern zogen Abenteurer aus Kimberley und der Kapkolonie herbei. Geraume Zeit konnten nun die Häuptlinge sich gegenseitig mit wechselndem Erfolg bekriegen; eines Tages aber sahen sich beide Teile verraten. Die von hüben und drüben herbeigerufenen Freibeuter (freebooters), wie sie sich nannten, ließen die Häuptlinge im Stich, schlossen ein Schutz- und Trutzbündnis und gründeten eine eigene Republik, welche sie Republik des Stellalandes (d. h. Land der Ruhe) nannten. Vryburg (Freistadt) wurde Hauptstadt und Sitz der neuen Regierung. Die Hauptthätigkeit des neuen „Staates" bestand darin, möglichst viele Eingeborene zu töten und sich ihres Landes und ihrer Viehherden zu bemächtigen. Aus Politik und in etwa auch aus Menschenfreundlichkeit legte sich England ins Mittel; einerseits durfte es nicht ruhig zusehen, wie ein ganzes Volk vernichtet wurde, anderseits wollte es auch nicht zulassen, daß das ungeheure Land, das die natürliche Verbindung nach dem Sambesi und Maschonalande ist, in die Hände einiger Flibustier geriet. Ein Armeekorps wurde im Jahre 1884 abgesandt, das in dem 200 engl. Meilen von Kimberley entfernten Mafeking sein Hauptquartier aufschlug, mitten unter den Freibeutern und den Betschuanas. Das Ansehen des englischen Namens genügte, um den Frieden im Lande wiederherzustellen. Nicht eine Kugel wurde gewechselt, und ohne jede Schwierigkeit gewann die englische Krone das ganze Land, das die Freibeuter mit Beschlag belegt hatten. Es wurde vereinbart, daß diese ihre Farmen behielten, dafür aber Unterthanen der Königin von England würden. Für die Betschuanas richtete man Reservationen ein. Das Land nördlich vom Molopo, wo die Betschuanas sich am Kriege nicht beteiligt hatten, wurde als Schutzland (Protektorat) erklärt, d. h. die englische Regierung verpflichtete sich, die etwaigen Einfälle der Buren zu hindern, den verschiedenen Stämmen jedoch die Leitung ihrer eigenen Angelegenheiten zu belassen.

Die Regierung des Betschuanalandes liegt in den Händen des Gouverneurs des Kap, der in der Verwaltung des Landes durch mehrere Re-

gierungsbeamte unterstützt wird; für das Protektorat stehen ihm außerdem noch zwei Vize-Administratoren zur Seite. Ein stehendes Korps englischer Truppen, etwa 500 Mann, sorgt für die Sicherheit der Grenzen und für die Ordnung im Lande.

Zwei Städte des Britisch-Betschuanalandes verdienen eine Erwähnung: Vryburg und Mafeking. Vryburg liegt 107 engl. Meilen nördlich von Kimberley, nicht weit von der Grenze Transvaals; es hat etwa 500 Europäer und eine bedeutend größere Zahl Schwarzer. Mafeking ist der Bedeutung nach die zweite Stadt von Britisch-Betschuanaland, liegt 100 Meilen nördlich von Vryburg an den Ufern des Molopo, unweit des Hauptdorfes der Barolongs, Montoioa, und zählt etwa 200 Europäer und etwa 500 eingeborene Familien, im ganzen nahezu an 3000 Seelen. Mafeking war während drei oder vier Jahren die Hauptmission der hochwürdigen Patres vom Heiligen Geist in diesen Gebieten und Sitz des Apostolischen Präfekten des Betschuanalandes. Im Jahre 1892 wurde die Präfektur mit dem Apostolischen Vikariate Oranje-Freistaat vereinigt, das in den Händen der Patres Oblaten liegt. Als ich hinkam, waren etwa 60 Katholiken in Mafeking.

Es wäre von dem freundlichen Leser zu viel verlangt, wenn ich ihm Tag für Tag meine Reiseroute beschreiben würde; dafür fährt schon mein Ochsenwagen zu langsam und bedächtig. Man kann auf einer solchen Reise nicht immer, wie es die Ordensregel verlangt, um 5 Uhr morgens aufstehen, um 9 Uhr abends zur Ruhe gehen und Punkt 12 Uhr zu Mittag essen. Tagsüber kann man bei der glühenden Hitze nicht fahren, und wenn man selbst wollte, so würden die Ochsen ihr entschiedenes Veto einlegen; man muß die Frische der Nacht zur Reise benutzen. Was das Essen betrifft, so stellt man den Kochtopf übers Feuer, wenn man Zeit und Hunger hat, und trinkt Wasser, wo man solches findet. Bei den vereinzelten Farmen wie nicht minder in den Städten wurde ich von den Katholiken mit großer Herzlichkeit aufgenommen.

In Britisch-Betschuanaland mag es etwa 700—800 Farmen geben, von denen 300—400 nur bewohnt sind. Von diesen 400 sind 250 in Händen der Buren, die übrigen gehören Engländern, Irländern und einige selbst Betschuanas, die hierzulande Kauf- und Besitzrecht haben.

Ich erwähnte oben die Reservationen der Betschuanas. England hat 6 große und 8—10 kleine eingerichtet. Die beiden Hauptstämme der Betschuanas verteilen sich über das Land wie folgt: Die Bathlapings (Fischleute) wohnen im Süden; ihre wichtigsten Reservationen sind Kuruman, Motito und Taungs; die Barolongs (Leute des Häuptlings Kolong) wohnen im Norden und Westen; ihre Reservationen sind: Genesa, Morokoeng, Molopo.

Außer den beiden wichtigsten Orten Vryburg und Mafeking hat noch eine dritte Stadt eine gewisse geschichtliche Bedeutung, nämlich Kuruman,

100 Meilen südlich von Vryburg gelegen. Vor 80 Jahren hat hier der anglikanische Missionar Dr. Moffat von der Londoner Missionsgesellschaft eine Mission gegründet, in der auch der berühmte Livingstone einst thätig war und die durch ihn einen Namen erhielt. Damals war Kuruman der am weitesten nach Norden vorgeschobene bekannte Posten Südafrikas. Händler, Abenteurer, Löwen- und Elefantenjäger hatten hier ihr Standquartier. Moffat war ein thätiger und vor allem energischer Mann, der sich darauf verstand, die schwarzen Könige und Königlein im Zaume zu halten. Sein Nachfolger hob den Ort noch mehr durch den Glanz seines Namens. Ausgedehnte Missionsgebäulichkeiten, Schulen, selbst ein Kolleg entstanden. Das Ganze soll den fabelhaften Preis von 15 000—20 000 Pfd. St. (300 000 bis 400 000 Mark) gekostet haben; nur die Missionskapelle blieb klein und unansehnlich. Heute ist Kuruman in sein Nichts zurückgesunken, die Bahnlinie geht mehr als 60 Meilen östlich vorüber. Die Farmen sind schlecht gehalten und wasserarm. Übrigens wurde ich von den anglikanischen Missionaren in Kuruman freundschaftlich aufgenommen, und nicht nur gewährten sie mir Gastfreundschaft, sondern Frau Price, eine Tochter des Dr. Moffat, versorgte mich sogar reichlich mit Proviant für meine Weiterreise.

Vierzig Meilen nördlich von Kuruman liegt Motito am Moshoweng- (Schmutz-) Flusse. Hier hatten sich inmitten einer zahlreichen schwarzen Bevölkerung die protestantischen Missionare der Pariser Missionsgesellschaft niedergelassen und anfänglich manche Erfolge erzielt, ein hübsches Häuschen gebaut und blühende Gärten angelegt. Durch Kriege ging die Mission zurück, so daß die Prediger sie aufgaben und sich nach dem Basutolande wandten.

Bevor ich mit dem Leser den Molopofluß überschreite, um in das Protektorat vorzudringen, möge hier eine kurze Charakteristik der Betschuanas Platz finden. Die Basutos, Barolongs und Bathlapings gehören zum selben Stamme. Nur ist bei den Basutos das Blut rein, bei den Barolongs gemischt mit dem der Korannas, bei den Bathlapings verdorben, da sie zur Hälfte Betschuanas, zur Hälfte Buschmänner und Hottentotten sind. Die Bathlapings waschen sich nie, vermutlich weil das Wasser im Lande selten ist. Sie sind unter Mittelgröße, mager, dunkelgelb, haben tiefliegende, oft kranke Augen. Sie sind leidenschaftlich versessen auf Kaffee und Tabak, den groß und klein jedem, der des Weges kommt, abbettelt. Sie lieben über alles das Nichtsthun und lassen nur während der Regenzeit vom Dezember bis April sich zu etwas Arbeit herbei, weil sie dann wohl oder übel ihre Felder bestellen müssen, wenn sie nicht Hungers sterben wollen. Die Hütte des Bathlaping gleicht dem elenden Neste des Buschmannes, nur daß sie ein wenig vervollkommnet ist; die des Barolong ist eine Note höher zu setzen. Sie wohnen alle durcheinander in derselben Hütte, und daraus

läßt sich ihre Moral erraten. Ich will damit nicht sagen, daß dieser Stamm nicht an christliche Zucht gewöhnt werden könnte, — ich berichte eben nur, was ich selbst gesehen habe. Andere werden feststellen, ob ich Gefallen daran habe, zu dunkle Farben aufzutragen.

Alle Eingeborenen des Betschuanalandes tragen eine europäische Kleidung, was sicherlich einen großen Fortschritt bedeutet. Nur sind diese Kleider so alt, schmutzig und zerrissen, daß ein Europäer sich darüber entrüstet. Das höchste Streben des Betschuana ist der Besitz eines Zeltwagens, mit dem er samt Weib und Kindern auf sein Feld oder in die nächste Stadt fahren kann. Für einen Wagen geben sie 25 Ochsen, für ein Weib nur 6.

Wie bei den Basutos, so findet man auch bei den Betschuanas die Beschneidung, die heidnischen Tänze und die Zauberer. Die Frauen tätowieren ihr Gesicht nicht, alle jedoch, Männer wie Frauen, machen sich senkrechte Einschnitte an den Schläfen. Alle tragen Stahlringe in den Ohren und Halsketten aus Glasperlen; die Schönheit des Halsschmuckes steigt mit der Zahl der Ketten. Die Vielweiberei scheint nicht sehr häufig zu sein, und wo sie besteht, bleibt die Zahl der Frauen immer gering.

Alle Betschuanas sind Jäger. Sie verstehen es ausgezeichnet, den Spuren des Wildes zu folgen, und selten gehen sie fehl; sie lieben als Jäger die Felle und tragen sie gern als Decken. Viele ihrer kostbaren Pelze werden auf den Märkten von Kimberley und des Kaplandes um hohen Preis gekauft. In der Kunst des Nähens von Hasen-, Marder- und Fuchsfellen gelten sie als Meister; sie wissen mit wahrer Engelsgeduld den Besatz zu machen, die kleinen durch die Kugel verursachten Löcher zu schließen, kurz, die Felle kaufgerecht darzubieten. Die meisten von ihnen verfertigen ganz hübsche Hosen aus Ziegenfellen und tragen deshalb auch ständig am Halse eine lange Nähnadel, die in einer kleinen, kunstvoll geschnittenen Büchse aus wohlriechendem Holze geborgen ist. Die Frauen sind alle anständig mit europäischen Stoffen gekleidet, dürften jedoch etwas zurückhaltender und weniger begierig nach Tabak sein; manche rauchen Pfeife ganz wie die Männer. Die Kinder gehen in den ersten Jahren nackt; wenn sie etwas größer werden, erhalten sie europäische Kleidung.

Die Betschuanas sind nicht so munter wie die Basutos; sie sind durchschnittlich weniger kräftig und nicht so schön gebaut wie diese. Ihre Dörfer sind nicht so reinlich, ihre Felder nicht so wohlgepflegt. Nie hörte ich sie singen noch den Ruhm ihrer Häuptlinge preisen. Sie scheinen mir traurig und unzufrieden, daß die Weißen sich ihres Landes bemächtigt, Gesetze gegen die Jagd und den Holzschlag erlassen haben. Nur ungern zahlen sie ihre Steuern an die „Mosalaryana", die „kleine Frau", wie sie die Königin von England nennen.

2. Die Kalahariwüste.

Unter diesem Namen versteht man jenes gewaltige Gebiet, das sich zwischen Britisch-Betschuanaland und dem Protektorat im Osten, dem Damara- und Ovamboland im Westen hinzieht. Nur den Ostrand der Kalahari habe ich besuchen können, nicht das Innere. Dafür lernte ich aber den Leiter einer afrikanischen Gesellschaft zur Erforschung der Kalahari kennen, der die Wüste in jeder Richtung durchstreift hat, und erhielt von diesem Herrn genaue Aufschlüsse über Land und Leute. Von der Ausdehnung der Wüste macht man sich einen Begriff, wenn man erfährt, daß der Ochsenwagen von der Stadt Kanye, die 75 Meilen westlich von Mafeking am Rande der Wüste liegt, bis nach Lihutatong, der wichtigsten Oase der Kalahari, sechs Wochen braucht. Von Lihutatong bis an die Grenze des Damaralandes (Deutsch-Südwestafrika) braucht man weitere drei Wochen. Mit Unrecht hat man der Kalahari den Namen Wüste gegeben. Insofern hat das Gebiet den Wüstencharakter, als das Wasser an der Oberfläche fehlt; sonst wechseln Sandstrecken mit weiten, prächtigen Weideplätzen, die den wilden Tieren zu gute kommen, und fast undurchdringlichen Wäldern. In den letzteren lebt der Bewohner der Wüste, der Buschmann. Ackerbau und Viehzucht kennt er nicht, seine Beschäftigung ist die Jagd, namentlich auf Strauße und Löwen. War sie einträglich, dann lebt er im Überflusse; war sie nicht ergiebig, dann weiß er geduldig zu fasten, bis das Glück ihm wieder lächelt. Ein paar in den Boden gesteckte Äste, deren Zwischenraum er mit Laubwerk ausfüllt, bilden seine Hütte, die er ebenso leicht wieder aufgiebt, als er sie gebaut hat. Kurze, 5—6 cm große Streifen von Fellen dienen ihm als Kleidung. Hat er keine Hütte, so wohnt er im Schatten der großen Waldbäume. Er braucht keine Werkzeuge noch sonstige Habe; zufrieden mit seinem Geschick, ist ihm die Wüste ein Paradies, die Jagd sein Leben, die Einsamkeit und das Alleinsein sein Glück. Er marschiert, läuft, springt über den Wüstensand und niedriges Buschwerk stunden-, ja tagelang, ohne zu essen und zu trinken. Sein treuer Begleiter ist der Bogen, den er am Halse trägt nebst dem Köcher mit einer großen Anzahl vergifteter Pfeile, die nur er zu bereiten versteht. Die Flinte verschmäht er; sie ist ihm nur ein Paradestück, denn mit seinem Bogen tötet er mehr Wild als mit dem „Stock, der Geräusch verursacht“ (sethonga).

Die Wasserarmut der Wüste ist für den Buschmann nicht empfindlich. Er kennt im Innern der Wüste einige große Seen mit salzigem Wasser, die er nur ausnahmsweise dem Reisenden verrät und die ihn zu Zeiten großer Not vor Verdurstung bewahren. Sonst lebt er von dem spärlichen Regenwasser, das er geschickt in den dicken Schilfrohrstengeln und in Straußeneiern aufzufangen weiß, die er dann am Fuße eines Baumes für die Tage

großer Hitze eingräbt. Das Blut der Tiere sammelt er gleichfalls, setzt es der Nachtkühle aus und löscht am Morgen damit seinen und seiner Familie Durst.

Der Buschmann ist der König der Wüste, die keiner so genau kennt wie er, aber er ist nicht sein eigener Herr. Er gilt als Balala, d. h. Sklave, und steht seit langem in einem Dienstverhältnis zu den intelligenteren Betschuanastämmen. In allen Dörfern der letzteren trifft man ihn als Knecht und Viehhirten an. Alljährlich ziehen Abgeordnete der Betschuanastämme in die Wüste, um die Straußenfedern, Löwen-, Tiger-, Panther- und andere Felle u. dgl. einzuheimsen, welche die Buschmänner gesammelt haben, also das gesamte Ergebnis der Jagdbeute. Der Buschmann weiß es nicht besser und scheint nicht einmal die Kraft in sich zu fühlen, seine Freiheit und Selbständigkeit zu behaupten. Sache Englands ist es, dieser unwürdigen Sklaverei und systematischen Ausnutzung eines armen Volksstammes ein Ende zu machen. Schwer lastet es auf dem Missionar, wie es der Handelsgeist der Weißen wie Schwarzen versteht, auch die Erzeugnisse der Wüste sich nutzbar zu machen, wie weder eine Straußenfeder, noch ein Tierfell, noch ein Elefantenzahn verloren geht, während um die unsterblichen Seelen sich niemand kümmert und selbst der Missionar sie ohne große Hilfsmittel nicht retten kann.

Die Zahl der Buschmänner, welche die Kalahariwüste bewohnen, beläuft sich nur auf 15000; die größte Zahl der Buschmänner dient in den Städten und Dörfern der Betschuanas. Die Sprache der Buschmänner ist ein sehr verdorbenes Betschuana mit Anklängen an die Basutosprache.

Die Herrschaft Englands über die Wüste ist bis jetzt noch sehr problematisch; es existiert weder eine Verwaltung, noch werden Steuern erhoben. Nur einige Handelsgesellschaften unter dem Schutze reicher Londoner Kapitalisten haben ihr Augenmerk auf die Wüste geworfen, die sie der Civilisation und dem Verkehr zugänglich machen wollen. Das sind vielfach noch fromme Wünsche.

3. Das Protektorat.

Vom Ostrande der Wüste kommend, drang ich in das Protektorat ein und lenkte meinen Ochsenwagen durch eine öde, sandige Ebene ohne jegliche Bodenerhebung nach Kanye, der Hauptstadt der Banguaketsis. Nur einmal kamen wir durch einen Wald, wo wir sehr an Durst zu leiden hatten, bis einer meiner schwarzen Diener, dank seines ausgezeichneten Geruchssinnes, den Rauch eines fernen Feuers wahrnahm, in dessen Nähe wir erquickendes Naß fanden. Es war Samstagabend, als Kanye in Sicht kam. Da wir den strikten Befehl des Häuptlings der Banguaketsis, Bathning mit Namen, kannten, daß nämlich kein Gefährt am Sonntagmorgen nach Sonnenaufgang die Stadt betreten darf, so mußten wir den größten Teil der Nacht fahren, um rechtzeitig einzutreffen. Das gelang uns denn auch. Kanye zählt etwa 15000 Einwohner und liegt auf einem 5 Meilen großen

fruchtbaren Plateau. Die Prediger der Londoner Missionsgesellschaft besitzen hier eine Mission. Die Felder der Schwarzen befinden sich in den ziemlich weit entfernten Thälern rings um das Plateau. Während der Bestellung des Bodens und der Ernte begeben sich die Eingeborenen in ihren Wagen mit Frau und Kind hinaus; die übrige Zeit leben sie in der Stadt.

Auf äußerst beschwerlichen Bergpfaden, die mich an den Weg über die Drakenberge erinnerten, erreichte ich Pilane, das etwa 3000 Seelen zählt. Hinter diesem Orte zieht man durch ausgedehnte Wälder, dann wechseln endlos Thäler mit Berghöhen, so daß ich mich mehrmals in die Malutiberge versetzt glaubte. In Pilane wie in Kanye bemerkte ich zu meiner Freude, daß die Hütten der Betschuanas sorgfältig gebaut und selbst mit einer Veranda versehen sind und jedes Haus seinen kleinen Garten hat. Die Leute sitzen nicht auf den bloßen Erdboden, sondern bedienen sich eines niedrigen Schemels — was doch auch ein Fortschritt ist.

36 engl. Meilen nördlich von Pilane liegt Ra-Sichele, die Hauptstadt der Bakuenas, teils am Fuße teils auf der Höhe eines Hügels gebaut. Die Stadt zählt 15 000 Einwohner. Der Häuptling Sibili, der Protestant ist, empfing mich gnädig.

In Molepolole, der zweitwichtigsten Stadt der Bakuenas, wurde ich Uhrmacher. Die Herren Häuptlinge des Protektorats haben Taschenuhren, die aber gewöhnlich den Dienst versagen, weil die schwarzen Besitzer dieselben etwas unsanft anfassen und handhaben. Den Häuptling von Molepolole fragte ich: „Wozu dient dir denn die Uhr?“ — „Nachts,“ sagte er, „wenn ich erwache, halte ich sie an mein Ohr, um zu sehen, ob die Sonne auch weitergeht.“ Der eine oder andere hatte eine Uhr, die stillestand, und da mußte ich helfend eingreifen. Von allen Betschuanastämmen sind übrigens die Bakuenas die fortgeschrittensten und bestgebauten; ihr Blut ist am reinsten geblieben. Ebenso rein ist ihre Sprache, die fast an den Dialekt der Basutos erinnert. Die Bathlapings haben dagegen in ihrer Sprache manch harte und wilde Laute aus der Sprache der Buschmänner aufgenommen, mit denen sie sich vermischt haben. Dasselbe ist bei den Barolongs der Fall, nur daß diese fremdartigen Worte in ihrem Munde nicht so hart klingen. Die Banguaketsis haben wiederum den Dialekt der Barolongs verbessert. Einzig die Bakuenas sprechen das reine, unverfälschte Betschuana mit seiner Melodie, seinen vollen, abgerundeten und regelmäßigen Phrasen, seiner musikalischen Aussprache.

Der Weg nach Gaberone, meinem nächsten Reiseziel, führte mich durch eine wahrhaft paradiesische Gegend, wo es mir ausnehmend gut gefiel. In Gaberone traf ich einen alten Bekannten aus dem Basutolande, Mr. Surmon, der früher Regierungsbeamter dort war, jetzt aber hier die immerhin wichtige Stelle eines Vizeadministrators bekleidet. Er empfing

mich wie einen Freund, und für einige Stunden konnte ich wieder als Europäer leben.

Nach einem kurzen Besuche in Ra-Mutsa, dem Hauptsitze der Malete, die auch zu den Betschuanas rechnen, und freundlicher Aufnahme bei dem greisen Häuptling Ikaneng, traf ich am 4. Januar wieder in Mafeking ein. Ein kurzer statistischer Überblick über die Bevölkerung und die Wirksamkeit der protestantischen Missionare möge hier noch Platz finden.

In den verschiedenen Reservationen von Britisch-Betschuanaland leben etwa 125000 Wilde, im Protektorate und in der Kalahariwüste zusammen etwa 175000; dazu kommen in den drei Gebieten 2000—3000 Weiße, Buren und Europäer. Verschiedene protestantische Missionsgesellschaften wirken in diesen ausgedehnten Länderstrecken. Numerisch am stärksten vertreten sind die Prediger der Londoner Missionsgesellschaft; sie haben Niederlassungen in Kuruman, Taungs, Motito, Morokoeng, Genesa, Kanye und Molepolole. Die Lutheraner von Berlin sind in Lenichue, Magana und Ra-Mutsa, die Anglikaner in Mafeking, Vryburg und Phokoani, die Wesleyaner in Mafeking. Überall bestehen Schulen, auch in den kleinsten Dörfern, die daselbst von einem schwarzen Katechisten gehalten werden. Die Hauptunterrichtsgegenstände sind Schreiben, Bibellesen und Singen. Das große Laster der Schwarzen, das Nichtsthun, wird leider dadurch nicht beseitigt.

Von Mafeking reiste ich am 8. Januar über Sethlagoli und Vryburg nach Kimberley, wo ich Ende Januar wohlbehalten eintraf und im Kreise lieber Mitbrüder von der mehr als dreimonatlichen Fahrt im Ochsenwagen ausruhen konnte. Ich hatte ein gut Stück Südafrikas mit eigenen Augen kennen gelernt.

Matabelenland.

Kurze Zeit nach der Erklärung der englischen Schutzherrschaft über das Betschuanaland schickte die Kolonialregierung eine Gesandtschaft an den Matabelenkönig, um ihm den Vorschlag zu machen, auch er möge die englische Oberhoheit anerkennen. Major Ewards und zwei Offiziere aus dem Generalstabe des Obersten Warren überbrachten dem schwarzen Herrscher ein Schreiben mit der Meldung, das Gebiet Khamas reiche bis zum Maklutsie und stehe nunmehr unter dem Schutze englischer Beamten. Lobengula nahm die Gesandtschaft freundlich auf, wunderte sich aber, daß Khama die Grenzen zwischen seinem Reiche und dem Matabelenlande bestimmt habe und sich das Recht herausnehme, eine Entscheidung darüber zu treffen, da Khama doch nur sein Sklave sei. Dessenungeachtet dankte er dem Major, daß er ihn von den Maßregeln des „weißen Mannes", des Obersten Warren, in Kenntnis gesetzt habe. Die Kunde, Warrens Armee habe sich im Betschuanalande gezeigt, verursachte Unruhe und Verwirrung unter den Matabelen,

und Lobengula mußte seine Leute mit den Worten beruhigen: „Der weiße Mann setzt uns zuerst in Kenntnis von dem, was er thun will.“ Das sollte thatsächlich geschehen; bald gab ihm England auf verschiedene Weise zu erkennen, daß es sein Augenmerk auf das Matabelenreich gerichtet habe.

Die Geschichte des heutigen Matabelenreiches geht nur auf den Anfang des 19. Jahrhunderts zurück. Das ehemalige Reich Monomotapa, das verschiedene verbündete und von Portugal mehr oder weniger abhängige Stämme zählte, war dem Untergange nahe; die einzelnen Völker waren ohne festen Verband untereinander, eine kräftige Oberherrschaft fehlte; im Innern herrschte die Anarchie, nach außen die Ohnmacht. Die Matabelen, auch Tabelen oder Ntabelen geheißen, lebten zu jener Zeit im jetzigen Natal. In den kaffrischen Bruderkriegen wurden sie von einem benachbarten Stamme überfallen und besiegt, ihr Häuptling aber getötet. Bald darauf erlagen die Sieger dem Zuluhäuptling Chaka, der den jugendlichen tapfern Moselekatse, den Sohn des auf dem Schlachtfelde getöteten Matabelenhäuptlings, an die Spitze der Matabelen stellte. Moselekatse verstand es meisterhaft, sein Volk für den Kampf einzuüben, verrichtete bald mit ihm Heldenthaten und besaß das Geheimnis, auch die Besiegten für sich zu gewinnen. Die untergeordnete Stellung unter dem blutdürstigen Chaka behagte ihm nicht, und er ging auf die Versuchung ein, sich unabhängig zu erklären. Nach einer siegreichen Schlacht, in der ihm zahlreiche Viehherden zugefallen waren, übergab er die Beute nicht dem Oberkönig, sondern zog, um der Rache des Stärkeren zu entgehen, mit Kind und Kegel von dannen. In den Schluchten der Drakenberge holte ihn der wütende Verfolger ein und erbeutete fast den ganzen Viehstand Moselekatses. Diese empfindliche Schlappe konnte der Matabele nicht verschmerzen. Während die Sieger dem Hauptkraal zuzogen, wo sie ein Fest zu feiern gedachten, warfen sich die Soldaten Moselekatses auf die nach einer andern Richtung mit dem Vieh abziehende Abteilung, schlugen sie und gewannen so ihr sämtliches Vieh zurück.

Lange suchten sie ein Land, wo sie sich niederlassen könnten. Vom Jahre 1820—1843 lagen sie beständig in Fehde mit den Buren, Betschuanas und andern Stämmen, zogen sich aber, nachdem ihnen die Feuerwaffen der Buren eine vollständige Niederlage beigebracht hatten, auf das nördliche Ufer des Limpopoflusses zurück und gründeten hier das Matabelenreich. Die im Lande herumstreifenden Völker wurden angegriffen und geschlagen, die Männer und Frauen getötet, die Kinder aber, weil sie die Sitten und Gebräuche ihres Stammes noch nicht kannten, der Armee einverleibt. Für die schwachen Bewohner des Manika- und Maschonalandes, die Tongas oder Karangas, war es eine lange Periode der grausamsten Verfolgung.

Moselekatses Reich dehnte sich auf diese Weise gewaltig aus. Vom rechten Ufer des Limpopo reichte es bis hinauf zum Sambesi, im Osten

grenzte es an die portugiesische Kolonie und im Westen verlor es sich in die Wüste. Der grausame Herrscher starb im Jahre 1868; er wurde in einer wilden Felsenschlucht begraben und auf seinem Grabe mehrere hundert Sklaven geopfert.

Lobengula, der zweite Sohn Moselekatses, bestieg 1870 den Thron. Große Festlichkeiten, Kriegsspiele und Tänze fanden statt, zahlreiche Opfer wurden dem Molimo und den Verstorbenen dargebracht. Aber gleich zu Beginn seiner Regierung zeigte er deutlich, wes Geistes Kind er war, denn ohne Gewissensskrupel ließ er einen Häuptling, der sich mit seinem Stamme nicht unterwerfen wollte, unbarmherzig niedermetzeln.

Die Matabelen (Bild 83) zeichnen sich durch gewaltige Muskelkraft und ziemlich angenehme Formen aus und gleichen den Zulus. Der Oberkörper ist nackt, um die Lenden tragen sie einen breiten Gürtel aus Leopardenfell oder von Schwänzen verschiedener Tiere. Die obere Fläche des Kopfes ist bei dem Indoda, d. h. dem reifen Manne, glatt rasiert, an den Haaren ist ein schmales Lederband festgenäht. Es ist ein kriegerisch gesinntes Volk; ihre Hütten sind nur Kasernen; alle sind Soldaten. Nur den älteren Kriegern wird erlaubt zu heiraten; sie hören dann auf Soldat zu sein und werden Männer. Bis zum zwölften Jahre darf der Knabe Milch trinken, hernach genießt er weder Milch noch Käse, weil solches die Nahrung der Kinder ist. Er wird dann in die Armee eingereiht, übt sich den ganzen Tag in Handhabung der Assegai und der wuchtigen „Kerri" (Streitkolben), wird auch zuweilen zur Übung auf ein Dorf der Karangas kommandiert, wo er im Verein mit andern alles niederbrennt und tötet. Erst nach einer solch blutigen Heldenthat darf er sich den Kopf rasieren und den Haarreif tragen. Aus der Erziehung des Knaben, der, von den Eltern getrennt, in Kriegsübungen aufgezogen wird, und aus dem Umstande, daß die Männer sich erst spät verheiraten, erklärt sich dieser rohe, barbarische Geist der Soldaten. Ihr Stolz ist, auf dem Schlachtfelde zu verbluten; stirbt ein Soldat an einer Krankheit u. dgl., so heißt es, der Tote sei behext worden. Einen ganz schauerlichen Eindruck macht ein Matabelenheer; fast denkt man an eine Rotte losgelassener Teufel. Auf dem Kopfe mit dem schwarzen krausen Haar sitzt ein Büschel schwarzer und weißer Straußenfedern, ein Leoparden- oder sonstiges Katzenfell liegt auf den Schultern, Schwänze und Felle der verschiedensten Tiere baumeln an den Armen und Beinen und sind um die Lenden geschlungen. Am linken Arme tragen sie den runden rindsledernen Schild, in der Rechten die Assegai mit kurzer, aber breiter und scharfer Spitze. Sich selbst reiben sie mit Fett und andern Ölen und Farben ein, daß ihr Körper in der Sonne wie eine Messingplatte glänzt — und dann dies braune, von Zorn und Raublust entstellte Gesicht! Muß eine solche Uniform nicht sogar einem beherzten Krieger Furcht und Schrecken

Bild 83. Kriegstanz der Matabelen.

einflößen? Ungefährlich, aber interessant sind die Parademärsche, die der König von Zeit zu Zeit abhält. Den Kopf hoch, stehen sie da, die riesenhaften Kerls, und singen mit ihrer tiefsten Baßstimme die „Kunde der Assegai", ihren Nationalgesang: Nausi indaba, nosa bona! nausi indaba, indaba yenkonto! „Höre die Kunde, komm und schau! Höre die Kunde, die Kunde der Assegai." Sie unterbrechen ihren eintönigen und wilden Gesang durch langgezogenes Wiehern und scharfes Pfeifen, und stampfen den Boden im Takte, so daß die Erde weithin erdröhnt und das Geheul durch die Ebene rollt; dann tritt aus den Reihen ein Krieger hervor und führt den Kriegstanz auf. Er springt so hoch er nur kann und stößt, bevor er auf die Erde zurückfällt, Knie und Füße heftig gegeneinander und schlägt mehrmals den Schild gegen die Assegai. Dann führt er einen Scheinkampf auf, geht und springt vor, weicht plötzlich zurück, teilt mächtige Luftstreiche mit dem Kampfspeer aus, tötet den unsichtbaren Feind und zertritt ihn unter seinen Füßen. In Reih und Glied zurückgekehrt, erscheint ein anderer auf der Bildfläche, um seine Kunststücke zu zeigen, und nach ihm wieder andere.

Die Matabelenwohnungen sind denjenigen der Kaffern ähnlich; es ist der gleiche Instinkt, der sich nicht verloren hat. Auch ihre Nahrung ist dieselbe, nämlich Hirse und Mais. Die saure Arbeit behagt den Männern nicht, die überlassen sie gänzlich den Frauen. Lobengula sah mit Widerwillen, daß die anglikanischen Missionare, welche in sein Land kamen und sein Volk bekehren wollten, die Pflicht des Betens allzusehr betonten, aber nicht genug die Pflicht zu arbeiten. Deshalb gab er den katholischen Missionaren einmal den Rat: „Ihr sollt mein Volk nicht lehren, was im Buche steht, sondern lehren, daß es arbeiten soll." Mehr Reiz als die Arbeit übt auf den Matabelen die Lust zu stehlen. Das Gesetz kennt allerdings für jeden Diebstahl keine geringere Strafe als den Tod, aber dies Schreckgespenst hält den Wilden nicht zurück. Er versteht es, die Sache so schlau anzufangen, daß er nicht ertappt wird, und dann, sollte er dennoch den kürzeren ziehen, kann er recht schnell laufen, um der rächenden Nemesis zu entfliehen. Was er nicht stehlen kann, erbettelt er sich. Die Reisenden werden von den schwarzen Schmarotzern derart belästigt, daß sie moralisch gezwungen sind, ihnen irgend etwas zu geben, sei es auch nur den billigsten Firlefanz, um sie los zu werden.

Das Gesetzbuch der Matabelen ist nicht umfangreich, es hat eigentlich nur einen Paragraphen: Stat pro ratione voluntas regis — der Wille und die Willkür des Königs steht über alle Ordnung. Ein großes Wort reden auch die Zauberer, welche die Ratgeber des Königs sind. Die Strafen, welche über die Delinquenten verhängt werden, sind durchgängig äußerst hart; sie arten meistens in Mißhandlung aus und auf vielem ruht Todesstrafe.

Aber der Häuptling muß zu solchen Strafen greifen, um das zügellose Volk in Ordnung und Unterwürfigkeit zu halten; das steinerne Herz und die eiserne Hand des Matabelenherrschers gelten dem Volke als die Attribute eines höheren Wesens, dem sie bereitwillig Folge leisten.

Von Religion findet man kaum eine Spur. Der Stimme des Gewissens leihen sie kein Gehör, kennen keine Scham und anständige Sitten und leben in Lastern fort, gerade wie ihre Vorfahren es gethan. Die Idee eines überweltlichen höchsten Wesens ist allerdings vorhanden, ist jedoch nicht kräftig genug ausgeprägt, um bei der Menge Beachtung zu finden. Überdies sind die Zauberer außerordentlich thätig, um den hereindringenden Missionaren standzuhalten und das Volk im Heidentum festzubannen. Reisende erzählen, daß die Religion der Matabelen in groben Fetischismus ausarte, daß beispielsweise in einer Berghöhle sich ein puppenartig ausstaffierter Flaschenkürbis befinde, der als eine Gottheit verehrt werde. Vielweiberei ist landesüblich; die Zahl der Weiber richtet sich nach dem Vermögen eines jeden. Die Frauen verrichten alle Dienste und werden vom Manne als Sklavinnen angesehen und behandelt.

Lobengula ist ein großer, stattlicher, sehr korpulenter Mann, schwarz wie Ebenholz. Sein ganzes Wesen atmet hohe Würde und königliches Selbstbewußtsein. Eine südafrikanische Zeitung schildert ihn als „einen großen, dicken, plumpen Menschen, der 300 Pfund wiegt und sich wie ein Elefant bewegt. Aber er ist ein Fürst im vollsten Sinne des Wortes". Warum Fürst? Weil er dick ist? Ganz gewiß; denn bei den Eingeborenen Südafrikas ist das Ideal eines Herrschers undenkbar ohne eine mächtige Körperfülle. Der Häuptling muß groß, dick und ein tüchtiger Esser sein; er muß seine Untergebenen sowohl an Geist als an Körper übertreffen. Lobengula ist nach Schilderung der Reisenden der schönste Mann im ganzen Matabelenreiche, und er zeigt deutlich die Abstammung von den Zulus. Das Gesicht verrät List und Grausamkeit; nur wenn er lächelt, nehmen die Züge etwas Gewinnendes und Leutseliges an. Vor den Augen seiner Untergebenen vergiebt er sich nichts, ist zurückhaltend im Essen und Trinken, aber überwacht ihn niemand, dann gerät seine Leidenschaftlichkeit außer Rand und Band. Schon bei einem vorübergehenden Besuch erkennt man sofort, daß er sehr intelligent ist, viel vernünftiger als irgend ein anderer seines Volkes. Er hat ein doppeltes Benehmen den Weißen und den Eingeborenen gegenüber; erstere ehrt und achtet er, zeigt sich ihnen gegenüber zuvorkommend und freundlich, letztere regiert er mit äußerster Strenge. Gleich nach seiner Thronbesteigung säumte er nicht, alle widerspenstigen Elemente niederzubeugen, ließ viele offen oder heimlich hinrichten und nahm den andern Hab und Gut.

Lobengula entging es nicht, daß es die ländergierigen Weißen nach seinem Lande gelüstete, und er beobachtete deshalb mit scheelen Augen die

Jäger und Händler, die das Land nach allen Richtungen abstreiften. Er mußte sich sagen, daß Buren und Engländer um seine Freundschaft buhlten, im Grunde ihres Herzens aber nicht redlich seien, da sie nur den Weg zu einer späteren Annexion anbahnten. Dem drohenden Unheil konnte er schwerlich steuern; das beste war, abzuwarten und sich auf eine günstige Gelegenheit zu vertrösten, sich beide Liebhaber vom Leibe zu schaffen. Freundlich und zuvorkommend in ihrer Gegenwart, verleugnete er sie in ihrer Abwesenheit. Einmal jedoch wallte das innere unterdrückte Gefühl hoch auf. „Ihr Weißen," sagte er ärgerlich, „ihr seid gerade wie das Chamäleon, das langsam Schritt für Schritt vorwärts geht und dann, wenn es weit genug ist, die Fliege, die es sich aufs Korn genommen, packt und verschlingt."

Allein trotz seiner ablehnenden Haltung gelang es 1888 dem früheren Missionar Moffat, im Auftrage Englands mit dem Häuptling einen Schutzvertrag zu schließen für das ganze weite Gebiet im Norden von Transvaal. Kurz darauf setzte der mächtige Rhodes seinen Hebel ein und erlangte vom Könige, dank eines fesselnden Anerbietens, ausgedehnte Minenrechte im Matabelen- und Maschonaland. Lobengula sollte 1000 Gewehre mit einer bestimmten Anzahl Patronen erhalten und dazu monatlich 2000 Mark, behielt aber die Rechte des Eigentümers und des ausschließlichen Herrschers über seine Unterthanen. Daß Lobengula den Vertrag mit den Engländern überhaupt abschloß, erklärt sich wohl daraus, weil eines Tages die Buren in Pretoria erklärten, Lobengula habe ihr Protektorat angenommen. Darüber erzürnt, brach der König mit den Buren alle Beziehungen ab und fing, um zu zeigen, daß er noch freier Herrscher sei, mit Großbritannien Verhandlungen an.

Die öffentliche Meinung im Kaplande und in England erklärte sich mit einem Male für die Annexion des Matabelenreiches. Im englischen Publikum war es bisher Mode gewesen, sich an der wilden Schönheit des schwarzen Häuptlings zu begeistern und Partei für ihn zu nehmen. Lobengula erschien ihnen ebenso wie Cetywayo als ein farbiger Gentleman, gegen dessen Natur es wäre, auch nur Tiere, geschweige denn Menschen leiden zu sehen. Der unwiderstehliche Krieger, der ernste Herrscher mit dem eisernen Gerechtigkeitsgefühl, der stets bereitwilligen Freigebigkeit und dem großen, zarten Herzen, das die Hoheit der Weißen zu würdigen verstand und sich ihnen näherte, Lobengula, er ward in allen Tönen gepriesen und geradezu eine homerische Figur geworden. Jetzt aber, da man ihn beiseite schieben wollte, besann England sich anders. So sagte ein puritanischer Prediger: „Zwanzig Jahre habe ich unter den Matabelen zugebracht, bin Zeuge gewesen ihrer Grausamkeiten den schwachen Nachbarn derselben Rasse gegenüber; habe gesehen, wie sie von Jahr zu Jahr frecher und grausamer wurden bis zum Tage, wo — Gott verzeihe mir das Wort! — ich mich

selbst durch ihren Glauben verführt fühlte und ich an dem Dasein eines guten und barmherzigen Gottes zweifelte. Der Tag ist zweifellos nicht mehr fern, an dem das Blut dieser Tausende von hingerichteten Frauen und Kindern gerächt wird. Ich hege den Wunsch, daß es mir noch beschieden sei, diese schöne Gegend von den menschlichen Teufeln, die sie heute inne haben, gereinigt zu sehen und an ihrer Stelle schöne Farmen und blühende Städte zu erblicken, von Europäern bewohnt und von glücklichen und friedlichen Eingeborenen. Amen. Cape Argus, 15. Oktober 1891." — Die Friedensschalmei ward beiseite gelegt und die Kriegsfanfaren begannen zu schmettern.

Während England für die Annexion schwärmte, bemühte sich Cecil Rhodes, fremde Unternehmer von den Minen zu beseitigen und unumschränkte Gewalt zur Verwertung der von ihm und seinen Freunden erworbenen Konzessionen zu bekommen, und erbat sich in London eine Royal Charter für Lobengulas Reich. Cecil Rhodes verhehlte sich nicht die Schwierigkeiten, die damit verbunden waren. Die Konservativen, die mit Salisbury ans Ruder gelangt, unterstützten seine Projekte, aber es war ein heftiger Widerstand von den Liberalen und Parnellisten zu befürchten. Ein geriebener Schlaumaier, ließ Rhodes seine Ideen über das Home-rule laut und hoch verkünden. Er hatte wohl keine näheren Beziehungen zu der irländischen Partei; aber es gab eine gewisse Verwandtschaft zwischen den Forderungen der Afrikander und der Parnellisten, und er sprach sich dahin aus, daß die Verwerfung des Home-rule selbst England schädlich sein werde. Da aber nur eine moralische Unterstützung des irländischen Home-rule vielleicht nicht genügt hätte, gab Rhodes ein Geschenk von 10000 Pfd. St. In London ging man jetzt leicht auf Rhodes' Vorschlag ein, zumal die Regierung in Verlegenheit war, wie die Kosten der Verwaltung des neuen Schutzgebietes zu decken wären. Unter dem 29. Oktober 1889 wurde die Charter erteilt und die Imperial British South Africa Company trat ins Leben. Die Rechte, die Rhodes bereits von Lobengula erhalten hatte, oder die er erhalten werde, waren in der Charter anerkannt und bestimmt, der freie Handel im ganzen Gebiete der Kompagnie erklärt. Während 25 Jahren habe sie jedes Verwaltungs- und Ausbeutungsrecht im Innern, jedoch unter der Kontrolle des High Commissioner von Südafrika; nach Ablauf dieser Periode würde die Charter nach Umständen revidiert und modifiziert werden; die Kompagnie sei und bleibe eine englische; die Regierung behalte sich das Recht vor, zu intervenieren in allen Beziehungen mit den auswärtigen Mächten und mit den Eingeborenen; sollte die Kompagnie Bankrott machen und ihren Verpflichtungen nicht genügen können, dann würde die Regierung die Charter zurücknehmen.

Die Gesellschaft hatte im Handumdrehen ein Kapital von über 20 Millionen Mark aufgebracht und begann siegesbewußt ihren Lauf. Aber während

in London der thatkräftige und allgewaltige Rhodes die Sache der Gesellschaft nach besten Kräften förderte, gab es im Matabelenlande andere, die das Unternehmen um jeden Preis zum Scheitern bringen wollten. Es waren besonders Buren, welche die schlimmsten Verleumdungen gegen England und Rhodes ausstreuten, um Lobengula und sein Volk zum Widerstande gegen die Gesellschaft anzuspornen. Es gelang ihnen nur zu gut. Denn die Matabelen waren bald derart erbittert, daß ihr König offen erklären mußte, er würde niemals den Vertrag gutheißen. Im Dezember 1888 schickte er eine Gesandtschaft nach London. Mit dieser wichtigen Mission betraute er „seine eigene Zunge", nämlich einen im ganzen Matabelenreiche bekannten Redner, und „sein Auge und sein Ohr", einen schlauen Beobachter und geriebenen Spion. Die schwarze Gesandtschaft wurde in London mit allen Ehren empfangen. Um Eindruck auf sie zu machen, unterließ man nicht, ihnen die Stärke der englischen Armee und die fürchterlich dröhnenden Kanonen zu zeigen, welche das mächtige England gegen alle seine Feinde gebrauche. Im August des folgenden Jahres kehrten die Schwarzen in ihre Wildnis zurück. Lang und breit erzählten sie, was sie gehört, gesehen und erspäht hatten, vergaßen insbesondere nicht, großen Nachdruck darauf zu legen, daß wenn man einen Engländer im Matabelenlande töte, aus jedem geflossenen Blutstropfen ein neuer Soldat erstehen würde. Auch mit reichen Geschenken waren der König und sein Hofstaat bedacht worden. Unter anderem fanden sich in den Kisten ein Porträt der Königin Victoria in natürlicher Größe und eine goldene Kette für den König. Lobengula nahm jedoch nichts für seine Person an und überließ die Kette einem seiner vielen Weiber. Was aus dem Gemälde wurde, ist nicht bekannt geworden. In dem Briefe, welchen die englische Regierung an den König und sein Volk mitgegeben hatte, warnte sie, Monopole irgend einer Art an einzelne Personen zu verleihen außer mit ihrer ausdrücklichen Zustimmung.

Das Volk glaubte in dieser Erklärung die Vereinbarung seines Oberhäuptlings mit Rhodes zu sehen; es wurde immer ungehaltener gegen Lobengula und forderte immer drohender die sorgsame Wahrung seiner vollen unbeschränkten Freiheit. Zur Rückbegleitung der Matabelengesandtschaft hatte man in London die schönsten Männer in der Armee ausgewählt. Als der Leutnant Fergusson in glänzender und goldstrahlender Uniform vor dem Volke erschien und für die von Lobengula der Kompagnie gemachten Konzessionen eintrat, wurde er von der Menge als Betrüger angebrüllt.

Die fieberhafte Erregung des Volkes war kaum zu bändigen; ungestüm verlangte es, gegen die Engländer zu Felde zu ziehen und ihnen zu zeigen, daß es nicht im mindesten gewillt sei, Landesrechte abzutreten. Lobengula wußte sich weder zu helfen noch zu raten. Vorläufig schob er alle Schuld auf Lotsche; das Blut dieses Mannes, so glaubte er, würde

den Zorn des Volkes beschwichtigen. Obgleich der Körper dieses Kriegers mit Narben, die er in verschiedenen Gefechten für den Vater Lobengulas und für diesen selbst erhalten hatte, bedeckt war, gab es doch für ihn kein Pardon. Nachdem er sein Todesurteil vernommen, wurde er freigelassen. Mit unbegreiflicher Gleichgültigkeit ergab sich Lotsche in sein Los. Trotzdem er wußte, daß er nach ein paar Stunden erschlagen würde, setzte er sich mit einem seiner Freunde vor einer Hütte nieder, zündete seine Pfeife an, plauderte und scherzte. Nach einiger Zeit kam ein Abgesandter des Königs zu ihm mit zwei Stöcken in der Hand, die in faustgroße Knoten endigten. „Lotsche," so redete er ihn an, „ich habe dir etwas zu sagen." — „Aha!" entgegnete jener. — „Komm mit mir!" rief nun der Scharfrichter. — „Schon recht," war die Antwort des zum Tode Verurteilten. Die beiden waren kaum einige Schritte zusammen gegangen, als der Scharfrichter den Unglücklichen durch einen Schlag auf den Kopf niederstreckte; ein paar weitere Schläge vollendeten das Werk des Todes. Die Matabelen begnügten sich jedoch mit dem Blute des einen Mannes nicht; sie töteten noch andere, die sie als Freunde der Weißen ansahen. Man stand vor einer allgemeinen Revolution. Die Weißen sahen sich bedroht und zogen aus. Zu einer Krisis mußte es kommen, denn es war klar, daß die Chartered-Gesellschaft alle Mittel und Wege versuchen würde, ihre Rechte geltend zu machen Sie zahlte regelmäßig 100 Pfd. St. an Lobengula und sandte die Gewehre in den Hauptkraal Gubuluwayo. Der König bequemte sich aber nicht, die Gewehre auszupacken; vom Gelde gebrauchte er keinen Pfennig, und den Vertrag sandte er nach London zurück.

Die Lage war für die Chartered Company höchst bedenklich, und die Leiter der Gesellschaft machten sich schon mit dem Gedanken vertraut, daß sie ihre Rechte mit scharfer Klinge fordern müßten. „Wir werden uns bis auf den letzten Blutstropfen gegen die Weißen wehren," so erklärten die Häuptlinge; „wir wollen mit unsern Schilden und Assegaien begraben werden!" Die militärische Expedition, die ins Matabelenland gesandt werden sollte, stand vor einer schweren Aufgabe. Von Kimberley bis zur Grenze des Betschuanalandes waren es 240 Meilen, und es gab keine Wege; nachher mußte sie durch eine Wüste von niedrigem Gestrüpp und kleinen Hecken ziehen, dem Fieber preisgegeben und vom Feinde auf jedem Schritt und Tritt bedroht.

Es wurde zuerst ein Pionierkorps gebildet, das aus drei Kompagnien bestand, eine jede zu 50 Mann. Dieses sollte den Weg bahnen und den ersten Kern der Ansiedlungen der Weißen im Maschonalande bilden. 500 Soldaten begleiteten die Pioniere, um sie vor allen Feinden zu schützen. Zum Führer der Kolonne war ein berühmter Elefantenjäger Namens Selous bestimmt, der die ganze Gegend durch und durch kannte; den Oberbefehl

über die Schutztruppe erhielt Oberst Pennefather, der sich in den Kaffernkriegen ausgezeichnet hatte. An hundert Ochsenwagen, ein jedes Gespann zu 8—10 Tieren, beförderten den notwendigen Proviant und die Munition. Einige Prediger und zwei Jesuitenmissionare begleiteten die Truppe, bayrische Dominikanerinnen übernahmen die Pflege der Kranken. 12. Juli war man an der Grenze des Matabelenlandes.

Unter der Mannschaft herrschte die strengste Disziplin. Ein jeder schlief in seinen Kleidern und hatte seine Ausrüstung neben sich liegen; eine elektrische Lampe erleuchtete die Umgebung bis auf einen Kilometer. Die Wagen waren im Kreise aufgestellt und bildeten eine starke Wagenburg. Morgens um 4 Uhr wurde das Signal zum Aufstehen gegeben; den ganzen Tag waren Vorposten in einem Kreis von 4—5 Meilen ausgesandt. An der Spitze der Kolonne war eine Vortruppe mit einer Kanone; dann kam das Gros der Kolonne, die Pioniere und Artilleristen mit zwei Kanonen; es folgten die Ochsenwagen, und hinter diesen war noch eine Nachhut mit einer Kanone. Die Flanke war durch zwei kleinere Abteilungen Soldaten gedeckt.

Die Pioniere hatten viel Mühe und Arbeit, sich einen Weg zu bahnen, und die Kolonne mußte auf den langen und langweiligen Märschen, wo das Auge nur weite Flächen mit halbverwelkten Sträuchern und Gräsern erblickte, die Sonne vom Himmel heiß niederbrannte und der Wind haushohe Sand- und Staubwolken vor sich hintrieb und alles in eine finstere Wolke einhüllte, unsäglich viel Leid und Ungemach ausstehen.

Auf dem Wege trafen die Engländer verschiedene Stämme an, die von den Matabelen abhängig waren und von ihnen viel zu erdulden hatten. Auch Matabelen zeigten sich in der Ferne; es waren Spione, welche die Stärke und die Bewegungen des herannahenden Feindes auskundschaften sollten. „Lobengula ist unzufrieden," so sagten einige, „seine Armee sammelt sich, sie ist zahlreich wie die Gräser der Ebene." Andere forderten die Kolonne zum Rückzuge auf. Der Oberst Pennefather war immer voll Besorgnis, wenn es galt, einen breiten ausgetrockneten Fluß mit steilen Uferwänden zu überschreiten oder eine Thalschlucht zu passieren.

Wenn auch die alten Krieger sich alle Mühe gaben, die jüngere Generation zum Kampfe gegen die Weißen zu entflammen, überredete doch Lobengula seine Soldaten, von der verhängnisvollen Beunruhigung der Engländer abzustehen. „Ihr wißt," so sagte er, „wie es den Zulus ergangen ist; was denselben geschehen, wird auch euch geschehen; wie es dem Cetywayo ergangen ist, wird es mir ergehen. Ihr möget vielleicht die Weißen zwei- oder dreimal schlagen, allein was hilft's? Dieselben werden zuletzt doch Meister werden, und dann wird die Matabelennation nicht mehr bestehen. Zudem entblößt ihr durch euern Feldzug die andern Grenzen von jeglichem

Schutze, und während ihr von hier weg seid, zieht vielleicht eine Armee von Weißen nordwärts und dringt bis hierher vor. Wenn ihr dann nach Hause kommt, werdet ihr eure Wohnungen niedergebrannt finden und eure Weiber und Kinder als Gefangene weggeführt oder erschossen."

Auf der Hochebene angelangt, beseelte die englische Kolonne neuer Mut, weil sie auf ebenem Terrain den Feind mit Siegesgewißheit erwartete. Als echte Söhne Albions veranstalteten sie allerhand Sport und machten es sich bei aller militärischen Disziplin recht bequem. Endlich am 11. September 1890 gelangten sie an das Endziel der Reise, an den Berg Hampden, wo der Hauptort der Niederlassung entstehen sollte. Die Pioniere begannen alsogleich mit dem Bau eines Forts, das sie dem Premier von England zu Ehren Fort Salisbury nannten. Dann wurde die britische Flagge gehißt und die Oberherrschaft über das Maschonaland proklamiert.

Ohne Schuß und ohne Kugel war England ins Maschonaland eingezogen, auch die erste Zeit nach der Niederlassung war eine verhältnismäßig ruhige und sorglose. Indes sollten die Sorgen den ländergierigen Flibustiern nicht erspart werden. Hungersnot, Viehseuchen und Krieg bedrohten die Zukunft des Landes. Nicht am wenigsten ist es dem Golde und dem Mute eines Rhodes zu verdanken, daß die Chartered Company bestehen blieb und das ungeheure Ländergebiet England nicht verloren ging.

XIV.

Auf deutschem Boden (Deutsch-Südwestafrika).

Wer immer in Swakopmund (Bild 84) südwestafrikanischen Boden betritt, wird sich des Gefühles der Enttäuschung nicht erwehren können, so traurig ist der Anblick des Hafenortes und seiner Umgebung. Auch mir erging es so, und um mich herum ertönte von allen Lippen ein: Ach! — nicht der Bewunderung, wohl aber der Bestürzung. Viele rümpften verdrießlich das Näschen. Die Häuser der 400—500 Weißen sind einfach und unansehnlich, aus Holz von innen und außen und mit einem Wellblechdache; kein Garten schließt sie ein. Hand aufs Herz, die Seestadt ist unleugbar öde und farblos, gerade wie eine Landschaft im Mondschein. Über Swakopmund selbst mag man ja noch ein günstiges Urteil fällen, da Menschenhände hier vieles verbessert und verschönert haben; aber was außerhalb des engen Rahmens liegt, verdient wahrlich keiner lobenden Erwähnung. Kein Glanz, kein Gruß von den Kindern Floras, noch nicht einmal ein Rasenplätzchen, weiter nichts als eine Sandwüste, in welcher buchstäblich nicht ein einziger Grashalm wächst. Blick um dich, so weit du willst, nichts als sandige Ebene und sandige Hügel, kein Wechsel und keine Veränderung des Bildes. Und durch dieses Sandmeer sollst du nun weiter steuern. Schon ist dein Kiel bereit, der dich hindurchbringt: ein plumper Ochsenwagen, an den soeben 4, nein 8, 12 und 20 Ochsen angeschirrt werden. Armer Odysseus! Ist das ein Land! Fürwahr, ein Miniaturbild der Sahara, ein Land, wie es für jene paßt, die sich begeistern für Byrons Weltschmerz und Hartmanns philosophischen Katzenjammer. Und dazu noch deutscher Boden?

O nein, o nein, o nein, o nein,
Mein Vaterland muß schöner sein.

Doch verzage und verzweifle nicht, aus der Prosa entwickelt sich hier die Poesie, und hinter den Sandhügeln giebt es noch manch schönes Erdenfleckchen und auch gute Menschen. Und nun Gott befohlen, die Fahrt beginnt.

In Deutschland hat man keine Ahnung von den Mühen und Beschwerden solch einer südwestafrikanischen Reise im Ochsenkarren. Der Ochsenwagen hat keine Federn, ist ungeheuer schwer und plump. Der schwarze Führer,

diesmal eine gute, ehrliche Haut, ist reich an allen möglichen schlechten Witzen und dummen Späßen; er spricht viel, zwar nicht von philosophisch-theologischen Themata wie die von St. Johns auf der Fahrt nach Umtata, aber um so mehr von dem, was dem Rosselenker und Kuhbauer am nächsten liegt. Es ist rührend und zugleich amüsant, ihm auf einen kurzen Augenblick Gehör zu schenken.

Die Ochsen scheinen in Südafrika einem jeden, der reisen will, so notwendig zu sein wie dem Soldaten das Gewehr, d. h. wer fahren will, muß Ochsen haben. So ein Tier kostet hier 120—180 Mark. Für ein

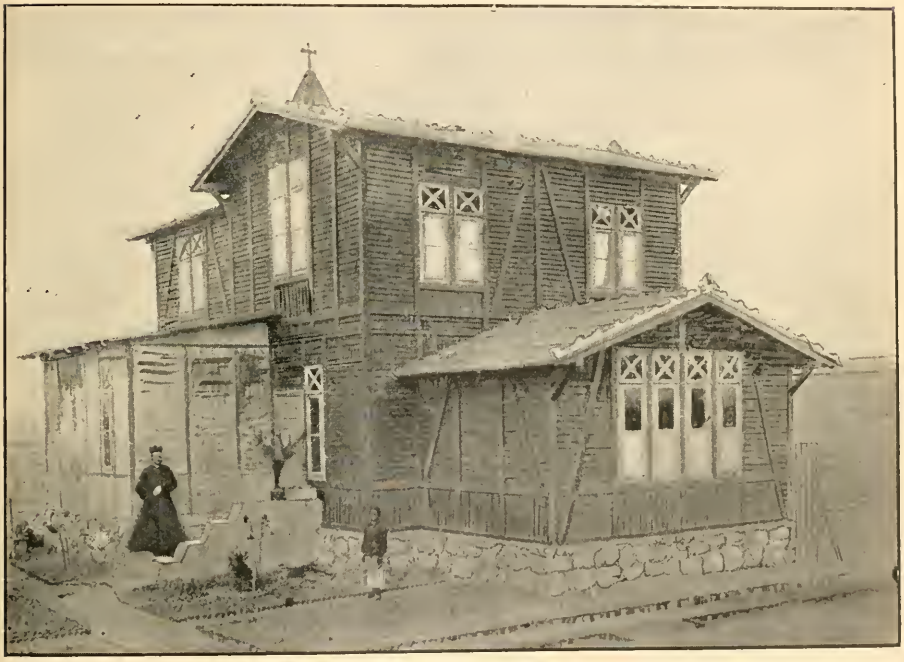

Bild 84. Katholische Mission in Swakopmund.

ansehnliches Gespann braucht man 10, 12—20 Stück. Besondere Erwähnung verdienen die Vorder- und Hinterochsen — salva venia, daß ich so viel von Ochsen rede, aber wie gesagt, die lieben Tiere sind hierzulande „tonangebend" — also die Vorder- und Hinterochsen werden eigens geschult und stehen im Preise bedeutend höher als die andern Brüder. Zwei Vorderochsen oder zwei Hinterochsen kommen auf 850—900 Mark. Die beiden Vorderochsen haben das Führerwerk; alles was nachtrottet, verläßt sich auf sie und läuft mit stoischem Gleichmut rechts und links, wohin die ersten gehen. Ebenso wichtig als das Vordergespann ist das letzte, dessen Aufgabe es ist, nicht so sehr den Karren zu ziehen als ihn zu lenken. Gerät das

Fuhrwerk ins Stocken, so kommt auf die beiden Hinterochsen alles an, und ihre ganz außergewöhnliche Zugkraft bewährt sich dann regelmäßig; versagen sie, dann kann man sehen, wie man aus der Patsche kommt. Einfach abladen wird dann wohl das Beste, der einzige Rettungsanker in diesem Sandmeer sein.

Drei Kaffern begleiten notwendig jeden Ochsenwagen in Südwestafrika, der eine als Ochsentreiber, der andere als Tauleiter, der dritte als Ochsenwächter. Der Ochsentreiber geht während der Fahrt neben den Tieren her, ist also eine Art lebendiger Reitpeitsche. Tauleiter nennt man jenen Neger, der das erste Paar Ochsen des Gespanns an einer Leine, Tau genannt, führt. Der Ochsenwächter treibt an den Haltestellen das Vieh auf die Weide und hat besonders nachts die Aufgabe, die ausgehungerten Leoparden, hierzulande schlechthin Tiger genannt, Wölfe und Hyänen fernzuhalten. Wenn dieser Wächter fahrlässig ist, so kommt es — leider nur zu oft! — vor, daß ein Ochs von den Raubtieren zerrissen wird. Kürzlich noch ist einem Missionar auf der Fahrt nach Swakopmund auf solche Weise ein Tier verloren gegangen. Ein Rudel Wölfe fiel über den stärksten Ochsen her, riß ihm die Flanken auf und fraß ihn, da er sich nicht mehr wehren konnte, mit Haut und Haaren auf. Diese Angriffsweise soll bei den hiesigen Räubern die übliche sein. Das arme Tier wird so lange gehetzt und gebissen, bis es zusammenbricht. Manche Frachtfahrer verlieren auf einer Fahrt zwei und mehr Ochsen. Das bedeutet aber stets einen Schaden von 200—250 Mark pro Stück.

Ein interessantes Bild bietet die Reisegruppe am Abend, wenn es gilt, das Nachtlager herzurichten. Der Ochsenwächter spannt und jocht die Ochsen aus und treibt sie ins Gras, nachdem er sich mit Flinte und dem nötigen Schießbedarf versehen hat. Die übrige Wagenbesatzung sucht dürres Holz und Sträucher zusammen und zündet ein Feuer an, holt dann die unter dem Wagen hängenden Kochgeschirre hervor und forscht nach, was die Güte Gottes den Hungernden beschert hat. Nun wird die Gesellschaft lebendig, die Müdigkeit ist wie weggeblasen; die muntern Laute des Reisenden vermischen sich mit dem unwirschen Zurufen und den Stoßseufzern des Ochsenbändigers. Um den Herd geschart, schaut ein jeder in das lustig prasselnde und knisternde Feuer, wirft auch einen erwartungsvollen Blick auf den brodelnden Kochtopf. Das Mahl ist frugal, aber appetitlich; wenn etwas während des Tages geschossen wurde, gibt es als Zugabe köstliches Wildbret. Als Nachtisch macht der Tabaksbeutel die Runde, und bald darauf sind sämtliche Fabrikschlote in voller Thätigkeit, während das Feuer hell weiterlodert und durch seinen rötlichen geheimnisvollen Schein alles böse Gesindel fernhält. Nach kurzem Abendgebet graben sich alle im Sande neben dem Wagen ein bequemes Lager, rollen sich in ihre Decken und empfehlen

sich nochmals Gottes Schutz. Die Schwarzen jedoch ruhen noch nicht: die Ziehharmonika und die gar nicht üblen Kasernenweisen treten in ihre Rechte und lullen den weniger langestundigen Europäer in süßen Schlummer ein. Hungriger Wölfe heiseres Gebeul, Schakalengekläff und zuweilen auch der rollende Donnerstimme eines Löwen stören oft den festen Schlaf. Doch die Schwarzen unterhalten die Nacht hindurch das Lagerfeuer, und man darf sich ruhig auf das andere Ohr legen und weiterschlafen. Man muß sich aber gut einhüllen, denn hierzulande giebt es keine lauen Sommernächte. Beim ersten Morgengrauen wird alles Gepäck und sonstig Gebrauchtes wieder in die wandelnde Arche geladen, und ohne klingendes Spiel, aber frohen Mutes wird aufgebrochen. Die beste Zeit zum Reisen ist der kühle Morgen und der frische Abend, tagsüber brennt die Sonne heiß vom Himmel herab, und Mensch und Tier sind müd und schlaff. Kommt nichts in den Weg, so kann der Wagen im Tage bequem 30 km zurücklegen.

Was die Reise im Ochsenwagen während der ersten sechs Tage recht langweilig machte, war die öde, eintönige Dünengegend. Hernach kamen wir in eine Gegend, die über und über mit Dornengestrüpp bedeckt war, so daß man unwillkürlich an das Wort der Heiligen Schrift dachte: „Dornen (und Disteln) wird sie dir tragen“. Die Dornen sind sehr lang und spitz und unser Ochsentreiber machte die treffende Bemerkung, man sollte eigentlich einige Schiffsladungen davon als „Zahnstocher“ nach Deutschland exportieren. In diesem Gestrüpp hält sich Wildtier auf, besonders Spring- und Gemsböcke, Hasen und Schakale. Der wilde Hund, das Verbindungsglied zwischen Hyäne und Wolf, treibt sich gleichfalls in Rudeln umher, greift Ochsen und sogar mitunter, wenn der Hunger ihn plagt, Menschen an. Interessanter sind die Springböcke, die beim Geräusch unseres Wagens wie der Blitz aufschnellen, nach allen Richtungen den Kopf drehen und dann in rasender Eile das Weite suchen. Unterwegs bleibt das schöne, schlanke Tier, das die Größe eines kleinen Hirsches hat, plötzlich stehen, wittert ob noch Gefahr vorhanden, macht dann einen kühnen Sprung und eilt weiter, bis es unsern Blicken entschwindet. Wilde Tiere haben wir nicht gesehen; der Leopard hält sich noch in Höhlen und Klüften der Berge auf, von wo aus er die Kraale überfällt und leckere Bissen wegschleppt. Vor der Büchse hat er, wie man uns sagte, keinen sonderlichen Respekt. Löwen und Elefanten trifft man nur noch im Norden der Kolonie. Dafür begegneten wir auf der Reise giftigen Schlangen, der Puffotter, den verschiedenen Spielarten der Naja, der schwärzlichen Mamba und der kleinen gelben Hornviper. Wir erhielten oft ihren unliebsamen Besuch, wenn wir abends beim Lagerfeuer saßen. Eine fauchende Puffotter sah ich dicht beim Wagen, eine andere habe ich mit einem Steine totgeworfen; eine Baumschlange von fast 2 m Länge haben wir geschossen. Diese greifen den Menschen allerdings nur an,

wenn sie gereizt werden, aber es genügt oft das geringfügigste Ding, dies fertig zu bringen. Wirklich erfinderisch ist die hiesige Methode, den wilden vierbeinigen Gesellen auf den Leib zu rücken. Vor dem Laufe des Gewehres wird ein Stück faules Fleisch an einer Schnur befestigt und diese mit dem Abdrücker in Verbindung gebracht. Zieht nun das Tier an dem Fleisch, so geht der Schuß los und das tödliche Blei wird dem Dieb zum Verderben.

Wenn wir vom Wagen uns entfernt, um einen kleinen Spaziergang in die nächste Umgebung zu machen, durften wir niemals die Unklugheit begehen, den Wagen auch nur einen Moment aus dem Auge zu lassen, denn in dieser Wildnis, ohne Weg und Steg, wo eine Klippe der andern gleicht und ein Dorngebüsch dem andern, kann man sich im Nu verirren. Mehr denn einer, der tollkühn sich fortwagte, hat schon Todesangst ausgestanden, als er plötzlich mutterseelenallein auf weiter Flur dastand und oft lang suchen mußte, bis er die Seinigen wiedergefunden.

Interessant ist die Reise immerhin, an Abwechslung und kleinen Abenteuern fehlt es wahrhaftig nicht; weniger interessant — für unsern Beutel wenigstens — ist der Kostenpunkt. Abgesehen davon, daß für den Reisenden die Vergünstigung, im Ochsenwagen zu sitzen, schon sehr kostspielig ist, ist der Transport von Kisten und Kasten sündhaft teuer: 20 Pfennig pro Pfund. Man bedenke und erwäge, wie unergründlich tief man in den Geldbeutel hineingreifen muß, wenn die Baumaterialien und alle Lebensmittel herbeigeschafft werden müssen.

Nach 14 Tagen hatten die Ochsenwagen die 400 km von Swakopmund nach Windhoek (Bild 85) zurückgelegt. Staub- und schweißbedeckt, gerädert und todmüde kamen wir an. Die große Freundlichkeit aber, mit der die katholischen Missionare uns aufnahmen, und die liebevolle Pflege, die sie uns gewährten, brachte den Mut in die Höhe, belebte und erfrischte uns bald wieder. Es war bei ihnen eine wahre, ungekünstelte Freundlichkeit. Bald sollte ich auch aus aller Mund nur Lobendes über diese Männer hören, die erst seit gestern im Lande angekommen. Ja, erst von gestern, und doch haben sie eine Thätigkeit entfaltet, welche von geradezu überraschendem Erfolge begleitet war. Nicht schwer ist es ihnen geworden, die etwaigen Vorurteile Andersgläubiger zu überwinden, weil sie waren und sich zeigten als Männer Gottes, die Opfer erdulden, einzig und allein, um am Heile unsterblicher Seelen nach besten Kräften zu arbeiten, dabei aber der weltlichen Obrigkeit gehorsam sind und es aufrichtig, friedlich und ehrlich mit ihren Mitbürgern meinen.

Arm kamen sie an. Die Regierung überließ ihnen ein Grundstück, auf dem sie gleich ein Gerüst aufrichteten und das Ganze mit dickem Segeltuch umspannten. Haus und Kapelle waren auf das Notwendigste beschränkt, das Haus zählte 10 × 6 m, die Kapelle 10 × 5 m. Und da wollten

mehrere Leute darin wohnen? Wie ist das möglich? An einen soliden Neubau aus Stein konnten sie jedoch nicht denken, weil die Preise für Bau-

Bild 85. Ansicht von Windhoek mit dem Auasgebirge im Hintergrund. (Phot. Deutsches Kolonialhaus, Berlin.)

materialien fabelhaft teuer sind; 1000 Stück gebrannte Backsteine kosten 80 Mark, ungebrannte 40 Mark, ein Maurer erhält für einen Arbeitstag

20—25 Mark. Dazu muß Holz, Eisen und alles andere von der Küste herbeigeschafft werden, und wie hoch die Fracht kommt, wissen wir bereits. Die Zeiten änderten sich. Von dem früheren Segeltuche ist nichts mehr vorhanden. Regen, Stürme, Hitze und Kälte hatten dasselbe so mitgenommen, daß es nicht mehr ratsam und rein unmöglich war, darin zu wohnen. Der Regen hatte die Leinwand ganz mürbe gemacht, so daß sie dem Wasser nicht mehr den geringsten Widerstand leistete. Die Kapelle war nach jedem Regenschauer eine große Wasserlache; in den Zimmern sah es nicht besser aus. So ist denn mit Gottes und der Menschen Hilfe ein bescheidenes Missionshaus aus Ziegelsteinen, die an der Sonne getrocknet sind, an die Stelle des früheren Zelthauses getreten (Bild 86). Die Räumlichkeiten sind enge,

Bild 86. Missionshaus der Patres Oblaten in Windhoek.

denn es durfte nur an das Allernotwendigste gedacht werden. Missionshaus und Kapelle sind eins. In der Kapelle sind weder Bänke noch Stühle, weder Stations- noch andere Bilder, weder Statuen noch sonstiger Schmuck. Auch einen prächtigen Garten haben sich die Patres im Schweiße ihres Angesichtes angelegt; die Hände, die ehemals nur die Feder führten, scheuten nicht Spaten und Hacke. Die Feigenbäumchen, die sie erst kürzlich gesetzt, fangen schon an zu tragen, auch die Reben gedeihen vortrefflich. In zwei Jahren hoffen sie Trauben zu ernten, wo sie dann selbst den Meßwein keltern werden, um die fast unerschwinglichen Transportkosten zu sparen. Alle Leute wundern sich über den Fleiß und den Erfolg der katholischen Mission.

Windhoek ist ein kleines — man kann sagen Städtchen, das 40 massive Steinhäuser aufweist, die, zumeist in rotem gebrannten Ziegelstein ausgeführt,

mit Wellblech gedeckt sind und über eine weite Fläche in hügeligem Gelände zerstreut liegen. Fast sämtliche Regierungsgebäude erheben sich auf dem sanft ansteigenden grünen sogen. Regierungshügel; hoch oben auf dem kahlen Gipfel thront stolz und weithin sichtbar die viertürmige Feste (Bild 88), deren drohendes und trotziges Aussehen durch eine Veranda an der Frontseite gemildert wird.

Die Häuser Windhoeks sind anspruchslos und durchweg einstöckig, das Thal ist gesund, gut bewässert und mit Bäumen angepflanzt. Gärten und Anlagen ziehen sich von unten an den Hügel hinauf und geben dem Ganzen einen lieblichen Anstrich. Auf der einen Seite der 30 m breiten „Kaiser-

Bild 87. Die der katholischen Mission angehörende Farm in Klein-Windhoek (in der Nähe von Groß-Windhoek).

Wilhelm-Straße" reiht sich ein Kaufhaus an das andere, und alle tragen den poetischen Namen „Store". In diesen Stores bekommt man alles Getränke, die Flasche Bier zu 2,50 Mark, Kleidungsstoffe, Lebensmittel, Luxusgegenstände und Kinderspiele, kurz alles und jedes, was in der Kolonie unentbehrlich und auch entbehrlich ist. Auf dem schönsten Punkte des Städtchens erhebt sich inmitten von Eichen- und Oleanderbäumen das Kriegerdenkmal, das den Vorübergehenden an die im Feldzuge gegen den mächtigen Hottentottenhäuptling Hendrik Witbooi gefallenen Söhne des Vaterlandes erinnert (Bild 89). An mehreren Stellen des Weges sprudeln zwischen Tuff- und Kalksteinen Schwefelquellen hervor, deren warmes Wasser (+ 70° C), jedem Hause zugänglich gemacht werden soll.

Die gemütlichen Plauderstündchen, die mir die vortrefflichen Patres allabendlich schenkten, bleiben mir unvergeßlich. P. Herrmann wußte stets interessant und nicht ohne Humor von seinen Erlebnissen zu erzählen. Der hochw. Propräfekt ist ein gebildeter Mann, sprühend von Geist und Witz, energisch, fast Soldat — und ein wahrer Kämpe des Herrn.

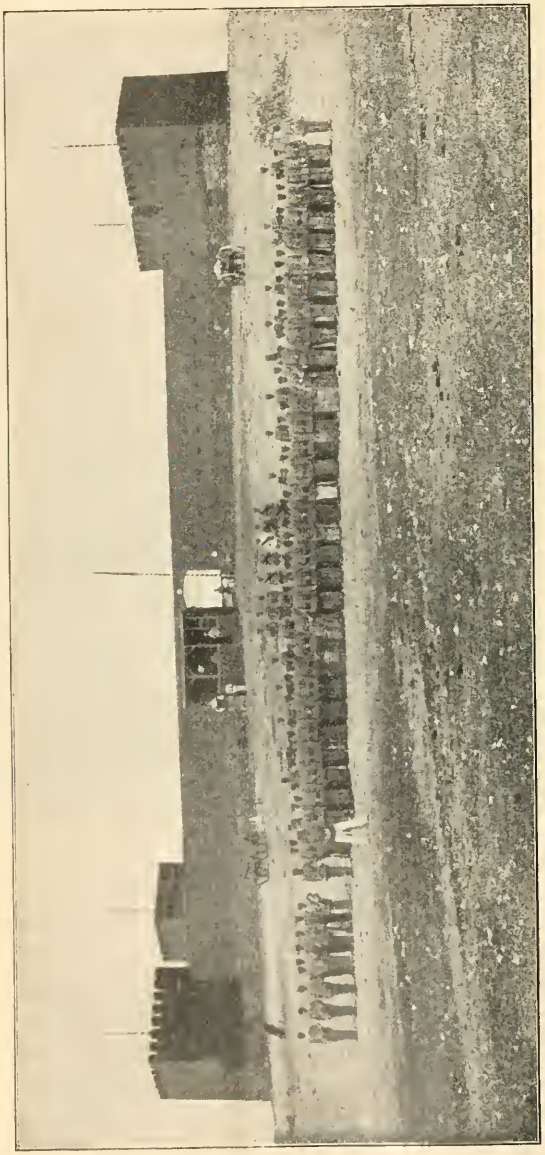

Bild 88. Festung in Windhoek.

Da den Missionaren auch die Militärseelsorge übertragen ist, verfehlen sie nie, die Truppe auf den Kriegszügen zu begleiten. An Entbehrungen fehlt es alsdann nicht, und dieses Lagerleben ist für den Priester um so schwerer, als er nicht wie der Soldat daran gewöhnt ist.

* * *

Seit dem 12. August 1884 ist die heutige Kolonie Deutsch-Südwestafrika deutsches Schutzgebiet. Es erstreckt sich längs des Atlantischen Ozeans vom Fluß Kunene im Norden bis zum Oranjefluß im Süden — ein rund 1500 km langer Küstenstreifen. Sowohl der Kunene als auch der Oranje sind ansehnliche, schwer zu überschreitende Flüsse, die eine Zeitlang parallel mit dem Breitengrade fließen und so die natürliche Grenze nördlich gegen die portugiesische

Kolonie Angola, südlich gegen das Kapland bilden. Nach dem Innern hin, also östlich, ist es eine gedachte Linie, die das deutsche Gebiet gegen die Kalahari-Wüste und Khamas Reich hin abgrenzt. Vom Oranjefluß bis zum 22. Grad südl. Breite bildet der 20. Grad östl. Länge die Grenze. Hier erweitert sich der Besitz bis zum 21. Grad östl. Länge, um vom 18. Breitengrad aus in einem weit vorgestreckten schmalen Landzipfel in seinem nördlichsten Teile den mächtigen, durch unabsehbare Prärien dahinfließenden Sambesistrom zu berühren. Nur muß hier gleich hinzugefügt werden, daß dieser Zugang zum Sambesi, dieser „Caprivische Bleistift", wie

Bild 89. Kriegerdenkmal in Windhoek.

er genannt wird, wenig Bedeutung hat, da der Fluß an der fraglichen Stelle nicht mehr schiffbar ist.

Das ganze Gebiet umfaßt 835 100 qkm, mißt folglich das Anderthalbfache der Größe des Deutschen Reiches. Man hat das Land als ein elendes Sandloch verschrieen, was in der richtigen Bedeutung des Wortes nicht wahr ist, da das sandige und öde Küstengelände rasch und schnell zu einer Höhe von 1500—2000 m ansteigt, um sich darauf ostwärts zu der sandigen Steppe der Kalahari abzudachen. Der größte Teil ist Gebirgsland und Tafellandschaft. Die Kolonie ist überhaupt ein Siedelungsgebiet, während die andern deutschafrikanischen Kolonien für die Plantagenkultur geeignet sind.

Die Engländer, so ländergierig sie auch immer waren, gelüstete es nicht, das nördlich vom Oranjefluß sich hinziehende Küstenland als Eigentum zu erklären. In ihren Augen hatte es keine landschaftliche Schönheit, keine natürliche Beanlagung und kein aussichtsreiches bergmännisches Terrain, und deshalb begnügten sie sich damit, ungefähr in der Mitte dieser langen Uferstrecken die Walfischbai zu besetzen, des Fischfanges und Robbenschlages wegen, und weil nach der damaligen Meinung es der einzige brauchbare Hafen des Küstengebietes und somit der Schlüssel zum Innern des Landes war. Das Handlungshaus Lüderitz aus Bremen erwarb sich in diesem freien Lande einen ausgedehnten Besitz und ging Verträge ein mit dem Kapitän Joseph Frederiks, dem unabhängigen Herrscher von Bethanien in Groß-Namaqualand. Am 24. April 1884 machte der Kanzler des Deutschen Reiches dem Konsul in Kapstadt die amtliche Meldung, daß die vom Kaufmann Lüderitz vertragsmäßig erworbenen Küstenbesitzungen unter deutschem Schutze ständen, und von diesem Augenblicke ab strebte Deutschland durch Schutzverträge sich bestimmte Gebiete für spätere Kolonialzwecke zu sichern. Die verschiedenen Kapitäne oder Häuptlinge mußten sich verpflichten, ihr Land oder Teile desselben nicht an eine fremde Nation oder an Angehörige einer solchen ohne Zustimmung des deutschen Kaisers abzutreten, noch ohne formelle Zustimmung desselben Verträge mit andern Regierungen abzuschließen.

Inzwischen war das Haus Lüderitz durch die Erfüllung der Verbindlichkeiten, welche es bei der Erwerbung des Territoriums eingegangen hatte, und durch andere Unternehmungen in eine finanzielle Krisis hineinversetzt, so daß es ernstlich befürchtete, entweder dem vollständigen Bankrotte entgegenzugehen oder seinen Besitz an fremde Eigentümer gegen entsprechende Entschädigung zu veräußern. Als zugleich das Gerücht ging, Engländer wären nicht abgeneigt, hilfreiche Hand zu bieten, indem sie alles anzukaufen gedächten, bildete sich die deutsche Kolonialgesellschaft für Südwestafrika zu dem einzigen Zwecke, die Lüderitzsche Besitzung käuflich zu übernehmen, sie durch andere Erwerbungen zu erweitern und diesen Besitz zu bewirtschaften. Die Kolonialgesellschaft war in erster Linie keineswegs von der Absicht geleitet, Geldgeschäfte zu machen, sondern das Besitztum für Deutschland praktisch zu erhalten. Der Ankauf der Besitzung und der Bergwerksgerechtsame belief sich auf mehr als eine Million. Weitere erhebliche Summen wurden für die Erforschung des Landes nach der wirtschaftlichen und wissenschaftlichen Seite hin ausgeworfen. Deutsche Unternehmer durchzogen das Land und suchten nach edlen Metallen, begannen Schürfarbeiten und bearbeiteten die an mehreren Stellen gefundenen Lagerstätten von goldhaltigem Gestein. Der deutsche Bevollmächtigte Goering ließ sich aber manches zu schulden kommen, das der gedeihlichen Fortentwicklung der deutschen Angelegenheiten nicht förderlich war. Er verhandelte weder mit den eingeborenen Häuptlingen

noch mit dem Oberhäuptling Maharero, dem er doch zuerst mit Wohlwollen begegnen und mit dem er eine Vereinbarung über die ihm zukommenden Abgaben abschließen mußte. Leicht begreiflich, daß der Oberhäuptling darob arg verschnupft war. Zudem setzte der Engländer Lewis alle Hebel in Bewegung, den tief verschuldeten Maharero zu seinen Gunsten umzustimmen und ihn zu bewegen, die ihm früher gegebene Konzession öffentlich zu bestätigen.

Lewis war ein Engländer, der von Jugend auf unter den Hereros gelebt hatte. Von Maharero wußte er auf listige Weise die Unterschrift zweier Dokumente zu erlangen, wodurch ihm eine Power of Attorney (Ernennung zum Sachverwalter Mahareros) und eine Generalkonzession auf alle Erze des Landes zuerkannt wurde. Es ist fraglich, ob auch die Unterhäuptlinge ihre Unterschrift dazu hergaben, was nach den Rechtsbegriffen der Hereros aber unbedingt notwendig war, damit die Dokumente Rechtsgültigkeit für ihre Gebiete erlangten.

Maharero, über die von den Deutschen ihm erwiesene Unaufmerksamkeit seit langem ungehalten, zerriß 1888 den Schutzvertrag mit Deutschland, gewährte Lewis' Wünsche und beauftragte ihn, Englands Schutz nachzusuchen. Wäre um diese Zeit eine deutsche Schutztruppe im Lande gewesen, um sofort mit eiserner Faust gegen die Verletzung der mit dem Reiche eingegangenen feierlichen Verträge rächend einzuschreiten, so wären Lewis und die andern abenteuernden Engländer, die mit ihm die Hereros aufwiegelten und sie durch Anpreisung englischer Schutzherrschaft verwirrten, sofort zu Paaren getrieben worden. Aber kein Soldat war am Platze, und die Veranstaltung, eine Truppe von Eingeborenen unter deutscher Führung zu bilden, war längst als Utopie aufgegeben worden. Für Maharero wurde die Sache bedenklich drohend, als England erklärte, daß es nicht gesonnen sei, in diese deutsche Angelegenheit sich einzumischen. Inzwischen hatte die Kolonialgesellschaft an den Fürsten Bismarck die dringende Bitte gerichtet, diejenigen Anordnungen zu treffen, welche nach seinem Ermessen geeignet erschienen, um ihr den Schutz des Reiches zur Ausübung und Geltendmachung ihrer Rechte und Interessen im Damaralande zu gewähren; aber der Reichskanzler entgegnete, daß es nicht Aufgabe des Reiches sein könne und es außerhalb des Programms der deutschen Kolonialpolitik liege, für die Herstellung staatlicher Einrichtungen unter unzivilisierten Völkerschaften einzutreten und mit Aufwendung militärischer Machtmittel den Widerstand eingeborener Häuptlinge gegen noch nicht fundierte Unternehmungen von Reichsangehörigen in überseeischen Ländern zu bekämpfen. Trotz dieser ablehnenden Haltung der Reichsregierung, eine größere Expedition zu veranlassen, wurde eine kleinere Schutz- oder Polizeitruppe unter der Führung von Hauptmann v. François eingerichtet, die am 24. Juni 1889 in der Walfischbai anlangte. In Tsaobis erbaute sie das Fort Wilhelms-

feste, das als die Basis kriegerischer Operationen und als Zufluchtsort bedrohter Eingeborener gelten sollte. Das Fort ist aus rohen Steinen ohne Mörtel aufgeführt; die Mauern sind unten $1^1/_2$ m dick, nach oben etwas verjüngt und etwa $3^1/_2$ m hoch; das Fort bildet ein Rechteck von ungefähr 30 m Länge, hat auf den Ecken vorspringende Türme und Schießscharten nach allen Richtungen.

Der gegen Deutschland unablässig thätige Lewis wurde vor jedem weiteren feindlichen Schritte gewarnt, und als diese Mahnung keine Wirkung hatte, wurden eines Tages seine sämtlichen Wagen, auf denen reiche Munition für die Wilden zum Kriege gegen die Deutschen aufgeschichtet war, abgefangen und in Beschlag genommen. Über dies Vorgehen noch mehr erbost, kam er nach Kapstadt und hernach nach England, um dort sein angebliches Recht zu verteidigen und Hilfe zu erlangen, verlor aber den Prozeß und mußte stillschweigend zusehen, wie die Deutschen allmählich bei den Hereros ihre Oberhoheit geltend machten und die deutsche Schutzherrschaft definitiv im Lande befestigten. Dies geschah im Jahre 1888.

Wenn England sonst bei all diesen Vorgängen keinerlei Schwierigkeiten machte, so ließ es sich doch nicht herbei, die Walfischbai durch Kauf an Deutschland abzutreten. Nichts anderes blieb übrig, als einen eigenen Hafen in Swakopmund anzulegen, an dem noch unverdrossen gearbeitet wird. Die feierliche Grundsteinlegung zum Molenbau fand am 2. September 1899 statt. Außerdem hat man mit dem Bau einer Eisenbahn von geringer Spurweite (60 cm) begonnen, die von Swakopmund nach Windhoek (400 km) geht.

Die Bevölkerung der Kolonie besteht aus Eingeborenen, die nach einer Statistik sich auf 200 000 und nach einer andern auf 300 000 belaufen, und aus der weißen Bevölkerung, die stetig wächst und nach der Denkschrift 1897/98 2544 Seelen betrug. Die Weißen wohnen in den Hauptorten Windhoek, Swakopmund, Otjimbingue (Bild 90) und Keetmanshoop. Von ihnen sind 1242 Deutsche, darunter 801 Regierungsbeamte und Schutztruppen, 99 Gastwirte und Kaufleute, 25 Geistliche und Missionare, 112 Ansiedler und Farmer, 183 Handwerker und Arbeiter; unter den andern fremden Ursprungs sind 75 Engländer, 110 Kapländer und 61 Transvaaler. Die Weißen vermehren sich mit jedem Jahre; 1899 gab es schon 2872 Europäer. Daß auch Buren sich in der Kolonie eingefunden haben, darf uns nicht wundernehmen, da diese Menschenrasse ganz Südafrika überflutet und dort sich niederläßt, wo nur Futter für eine Viehherde aufzutreiben ist. Mehrere Burenfamilien haben sich in den Distrikten Gibeon, Keetmanshoop und Windhoek Farmen gekauft, die sie in kurzer Zeit emporbrachten und dadurch den deutschen Ansiedlern zeigten, wie sie es anzufangen haben, um auf einen grünen Zweig zu kommen. Minder willkommen waren den Deutschen andere

Burenfamilien, die, niemals zufrieden, sich nirgends niederlassen, sondern nach Zigeunerart ein umherziehendes Nomadenleben führen und mitnehmen, was sie nur immer mitnehmen können; sie machen an guten Wasser- und Weideplätzen wochenlang mit ihren Viehherden Halt und gehen dann weiter, um anderswo ihr Glück zu versuchen. In letzter Zeit ist man gegen diese Nomaden, welche den ruhigen Ansiedlern ungemein viel schaden, eingeschritten.

Bild 90. Scene aus Otjimbingue. (Phot. Deutsches Kolonialhaus, Berlin.)

Von den Eingeborenen scheinen die Sans, von den alten holländischen Kolonisten Buschmänner genannt, die ersten Herren des Landes gewesen zu sein. Dieser kleine Menschenschlag, den wir schon früher kennen gelernt haben, wohnt vereinzelt am äußersten wüsten Osten und am Seestrande; er gilt den andern Stämmen für vogelfrei, hat weder Haus noch Hof, weder Häuptling noch Heimat. Die Buschmänner thun sich hervor durch ihre Ausdauer im Laufen; den leichten Galopp halten sie 2—4 Stunden aus und kommen somit ebenso schnell an einen weit entlegenen Ort wie der Reiter mit gutem Pferde.

Eng verwandt mit den Buschmännern sind die Hottentotten oder Namas, die im Süden der Kolonie seßhaft sind und in acht selbständige Stämme zerfallen, von denen die Stärke eines einzelnen zwischen 2000 bis 5000 Seelen schwankt. Im Gegensatz zu den Sans treiben sie Viehzucht und wohnen in Hütten, die wie die Kaffernbauten großen Bienenkörben

gleichen. An harte Arbeit und das heiße Klima gewöhnt, bedürfnislos, geschickt im Reiten und Schießen, sind sie hoher Entwicklung fähig und können, sobald sie einmal der deutschen Regierung recht und schlecht unterworfen sind, eine tüchtige Kerntruppe gegen die nördlich wohnenden kriegerischen Hereros bilden. Bereits verschiedene Male hat es ein an Geist überlegener Namahäuptling verstanden, die verschiedenen Stämme unter sich zu vereinigen, um jenem Erbfeinde eine Schlappe beizubringen. Am Anfang des 19. Jahrhunderts bediente sich ihrer Jonker Afrikaner, später der Kapitän Moses Witbooi von Gibeon und zuletzt dessen Sohn, der in ganz Deutschland rühmlich bekannte Hendrik Witbooi (Bild 91 u. 92). Als im Deutschen Reichstag auf denselben die Rede kam, bezeichnete ein Abgeordneter den letztgenannten Namahäuptling folgendermaßen: „Da ist der Häuptling Hendrik in Gibeon, ein kleiner Cromwell. Er ist Christ, geleitet von egoistisch-religiösen Gründen und wie kaum ein absolutistischer Fürst von der Göttlichkeit seiner dynastischen Berechtigung durchdrungen. Der Häuptling befindet sich in beständigen Streitigkeiten mit den Hereros, und er hat vor einigen Monaten einen Raubzug gegen den Beherrscher des Hererolandes unternommen, indem er eine vorwiegend von Christen bewohnte Stadt plünderte, die Häuser in Brand steckte und die Viehherden forttrieb."

Witbooi ist keine imponierende Erscheinung, er ist vielmehr ein kleiner 72jähriger Mann, aus dessen Zügen aber die äußerste Energie spricht. Sein militärisches Geschick verdankt er nicht nur seiner vorzüglichen natürlichen Veranlagung, sondern auch dem eifrigen Studium, dem er im Kapland obgelegen. Seine Leute hängen abgöttisch an ihm. Er ist der schlaueste aller Häuptlinge und versteht es meisterhaft, seine Leute in Zucht zu halten. Wer nicht pariert, bekommt Hiebe, und er will zugegen sein, wenn dem Delinquenten von starker Hand einige fünfzig aufgezählt werden. Als Mann steht er weit über seinem Volke. Allerlei Erzählungen über ihn sind im Gange. Als eines Tages der deutsche Feldwebel Hannemann mit zwei Mann den Leuten Witboois den Zutritt zum Wasser wehrte, ließ Witbooi dem mutigen Soldaten zu wissen thun, daß er 200 Leute bei sich habe. Hannemann erwiderte, das sei ihm gleich; er habe Befehl von Major v. François, dem Feinde den Zutritt zum Wasser zu wehren, und dem Befehl werde er nachkommen. Darauf erklärte Witbooi, das sei recht von ihm, daß er als Soldat den ihm erteilten Befehl auszuführen entschlossen sei, und deshalb werde er, Witbooi, den Zutritt zum Wasser nicht erzwingen. Hannemann solle aber dem Major sagen, daß, wenn dieser mit seinen Leuten hier gewesen wäre, er, Witbooi, sich Wasser genommen haben würde.

Die von den Namas so oft angefeindeten Hereros würden schon längst aufgerieben sein, wenn sie jenen nicht numerisch überlegen wären. Ihre Seelenzahl soll nach glaubwürdigen Statistiken nicht weniger als 100 000 Seelen

betragen. Allerdings ist ihre Reit- und Schießfertigkeit weit geringer als die der Hottentotten und sind sie von Haus aus an nur lockere Disziplin

Witbooi

Bild 91. Hendrik Witbooi, sein Sohn und andere Häuptlinge aus Deutsch-Südwestafrika.

gewöhnt, aber diese nachteiligen Eigenschaften werden wieder aufgewogen durch die bessere Einigkeit, mit der sie gegen die unter sich mehr oder minder un-

einigen Namas zu Felde ziehen. Die Autorität des Oberhäuptlings ist zu Friedenszeiten mehr nominell, und jeder Stamm hängt mit Leib und Seele an seinem Unterhäuptling. Die Hereros sind während der letzten Hälfte des 18. Jahrhunderts von Osten her, wahrscheinlich aus dem Sambesigebiet, eingewandert und haben die Hottentotten allmählich verdrängt. Später unterlagen sie wiederum einem Stamme der von ihnen Besiegten, den Orlam oder Halbhottentotten, die ihnen durch früheren Gebrauch der Feuerwaffen überlegen waren. In einem siebenjährigen Kriege (1863—1870) gelang es schließlich den Hereros, die verhaßte Herrschaft der Orlam von sich abzuwerfen. Seit langem sind aber auch bei den Hereros Pfeil, Bogen und Wurfspieß veraltete Waffen geworden, sie sind fast alle mit Hinterladern bewaffnet, die ihnen leichtfertige, gewissenlose Händler, die es auf den großen Viehreichtum abgesehen hatten, in großer Masse darboten. Somit ist auch die Kriegführung für die deutschen Schutztruppen um so gefährlicher geworden, da der mächtige Volksstamm 5000—6000 gut ausgerüstete Männer ihnen entgegenstellen kann.

In ihrer Lebensweise haben die Hereros viel mit den Namas gemein. Sie sind ein mächtiges, aber rohes und schmutziges Hirtenvolk. Die Ochsen gehen ihnen über alles. Ovaherero heißt Herdenbesitzer oder eigentlicher Herero; die ärmeren Stämme, welche keine oder nur wenige Herden besitzen, heißen Ovatyimbe, d. i. Bettler. Das Vieh verkaufen oder schlachten sie nur in den allerdringendsten Fällen, und dann das schlechte, denn nach Geld geht nicht ihres Herzens Begehr, vielmehr aber nach einer tausendzähligen blökenden Schar. Ganz besonders jetzt, wo die Pest die Herden so stark gelichtet hat, ist es fast unmöglich, von den Hereros Ochsen käuflich zu erwerben. Branntwein und andere europäische Kaufmannsartikel vermochten von jeher wenig auf sie, und sie stehen in dieser Beziehung weit über den Namas, die für eine Flasche Branntwein auch das letzte Stück darangeben. Ein männlicher Charakter zeichnet den Herero aus, und das verdient aller ehrlichen Menschen Achtung. Viehzucht ist seine liebste Beschäftigung, seine einzige Erwerbsquelle. Meistens bewohnt er das innere Hochland, nördlich vom Swakop; stellt sich aber Futtermangel ein, so zieht er an andere Orte, wo es Gras für die Herden giebt. Im allgemeinen sind die Hereros größer und schlanker gebaut als die verkümmerten Hottentotten, aber sie sind bei weitem nicht so muskulös wie die Kaffern. Die Augen sind nicht geschlitzt, die Backenknochen treten weniger hervor, nur die Lippen sind dick. Ihre Haut hat durch das häufige Einreiben mit einer besondern Salbe eine rotbraune Färbung angenommen. So üble Erscheinungen sind sie gerade nicht.

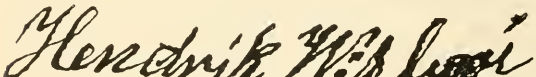

Bild 92. Autogramm von Hendrik Witbooi.

Bild 93. Hererofrauen in Deutsch-Südwestafrika.

Die Hereros haben einen hartnäckigen, starrköpfigen Charakter, mit dem man rechnen muß; die Sittlichkeit steht auch bei ihnen auf einer sehr niedrigen Stufe. Als Kleidung tragen sie, insoweit europäische Kultur und christlicher Anstand sie noch nicht mit karrierten Unaussprechlichen und schlichten Paletots beglückte, eine Art Schurzfell, bei rauhem Wetter wohl auch einen gewöhnlichen Mantel von Ochsenfell. Die Frauen sind berüchtigt durch ihre übertriebene Putzsucht, gleich als ob sie wollten, daß der Herr Gemahl nach des deutschen Dichters Worten sich bei ihrem Anblicke jedesmal sagen müsse: „Ich erwehre mich des süßen Zaubers nicht." Selbstverständlich erleidet die Putzsucht der unverbesserlichen Evastöchter je nach Laune und Geschmack der Heimat ihre Modifikationen. Die Hererofrauen (Bild 93) tragen eine eigentümliche Lederhaube, welche zwei oder drei steif aufstehende große Ohren aufweist und mit Glaskorallen, Perlmutterstücken oder Blechstreifen ziemlich kunstvoll verziert ist. Über der

Stirn ist ein weiches rotes Fell angebracht, das aufgerollt ist, aber wie ein undurchsichtiger Schleier herabgelassen werden kann; auch über den Rücken hängt solch ein schmutziger Fetzen herab. Viele Frauen, vielleicht die besser situierten, verfertigen sich aus Stückchen von Straußeneiern, die auf Bänder genäht werden, eine Art Mieder, verzieren den Pelzmantel mit Glaskorallen, tragen am Halsriemen Pomadebüchsen, die mit Hammeltalg und rotem Ocker gefüllt sind, und schleppen an den Fußgelenken schwere Kupferdrahtringe. Dadurch wird ihr Gang schwerfällig und schleppend; aber darin besteht eben die feine Mode; je nobler, desto beladener ist die Frau, aber auch desto watschelnder der Gang der „Gnädigen". Da sie ranziges Öl zum Einschmieren des Körpers gebrauchen, duften sie gerade nicht nach Rosenöl, und ein Europäer würde die Kleidung nur mit Handschuhen oder einer Kneifzange anfassen.

In der Gegend von Rehoboth, die sich als Enklave zwischen das Gebiet der Hottentotten und Hereros einschiebt, hat der Stamm der Bastards seinen Hauptsitz, verteilt sich aber mit der weißen Bevölkerung über den ganzen zentralen Teil des Schutzgebietes. Sie sind Abkömmlinge aus regulären Ehen zwischen Buren und Hottentotten, sind durchweg Christen, sprechen meistens holländisch und nähern sich sowohl durch ihr Äußeres als auch dem Geiste und Charakter nach den Buren. Mitten im Feuer zwischen Hereros und Hottentotten, war es unausbleiblich, daß sie sich bald zu diesen bald zu jenen schlugen und auf alle Wechselfälle des Krieges gefaßt sein mußten. Als die deutsche Regierung ins Land kam, schlossen sie sich ihr unverzüglich an, leisteten der Schutztruppe als Kundschafter und Führer wertvolle Dienste und wurden vielfach selbst Soldaten.

Die Hereros werden oft Damaras genannt, und zwar Beest-Damaras wegen ihrer vielen Rinder, zum Unterschied von den eigentlichen Damaras oder Berg-Damaras (Bild 94), von denen Reisende uns nachstehende Einzelheiten aufgezeichnet haben. Die Berg-Damaras sind ein rätselhaftes Volk. Sie nennen sich selbst Hau-Khoin, d. h. die wahren Khoin (Hottentotten). In ihrer Sprache kommen sie den Namas auffallend nahe, ja man kann sagen, daß sie dieselbe Sprache haben; dabei sind sie aber von schwärzerer Farbe und von vollständig verschiedener Körper- und Gesichtsbildung. Wie kommt es nun, daß zwei Völker verschiedener Rasse in getrennten Wohnsitzen dieselbe Sprache reden? Wahrscheinlich waren sie die ersten Bewohner des Landes im Norden, wurden dann von den Namas unterjocht und lange Zeit in Knechtschaft gehalten, so daß sie deren Sprache annahmen. Mit der Einwanderung der Hereros wurden ihre alten Unterdrücker vertrieben, sie selbst aber von den Eroberern als Knechte angesehen und bis auf den heutigen Tag in der schonungslosesten Weise behandelt. Sie werden von ihren Nachbarn, die doch sicher nicht im Rufe übermäßiger Reinlichkeit

stehen, Ghau-Damara genannt, ein Name, der mit „Dreck"-Damara ziemlich gelinde übersetzt ist. Von ihrer Sittlichkeit ist nach Büttner nicht viel Rühmens zu machen. Vielweiberei soll an der Tagesordnung sein; jeder hat so viel Frauen, als bei ihm bleiben wollen. Der Mann kann die Frau beliebig verstoßen, und die Frau hat das Recht, ihren Mann zu verlassen. Fühlt sich einer gerade stärker als der andere, so nimmt er diesem ganz einfach die Frau mit Gewalt weg. Richter über solch traurige Verbrechen giebt es nicht. Sie sollen auch arge Diebe und Räuber sein, aber man muß gestehen, daß sie meist nur für ihren augenblicklichen Bedarf stehlen, daß sie nicht so boshaft sind und nicht stehlen, um sich zu bereichern,

Bild 94. Hütte der Berg-Damaras in Windhoek. (Phot. Deutsches Kolonialhaus, Berlin.)

wie es die Hereros thun, die gern ihren Nachbarn ganze Herden wegnehmen. Von Religion ist bei den Damaras auch nicht viel zu merken; sie haben für nichts Interesse, was sich nicht auf die Füllung ihres Magens, auf den Dienst des Bauches bezieht. In ihrer sonstigen Lebensweise haben sie viel Ähnlichkeit mit den Buschmännern. Wie diese wohnen sie auch gern in der Wüste, auf schwer zugänglichen Bergen, ohne Häuser oder Hütten zu besitzen; wie diese nähren auch sie sich häufig von Beeren, Wurzeln, Heuschrecken oder Ameisen. Sie unterscheiden sich jedoch vollständig von ihnen im Aussehen, sowie durch die Lust zum Besitz von Kleinvieh und noch mehr durch ihr Geschick für Garten- und Feldarbeit. Der äußere Zusammenhang des Volkes, das im ganzen etwa 30—40 000 Seelen zählen mag, ist beim Mangel einer eigentlichen politischen oder religiösen Obrigkeit äußerst gering.

Die Ovambos nehmen den ganzen Norden der deutschen Kolonie längs des Kunene ein. Es sind etwa ein Dutzend Stämme, die nach P. Duparquets Angaben zusammen eine Seelenzahl von 120000 aufweisen. Sie unterscheiden sich von den Hereros, mit denen sie übrigens verwandt sind, dadurch, daß sie mehr Ackerbau treiben und deshalb seßhafter als jene sind, auch genießen ihre Häuptlinge größeres Ansehen. In einigen Künsten, besonders im Schmieden, haben sie es ebenfalls weiter gebracht als ihre südlichen Nachbarn. Die Wohnsitze jedes einzelnen Stammes sind von denen der Nachbarn durch einen breiten Waldstreifen getrennt. Der Name Ovambo oder eigentlich Ova-Mbo wurde ihnen von den Damaras und Hereros gegeben; sie selbst führen außer den Namen der Stämme keinen gemeinschaftlichen. Sie sagen, sie gehörten zu den Tschibiguas und zu dem Volke jenseits des Kunene, den Basimbas oder Washimbas, d. h. „Leute vom Ufer", die auf älteren Karten und in Reisebeschreibungen auch Cimbebas genannt werden. Von dieser alten Benennung rührt der Name Cimbebasien her, der auf das ganze Flußgebiet des Kunene und das Land bis zur Walfischbai ausgedehnt wurde.

Die allgemeine Auffassung von den vortrefflichen klimatischen Verhältnissen Deutsch-Südwestafrikas hat durch das im Jahre 1897/98 die nördlichen und östlichen Gebiete heimsuchende Malariafieber — Malaria tertiana — einen heftigen Stoß erlitten. Früher hörte man nur von gelegentlichen Fiebern in den tiefen Lagen und in den Flußbetten, aber von ansteckenden Krankheiten wußte der alte Ansiedler nichts zu berichten. War die Kolonie wegen der allzu großen Trockenheit kein Luftkurort wie die Karru, so verdiente doch das Steppen- und Hochlandklima auch keine Verwünschungen. Wenn jetzt mit einemmal ein Wechsel eingetreten ist, so hat man nicht das Recht, sogleich von einer dauernden Verschlechterung der klimatischen Verhältnisse zu sprechen, sondern es gilt, die Gründe für diese vorübergehende Erscheinung zu suchen. Und die liegen nicht so fern. Eine ungewöhnlich lange und starke Regenzeit hatte die Viehseuche verursacht, und das massenhafte Sterben ganzer Herden, die Verwesung der Leichname an freier Luft, die Verunreinigung und Verseuchungen der Wasserstellen, dann noch die schlechte Ernährung der Wilden wegen des Milch- und Fleischmangels: alle diese Faktoren tragen wohl nicht wenig dazu bei, daß die Malaria in ungewöhnlich heftigem Grade sowohl unter der weißen als auch unter der farbigen Bevölkerung auftrat. Auffallenderweise starben die Weißen in ganz unbedeutender Zahl, und erholten sich die Kranken bald wieder, während die Eingeborenen dergestalt dezimiert wurden, daß eine Arbeiternot entstand, die den begonnenen Bahnbau und andere Werke ins Stocken brachte.

Im Gegensatze zum Kapland ist hier der Winter trocken und der Sommer naß. Nichts ist schrecklicher im Sommer als ein Gewitter, das sich

im Nu am Horizont zusammenzieht und im nächsten Augenblicke schon verderben- und unheilbringend niederschlägt. So überraschte während des Feldzuges gegen die Zwaartbois-Hottentotten ein Gewitter den Hauptmann Estorff, als er in der Nacht mitten in einer Thalschlucht lagerte. Die Mannschaft hatte kaum Zeit, das Weite zu suchen, so schnell kam die Wassermasse von den Bergen herabgeschossen. Die an den Wagen angespannten Pferde kamen alle um; es waren 43 an der Zahl. Am folgenden Morgen fand man noch ein Pferd hoch oben an einem Baume hängend. Der Soldat, welcher die Pferdewache hatte, that sein möglichstes, um die Tiere aus der Schlucht zu treiben, ertrank aber mit drei eingeborenen Soldaten, die ihm behilflich waren. Das Wasser war in kurzer Zeit 7—9 m gestiegen; es brauste gleich einem Meere die Schlucht hindurch. Einige Stunden nachher ist alles ruhig und still und trocken wie zuvor, und einige Tage später hat sich auch der mächtige Strom wieder im durstigen Sande verloren.

So eine ausgedorrte, öde „Streusandbüchse", wie politische Schwarzseher die Kolonie ausmalen, ist sie also gerade nicht; denn wenn auch die Wasserversorgung Schwierigkeiten verursacht, ist doch auf künstlichem Wege dieser Not verhältnismäßig leicht abzuhelfen. An vielen Stellen genügte die Bohrung eines einige Meter tiefen Loches, um schon auf ansehnlichen Wasserreichtum zu stoßen. Das „Koloniale Jahrbuch" giebt uns über diese Frage folgenden Aufschluß: „Für die Wasserversorgung kommt für das Schutzgebiet zunächst die Erbohrung von Wasser und Ausschachtung von Brunnen, aus denen das Wasser auf einfache Weise gehoben wird, in Betracht. Derartige Brunnen sind in allen Bezirken angelegt worden, man hat besonders auf dem Wege nach Windhoek für die Eisenbahn Brunnen mittels Diamantbohrer zu erschließen gesucht. Durch die Anlegung dieser Brunnen ist für den Frachtverkehr eine große Erleichterung geschaffen worden. Auf diese Weise sind bereits größere Flächen, die bisher unbenutzt lagen, der Viehzucht zugänglich gemacht, während weit größere noch der Nutzbarmachung harren. Außer zum Trinken wird der Wasservorrat derartiger Brunnen in der Regel nur zur Anlage kleinerer Gärten ausreichen. An besonders wasserreichen Stellen werden bei Anwendung von durch ein Göpelwerk betriebenen Pumpen auch Grundstücke von etwas größerer Ausdehnung berieselt werden können. Für die Bewässerung umfangreicherer Gartenanlagen und von Ackerland genügen aber auch diese Pumpen noch nicht; man muß größere Pumpwerke errichten, deren Betrieb bei dem Fehlen von Kohle natürlich sehr kostspielig sein wird. Es ist nun sehr vorteilhaft, daß in fast allen Teilen des Schutzgebietes zu bestimmten Tageszeiten mit einer in den einzelnen Jahreszeiten verschiedenen Regelmäßigkeit eine lebhafte Luftbewegung einzusetzen pflegt, welche das Aufstellen von Windmotoren ungemein erleichtert.

„Eine weitere Art der Wasserbeschaffung schließlich, von deren Durchführung es abhängt, ob im Schutzgebiet in wirklich nennenswertem Umfange Ackerbau wird getrieben werden können, besteht in der Anlage von Staudämmen. Auf sie lenkt sich mit Recht in neuerer Zeit die Aufmerksamkeit der intelligenteren und vorwärts strebenden Farmer. So hat die Firma Wecke & Voigts einen Damm von 300 m Länge und 6 m Höhe in der Mitte, ein anderer Ansiedler sogar einen Damm von 600 m Breite erbaut. Die hinter dem letzteren Damm liegende Wasserfläche hat eine Länge von etwa $1^1/_2$ km, und die durchschnittliche Tiefe des Wassers beträgt 3—4 m. Solche Anlagen gewähren Tausenden von Rindern und Kleinvieh genügende Tränke, aber zum Zwecke einer regelmäßigen Berieselung größerer Ackerbauflächen reichen sie noch nicht aus, da es dazu der Regelung des Abflusses eines größeren Wasservolumens bedarf. Das Syndikat für Bewässerungsanlagen in Südwestafrika hat auf den Bericht seines nach Südwestafrika entsandten Experten auch bereits eine Bewässerungsanlage größeren Stils bei Hatsamas südöstlich von Windhoek geplant, und zwar ist hier die Aufführung eines festen Mauerwerks zum Zwecke der Abdämmung des Schafflusses in Aussicht genommen.“ In gewissen Gegenden der Kapkolonie, die sicherlich nicht besser sind als unsere Kolonie, blüht der Ackerbau ebendeshalb, weil die stark zunehmende Bevölkerung Arbeit und Schweiß nicht sparte, um Dämme und Wasserfurchen anzulegen.

Vorläufig darf man in Deutsch-Südwestafrika an Ackerbau nicht denken, denn auch für diese Kolonie gilt wie für ganz Südafrika die goldene Regel oder besser Stufenleiter: veeboer, schaapboer, zaaiboer: Viehbauer, Schafbauer, Samenbauer. Das Großvieh muß den Reigen eröffnen und das große Gras wegweiden; nach langen Jahren, wenn einmal das feinere, saftigere Gras sich aus dem Boden erhebt, ist die Zeit für die Schafe gekommen, und schließlich beginnt das Zeitalter des Ackerbaues. So sagen und halten es die alten Buren, und es ist kein Grund vorhanden, weshalb die jungen deutschen Ansiedler, die doch alles Interesse daran haben, auf die Aussprüche und Anweisungen dieser gründlichsten Kenner Südafrikas zu hören, von vornherein anderer Ansicht sein sollten. Die Rindviehzucht hat durch die Rinderpest quantitativ zwar viel gelitten, dafür aber qualitativ gewonnen, weil nämlich zumeist die schwächeren Tiere weggerafft wurden, während die gesünderen und mächtigeren Exemplare, ganz besonders wenn die Impfung rechtzeitig erfolgte, die Krankheit leicht überstanden. Zudem hatte die Krankheit insofern ihr Gutes, als sie der Habgier und Nachlässigkeit der Hereros, welche schlechtes und altes Vieh lieber behalten als schlachten, abhalf. Jetzt ist auch Weide in so ausgiebiger Weise vorhanden, daß Muttervieh und Nachwuchs sich kräftig entwickeln können.

Die Rinderpest wurde durch einen Händler aus Kapland eingeschleppt. Derselbe hatte bei den Ovambos Vieh eingekauft, worunter sich ein krankes Stück befand. Die Eingeborenen redeten ihm zu, das Tier noch ein paar Tage in der Hürde zu lassen, bis es wiederhergestellt sei; der Händler aber wollte davon nichts wissen. Die Strafe folgte dieser Unbedachtsamkeit auf dem Fuße. Die ganze angekaufte Herde wurde krank, und mehrere Ochsen verendeten. Als die Regierung Wind davon bekam, zog sie sofort Erkundigungen ein und erfuhr von den Ärzten, daß es die Pest sei. Anderer Ansicht waren die Buren. Aber während man noch debattierte, hörte man, daß an mehreren Orten die Seuche ausgebrochen sei, wie ein Feuerbrand in der Prärie das ganze Land durcheile und ganz schrecklich die herrlichen Herden dezimiere. Die Häuptlinge, die an 20—60 000 Stück Vieh hatten, waren nicht müßig, die Seuche fernzuhalten, vermochten aber nicht, dem Unheil Einhalt zu gebieten. Besonnen und zielbewußt zeigte sich die Kolonialregierung gleich vom ersten Augenblicke an, indem Soldaten und Ansiedler aufgeboten wurden, die noch gesunden Tiere zu impfen. Den Impfstoff nahm man aus der Galle toter Tiere, die ärztlich untersucht und dann in die verschiedenen Ortschaften geschickt wurde, um mittels einer Glasspritze den gesunden Tieren vorn in die Brust eingespritzt zu werden. Somit trat man dem Übel energisch entgegen und rettete viele Tiere. Behufs Vermehrung und Verbesserung des Rinderbestandes hat die Regierung zur Kreuzung Bullen und Färsen der milchreicheren Simmenthaler, Vogelsberger und Pinzgauer Schläge eingeführt und schenkt dabei dem Namarind, das in Milch- und Fleischwert sowie Zugkraft das Hererorind übertrifft, besondere Beachtung.

Langsam kommt die Zucht der Schweine und der Fettschwanzschafe empor; weniger günstig und fast aussichtslos steht es mit der Pferdezucht. Für die Schutztruppe sind argentinische Pferde angekauft worden. Strauße leben in den Kolonien wild und frei, und es haben wenige ernstlich daran gedacht, gleichwie im Kapland Straußenfarmen anzulegen; die Konkurrenz mit Straußenfedern ist heute derart stark, daß sich die Anlage neuer Farmen, deren Resultat keineswegs immer ein günstiges ist, wohl kaum die Mühe und die großen Auslagen lohnen dürfte.

Im Norden der Kolonie mag eine Plantagenkultur mit Nutzen betrieben werden können, im Innern und im Süden des Landes aber wird Ackerbau nur unter ganz besonders günstigen Verhältnissen mit künstlicher Bewässerung gedeihen. Die Niederschläge erfolgen hier nur zu gewissen Jahreszeiten und sind hinsichtlich ihres Eintretens und ihrer Menge so unregelmäßig, daß der Landmann ständig auf dem qui vive sein muß, damit die angebauten Felder nicht zu viel und nicht zu wenig Wasser während der Regenzeit, und Wasser in genügender Menge während der

Trocknis erhalten. Weizen, Hafer und Kartoffeln werden auf Trockenfeldern nicht gedeihen, weil sie dort bösartigen Krankheiten wie Rost- und Insektenfraß ausgesetzt sind; für diese Fruchtarten sind die Rieselfelder, wo das Wasser von einem höheren Niveau langsam herabläuft, vorzuziehen. Diese Rieselfelder müssen im Winter angelegt werden, wenn die Insekten fern bleiben, und das Wasser darf nur in ganz geringer Quantität fließen, damit der Rost nicht eintrete. Rieselfelder giebt es in der Kolonie genug, jedoch keine Felder von großen Ausdehnungen, und dann ist damit noch keineswegs gesagt, daß überall, wo Rieselfelder sich anlegen lassen, sogleich auf eine ergiebige Ernte gehofft werden darf. Nicht jeder Boden trägt im ersten Stadium seiner Bearbeitung, das wissen selbst die Landleute in Europa, und es bedarf mitunter langer, langer Zeit, bis in der Erdkrume die genügende Menge organischer Bestandteile vorhanden ist, um der Pflanze Wachstum zu geben.

Eher als sie wollten, sind die Ansiedler, und ganz gegen Wunsch und Willen sind die Eingeborenen, die einen durch den Verlust des Zugviehes, die andern durch die Dezimierung der Ochsenherden, zur landwirtschaftlichen Beschäftigung in größerem Maßstabe getrieben worden. Die Regierung hat den Ansiedlern das Ergreifen des neuen Berufes dadurch wesentlich befördert, daß sie den Preis für das Regierungsland herabsetzte und die Zahlungsbedingungen erleichterte. Frühere Angehörige der Schutztruppe erhalten ausgedehnte Landstriche selbst umsonst, die andern zahlen unbedeutende Summen und brauchen dieselben erst nach sieben Jahren abzutragen. Die Eingeborenen pflanzen wieder Korn und Kürbisse, um nicht vor Hunger zu sterben. Fleisch ist bei ihnen jetzt ein Luxusartikel, und Milch ist rar geworden, da bekanntlich das gewöhnliche afrikanische Vieh nur wenig Milch giebt, und dies nur so lange, als sie frischmelkend sind. Die weißen Ansiedler pflanzen mehr einheimische Gewächse, und viele haben damit gleich zu Beginn eine ansehnliche Summe herausgeschlagen. So giebt eine Denkschrift über die Kolonie folgendes Beispiel an, das wirklich verlockend wirkt. Unter anderem erzielte ein Deutscher von seiner „Heimstätte" im Jahre 1894 für Gemüse und Kartoffeln 498 Mark, im Jahre 1895 verkaufte er für 3870 Mark, im Jahre 1896 für 4502 Mark und 1897 sogar für 7072 Mark. Die Unkosten betrugen rund 2000 Mark, so daß ihm ein Reingewinn von 5000 Mark verblieb. — Großes Interesse wurde in den letzten Jahren der Baumkultur gewidmet; Äpfel-, Birnen-, Kirsch- und Pflaumenbäume, aus der alten Heimat hierher verpflanzt, gediehen vortrefflich; dazu kommen die südlichen Baumarten, wie Pfirsich-, Feigen- und Aprikosenbäume und Weinreben, die alles Herrliche für die Zukunft versprechen. Und wenn erst einmal in einigen Jahrzehnten die Eichen ihre Laubkronen ausdehnen, die dem deutschen Ansiedler kühlen Schatten spenden, und wenn das leise Rauschen

der Äste und Zweige ihn in sanften Schlaf einlullt, dann wird der Traum an die alte deutsche Heimat vollends verwirklicht sein. Nach den Berichten von Reisenden, welche den Norden der Kolonie durchstreiften, soll die Forstwirtschaft in diesem Teil mit der deutschen Kolonie an der Ostküste in Wettbewerb treten können.

Blickten noch vor einigen Jahren unsere Kolonialprofessoren traurigen Auges in die Zukunft von Deutsch-Südwestafrika, so sind sie in letzter Zeit wieder einigermaßen beruhigt und ist ihr Mut gehoben worden, als darauf hingewiesen wurde, daß die bei der Besitzergreifung der Kolonien ausgesprochene Vermutung von Mineralschätzen im Innern der Erde kein leerer Traum gewesen. Es soll Kupfer und Gold an verschiedenen Stellen geben, und der in der Kolonie aufgefundene blue ground, das sichere Anzeichen von Diamanten, soll sich in nichts von dem des Kaplandes unterscheiden. Vollständig ausgerüstete bergmännische Expeditionen sind denn schon mit Feldschmieden, Kübeln, Schiebkarren, Bohrern, Fäusteln, Pumpen, Lutten, Äxten, Sägen, Haspeln, Schaufeln und vielem andern Gezähe, mit Dynamit und Zündkapseln nach Südwestafrika gezogen, um die reichen Schätze zu heben. Wenn die Gold- und Diamantenfelder im Oranje-Freistaat und in Transvaal ganz zufällig gefunden wurden, warum soll man gleich verzagen, wenn es unsere Kolonie betrifft!

Über die Kupfererzlager in Deutsch-Südwestafrika giebt der „Windhoeker Anzeiger" folgende Auskunft: Der Bezirk liegt in einem Kalkgebirge im Nordhererolande. Der Weg von Windhoek aus führt in ziemlich genau nördlicher Richtung über Okahandja und Waterberg zum Otavigebirge. Der Charakter dieser Gebirgslandschaft ist durchaus verschieden von demjenigen des südlichen und mittleren Hererolandes. Während hier Busch und Steppengras vorherrschen, zeigt das Kalkgebirge von Otavi infolge reichlicher Niederschläge in zahlreichen Thälern ausgedehnte grasbedeckte, kulturfähige Flächen und namentlich Wälder mit den mannigfaltigsten Nutzhölzern, die der südliche Teil des Schutzgebietes entbehrt. Hier befinden sich die Erzlagerstätten. Durch die South West Africa Company sind diese Stätten durch ausgedehnte Schürfarbeiten weiter aufgeschlossen und auf ihren wirtschaftlichen Wert hin untersucht worden. Die vornehmlich in Betracht kommenden Stellen sind Groß-Otavi, Klein-Otavi, Anwab und Tsumeb. Die drei ersten Stellen liegen am Südrande, die letzte, Tsumeb, am Nordrande des Gebirges. Das Ausgehende der Erzlagerstätten ist an den vier Stellen überall äußerst reich. Die zu Tage tretenden Erze sind bei Klein-Otavi und Anwab lediglich Kupfererze, bei Groß-Otavi und Tsumeb zeigen sich neben gediegenem Kupferglanz auch Bleierze, aber getrennt von ersterem anstehend. Außer an den genannten vier Fundpunkten sind noch an andern Stellen Kupfererze nachweisbar. Soweit die bisher vorgenommenen Arbeiten

einen Schluß gestatten, ist als sicher anzunehmen, daß die Erzlagerstätten überall nach der Tiefe hin eine mächtigere Entwicklung erfahren werden, und ist anzuerkennen, daß im Otavigebiet ein Bergbau möglich ist. Damit der Bergbau gewinnbringend gestaltet würde, wäre ohne Frage die Herstellung einer Eisenbahnverbindung nach der Küste die erste vorher zu erfüllende Bedingung, denn per Ochsenwagen würde nach den heutigen Preisen die Tonne 500 Mark kosten. Der zu erwartende Bergbaubetrieb würde aber aller Berechnung nach allein schon die Kosten der Eisenbahnanlage und des Betriebes reichlich aufbringen, ganz abgesehen davon, daß die durch eine Eisenbahn bewirkte Aufschließung dieser kulturfähigen Gebiete Ansiedelungen in weitem Umfange von selbst zur Folge haben würde, die denn auch die Eisenbahn in Anspruch zu nehmen hätten. Das im Otavibezirk vornehmlich auftretende Kupfererz, der Kupferglanz, ist sehr reich (79,7 % Kupfer). Für den bergmännischen Anbau wird die Staatseisenbahn, die von Swakopmund nach Windhoek gehen soll und bereits bis auf 140 km in Betrieb ist, von unschätzbarer Bedeutung sein.

In den letzten Jahren ist in Blättern und Broschüren mehrfach der Gedanke aufgetaucht, in Südwestafrika eine Strafkolonie zu errichten. So wünschenswert es auch wäre, die kolossalen Unkosten, welche die überfüllten und mit jedem Jahre sich mehrenden Strafanstalten verursachen, zu vermindern, und zugleich die Kolonie durch Kräftezuwachs zu heben, so ist dennoch der Plan, insofern er sich auf die deutsche Kolonie in Südafrika bezieht, vom wirtschaftlichen Standpunkte aus vollständig undurchführbar. Die Übereifrigen kamen gleich mit dem Vorschlage, die Sträflinge müßten unter Aufsicht an den Hafenbauten, Straßen- und Bewässerungsanlagen beschäftigt werden, sie könnten möglicherweise den Privatansiedlern übergeben werden, um bei diesen als Knechte und Taglöhner zu dienen. Würde dann die harte Arbeit und die Zeit die Sträflinge zu besserer Gesinnung bringen, so dürfte man nicht zögern, sie als freie Männer zu erklären, die sich in der Kolonie ansiedeln könnten. In der Theorie ist gewöhnlich alles schön und als unschwer durchführbar ausgemalt, aber in der Praxis stößt man sich oft die Hörner ab. Wenn es sich um eine Strafkolonie handelt, die oben angeführte Ziele erreichen soll, dann kann es wohl nicht anders verstanden werden, als daß man beabsichtigt, mehrere tausend Sträflinge hinüberzuschicken. Da steht man aber sogleich vor der Frage: Wo und in welchem Teile der Kolonie soll die Anlage dieser Strafkolonien bewerkstelligt werden? Am Hafen und an den Straßenbauten könnten doch unmöglich alle Tausend Arbeit finden. Sie müßten ferner, um der Regierung keine allzu großen Unkosten aufzubürden, Ackerbau und Viehzucht betreiben. Das ist aber gerade die Hauptschwierigkeit, diese Riesenfarm zu finden, auf deren zusammenhängenden Feldern die Sträflinge unter gebührender Aufsicht beschäftigt werden

sollen. Wie wir weiter oben ausgeführt haben, sind solche Farmen in Südwestafrika eine Utopie, die nur im phantastischen Kopfe eines Plänemachers auftaucht. Dann drängt sich uns noch die andere Frage auf: Wer streckt das ungeheure Kapital zu den Häusern, Werkzeugen und dem Saatgut vor? Ein jeder, der Risiko und Gewinn, Einsatz und Ertrag vergleichend in Betracht zieht, wird sich einstweilen für das Angebot recht hübsch bedanken.

Bild 95. Oberstleutnant Leutwein, Gouverneur von Deutsch-Südwestafrika.

Schließlich müßte noch nachgewiesen werden, daß die dortigen Ansiedler stets soviel Hände beschäftigen können und überdies bereit sind, Leute von zweifelhafter Vergangenheit, Geistesrichtung und verdächtigem Charakter in ihrer Nähe zu dulden und unter ihrem eigenen Dache zu beherbergen. An den Kostenaufwand, den die Beamtenkolonie, die zur Überwachung unentbehrlich ist, benötigen würde, wollen wir gar nicht erinnern. Alles in allem genommen sind wenig plausible Gründe vorhanden, Deutsch-Südwestafrika in eine große Sträflingsanstalt umzuwandeln.

Bis in unabsehbare Zeit ist und bleibt die Kolonie noch ein Land, wo freie, ehrliche Männer leben. Die Gerichtsbarkeit über Eingeborene wird in den Bezirken von den Bezirkshauptleuten unter Zuziehung von Kapitänen, d. i. eingeborenen Häuptlingen, oder sonstigen intelligenten Eingeborenen ausgeübt. Kettenhaft, Erschießen sind die Strafen für schwere Verbrechen.

Die oberste Leitung der Kolonie ruht in den Händen eines kaiserlichen Gouverneurs, zur Zeit des Oberstleutnants Leutwein (Bild 95). Der jetzige Gouverneur ist der Nachfolger des Majors v. François, dem die schwere Aufgabe zufiel, das neu erworbene Land definitiv in Deutschlands Besitz zu bringen, die Aufstände niederzuschlagen und die Eingeborenen unter deutsche Oberherrschaft zu beugen. v. François hat böse Zeiten durchzumachen ge-

habt, ganz nach dem Worte: Aller Anfang ist schwer. Auch bei seiner Abberufung waren die Verhältnisse noch lange nicht befriedigend. Es darf uns deshalb nicht wundernehmen, wenn Leutwein, als er durch allerhöchste Kabinettsordre vom 15. März 1894 an die Stelle v. François' trat, keine erfreulichen Zustände antraf. Die Eingeborenen standen der deutschen Herrschaft teils als heimliche, teils als offene Feinde gegenüber. Der neue Gouverneur war von dem echten Geiste beseelt, der die Unterlagen für die wirtschaftliche Entwicklung einer Kolonie zu schaffen im stande ist. Einen doppelten Grundsatz hat er bei mehrfacher Gelegenheit ausgesprochen als den Polarstern seiner Überzeugung und seiner Thätigkeit: Fortiter in re, suaviter in modo! Stark im Werke, mild in der Art und Weise! Ora et labora! Bete und arbeite! Seine Politik ist es nicht, die Eingeborenen zu vertilgen, die aufständischen Häuptlinge standrechtlich zu erschießen, sondern sie gipfelt darin, den Feind zum Freunde zu machen. Über die Eingeborenen zu siegen, mag unter Umständen ruhmvoll sein, aber der schönste Sieg ist und bleibt doch immer, den festen Frieden herzustellen und an die Stelle des Hasses die Treue und loyale Hingabe an die neue Regierung zu setzen. Aus Niederlagen machen sich die Wilden nichts, sie kennen nicht eher Unterwerfung, als bis der Feind sie vernichtet oder dergestalt aufs Haupt schlägt, daß wohl zum ehrlichen Nachgeben noch Zeit ist, aber nicht mehr zu neuen kriegerischen Operationen.

Die verschiedenen Stämme hatten die deutsche Schutzherrschaft um so willkommener angenommen, als sie nunmehr den längst erwünschten Frieden im Lande erhofften. Leider vermochte die Regierung nicht, den Streitigkeiten zwischen den einzelnen Stämmen ein Ziel zu setzen, und am allerwenigsten schien Witbooi gesonnen, auf die Absichten der kaiserlichen Regierung einzugehen. Er fuhr fort, die Hereros unaufhörlich zu bedrängen und ihnen die Viehherden wegzustehlen. Mit 200 Mann griff v. François im April 1893 Witbooi in seinem Zufluchtsorte Hornkranz an. Der Kapitän war aber schlau genug, sofort mit den Hereros Frieden zu schließen und so den Schatten der Gewaltthätigkeit auf die Deutschen zu werfen. Zudem war der Angriff auf Hornkranz erfolglos geblieben, weil Witbooi sich ohne Verluste in das Naukluftgebirge zurückzog und von dort den Deutschen Trotz bieten wollte. Für die letzteren war die Lage kritisch. Witbooi war ein gefährlicher Feind, jeden Augenblick bereit, sie zu belästigen; die Hereros sahen die neue Regierung mit mißtrauischen Augen an. Hätte Witbooi die übrigen Namastämme mit sich vereinigt, dann wäre der ganze Süden der Kolonie in offenen Aufruhr geraten und hätte wo möglich noch die Hereros zum Aufstande verleitet. Um diese Zeit wurde v. François abberufen und Leutwein trat an seine Stelle. Eine Expedition deutscher Soldaten wurde nach dem Süden beordert, um dort Militärstationen zu errichten und die Kapitäne

unter deutsche Herrschaft zu bringen. Leichter als man anfänglich geglaubt, erfüllte sie ihre Aufgabe. Der Kapitän der Khauas-Hottentotten, Andreas Lambert, wurde mittels Handstreichs an seinem Wohnorte Naosanabis aufgehoben und wegen eines an einem Weißen begangenen Mordes und anderer Verbrechen kriegsrechtlich erschossen. Der Kapitän der Franzmann-Hottentotten, Simon Cooper, übergab sich schließlich nach anfänglichem Sträuben, unterschrieb aufrichtig den Schutzvertrag und blieb auch seinem Versprechen treu. Leutwein rückte dann mit einer kleinen Truppe, die nur 90 Gewehre und 2 Geschütze hatte, auf die Naukluft zu. Vorerst entspann sich zwischen Leutwein und Witbooi ein friedlicher Briefwechsel, der nicht ganz ohne Interesse ist. Witbooi schrieb am 4. Mai 1894: „Der Friede ist etwas, was Gott eingesetzt hat auf Erden, denn Gott hat gesagt in seinem Worte: ‚Es ist eine Zeit des Krieges und es ist wieder eine Zeit des Friedens.‘ Darum will ich den Frieden nicht abschlagen, wenn Ew. Edeln mit freundlicher und wahrer Aufrichtigkeit mit mir von Frieden sprechen.“ Von Unterwerfung ist eigentümlicherweise keine Silbe erwähnt. Darauf aufmerksam gemacht, erwiderte er: „Was die Annahme der Schutzherrschaft anlangt, so ist das gerade die Sache, warum mich François beschossen hat, also eine große Sache. Wie Ew. Edeln schreibt, ist die Sache sehr eilig, und Sie haben wenig Zeit, so ist die Zeit auch für mich zu kurz, um auf diesen Tag eine Antwort zu geben. Ich stelle daher die freundliche Bitte an Ew. Hochedeln, mir doch gütigst Gelegenheit und Zeit zu geben, daß ich über die Sache, ihrer Wichtigkeit entsprechend, nachdenken und Ew. Hochedeln eine wahre und bestimmte Antwort geben kann.“ Trotz allen Drängens von seiten Leutweins wollte Witbooi auf den Vorschlag nicht eingehen, und als zu gleicher Zeit bekannt wurde, daß er den Bastards 700 Ochsen gestohlen hatte, eröffnete Leutwein am 9. Mai die Feindseligkeiten.

Die Naukluft ist ein Gebirgsstock von der Größe des Harzes. Hier kannte sich Witbooi wie keiner aus und konnte sich somit den Nachstellungen der kleinen deutschen Truppe mit spielender Leichtigkeit entziehen. Leutwein sah das ein und entschloß sich, abzuwarten, bis die Verstärkung von 250 Mann, die auf der Reise nach Deutsch-Südwestafrika begriffen war, angekommen sei. Es kam wieder ein Briefwechsel zwischen beiden Heerführern in Fluß, aber auf eine ehrliche Unterwerfung schien Witboois Sinn nicht zu stehen. Die Ausrüstung der Deutschen betrug 300 Gewehre und 2 Geschütze. Leutweins Plan war, den Feind von drei Stellen anzugreifen, um dann mittels eines konzentrischen Vormarsches eine Art Kesseltreiben zu veranstalten. Witbooi war in der Offensive nicht so erfahren und geschickt als in der Defensive, und folglich war die Gefahr ausgeschlossen, daß er sich dazu entschließen würde, in getrennt marschierenden Abteilungen die Schutztruppe anzugreifen und zu schlagen. Um den Feind nicht aus dem

Auge zu verlieren, war eine Absperrungslinie um den Gebirgsstock gebildet, die aus Posten von 4—6 Gewehren auf einer Entfernung von 45 km bestand.

Am 27. August erfolgte der Angriff der mittleren Hauptkolonne, in der Stärke von 120 Reitern und 2 Geschützen. Die Stürmung und Eroberung der Hauptstellung Witbooi's glückte den Deutschen, wenn auch unter verhältnismäßig empfindlichen Verlusten. Europäische Taktik, die größere Treffsicherheit und besonders die Wirkungen der Kanone, des großen Rohrs, wie die Eingeborenen sie nennen, dies alles vereint gab den Deutschen den Sieg. Nicht leicht war er erkämpft worden. Wir dürfen nicht vergessen, daß auch Witbooi ein gewandter Taktiker war, der das Wittern des Schakals für die Schwächen des Feindes hatte, und in der Lieferung von Rückzugsgefechten sowie in der Deckung seines Trosses sich als vollendeten Meister zeigte. Sah er sich bedroht und war der Feind ihm auf den Fersen, sofort hatte er eine Schützenlinie geordnet, die es ihm ermöglichte, mit seinen Viehherden und Wagen tiefer ins Gebirge hineinzugehen und zu entschlüpfen. Von allen Seiten bedrängt und unablässig verfolgt, blieb jedoch endlich kein anderer Weg der Rettung, als schließlich seine Unterwerfung anzubieten. Aber Leutwein traute den schriftlichen Beteuerungen nicht mehr. Er begab sich selbst ins feindliche Lager und erreichte hier am 14. September 1894 das mündliche Versprechen. Die gestellten Friedensbedingungen waren milde. Witbooi hatte sich als schlauen und kühnen, aber auch als achtungswerten Gegner erwiesen, und sein Charakter berechtigte zu der Annahme, daß Milde und humanes Verhalten ihn zum Freunde Deutschlands machen könnte. Leutwein irrte sich hierin nicht. Witbooi hat seit jener Stunde Wort gehalten, ist ein treuer Unterthan des Kaisers und unterstützt die Regierung, wo immer er nur kann.

Von minderer Bedeutung waren die Feldzüge gegen den Stamm der Khauas-Hottentotten vom Dezember 1894 bis Januar 1895, gegen die vereinigten Khauas-Hottentotten und Ost-Hereros vom April bis Juni 1896 und gegen die Zwaartbois-Hottentotten im Norden der Kolonie vom November 1897 bis März 1898.

Dem Gouverneur von Deutsch-Südwestafrika, Oberstleutnant Leutwein, wird keiner das Lob verkürzen, daß er es in vortrefflicher Weise verstanden hat, mit den Eingeborenen umzugehen. Seine Verwaltung paart Milde und Strenge, und diese milde und strenge Verwaltung war der einzige Weg, die feindlichen Gegensätze zu mildern und auszurotten und die Zuneigung der verschiedenen Stämme allmählich zu gewinnen. Daß hie und da unter den Eingeborenen und Weißen noch peinlich berührende Vorkommnisse in die Erscheinung treten, sollte einen ruhigen und besonnenen Mann nicht sogleich in Harnisch bringen. Die heimischen Begriffe und Anschauungen übertragen sich ins neue Land, und die Rücksicht auf die neuen

Verhältnisse wird außer acht gelassen; wer kann dabei jedem Fehler von vornherein vorbeugen! Es liegt uns fern, das Mäntelchen der Liebe und Nachsicht allen Vergehen, die sich besonders die Weißen in Deutsch-Südwestafrika zu schulden kommen ließen, umzuhängen, aber wir möchten auch den allzu gestrengen Richter zur Übung der einsichtsvollen Gerechtigkeit anregen, die überall den richtigen Maßstab anlegt und sich vor jeglicher Übertreibung vorsorglich hütet.

Oberstleutnant Leutwein hat es wiederholt ausgesprochen, daß eine ergiebige und fortschreitende Entwicklung der Kolonie nur dann möglich wäre, wenn, wie weiland bei den Makkabäern, die Waffe in der einen Hand, in der andern die Kelle und der Spaten ruht, oder in der einen Hand das Schwert und in der andern das Kreuz, das Erlösungszeichen der gesamten Menschheit und das Symbol und Denkmal christlicher Kultur. Er meinte hierdurch und wünschte für seine ihm anvertraute Kolonie das verständnisvolle, harmonische und gegenseitig vertrauende Zusammenarbeiten des Soldaten und des Missionars, des Kaufmanns und des Ansiedlers.

Das führt uns dazu, zum Schlusse ein Wort über die christliche Missionsthätigkeit zu sagen. Im Jahre 1842 begann in Groß-Namaqualand, dem südlicheren Teile der Kolonie, der von der evangelischen Barmener Missionsgesellschaft ausgesandte Missionar Knudsen seine Thätigkeit. Nach 50 Jahren waren neben der ersten Station Bethanien acht andere Töchterstationen entstanden und die Zahl der lutherischen Christen auf 5500 gestiegen. Mehr im Norden unter den Hereros gründete Dr. Hugo Hahn, gleichfalls von der Barmener Missionsgesellschaft gesandt, die Station Neu-Barmen, aus der sich 18 andere Stationen mit 8500 Christen entwickelten. Im Ovambolande wirken die Missionare der evangelischen finnischen Missionsgesellschaft.

Was die Protestanten in der Christianisierung und Kultivierung des Landes geleistet haben, soll hier nicht untersucht werden. Wir erkennen freudig an, daß viele unter ihnen sich um das Land und seine Bewohner unleugbare Verdienste erworben haben. Wir wollen nur noch einen flüchtigen Blick auf die katholische Missionsthätigkeit werfen. Zu Ende des Jahres 1878 landeten vier katholische Missionare, unter ihnen ein Laienbruder, in der Walfischbai und kamen im Februar des folgenden Jahres nach der protestantischen Missionsstation Barmen. Der eigentliche Zweck war die Errichtung einer Mission in dem Ovambolande, wo der Häuptling Kipandeka bereits die Erlaubnis zur Niederlassung gegeben hatte. Aber auch im Hererolande gedachten sie eine bleibende Stätte zu gründen, einesteils weil sie auf der weiten Reise von der Küste nach dem Ovambolande eines Stütz- und Anhaltspunktes bedurften, dann aber besonders, weil manche der im Innern des Landes zerstreut wohnenden Europäer der katholischen Religion angehörten und längst schon sehnlichst einen Priester ver-

langt hatten. Sie glaubten auch nicht den protestantischen Missionaren Konkurrenz zu machen, da nach dem Berichte des englischen Regierungskommissars unter den 84 000 Eingeborenen erst 1200 Bekehrungen zum Protestantismus zu verzeichnen waren. An Raum fehlte es somit nicht. Die Patres erwarben sich schnell die Achtung und das Wohlwollen sämtlicher in der Gegend ansässigen Europäer und erhielten auch von dem Hererohäuptling Tjaherami die bestimmte, durch Unterschriften von Zeugen bekräftigte Zusage, sich bleibend am Orte ansiedeln zu können. Eine Schule wurde eröffnet, die in kurzer Zeit die blühendste im ganzen Lande war, so daß alle Europäer, Katholiken und Protestanten, ihre Kinder bei den Patres unterrichten ließen. Infolge einer unverantwortlichen Verhetzung der protestantischen Eingeborenen gegen die katholischen Missionare zog am 10. September 1881 eine bewaffnete Menge vor das Haus der Missionare, um sie wie gemeinen Pöbel zu vertreiben. Die Patres erklärten, nur der brutalen Gewalt weichen zu wollen. Da zerschmetterte einer mit einem wuchtigen Axthiebe die Thür, andere drangen ein und schleppten alles, was nicht niet- und nagelfest war, ins Freie. Am 17. September schüttelten die katholischen Missionare den Staub von ihren Füßen und zogen aus dem Lande. Viele Eingeborene weinten, andere bereuten ihre That, deren Ungerechtigkeit sie einsahen, alle aber waren durch die ruhige, ehrwürdige Haltung der Vertriebenen ergriffen. Die Missionare gingen zu den Ovambos im Norden, wo ihr Wirken vielversprechend begann, die jahrelangen Bemühungen aber mit der Ermordung dreier Patres und der Zerstörung sämtlicher Gebäulichkeiten der Mission endigten.

Das Wort Tertullians: Sanguis martyrum semen christianorum — „Das Blut der Martyrer ist der Same der Christen" —, bewahrheitete sich auch auf dem südafrikanischen Boden. Unter den schwarzen Zöglingen der frisch aufblühenden Schule, welche die Väter vom Heiligen Geist im Norden eröffnet hatten, befand sich der Sohn eines Hererohäuptlings, der jetzt Unterhäuptling geworden ist. Im Jahre 1899 besuchte dieser Häuptling die zu Windhoek stationierten katholischen Missionare und bat dringend, seinem Stamme Glaubensprediger zu senden.

Der Norden der Kolonie wird das Arbeitsfeld der Patres Oblaten sein. Im August 1892 wies es ihnen die Propaganda zu, und am 30. September 1896 schifften sich die ersten Missionare für das ferne Land ein, wo sie am 5. November desselben Jahres anlangten. Sie gründeten die erste Station in dem Hauptorte der Kolonie, zu Windhoek, und ihre erste und wichtigste Sorge wandten sie den katholischen Soldaten der Schutztruppe und den wenigen im Lande zerstreut wohnenden katholischen Weißen zu. Die ans Fabelhafte grenzenden Unkosten, welche die Anlage der Schwarzenmission im Norden — in einem unerforschten, unbekannten Lande, das von

Windhoek aus erst nach einer vierwöchentlichen Reise mit Ochsengespann erreicht wird — erfordert, haben bis jetzt die Gründung verzögert; dieselbe soll nun aber bestimmt erfolgen. Was die Patres Oblaten in den übrigen Teilen Südafrikas vollbracht haben, das wird ihre reiche Erfahrung, ihr glühender Eifer und ihr Opfermut auch in diesem Lande zu stande bringen. Sie werden still und ruhig an der Bekehrung der armen Eingeborenen arbeiten, sie werden sie zu Christen und zu loyalen Unterthanen der deutschen Regierung machen; und ohne es zu wollen oder zu ahnen, wird ihrem Wirken von Mit- und Nachwelt das herrliche Lob zu teil werden, das zuerst dem Welterlöser von Gott und den Menschen gespendet wurde: Transierunt benefaciendo — „Sie schritten einher, Gutes wirkend".

XV.

Buren und Engländer in Südafrika.

Bemerkenswert sind die Worte, welche Pitt 1799 im englischen Parlamente sprach: „England, das die vom französischen Boden vertriebenen katholischen Priester aufnahm, ist vom Himmel gesegnet worden. In dem allgemeinen Elend, welches die Mehrzahl der andern Völker betraf, hat die Vorsehung England mit Ruhm und Ehre überhäuft. Der Friede hat geherrscht in seinen Palästen, die Fülle in seinen Hütten. Alle Klimate wurden seinem Handel tributbar, alle Meere durch seine Siege ausgezeichnet."

Der lange und langwierige Prozeß, der von 1774 bis 1783 zwischen Altengland und dem nordamerikanischen Neuengland schwebte, hatte Albions Macht stark geschwächt, und das weltgeschichtliche Urteil zu Gunsten der Töchterkolonien entriß Großbritannien den wichtigsten und wertvollsten Kolonialbesitz. An das Verlorene reichten die Kolonien in Amerika, Asien und Afrika, die ihm nach dem Pariser Frieden noch verblieben, in ihrer Bedeutung bei weitem nicht heran. Von Kanada besaß es nur den schmalen Landstreifen von St. Lawrence mit einigen tausend Ansiedlern, Indien hatte lange nicht den Wert von heute, nur Britisch-Westindien barg noch viele Reichtümer. Spanien und Holland galten als die mächtigsten Kolonialstaaten. Dadurch war England aber nicht entmutigt. Seiner ehemaligen Größe eingedenk, rüstete dies unternehmungsvolle und eroberungssüchtige Kaufmannsvolk von neuem eine Kriegsflotte und vertraute blind auf seinen Stern; fast übermütig erklärte es der Welt den Krieg. So aussichtslos er auch den andern erschien, so war doch gerade der Krieg mit Frankreich der Ausgangspunkt der Gründung der neuen See- und Kolonialmacht Englands, er brachte den ganzen Kolonialbesitz Frankreichs und Hollands in seine Gewalt. Der Briten erbittertster Feind war Napoleon I. Es hatte auch den Anschein, als ob dieser Siegesheld und Welteroberer, nachdem er die Seemacht Frankreichs, Spaniens und Hollands unter seinem Zepter vereinigt hatte, mächtig genug wäre, seinen großartigen Plan auszuführen: England in Indien anzugreifen und ihm hier den Todesstreich zu versetzen. Aber wiederum zeigte sich Albion auf dem Meere unbesieglich. Es nahm den Kampf gegen Frankreich, Spanien, Holland, Schweden und Dänemark auf und besiegte alle, den einen nach

dem andern. 1797 vernichtete die englische Flotte die holländische Seemacht bei Camperdown, 1798 zerstörte Nelson die napoleonische Flotte an der ägyptischen Küste, ein Jahr hernach zwang England den Rest der holländischen Kriegsflotte bei Texel zur Übergabe, und 1801 eroberte es Ägypten. Weniger erfolgreich ging es aus dem diplomatischen Kampfe des Friedens von Amiens hervor, der im Jahre 1802 stattfand und England zwang, alle seine gewonnenen Kolonien wieder abzutreten.

Was die Feder gestrichen, sucht das zürnende England mit dem Schwerte zurückzuerobern. Mitten im Frieden greift es Napoleon an, nimmt mehrere französische Handelsschiffe und eilt nach Westindien, um dort seine alte Stellung wieder einzunehmen. Es gelingt ihm vollständig, und bald ist es ebenso stark als vor dem Frieden. Gesichert ward seine Macht, als der unsterbliche Nelson die französische und spanische Flotte bei Trafalgar im Oktober 1805 gänzlich vernichtete. Jetzt war es die beste Zeit, die verwahrlosten französischen und spanischen Kolonien zu bedrohen und einzuheimsen, und England benutzte sie. Napoleons Hoffnung, durch Sperrung der europäischen Märkte, die er 1806 von Berlin aus dekretierte, und durch die Vereinigung der kontinentalen Staaten dem gemeinsamen Feinde so schweren Schaden anzuthun, daß er sich seinem Willen fügen müsse, erwies sich als eitel und schlechterdings erfolglos; Englands Gold und Politik erweckten dem Korsen stets neue Hindernisse und neue Feinde unter seinen besiegten Verbündeten. Während Napoleons Heere auf den russischen Schneefeldern verbluteten und sein Glanz auf deutschem Boden erbleichte, während Frankreichs und Hollands Seemacht vollständig gebrochen und Spanien und Portugal tief in Englands Schuld geraten waren, galt Albion als die meerbeherrschende Nation, die gegen alle Feinde und die ganze europäische Macht voll und ganz gerüstet war. Indes behielt es bei den folgenden Friedensverträgen aus verschiedenen politischen Erwägungen nur einen Teil seiner Eroberungen zurück. Von den französischen Kolonien hielt es fest an St. Lucia, Tabago und Mauritius in Westindien, den Niederlanden nahm es Kapland, Demerara, Essequibo, Ceylon und Stationen auf dem Festlande Indiens. Außer dem behielt es das den Dänen abgerungene Helgoland und die Insel Malta, die ein Stützpunkt für seine Flotte im Mittelländischen Meere sein sollte. Und von jener Stunde bis heute ist England die erste Seemacht geblieben, und ihr ist bei der Verteilung unseres Planeten der Löwenanteil zugefallen.

Nichts eigenartiger in der That als der große, weltumspannende Staatenbund Großbritanniens. Wie der architektonische Stil der englischen Sprache kein einheitlicher, vielmehr die Verschmelzung der von Osten stammenden und im Westen erstandenen Stile ist, und wie das Charakteristikum der englischen Sprache nach dem Urteile der Madame de Staël in dem un-

geheuern Wortreichtum besteht, so ist auch dieser Staatenbund ein heterogener und so ausgedehnt, wie er in der alten Geschichte nicht dagewesen ist und in der Zukunft kaum seinesgleichen finden wird. Der Glanz und die Machtfülle des britischen Reiches erinnert an das ehemalige Römerreich. Der Engländer ist in allen Erdteilen, unter allen Zonen und Breitegraden zu Hause; alle Arten von Produkten des Lebens wie des Handels gedeihen auf britischem Boden; die verschiedensten Völker und Rassen, von der niedrigsten Kulturstufe der Neger bis hinauf zum geistesmächtigen Weltregierer des britischen Parlamentes, alle stehen unter britischer Leitung.

Von der Erdoberfläche besitzt (Oktober 1899):

Quadratkilometer:		Einwohner:	
das britische Reich	33 700 000	das britische Reich	420 Mill.,
Rußland	22 800 000	China	400 „
China	11 200 000	Rußland	132,5 „
Frankreich u. Kol.	10 600 000	Frankreich u. Kol.	90 „
Vereinigte Staaten	9 826 000	Vereinigte Staaten	85,5 „
Deutschland u. Kol.	3 200 000	Deutschland u. Kol.	61,5 „

Wie die Ausdehnung der Völker zunimmt, so auch der Kampf der Sprachen untereinander. Ein englischer Statistiker, M. Lewis Carnac, hat nachgeforscht, wie die hauptsächlichsten europäischen Sprachen im Laufe der letzten Jahrhunderte sich entwickelt haben, und giebt auch eine Tabelle, wie sie sich im 20. Jahrhundert nach Maßgabe des vorhergehenden Tempo entwickeln werden.

	Ende des 15. Jahrh.	Ende des 16. Jahrh.	Ende des 17. Jahrh.	Ende des 18. Jahrh.	Ende des 19. Jahrh.	Ende des 20. Jahrh.
	Mill.	Mill.	Mill.	Mill.	Mill.	Mill.
Englisch . .	4	6	8,5	20	116	640
Deutsch . .	10	6	8,5	31	80	210
Russisch . .	3	6	8,5	30	85	233
Französisch .	10	14	20	31	52	87
Italienisch .	9,5	14	20	15	54	77
Spanisch . .	8,5	14	20	26	44	74

Aus diesen Tabellen geht augenscheinlich hervor, wie England an der Spitze der Völker marschiert. In Europa hat England 325 000 qkm und 40 405 000 Einwohner; in Asien 5 823 000 qkm mit 308 300 000 Einw.; in Amerika 9 494 000 qkm mit 7 100 000 Einw.; in Ozeanien 8 546 000 qkm mit 5 500 000 Einw. und in Afrika (mit Ägypten) rund 9 500 000 qkm mit 58 000 000 Einw.

Diese allgemeine Übersicht über die Kolonialmacht des britischen Reiches war notwendig, um die Beziehungen der afrikanischen Besitzungen zum Ganzen klarer und deutlicher zu erfassen und die englische Kolonialpolitik, die von

der ausgedehnten Kolonialmacht inspiriert wurde und auch auf Südafrika Anwendung fand, richtig zu würdigen.

Afrika hatte England von allem Anfang an im Auge gehabt. Schon unter Heinrich VIII. sollen einzelne englische Schiffe an der afrikanischen Küste Guineas gelandet sein, um Goldstaub und Elfenbein von den Wilden gegen andere Waren zu erhandeln. Doch nicht dauernd konnte sich England hier festsetzen, weil Portugal auf dem Meere noch allmächtig war und ganz Afrika für sich als Eigentum beanspruchte. Mit 1562 begann das inzwischen stärker gewordene England Sklavenhandel in Guinea, und wenn Portugal auch Repressalien übte, so mußte es im Jahre 1572 in einem Vertrage mit England diesem das Recht zum Handel mit Afrika zugestehen. Von nun an trieben verschiedene Gesellschaften mit wechselndem Erfolge Sklavenhandel nach Westindien, und England eroberte verschiedene Stationen, Forts und Länder an der Westküste Afrikas.

1755 sollen sich nach Eduard Burkes Angaben 240 000 Negersklaven in Britisch-Westindien und 100 000 in Virginien befunden haben. Aber es lag noch immer ein tiefer Schleier über dem schwarzen Kontinent, und zu Beginn des 19. Jahrhunderts hatte man keine genaue Kenntnis des Innern. Heute ist es in gewisser Hinsicht europäisches Land geworden, man hat es in die Kreuz und Quere durchforscht, und die europäischen Staaten haben es untereinander geteilt. Möglich, daß die astronomischen Linien der Abgrenzungen späterhin durch physische Markungen ersetzt werden, daß die Geographie noch genauer gezeichnet wird, aber im großen und ganzen ist Afrika definitiv durch internationale Kontrakte politisch eingeteilt.

Und diese Teilung ist so rasch vor sich gegangen, daß man keine Zeit hatte, die schönsten Teile für sich zu wählen; nein, man überstürzte sich, griff zu, nahm alles, was man fassen konnte, und als das Herz noch mehr begehrte, war alles schon vergriffen. Glücklich derjenige, welchem das Glück in vollem Scheine gelächelt hatte, und bedauernswert der andere, welcher zu spät kam oder dem nur eine trockene Kruste vom großen Kuchen zufiel.

Zu Beginn des 19. Jahrhunderts hatte England an der Südspitze Afrikas festen Fuß gefaßt, aber die Kolonie war schmal und klein, die dort ansässigen Buren waren der englischen Regierung abgeneigt, und die Eingeborenen bedrohten die Ansiedler fortwährend mit Krieg und Plünderung. Als ewig hier eingewurzelt durfte England sich nicht betrachten. An der Ostküste ruhte es auf früheren Lorbeeren aus und verlor dabei immer mehr an Land und Einfluß. Die Westküste war eine verödete Wüste, das schreckenerregende Schauspiel der Sklavenmärkte, und die nördliche Barbareskenküste war durch das fanatische Marokko für Europäer unnahbar.

Englands Kolonialpolitik in Afrika beschränkte sich auf die Behauptung und Entwicklung der Küstenplätze, wo die Eingeborenen die Produkte des

Innern gegen andere Waren austauschten, und ließ sich nicht zur Besitznahme weiterer Gebiete des Innern verleiten. Als aber Frankreich nicht nur neben den englischen Stationen französische Märkte eröffnete, sondern auch immer weiter ins Innere vordrang und die englischen Bezugs- und Absatzmärkte einfach abschnitt, sah sich England gezwungen, aus seiner bisherigen Haltung herauszutreten und es dem gefährlichen Nebenbuhler gleichzuthun. Den Franzosen und Engländern schlossen sich die andern europäischen Staaten an und es entspann sich ein akuter Wettbewerb unter ihnen, den größten und schönsten Teil Afrikas für sich zu wählen und die unerschlossenen Reichtümer des afrikanischen Tier-, Pflanzen- und Metallreiches auszubeuten. England drang von der Kapkolonie aus nach Norden vor, eben weil Deutschland in Südwest- und Ostafrika sich niedergelassen hatte, und eine eventuelle Verbindung der Deutschen mit den stammverwandten Buren in Transvaal und dem Oranje-Freistaate zur großen Gefahr für die in der Kapkolonie nur dünn gesäete englische Bevölkerung werden konnte. Ferner machte es sich an der Ostküste recht breit. Heute ist Afrika ganz verteilt, und es giebt nur mehr vier vollständig unabhängige afrikanische Staaten, nämlich:

Marokko	mit	792 000	qkm	und	8 000 000 Einwohnern,
Abessinien	„	1 000 000	„	„	3 500 000 „
Oranje-Freistaat	„	130 000	„	„	200 000 „
Republik Liberia	„	150 000	„	„	100 000 „

Zwei Staaten sind noch immer der europäischen Habgier entronnen: das trockene, wüstenartige Tripolis, eine Provinz des Ottomanischen Reiches, mit 1 030 000 qkm und 1 Million Einwohnern, und Transvaal. So hat denn Europa von den 30 Millionen qkm und den 140 Millionen Einwohnern, die man gewöhnlich Afrika zuerkennt, 27 Millionen qkm mit 130 Millionen Einwohnern annektiert.

England war am rührigsten gewesen. Wie bei der Verteilung der Welt, so fiel ihm bei der Verteilung Afrikas der größte Anteil zu. Durch seine Stellung in Ägypten, sein Protektorat über die Somaliküste und den festen Halt auf der in der Straße von Bab-el-Mandeb gelegenen Insel Perim hat England den Schlüssel zum Suezkanal in Händen und beherrscht den kurzen Seeweg nach Indien. Von Ägypten aus gelangt es durch den englisch gewordenen Sudan bis an die großen Seen und nach Uganda, eine der reichsten Gegenden von ganz Afrika. Hier stößt es auf Deutsch-Ostafrika und den belgischen Kongostaat. Diese bereits fremden Kolonien verhindern den Zusammenhang der nord- und ostafrikanischen mit den südafrikanischen, ein territorialer Fehler, den die Engländer nicht genug bereuen können. Im Süden des Tanganyikasees erstreckt sich britischer Besitz bis zum Kap der guten Hoffnung. An der Ostküste hat es noch Sansibar, das zukünftige große Handelsdepot Ostafrikas, an der Westküste die frucht-

baren Gebiete an den breiten Ufern des Niger. Im ganzen hat England von Afrika 9 535 000 qkm und 58 000 000 Einwohner.

Ihm folgt Frankreich mit 7 770 000 qkm und 27 000 000 Einwohnern. Es hat eine vorzügliche Stellung im Norden durch Algerien und Tunis. In der Mitte und im Westen ist es von England überholt worden und besitzt hier nur den dürren Sudan. Wertvoller und reicher ist das Gebiet des Kongo, das etwas tiefer liegt und fast bis zum Nilthale sich erstreckt. Im Süden liegt die Insel Madagaskar, die Englands Habgier stachelt, zur Zeit jedoch noch immer den Franzosen gehört.

Der belgische Kongo mit 2 240 000 qkm und 25 000 000 Einwohnern gehört dem König der Belgier; er wird von vielen Reisenden als ein Land der Zukunft bezeichnet.

Deutschland sind 2 130 000 qkm mit 5 870 000 Einwohnern zugefallen. Seine afrikanischen Kolonien zerfallen in drei Gruppen: im Westen Togo und Kamerun, im Südwesten Damaraland und Namaland, im Osten Deutsch-Ostafrika.

Portugal besitzt im Süden Mozambique, einen sehr reichen Küstenstrich mit dem vortrefflichen Hafen der Delagoa-Bai, der jedoch infolge einer bedauernswerten Unfähigkeit und Trägheit nichts einbringt. An der Westküste gehört ihm oberhalb des deutschen Besitzes Angola. Im ganzen besitzt es 2 200 000 qkm und 4 500 000 Einwohner.

Italien hat seit seiner vereitelten Hoffnung auf Abessinien nur mehr einen langen Streifen am Roten Meere und dem Indischen Ozean entlang von 1 060 000 qkm Flächeninhalt und 1 800 000 Einwohnern.

Spanien besitzt südlich von Marokko am Atlantischen Ozean 550 000 qkm mit 450 000 Einwohnern.

* * *

England konnte von allem Anfang an in Afrika nie eigentlich sich zurechtfinden. Mehr die Vormacht auf dem Meere und die reichen Hilfsquellen für seine Armee sicherten seine Oberherrschaft. In der Kapkolonie unterwarfen sich die Buren der Gewalt, hielten jedoch fest an ihrer altangestammten Sprache, an ihren Sitten und Gebräuchen, blieben kurzweg Buren und wollten keinen englischen Anstrich. Von nicht geringem Interesse dürfte es für viele sein, einige Aufschlüsse über die Stärke der beiden Sprachstämme in der Kapkolonie zu erhalten.

„Der amtlichen englischen Statistik freilich läßt sich nichts darüber entnehmen; sie kennt nur britische Unterthanen und giebt diese einfach für Engländer aus, ohne auf ihre Muttersprache einzugehen. Es giebt aber einen andern Weg, auf dem sich die Stärke des holländischen Elementes ermitteln läßt; ihn bietet die Statistik der drei niederdeutschen Kirchen-

gemeinschaften (Nederduitsche Gereformeerde Kerk, Nederduitsche Hervormde Kerk und Christelijke Gereformeerde Kerk). Alle drei pflegen niederdeutsche Kirchensprache, ihre Anhänger sind also derselben mächtig und damit, mit Ausnahme der neu eingewanderten Holländer, Buren. Rechnet man von letzteren den Engländern auch noch alle diejenigen zu, die in den Städten oder Minenorten verengliscbt sind, so sind von zur Zeit im Kapland wohnhaften Weißen etwa 350 000 Buren und nur 140 000 Engländer (ferner noch rund 20 000 Hochdeutsche und andere Weiße). Die Buren sind also im Kaplande noch zahlreicher als in den Freistaaten, denn von den 380 000 weißen Bewohnern der letzteren sind 280 000 Buren, 60 000 Engländer und 40 000 andere Weiße. Ganz Südafrika zählt neben 645 000 Buren nur 245 000 Engländer. In den Freistaaten lebt also nur die knappe Hälfte aller Buren, deren Zahl aber stärker ist als die Gesamtzahl aller Engländer in ganz Südafrika." (Justus Perthes, Geogr. Anzeiger, Okt. 1899.)

Vom Beginn der Besitzergreifung an gab sich England keiner Täuschung hin über die ihm unfreundliche Stimmung der Buren der Kapkolonie; die Aufstände in verschiedenen Distrikten ließen überhaupt keinen Zweifel darüber aufkommen. Nur ein Mittel wäre im stande gewesen, die freiheitsliebenden Buren mit der neuen Ordnung der Dinge auszusöhnen und für sich zu gewinnen: die Schonung ihrer Gefühle und das Entgegenkommen bei all ihren Wünschen. Die englischen Gouverneure waren wirklich bemüht, das Land zu heben, die bestehenden Mißstände abzuschaffen und überall, wo es not that, helfende Hand anzulegen. Im Verein mit der alles heilenden Zeit wäre ihren Bemühungen auch ein vollständiger und allseitiger Erfolg gesichert gewesen, wenn die Lust, die Kolonie zu anglisieren, nicht zum Durchbruch gekommen wäre und das keimende Vertrauen der Unterthanen wie ein nächtlicher Maifrost vernichtet hätte. Das reizte die Buren, das machte sie störrisch und widerspenstig, und mehr denn einmal waren sie auf dem Punkte, der Kolonie den Rücken zu kehren und im Innern eine neue Heimat der Freiheit zu gründen. Damit hätten sie aber zugleich England die empfindlichste Schlappe zugefügt, denn die Abnahme der weißen Ansiedler in der Kolonie hätte naturgemäß das Überhandnehmen der Gefahr von seiten der an der Grenze lauernden feindlichen Kaffern herbeigeführt. Diese Gefahr entging der Regierung nicht, und notgedrungen fühlte sie sich geneigt, friedlichere Saiten aufzuspannen und in vielen Punkten nachzugeben.

Buren und Briten scheinen sich miteinander nicht vertragen zu können; durch Sprache, Sitte und Anschauung sind beide Volksstämme voneinander ganz verschieden. Der Engländer ist der Handels- und Gewerbetreibende, der in den Städten, besonders in den Hafenorten, sein Heim aufgeschlagen hat, während der Bur im Innern wohnt und, wie sein Name es schon sagt, Bauer ist. In den Städten der Kapkolonie schwärmt man für Eng-

land, in dem Binnenland und in den Teilen der Kapkolonie, wo die Buren die Oberhand haben, herrscht wohl keine Unruhe, aber es ist auch keine Begeisterung vorhanden, kurz, es ist Windstille. Nicht daß ein Gewitter im Anzug sei und düstere Wolken den fernen Horizont drohend umlagern, aber es ist einmal so, und es giebt für die dort herrschende Stimmung kein besseres Wort. Der Bur ist ja allerdings kühl und nüchtern von Haus aus, aber diese Charaktereigentümlichkeit erklärt nicht alles. Diese ernsten Naturen des niederdeutschen Volksstammes halten nämlich zäh am Althergebrachten fest; die alten Empfindungen und Eindrücke bleiben in ihnen haften, bleiben lebendig nach langen Jahren. Was der Ahne erlitten, zittert im Herzen des Enkels nach, und was den Volksstamm trifft, das geht jeden einzelnen an. So ist der Eindruck der Befeindungen, welche die Väter im Anfange des 19. Jahrhunderts nach der Besitzergreifung der Kapkolonie durch England erdulden mußten, nicht verwischt, und ein Gefühl der Abneigung gegen die englische Behörde ist bis heute in den Burenschichten verblieben. Zur Förderung ihrer partikularistischen Interessen haben sich die Buren der Kapkolonie in großer Zahl dem Afrikanderbund angeschlossen. Der Zweck desselben besteht darin, die „Interessen der Farmer zu schützen und die gedeihliche Entwicklung des Landes sicherzustellen"; als höchstes Ziel erstrebt er die Heranbildung einer „südafrikanischen Nationalität". Daß die zukünftigen „Vereinigten Staaten Südafrikas" den holländischen Stempel tragen sollen, ist allerdings nirgends deutlich ausgedrückt, aber kein Einsichtiger kann sich der Erkenntnis verschließen, daß ein solcher Verein kein anderes Ziel verfolgen kann. Der erste Sieg des Afrikanderbundes war die Wiedergeltendmachung der holländischen Sprache als Amts- und Gerichtssprache, ein Sieg von der größten Bedeutung für das politische Leben der Kolonie, weil von da an waschechte Buren, die aus Abneigung gegen alles Englische nicht englisch sprechen und hören wollten, ins Parlament einziehen und dort am Webstuhle der Politik ihre Fäden miteinwirken konnten.

Der Gouverneur der Kapkolonie und offizielle Vertreter Englands für Südafrika, Sir Herkules Robinson, war weise genug, diesen Gegensatz zwischen Engländern und Buren nicht noch durch plumpen Eifer der Bureaukratie und des Polizeistaates zu verschärfen und die in den dreißiger Jahren hervorgerufene Revolution von neuem heraufzubeschwören. Er faßte dieses schwierige Problem von einer andern Seite auf, von der diplomatischen nämlich, indem er durch eine ruhige, freisinnige Regierung die alten trüben und bittern Erinnerungen zu verwischen, alle Vorurteile zu besiegen und langsam Liebe und Sympathie für England zu erringen hoffte. Zeigte ihm doch die englische Geschichte, wie der Versuch, der alten französischen Bevölkerung Kanadas die Muttersprache zu entreißen und sie mit der englischen unter einen Hut zu bringen, völlig mißglückt war, und jene sich erst

dann treu und loyal der britischen Krone ergeben zeigte, als am Gerichtshofe, in Kirche, Schule und im Parlament ihre Sprache gesprochen und ihre Anschauungen im politischen Leben mit der andern gleichberechtigt zum Ausdrucke gebracht werden konnten. Die Bestrebungen Robinsons wurden von einer Seite unterstützt, von der man es am allerletzten erwartet hatte — von Transvaal selbst, allerdings in indirekter Weise, aber so nachdrücklich, wie nichts anderes es vermocht hätte. Transvaal suchte sich aus der Umklammerung Englands frei zu machen, indem es nach dem portugiesischen Hafen der Delagoa-Bai eine Bahn baute, um dadurch seine Aus- und Einfuhr den kapländisch-englischen Häfen zu entziehen. Die Buren im Kapland waren über den aus diesem Vorgehen ihnen erwachsenen bedeutenden Nachteil derart erbost, daß sie mit den Brüdern jenseits des Oranje- und Vaal-River allen Verkehr abbrachen und mit den gleichmäßig beeinträchtigten Engländern der Kolonie gemeinsame Sache machten. Auch der Ring ihres Afrikanderbundes wurde lockerer, und schon durften Engländer in diesen aufgenommen werden.

Der Führer des Afrikanderbundes ist Jan Hendrik Hofmeyr, ein Mann von hellem Geiste, außerordentlicher Thatkraft und einem grenzenlosen Einfluß auf die Buren; Freund und Feind nennen ihn the uncrowned King of the Cape, den ungekrönten König vom Kap. Der Bund hatte 1896 280 Zweige und 8511 Mitglieder im Kapland; seine Zeitschrift heißt Ons Land. In der Zwischenzeit hatte er sich aber auf eine Bahn leiten lassen, auf der ihm nicht alle Buren folgten. Der Gedanke eines möglichst unabhängigen Südafrika, einerlei, ob niederdeutschen oder englischen Ursprungs, behagte nicht allen, und diese schlugen sich zu dem Zuid-afrikaansche Taalbond, der einen ausgeprägten niederdeutschen Charakter zeigte. Der Führer dieses Bundes ist der Hochlehrer de Vos. Der Bund zählt 11 000 Mitglieder und giebt die Zeitschrift Ons Tijdschrift heraus. Fast gewaltsam und rücksichtslos verlangt er, daß das Schriftholländische als Unterrichtssprache in den Staatsschulen und als Verwaltungssprache im Kaplande eingeführt werde. Fester als der Afrikanderbund in dem Wesen der Buren begründet, ist es gar nicht zu verwundern, daß er jenen mit sich fortreißt und sein ausgesprochen niederdeutsches Programm bald als alleiniges unter den Buren gelten wird. Auch in den beiden Burenrepubliken zählt der Bund bereits zahlreiche Anhänger und gewinnt ständig an Boden.

Dem Gouverneur der Kapkolonie fällt die große Aufgabe zu, bei aller Freiheit, die er den Buren läßt, dieselben doch so in den Bann Englands zu bringen, daß eine feindselige Verbindung derselben mit Transvaal nicht stattfindet. England selbst hat ihm aber diese Aufgabe durch Unvorsichtigkeit erschwert. Rhodes hatte seine eigentlichen Ziele zu verschleiern gewußt, und es war ihm auf diese Weise gelungen, den kapländischen Afrikanderbund

mit dessen Führer Jan Hofmeyr in sein Schlepptau zu nehmen. Im Kaplande brachte man den „armen, geknechteten Ausländern“ Transvaals Sympathie entgegen und entzog den hartköpfigen und unbarmherzigen Vettern in der Burenrepublik die Freundschaft. Da kam der Jamesonsche Einfall, der den Kapländern die Augen öffnete. Viele waren darüber aufs äußerste empört, weil sie nunmehr hinter die Coulissen schauten und sich von Rhodes und von England, welches das niederländische Element mit aller Gewalt unter das englische beugen wollte, betrogen sahen. Hofmeyr soll bei dieser Gelegenheit gesagt haben: „Ich stehe wieder da, wo ich 1881 stand.“ Und wie der Führer, so dachten, fühlten und sprachen die Buren in der Kapkolonie und in Natal. Im Jahre 1881 waren die Buren der ganzen afrikanischen Südspitze für die Unabhängigkeit der Transvaalrepublik eingetreten und hatten die rührendsten Beweise der Verbrüderung gegeben. Bei dem neuen Antasten der Freiheit Transvaals loderte die alte Freundschaftsflamme von neuem auf: die Buren kamen zum Bewußtsein ihrer nationalen Zusammengehörigkeit und traten für die bedrängten Brüder ein; viele machten sich bereit, nach Transvaal zu ziehen, um dort an der Seite der Vettern zu kämpfen. Die Entrüstung über die schmähliche That kam auch auf den zahlreichen Versammlungen heftig zum Ausdruck. Am schärfsten sprachen sich die führenden Männer des Afrikanderbundes in Burgersdorp, dem Hauptsitze der reformierten Kirche in der Kapkolonie, aus. Ein Antrag lautete: „Dieser Kongreß, der die Verkörperung des Afrikanderbundes in der Kapkolonie ist, nimmt Kenntnis von der Verschwörung gegen die Südafrikanische Republik, welche in Jamesons Einfall gipfelte, und wünscht dem Präsidenten und den Bürgern Glück zu der Einigkeit und dem Patriotismus, durch welche sie den schurkischen Angriff auf ihr Land zurückschlagen konnten; er wünscht ihnen Glück zu der Hochherzigkeit, welche sie in der Stunde des Sieges bewiesen haben, um so mehr, als diese Versammlung Jamesons Einfall als einen verräterischen Angriff nicht allein auf die Südafrikanische Republik, sondern auf die ganze afrikanische Nationalität betrachtet. . . . Die Versammlung wünscht, es möge in Betracht gezogen werden, daß Rhodes nicht allein Direktor der Chartered Company und der de Beers Company war, sondern auch erster Minister der Kapkolonie, in welcher Eigenschaft er das Vertrauen und die Unterstützung der Kapkolonie genoß; daß er drei Monate vorübergehen ließ, ohne irgendwie Erklärungen über seine Handlungsweise zu geben, und daß seine Reden in Kimberley in Gegenwart von Vertretern der Presse und seine Telegramme nach Amerika in keiner Weise geeignet waren, seine Afrikander-Anhänger zu beruhigen. . . .“ Das Ons Land schrieb damals: „Jetzt oder nie! Jetzt oder nie muß das Fundament eines alles umfassenden Nationalismus gelegt werden. . . . Jetzt, da unser Volk in ganz Südafrika erwacht, laßt uns den Grundstein zu einem in Wahrheit

vereinten Südafrika auf dem Boden eines reinen und umfassenden Nationalgefühls legen." Angesichts dieser so hell zu Tage tretenden Einigkeit erinnert man sich des Dichterwortes:

„Wirf ein Steinchen in die Welle:
Kreise zieht es, weite Kreise."

Diese Hinneigung zu Transvaal hat in der Kapkolonie nicht abgenommen, und es ist ganz unglaublich, daß Chamberlain und Rhodes nach ruhiger, nüchterner Überlegung beschlossen, in offenem Kriege die Republik unterwerfen zu wollen. Dazu mag sie die inzwischen veränderte Kolonialpolitik Englands getrieben haben. Um diese Politik recht zu verstehen und zu würdigen, ist es unerläßlich, eine eingehendere Betrachtung darüber anzustellen. Zugleich wird dadurch hervortreten, wie England seinen Kolonien immer weiter ausgedehnte Rechte verlieh.

Die britische Kolonialpolitik des 17. und 18. Jahrhunderts bewegte sich ganz in dem Rahmen der Politik der älteren europäischen Seemächte. Wie Portugal und Spanien, war es auch England nur um Reichtum, Gold und Edelsteine zu thun; es suchte die märchenhaften Gefilde unermeßlicher Schätze, die in irgend einem Teile Indiens, Ostasiens oder Neu-Englands gelegen sein sollten. Weniger kümmerte sich der protestantische Staat um die Ausbreitung christlichen Glaubens und christlicher Gesittung; die merkantilen Gesichtspunkte waren die einzig geltenden. Mit dem Verluste der Vereinigten Staaten fand ein gänzlicher Umschwung in der Kolonialpolitik Englands statt. Dieser Schlag hatte die Gemüter gewaltig ernüchtert und die Begeisterung für überseeische Kolonien sozusagen vollständig vernichtet. Man ließ die Interessen des fast zum Minimum herabgesunkenen Kolonialreiches in den Hintergrund treten und beschäftigte sich lebhaft mit der Negerfrage, unbekümmert darum, ob die englischen Ansiedler in Westindien die Negersklaven auf ihren Plantagen brauchten oder nicht. Das ist einmal ein Zug des Menschenherzens, daß es nach schweren temporellen Schlägen Seelenadel zeigen möchte, um einen schöneren Sieg über den Sieger davonzutragen.

Als nach den siegreichen Eroberungen zu Ende des 18. und zu Beginn des 19. Jahrhunderts die kolonialen Versuche in Westafrika, Australien und Indien glückten, legte es sich wie ein Alp auf die Brust der englischen Staatsmänner, daß das Beispiel der Vereinigten Staaten auf die andern fortgeschrittenen Kolonien verderblich wirken und diese sich allmählich bei günstiger Gelegenheit vom Mutterlande lossagen könnten. Eine ernste, eingehende Forschung nach den Ursachen jenes Abfalles hatte als Ergebnis, daß der Zwang und die Schulmeisterei, die von London ausgingen, mehr zerstörten als aufbauten. Es war klar geworden, daß jede Kolonie aus eigener Kraft sich entwickeln und nach eigenen Bedürfnissen sich heranbilden, und daß jede merkantile Politik für immer verbannt sein müsse.

So innerlich wahr diese Ansicht auch sein mochte, so schreckte sie anfangs Volk und Regierung ab, denn das, was man als Heilmittel erklärte, erschien allen als der Kern des Verderbens, das eigentliche Giftkorn. Die Tories wollten gar nichts davon hören und bezeichneten die Forderung der neuen Kolonialfreunde als „unerhört, lächerlich, kindisch", und der Herzog von Wellington meinte entrüstet, ebensogut könnte man auch den Söldner in der Armee oder den Schiffsjungen der Marine wählen lassen. Das Richtige brach sich jedoch Bahn und siegte. Als Kanada gegen Ende der dreißiger Jahre größere Selbstverwaltung forderte, zeigte sich England wohl anfänglich ungehalten, aber erleuchtete Staatsmänner drangen mit ihrer Meinung durch, das Verlangte zu gewähren, und hielten den Frieden aufrecht. Um die Mitte des 19. Jahrhunderts begann England den Kolonien immer ausgedehntere Freiheitsrechte zu schenken, und wie wir bereits gesehen, wurde in der Kapkolonie und in Natal das Maß der Selbstverwaltung immer größer und größer, bis schließlich volle Selbstverwaltung, das responsible government, ihnen gewährleistet wurde. Dasselbe geschah in Kanada (1840 und 1867) und in Australien (1855).

Solch eine wesentliche Umgestaltung der Verhältnisse und Beziehungen zwischen dem Mutterlande und den Kolonien sollte indes nicht so schnell vor sich gehen, wie wir es soeben andeuteten. Viele schüttelten den Kopf und konnten nicht begreifen, daß man noch von englischen Kolonien spreche. Die selbständige Kolonie, und das wurde ja mit der Zeit schließlich eine jede, hatte ihr eigenes, selbstgewähltes Ministerium, ernannte ihre Beamten, traf aus eigener Vollmacht Bestimmungen in der Handelspolitik und konnte sogar hierin das Mutterland beeinträchtigen; dagegen mußte England auf Handelsvorteile, Steuereinnahmen, Versorgung von Günstlingen und auf die Zinsen der ungeheuern Kapitalien, die zur Eröffnung und Entwicklung der Kolonien nötig gewesen, verzichten. Das glich ganz dem Vorgang im sozialen Leben, wie das Kind, das die Mutter gepflegt, genährt und beschützt hat, mit dem Datum der Großjährigkeit fortgeht und sich selbst fürs Leben einrichtet. Was hier kindliche Dankbarkeit heißt, ist in unserer Frage die Vergünstigung, welche England zufällt, in den selbständigen Kolonien ein Feld seines Handels, der englischen Auswanderung und des englischen Unternehmungsgeistes zu finden.

Und dennoch erhoben sich viele Stimmen für die Abtretung der Kolonien. Sir Henry schrieb 1830 in seinem Buche Financial Reform: „Die Geschichte der Kolonien seit langen Jahren ist die einer Reihe von Verlusten und von Kapitalvergeudung. Wenn man zu den so verlorenen Millionen Privatkapital noch einige hundert Millionen rechnet, die durch Steuern in England aufgebracht und für die Kolonien ausgegeben worden sind, erscheint der Gesamtverlust Englands, an dem seine Kolonien schuld sind, enorm. . . . Die Entdeckung der wahren Quellen des Reichtums läßt es als Wahnsinn

erscheinen, Menschenleben und Millionen für Kolonien zu vergeuden." — Ähnlich schrieb das Parlamentsmitglied J. A. Roebuck im Jahre 1849: „Es giebt Philosophen und Staatsmänner von nicht geringem Ansehen, welche unsere kolonialen Besitzungen als eine unnötige Last betrachten. Sie halten sie für einen kostspieligen und gefährlichen Anhang des Reiches, den man nur aus Stolz und in einer falschen Vorstellung von dem daraus zu ziehenden Nutzen erhalte. Sie versichern mit Recht, daß bisher unsere Kolonien nur eine Quelle ewigen Streites mit andern Völkern und von nutzlosen Ausgaben gewesen seien; daß es besser für uns wäre, keine Kolonien zu besitzen, als ihretwegen fortwährend Unannehmlichkeiten und Geldverluste zu erdulden." — Das englische Volk wollte indes von Abgabe der Kolonien nichts wissen, obgleich es alljährlich an 4 Millionen Pfd. St. für die Truppen zum Schutze der Kolonien verausgabte.

Die Stimmführer der Whigs und die Regierung gedachten den Kolonien größere Freiheit, Selbstverwaltung und Übertragung der Unkosten zu gewähren, waren jedoch nicht geneigt, die Oberleitung aus den Händen zu geben. Diese Vormundschaft müsse den englischen Handel in den Kolonien sichern und andere Völker von der Vergewaltigung derselben abhalten. Mit der Freihandelsbewegung machte sich ein deutlicher Umschwung der Meinung über Kolonialpolitik fühlbar, tüchtige Parlamentarier und Staatsmänner erklärten sich in aller Offenheit für die Freiheit der Kolonien und behielten sich nur die günstigsten Handelsbeziehungen mit dem Mutterlande vor. Es war ein Hin- und Herschwanken zwischen zwei Stimmungen, die im Lande herrschten; bald war die Regierung für die Vermehrung der Kolonien, bald für die Abtretung derselben und bald für die Beibehaltung der alten Regierungsweise. Mehr denn anderswo trat diese Unschlüssigkeit in Südafrika hervor, wo die Regierung bei zwei Schritten, die sie voranging, gleich hernach wieder einen zurück that.

Dies Herumtappen nach rechts und links führte auf die rechte Bahn: die Kolonien wurden zur Selbstverwaltung hingeführt, aber ohne daß diese dadurch zur Empörung gegen das Mutterland verleitet wurden. 1854 gründete England ein eigenes Kolonialministerium. Die Verbindung zwischen der mit einer verantwortlichen Regierung ausgestatteten Kolonie und dem Mutterlande wird hergestellt durch den vom Mutterlande entsandten Gouverneur und die von den Kolonien in London unterhaltenen Agenten. Großbritannien hat sich nur in politischer und militärischer Hinsicht die Leitung vorbehalten. Das Gefühl der Zusammengehörigkeit wird in den Kolonien noch verstärkt durch die Pflege der englischen Sprache, Litteratur und Wissenschaft, die Einführung englischer Sitten und Bildung verschiedener englischer Vereine. Alle diese Mittel befördern allerdings die lebhafte Erinnerung an das Mutterland, aber es bleibt doch eine Frage, ob im Falle, wo die Anhänglichkeit

und Treue an das Reich mit dem Selbstinteresse im Widerspruch steht, der Idealismus über den Realismus siegen wird.

Instinktmäßig gravitieren die Regierungen eines Landes nach der Seite hin, wo ihre wirtschaftlichen Vorteile liegen, und es wäre gar nicht zu verwundern, wenn eines Tages sich die eine oder andere englische Kolonie, die selbständig und selbstbewußt geworden, aus dem engeren Bande der Abhängigkeit von England heraustreten und einem andern Volke, das ihr mehr reale Vorteile darbietet, Sympathien zeigen und ihm sich hingeben würde. Merkwürdigerweise stammt gerade aus Südafrika, vom Führer des Afrikanderbundes, der Plan, sämtliche englische Kolonien mit dem Mutterlande durch einen interbritischen Zollverein aufs engste zu verketten. Sicherlich war diese Idee Hofmeyrs nicht ein Ausfluß treuester Hingabe und schwärmerischer Liebe für England, sondern ein wohlberechneter und ein vom Selbstinteresse eingegebener Plan, der nichts anderes bezwecken sollte, als den Anschluß für die wirtschaftlich noch unmündige Kapkolonie zu erhalten.

Alle diese Erwägungen mögen wohl die englischen Staatsmänner, wenigstens einige von ihnen, und unter diesen an erster Stelle Chamberlain, veranlaßt haben, die Parole Old England for ever auszugeben und dem britischen Gewerbefleiß wieder ein gesichertes und genügend großes Absatzgebiet nach außen zu geben, indem sie die volkswirtschaftliche Einheit zwischen Mutterland und Kolonien baldmöglichst herbeiführen. Mehrere Besprechungen zwischen der englischen Regierung und den Vertretern der Kolonien wurden anberaumt. Hier stieß man aber auf große Schwierigkeiten, die in der wirtschaftlichen Verschiedenheit der einzelnen Kolonien ihre letzte Ursache haben. Auch ist England genötigt, Rücksicht zu nehmen auf den Handel der andern Nationen, im Vergleich zu welchen die englischen Kolonien ganz zurücktreten. Das große Wort Imperialismus gab der diamantenen Jubelfeier der Königin Victoria im Jahre 1897 den großartig glänzenden Erfolg, aber die Imperial Federation, die Chamberlain als alleiniges Rettungsmittel Englands darstellt, machte keine Fortschritte. Die australischen Kolonien, um deren Meinung man Juni 1898 anfragte, antworteten mit Stimmenmehrheit gegen die Föderation. Eine Absagung von England wollten sie dadurch nicht aussprechen, aber das konservative Ministerium Englands fürchtete das bedenkliche Verhalten der Liberalen, die kein Hehl daraus machen, daß es über kurz oder lang den Kolonien volle staatliche Unabhängigkeit gewähren müsse, gleichwie die Mutter die erwachsenen Töchter verheirate. Würde man nicht gütlich es zugeben, könnten die Vereinigten Staaten Australiens und Südafrikas mit der Waffe in der Hand ihre Freiheit erzwingen. Das ärgerte Chamberlain — so leicht wollte er seinen Plan nicht zerfließen lassen. Die Titanenkraft eines Bismarck in sich spürend, war er entschlossen, wie sein illustres Vorbild mit Blut die zum Baue des Reiches schon gehauenen

Steine zusammenzufügen. Der Zollverein hat die Grundlage des Deutschen Reiches gelegt, so sagte er sich, der französische Krieg die Einheit vollendet: warum sollte nicht ein Krieg bei uns dasselbe erzielen? Die Entfaltung der englischen Macht und neue Lorbeeren der englischen Waffen würden den Bann auch von den englischen Kolonien wegnehmen, die widerspenstigen vernichten und sie veranlassen und nötigen, mit den andern treuen Töchtern ganz demütig um noch engeren Anschluß an das Mutterland zu bitten. Dann wäre das weltbeherrschende, unüberwindliche Weltreich errichtet und Chamberlains Ruhm für ewige Zeit fest begründet. Nicht schwer war es dem mächtigen Kolonialminister, seine Mitarbeiter im Ministerium und den Premier, Lord Salisbury, für seine Idee zu gewinnen; denn Chamberlain hatte selbst in einer zu Birmingham am 30. März 1883 gehaltenen Rede gesagt: „Die Politik Lord Salisburys läßt sich in einem Worte zusammenfassen: Krieg, Krieg überall, Krieg in Europa, Krieg in Asien, Krieg in Afrika, Rebellion und Revolution in Irland. Er will keine friedliche Abhilfe, nur mehr Bajonette, nur mehr Polizei.“ Die Verwicklung mit Transvaal bot Anlaß. Chamberlain trieb alles auf die Spitze und steuerte mit Volldampf auf den Krieg.

XVI.

Der Krieg an der Jahrhundertwende.

Der Krieg zwischen den beiden südafrikanischen Republiken und der englischen Monarchie ist nicht über Nacht hereingebrochen; das geflügelte Wort: „Die großen Ereignisse werfen ihren Schatten voraus", findet sich auch hier bewahrheitet. Der Groll, der sich in einer langen Reihe von Jahren auf beiden Seiten angehäuft hatte, brach mit elementarer Gewalt gleich einem Gewitter hervor, und der zähe und erbitterte Kampf, der sich entspann, zeigte deutlich, daß beide Parteien es tief empfanden, wie ein reinigender Blitz die trübenden Nebel, die sich über Südafrika gelagert hatten, ein für allemal zerstreuen müsse. Der Krieg, der im Oktober 1899 begann und bis heute in ungeschwächter Kraft und immer steigendem Zorne fortdauert, ist ein gewaltiges Drama, ein Ereignis von unermeßlicher Tragweite. Der Geschichtschreiber dieses Krieges müßte mit einem Freibrief für alle Archive der Diplomatie ausgerüstet sein, um völlige Klarstellung des Zieles, das sie verfolgte, sowie der Grundlage, auf der sie sich bewegte, zu erlangen; der kleine, dünne Ariadnefaden, den die Tagespresse uns in die Hand giebt, reicht in diesem großen labyrinthischen Wirrwarr, wie ihn jeder größere Krieg mit sich bringt, nicht aus. Und dennoch müssen wir uns damit begnügen.

Seit einigen Jahren verfolgten die Kabinette der Staatsmänner die stets wachsende Machtstellung der beiden Burenstaaten und verhehlten sich nicht die hohe Bedeutung der Verteidigungsliga, zu der sie zusammengetreten. In englischen Blättern las man spaltenlange Erörterungen über die Ziele der Burenbestrebungen und ernste Mahn- und Warnrufe an die englische Nation, die auftauchenden beunruhigenden Symptome nicht aus dem Auge zu verlieren.

Es ist nicht zu leugnen, daß in den letzten Jahren die Buren und Engländer, nachdem sie durch verschiedene Vorkommnisse in Gegensatz gebracht worden waren, sich um jeden Zoll Boden stritten. Von gewaltsamer Unterdrückung der Minorität, des englischen Elementes nämlich, von geheimen Verbindungen und Verschwörungen in der Kapkolonie, von einer falschen und treulosen Politik der Afrikander, die Entzweiung schüre und zur Re-

volution hinreiße, darf jedoch nicht gesprochen werden, solange nicht unanfechtbare Dokumente als Beweis erbracht werden. Der Gang des Krieges hat, so meine ich, gezeigt, daß die Loyalität der Unterthanen der Krone Englands stärker war als die im Herzen gehegte Freundschaft des stammverwandten Burghers. Richtig und zugleich die ganze Situation Südafrikas beleuchtend ist die Bemerkung des Professors Bryce von Oxford: „Vor dem Dezember 1895 bestand nicht die geringste Feindseligkeit zwischen dem britischen und holländischen Element in der Kapkolonie und Natal. Alles Unglück, das über Südafrika hereingebrochen ist, läßt sich auf das große politische Verbrechen des Jamesonschen Einfalles und auf den schlimmen Akt der Vertuschung desselben zurückführen." Durch diesen Handstreich war der transvaalschen Regierung ein Fingerzeig gegeben, daß die in Johannesburg unter den Ausländern zahlreich vorhandenen catilinarischen Elemente mit einer in England einflußreichen Börsengesellschaft Hand in Hand gingen und nichts anderes bezweckten als eine staatliche Umwälzung im Interesse der Goldminenbesitzer. Transvaal verlor alles Vertrauen auf den billigen und wohlwollenden Sinn Englands; es besann sich und traf seine Maßregeln für die Zukunft.

Eine ruhige und ehrliche Politik des englischen Kolonialministers hätte zweifelsohne den Unwillen in der Kapkolonie und in Natal beschwichtigt, den Haß der Burenrepubliken gedämpft und mit der Zeit eine versöhnliche Stimmung angebahnt. Doch Chamberlain war nicht dieser Ansicht und erklärte, daß die Streitfragen zwischen Buren und Briten wesentlicher und nicht technischer Art seien und schon von 1880 her datierten; das Streben und Ziel der Buren bestehe darin, sich von jeder Spur britischer Oberhoheit loszumachen und jede andere Rasse zu unterdrücken. Aus dem großen wirren Anklagenwulst, den der Minister in seinen Reden im Parlament und bei andern Gelegenheiten verwertete, wollen wir die anscheinend stichhaltigste ausschälen, nämlich daß Transvaal „sich von jeder Spur englischer Oberhoheit, welche die Gleichheit der weißen Rassen in Südafrika bedeute, loszumachen sich bestrebe". England verlangt für die Ausländer solch eine wesentliche und unmittelbare Vertretung im Volksraad, damit sie im stande wären, sich selbst eine völlig gerechte Behandlung zu sichern, welche ihnen 1881 und 1884 in aller Form versprochen war und welche die Königin ihnen sicherzustellen beabsichtigte, als sie das Privilegium der Selbstverwaltung gewährte. Anlaß hierzu gab ihm eine von 21 000 britischen Unterthanen in Transvaal unterzeichnete Petition an die Königin von England. Darin wird heftige Klage geführt über ihre Behandlung durch die Buren: Präsident Krüger habe nach dem Einfalle Jamesons gewisse Versprechungen gemacht, aber keine einzige derselben erfüllt; durch das schroffe und feindselige Verhalten Transvaals sei ihnen die Erörterung ihrer Beschwerden unmöglich gemacht, und

daher bitten sie die Königin, ihren Schutz auf sie auszudehnen, eine Untersuchung über ihre Beschwerden zu veranlassen und eine Behebung der Mißstände herbeizuführen.

Diese Frage verdient eine nähere Beleuchtung. Vor allem müssen wir zwei Sätze aufstellen. Es ist die Pflicht eines jeden Staates, nicht allein die Interessen seiner innerhalb der Grenzpfähle des Vaterlandes wohnenden Bürger im Auge zu behalten, sondern auch für das Wohl derjenigen Staatsangehörigen Sorge zu tragen, welche sich vorübergehend oder dauernd in einem fremden Lande aufhalten; er muß ihnen beistehen, wo die Erfüllung ihrer berechtigten Forderungen über ihre Kräfte geht. Damit ist dem Staate jedoch keine Befugnis in den Fragen des inneren Staatslebens, der Staatsverfassung und Staatsverwaltung des andern Volkes eingeräumt. Transvaal ist aber nach der Konvention von 1884 in seiner inneren Verwaltung frei, und es ist demnach eine irrige Auffassung von der Stellung und Aufgabe Englands der Republik gegenüber, wenn Chamberlain von Vorrechten der englischen Krone spricht und sich berechtigt glaubt, in das durch den Mangel an politischer Einsicht unter Uitlanders und Buren hervorgerufene Gewirre ausgleichend einzutreten und den Interessenkampf zwischen beiden Parteien zu schlichten.

Als zweiter Grundsatz muß bei allen Völkern gelten, daß jeder Regierung das Recht zusteht, nach eigenem Ermessen sich über die Berechtigung oder Unzulässigkeit der Forderungen der fremden Einwanderer auszusprechen, und besonders diejenigen von einflußreichen Stellen fernzuhalten, welche nicht gebührende Gewähr leisten, die Regierung zu unterstützen und das Staatswohl zu fördern; denn auch ein Staat darf nicht Selbstmord begehen.

Es ist bereits weiter oben ausgeführt worden, daß nach Auffassung der Transvaaler seit dem Vertrag von 1884 eine englische Oberhoheit nicht mehr besteht, soweit die inneren Angelegenheiten in Betracht kommen, sondern daß die Republik nur verpflichtet ist, Verträge mit fremden Staaten der Genehmigung Englands zu unterbreiten. Der britische Prediger Faure, der bei den Londoner Verhandlungen zwischen Großbritannien und Transvaal im Jahre 1883 als Dolmetsch diente, hat neuerdings wieder dafür Zeugnis abgelegt, daß der Vertrag die Aufhebung der Kontrolle Englands über die inneren Angelegenheiten in sich schließen sollte, wenn auch ein bezüglicher Paragraph in die Konvention nicht aufgenommen wurde. Die Gewährung der Selbständigkeit Transvaals war nicht so sehr ein Geschenk Englands, als der Preis für den blutigen Kampf, den die Transvaaler im Jahre 1881 um ihre geraubte Freiheit kämpften. Hätte England in den Friedensverhandlungen sich noch ein Hoheitsrecht in der inneren Politik vorbehalten, dann wäre der Kampf sofort wieder aufgenommen worden. England verstand es und schwieg, und sein Schweigen bedeutete in diesem ernsten,

feierlichen Moment eine Preisgabe aller nicht vorbehaltenen Rechte. Frei und doch gebunden sein, das ist eine Chimäre, und jedes Chikanenwesen steht einer großen Nation, die noch Wert auf Würde und Selbstachtung legt, nicht an.

Nach der Konvention von 1881 und 1884 ist der Republik Transvaal die innere Unabhängigkeit von England gewährt worden auf das Versprechen hin, den Weißen jeder Nationalität gleiche Behandlung angedeihen zu lassen. Transvaal besitzt die innere Unabhängigkeit und hat somit das alleinige Recht, dieselbe zu wahren, England bloß die Zusicherung, daß die Weißen gleich gut behandelt werden, insofern die innere Verwaltung darunter nicht leidet. England kann nur dann Beschwerde führen, wenn unleugbare Thatsachen von widerrechtlicher Bedrückung vorliegen und der Volksraad sich energisch gegen Einsicht und Abhilfe der Mißverhältnisse stemmt. Wo Ungewißheit ist, müßte das Schiedsgericht eines andern eingreifen, damit die Rechte und die Würde eines jeden Teiles gewahrt bleiben.

Vorerst muß festgestellt werden, daß die englischen Blätter ein völlig falsches Bild von der Lage der Uitlanders entwarfen, indem sie dieselbe als eine unerträgliche, unmögliche und zumal für die Unterthanen der großen englischen Monarchie unwürdige hinstellten. Durch diese künstlich hervorgehobenen Schreckbilder sollte das Volk den Eindruck gewinnen, als ob das freche Lamm dem hochherzigen Wolfe das Wasser trübe. Die Uitlanders weisen darauf hin, daß der Reichtum in Transvaal, die Bergwerke und Minen, durch fremde Arbeit, durch fremdes Kapital entstanden seien. Die Regierung müsse deshalb mehr Rücksicht auf sie nehmen und sie nicht überbürden.

Von Überbürdung kann in keinem Falle die Rede sein. In einer Versammlung der Aktionäre der Consolidated Gold Fields Company of South Africa am 14. November 1899 erklärte der Vorsitzende, Lord Harris, daß die Gesellschaft in dem letzten Jahre mit einem Kapital von 2 177 000 Pfd. St. nicht weniger als 1 006 000 Pfd. St. profitiert habe. Und ein Ingenieur der Gesellschaft, John Hays Hammond, sagte, nach dem Kriege würde sich der Gewinn auf 2 199 000 Pfd. St. erhöhen. Wo so hohe Dividenden ausgezahlt werden, da spreche man nicht mehr von Ausbeutung. Die Aktionäre sind unzufrieden mit den staatlichen Einrichtungen, die sie hindern, noch größeren Gewinn zu erzielen, sie wollen mehr Kaffern, die billiger arbeiten, wollen Zwang auf sie ausüben: das allein ist des Pudels Kern.

Andere „Paritäts-Querelen“ der Ausländer lauten dahin, daß sie nicht gleichvollberechtigte Burghers seien und in der Verwaltung des Landes kein Wörtchen mitsprechen dürften. Das ist ja alles gut und recht, aber man muß auch Krüger, der nicht unter die Zwingherrschaft der Engländer kommen wollte, beistimmen, wenn er forderte, daß die Ausländer ihre englische Nationalität sowie alle Verbindung mit Jameson und Genossen auf-

geben und zuvor eine kleine Probezeit durchmachen sollten, damit die Regierung sich der redlichen und ehrlichen Gesinnung der neu aufzunehmenden Bürger vergewissere.

Die vielfach vorgebrachte Anschuldigung über Korruption in den verschiedenen Zweigen der inneren Verwaltung braucht nicht so tragisch genommen zu werden. Wo ist die Regierung, mag es auch die bestorganisierte sein, die nicht ihre Mängel hätte? Man sagt, England bekämpfe nur eine „korrupte Oligarchie"; eine kräftige, breite Woge von politischem und wirtschaftlichem Fortschritt, von Zivilisation müsse die morschen Dämme der transvaalschen Regierung wegspülen; die Burenvertreter seien politisch, rechtlich und intellektuell zurück, es seien feile Sklavenseelen — ja das alles sind Worte, das sind schwere Verleumdungen, solange nicht der Beweis dafür erbracht ist. Wer sind die bestechlichen, die bestochenen Beamten? Wer bestach sie denn? Die Männer, die nachher an der Spitze ihrer Mitbürger marschierten, lange Monate alle Anstrengungen eines wechselvollen Krieges ertrugen, zu allen Opfern bereit waren, die lieber mit dem sinkenden Staatsschiffe untergehen wollten, als das Leben mit Schimpf zu tragen — diese edelsten Söhne der Menschheit sollten Sklavenseelen sein? Nein, gewiß nicht!

Gegen die auf ein Eingreifen Englands hinzielende Bewegung unter den englischen Uitlanders wurde eine andere Adresse an die Transvaalregierung gerichtet, die noch mehr Unterschriften als jene hat und feststellt, daß die englische Petition von Kapitalisten und nicht vom Publikum herrühre. Sie berichtigt überdies verschiedene falsche Behauptungen zu Ungunsten Krügers und erklärt sich durchaus zufrieden mit der transvaalschen Regierung. Als nachher der Krieg ausbrach, griffen die meisten Ausländer zu den Waffen.

Der Volksraad bezeichnete es als eine Auslieferung und Preisgabe des Landes an England, wenn er den Uitlanders durch Gewährung des von ihnen verlangten Wahlrechts einen Einfluß auf die politische Leitung gestatten würde. Nur Krüger, als umsichtiger und weitblickender Staatsmann, erkannte die Gefahr, die seinem Lande drohte. „Was geschehen muß, muß doch geschehen, ob wir wollen oder nicht", erwiderte er allen, die den Bogen zu straff spannen wollten und immer das Wort Aut Caesar, aut nihil im Munde führten. Die „Kompromißmacherei" war in diesem Falle eine sehr kluge Politik. Durch fortgesetztes Drängen erreichte der Präsident vom eigensinnigen Volksraad, daß die Ausländer das Wahlrecht unter minder schwierigen Bedingungen erreichen konnten. In einem Punkte aber war er mit allen einig: den Drohungen der Jingo-Minorität gegenüber keinerlei Einmischung Englands in die inneren Angelegenheiten des Staates zu dulden, solange nicht bewiesen sei, daß Transvaal die Konvention gebrochen habe. Als Gegenbürgschaft verlangte Krüger die Entscheidung ein-

zelner schwebenden Streitfragen durch ein unabhängiges Schiedsgericht, ganz besonders wo Streitigkeiten zwischen London und Pretoria über das beiderseitige staatsvertragliche Verhältnis entstanden seien.

Solange das englische Ministerium auf dem Rechtsboden der Konvention blieb, mochte der neutrale Zuschauer, unbeirrt von Sympathien für das wackere Volk der Buren, dem Vorgehen Englands einen Berechtigungsgrund unterschieben. Sobald aber England in machiavellistischer Weise von seiner Vorherrschaft in Südafrika spricht, ändert sich das Urteil, denn dann verläßt es den Rechtsboden und begiebt sich auf das Feld der Gewalt.

Die Staatspolitiker kennen vielfach keine feststehenden, von der Vernunft und dem sittlichen Bewußtsein vorgeschriebenen unabänderlichen Grundsätze. Das Recht wechsle stets mit dem Fortschritt eines Volkes und sei nichts anderes als das Sicherungsgesetz der jeweiligen Machtverhältnisse eines Landes; alles Recht fließe aus dem Staate selbst. Wir stehen selbstverständlich nicht auf diesem Standpunkt. Chamberlain sagt: „Das Schauspiel, daß sich die Uitlanders vergebens an England um Hilfe wenden, untergrabe den Einfluß und das Ansehen Englands in Südafrika, und das Burenelement würde es als einen moralischen Sieg über die Briten ausdeuten. England will die Vorherrschaft in Südafrika behaupten und geht darum nicht zurück.“ Erwähnenswert sind noch die Worte Salisburys: „Ich protestiere gegen die Annahme, daß man auf solche Konventionen (von 1881 und 1884) unter allen Umständen zurückgreifen müsse.“ Hier ändert sich die ganze Sachlage der südafrikanischen Frage.

Man könnte das energische Eingreifen Englands recht wohl verstehen, wenn Transvaal im stillen gegen England operiert, den Boden unsicher gemacht und eine Revolution der Buren Südafrikas gegen alle Briten vorbereitet hätte. Aber welches Wort hat man vernommen und welche That entdeckt, die zu dieser Annahme berechtigen? Daß die Transvaaler dem bösen Willen Chamberlains Widerstand entgegensetzten, durch ihre begeisterte Vaterlandsliebe ein Bollwerk gegen englische Übergriffe und Intriguen und einen festen Wall für die Selbständigkeit der Republik errichteten, wer wagt ihnen hieraus einen Vorwurf zu machen? Dies war geradezu ihr Recht und ihre Pflicht. Jemand zur Ungerechtigkeit und in den Wahnsinn treiben und ihn dann einsperren, das ist ein Verbrechen; aber noch größer und himmelschreiender ist die Sünde, wenn der Unterdrückte in den Grenzen der Gerechtigkeit und Schicklichkeit bleibt und dennoch vernichtet werden soll. Nicht die transvaalsche Regierung bildete das eiternde Geschwür, das die ganze Atmosphäre Südafrikas vergiftete, wie der Kolonialminister sich allzu drastisch ausdrückte, sondern die unredliche Gesinnung vieler Ausländer; nicht Krüger pflanzte das Mißtrauen in die Herzen der Kap- und Natalburen, sondern Englands drohende Haltung gegen eine freie Republik; nicht

Ländergier und Eroberungssucht drückten dem kleinen Burenhäuflein die Waffen in die Hand, sondern der unversöhnliche Haß der Londoner Börsenspekulanten. Die Buren wollten keinen Kampf, sie befolgten nur den Rat des Sprichworts: „Willst du Frieden haben, so rüste zum Krieg.“ Und dann war es kein Rüsten verbunden mit unüberwindlichem Grolle, der weisen und friedlichen Gegenvorstellungen unzugänglich gewesen wäre; vielmehr sprach Transvaal es offen aus und zeigte auch in den Verhandlungen, daß es rein und einfach in irenischem Geiste den Frieden suchte und ihn auf fester Grundlage aufbauen wollte. Doch verfolgen wir einen Augenblick diese Verhandlungen zwischen Transvaal und England.

Die Regelung des von den Ausländern beanspruchten Wahlrechtes bildete den Hauptgegenstand der während des Jahres 1899 zwischen Transvaal und England gepflogenen Verhandlungen. Der Ton, der dabei herrschte, war nicht mehr so ruhig, weil andere Fragen, die mehr Begleiterscheinungen zu der großen Angelegenheit sind, hüben und drüben verstimmt hatten. So erhob Chamberlain gegen die Verlängerung des Dynamitmonopols, welche eine Verletzung des Londoner Vertrags bedeute, und gegen die Verzögerung der Aufhebung des Monopols Einspruch, erhielt aber von der südafrikanischen Republik eine kategorisch verneinende Antwort. Ferner hatte der Kolonialminister die von Transvaal verlangte Entschädigung für den Jamesonschen Einfall — 1 Million Pfd. St. Entschädigung für moralischen oder intellektuellen Schaden und 600 000 Pfd. St. als Ersatz materiellen Schadens — mit dem Bemerken zurückgewiesen, daß er einen Anspruch auf Ersatz für moralischen und intellektuellen Schaden der Chartered Company nicht übermitteln könne, da er der Ansicht sei, daß diese Gesellschaft nur dazu angehalten werden könne, wirklich erlittenen pekuniären Schaden zu ersetzen. Aber auch der Anschlag materiellen Schadens wurde kritisiert und als übertrieben hingestellt. Außerdem war der Preßfeldzug in England geeignet, die Buren zu erbittern.

Diese seit Beginn des Jahres 1899 aufziehenden Sturmvögel waren für den Präsidenten Krüger und den Volksraad eine Mahnung, sich eingehender mit den Beschwerden der Ausländer zu befassen und den wirklich bestehenden Mißständen abzuhelfen. Die vielleicht etwas schroffe Haltung, die der Burenraad bisher angenommen hatte, machte erfreulicherweise einem irenischen Geiste und dem ernsten Bestreben, Verständigung zwischen Buren und Briten herbeizuführen, Platz. Ein gut Maß redlichen Willens zeigte Präsident Krüger, als er die mündliche Verhandlung zwischen ihm und Milner, dem Gouverneur der Kapkolonie, annahm und auf alle Fragen, die nicht die inneren Angelegenheiten Transvaals berührten, einging. Diese mündliche Beratung fand zu Bloemfontein vom 1. bis 5. Juni statt.

Milner schlug vor: 1. Alle Ausländer sollten nach fünfjährigem Aufenthalt in Transvaal nach bloßer Ablegung des Bürgereides das volle

Bürgerrecht erhalten, und diese Bestimmung solle rückwirkende Kraft haben. 2. Dem Randgebiete sollten eine angemessene Anzahl Sitze (sieben) in der Volksvertretung zugewiesen werden. Krügers Vorschläge waren folgenden Inhalts. Die Ausländer, die im Lande schon vor 1890 gewohnt haben, sollen naturalisiert werden und das Wahlrecht 5 Jahre später erhalten. Während des Zeitraumes, der sich von dem Augenblick der Naturalisierung bis zur Erlangung des Wahlrechtes erstreckt, würden die Ausländer ihre jetzige Nationalität aufzugeben haben und keine Bürgerrechte in Transvaal besitzen. Als Bedingung forderte man, daß sie erstens wirkliches Eigentum im Werte von wenigstens 3000 Mark nachweisen, respektive über ein Einkommen von mindestens 4000 Mark im Jahre verfügten und in ihrer Heimat sich im Genusse der bürgerlichen Ehrenrechte befunden hätten. Ferner wäre die Zweidrittelmehrheit des Raads zur Zulassung eines Ausländers zum vollen Wahlrecht notwendig. Endlich würden die Minendistrikte in der Volksvertretung von 31 Sitzen 5 erhalten. Diese Zugeständnisse machte Krüger indes davon abhängig, daß England auf sein angebliches Suzeränitätsrecht verzichte und darein einwillige, alle Streitfragen zwischen den beiden Staaten künftig einem Schiedsgerichte zu unterbreiten. Milner sah diese Vorschläge Krügers als völlig unzureichend an und teilte mit, daß die britische Regierung nicht die Eingriffe irgend einer fremden Macht in die Streitigkeit zwischen den beiden Staaten gestaaten würde.

Der Volksraad billigte nicht nur die Vorschläge des Präsidenten, sondern ging sogar noch weiter in Zugeständnissen, um in England einen günstigen Eindruck zu machen: 1. Der Betrag des geforderten Einkommens wurde auf 2000 Mark herabgesetzt; 2. die Forderung der nötigen Zustimmung der Zweidrittelmehrheit des Raads fiel; 3. die beabsichtigten Reformen sollten nicht von der Annahme des zukünftigen Schiedsgerichtes abhängig sein; 4. Bewilligung von 6 Sitzen im Volksraad.

In der Kapkolonie und den andern Ländern glaubte man allgemein, daß diese Zugeständnisse den englischen Kolonialminister befriedigen und die aufgetauchte Kriegsgefahr beschwören würden. Auch in England erklärten sich viele mit Krügers Reformen einverstanden und neigten zur Versöhnung. Doch war die Zahl der Blätter, die sich ärgerlich zeigten, viel zu groß, um die Friedenspartei aufkommen zu lassen. Das Organ des Kolonialministers, die „Birmingham Post", erging sich sogar in Drohungen. „Die Hilfsquellen der Diplomatie seien noch nicht erschöpft, aber Krüger und seine Ratgeber verständen vielleicht nicht, daß es der britischen Regierung ernst sei. Sollten die diplomatischen Versicherungen ihre Wirkung verfehlen, so dürfte die Festsetzung für die Gewährung des Minimums der britischen Forderungen, falls die Intervention durch Gewalt vermieden werden sollte, nötig werden. Rüstungen für diese letzte Aushilfe dürften als wünschenswert gelten, um

einen Irrtum über die englischen Absichten zu verhindern. Falls Transvaal seine bedingte Abhängigkeit bewahren wolle, müsse es ohne Verzug die geforderten Konzessionen machen." Auch Chamberlain glaubte in seiner jugendlich-stürmischen Art mit Drohungen die politischen Gegensätze zu überbrücken und bewies hierdurch, daß er niemals das Wort Napoleons I. beherzigt habe: der Staatsmann müsse geradeso wie jeder Obere viel Nachsicht haben.

Am 27. Juli kam im Volksraad ein neues Wahlgesetz zur Annahme. 1. Jeder männliche Ausländer, der das 16. Lebensjahr vollendet hat, kann naturalisiert werden, wenn er zwei Jahre in Transvaal gewohnt und keine entehrende Strafe erlitten hat; 2. das Wahlrecht wird nach fünfjährigem Aufenthalt im Lande erlangt. Diejenigen, welche vor Erlaß dieses Gesetzes in Transvaal gewohnt haben, können das volle Wahlrecht sieben Jahre nach ihrer Ankunft erlangen (also mit rückwirkender Kraft), vorausgesetzt, daß sie sich naturalisieren lassen. Die Bürger, die schon früher naturalisiert waren, können das volle Wahlrecht fünf Jahre nach ihrer Naturalisierung erlangen. Die in Transvaal geborenen Söhne von Uitlanders können mit vollendetem 16. Jahre naturalisiert werden und nach vier Jahren das volle Wahlrecht erlangen. Um jedoch die alten Burghers nicht der Vergewaltigung der neuen Wahlberechtigten (15 000) preiszugeben und um nicht des Erstickungstodes zu sterben, brachte Krüger eine neue Gesetzesvorlage ein, durch welche auch der Sitz der alteingesessenen Buren erhöht wurde.

Die Ausländer, die sich unter der Ägide Englands sicher fühlten, schraubten ihre Forderungen immer höher und verlangten: 1. vollständige Gleichstellung der englischen und holländischen Sprache als Landessprache; 2. Beseitigung der Befestigung von Johannesburg; 3. Abschaffung aller Staatsmonopole; 4. Selbstverwaltungsrecht für alle Städte über 1000 Einwohner; 5. Revision der Grundverfassung Transvaals bezüglich Erlangung des Bürgerrechtes und des Rechtes der Präsidentenwahl; 6. Umgestaltung der Zivilverwaltung und Entlassung der jetzigen korrupten Beamten unter Verbot ihrer Wiederwahl. Keck traten die neuen Bürger, die neuen Gesetzgeber auf und gaben der Welt das Schauspiel, daß Geldmänner und Banquiers keine Rücksicht, keine Skrupeln und auch keine Normen von ausgleichender Gerechtigkeit im Widerspiel politischer und materieller Interessen kennen.

In Europa und in der ganzen Welt riefen diese ungerechten Forderungen ebenso wie die von Salisbury und Chamberlain im Ober- und Unterhause Ende Juli gebrauchte Redewendung von der „Hand, die nicht eher wieder vom Pfluge genommen wird, als bis die britische Vorherrschaft über Transvaal gesichert ist", den entschiedensten Unwillen hervor.

Die Unterhandlungen zwischen England und Transvaal wurden indes nicht abgebrochen. Der Oranje-Freistaat und die Buren der Kapkolonie

stellten sich auf seiten der Transvaaler, erklärten die Reformen als genügend und befriedigend, rieten jedoch der Transvaaler Regierung, bei der unerschütterlichen Haltung Chamberlains noch weiterhin alles zu thun, was in ihrer Macht stehe, um den Frieden zu bewahren und mit friedlichen Mitteln zur Lösung der vorhandenen Meinungsverschiedenheiten beizutragen, vorausgesetzt, daß dies ohne Verletzung der Ehre und Unabhängigkeit des Burenstaates herbeigeführt werden könne. Der Freistaat that überdies in unzweideutiger Weise kund, daß er ehrlich und treu seinen Verpflichtungen gegenüber Transvaal, die sich aus dem politischen Bündnis zwischen den beiden Republiken ergeben, nachkommen werde, was auch immer geschehen möge.

Wie aus der Note Transvaals vom 16. September an England hervorgeht, brachte der englische Vertreter in Pretoria in Anregung, daß England als Gegengabe für ein weites und ehrliches Entgegenkommen Transvaals möglicherweise das vermeintliche Suzeränitätsrecht fallen lassen werde. Krüger handelte daraufhin im guten Glauben, als er am 19. August neue Vorschläge machte, die über die in Bloemfontein von Milner gemachten Forderungen weit hinausgingen. Sie lauten: Das volle Wahlrecht sollte nach fünfjährigem Aufenthalt mit rückwirkender Kraft bewilligt und ein Viertel aller Parlamentssitze den Ausländern eingeräumt werden, jedoch unter der Bedingung, daß England erkläre, fernerhin keine Suzeränitätsrechte mehr zu beanspruchen.

Die englische Antwort erfolgte erst am 28. August; die Vorschläge Krügers wurden angenommen, die Bedingung aber entschieden abgelehnt; zu gleicher Zeit geschah der Vorschlag eines Schiedsgerichtes über alle augenblicklichen und künftigen Streitfragen, dem eine Konferenz in Kapstadt noch vorangehen sollte.

Die Transvaaler sahen jetzt ein, daß alle bisherigen Verhandlungen gänzlich fruchtlos gewesen, da England immer auf die Suzeränitätsfrage zurückkam und so das vermeintliche Recht eines späteren gelegentlichen Eingreifens in Händen behielt. Das Verhalten des englischen Vertreters in Pretoria ist unqualifizierbar; entweder war er über die Absichten seiner Regierung nicht unterrichtet und handelte aus eigener Initiative, oder er wollte Transvaal eine Falle stellen. In beiden Fällen ist er dafür verantwortlich, daß er die Frage verwickelte und den Gegensatz noch verschärfte. Infolge dieser Haltung Englands zog auch Krüger seine Vorschläge zurück und sagte nur sein Erscheinen zur Konferenz zu, die jedoch nicht zu stande kam. Krüger mußte sich jetzt den Hohn gefallen lassen, daß Chamberlain in einer Note vom 12. September ihm vorhielt: die Vorlegung seiner (Krügers) Vorschläge deute darauf hin, daß die Republik selbst anerkennt, daß ihr früheres Anerbieten mit Vorteil erweitert werden könne, und daß dabei die Unabhängigkeit der Republik in keiner Weise verletzt würde. Die

Forderungen Chamberlains waren: 1. Erlangung des Bürgerrechtes durch die Ausländer nach fünf Jahren mit rückwirkender Kraft; 2. ein Viertel der Parlamentssitze für die Randvertreter; 3. Gleichstellung der alten und neuen Bürger; 4. Gleichberechtigung der eigenen Sprache der neuen Mitglieder mit der holländischen Sprache. Und dann hieß es weiter: die Annahme dieser Bedingungen durch die Regierung der Südafrikanischen Republik würde zunächst die Spannung zwischen beiden Regierungen beenden und würde aller Wahrscheinlichkeit (!) nach eine weitere Intervention von Ihrer Majestät Regierung unnötig machen.

Hierdurch war der Strick um den Nacken der freien Republik geschlungen; heute war sie geknebelt, morgen sollte sie vernichtet werden. Die Antwort Transvaals vom 16. September fiel negativ aus. Die Regierung von Transvaal halte ihre Zustimmung zu der vorgeschlagenen gemeinsamen Kommission aufrecht. Es müsse ein Mißverständnis sein, wenn England annehme, daß Transvaal bereit sei, die Vorschläge betreffend die Wahlrechtserteilung nach fünf Jahren und Einräumung von einem Viertel der Sitze an die Goldfelder dem Volksraad zur bedingungslosen Annahme vorzulegen. Die Regierung habe keinen Vorschlag betreffend den Gebrauch beider Sprachen in den Volksraaden gemacht, weil sie diese Maßnahme für unnötig und nicht wünschenswert halte. Die Regierung von Transvaal sei nicht abgeneigt, auf die vorgeschlagene Konferenz, getrennt von der gemeinsamen Kommission, einzugehen; doch erhebe sich eine Schwierigkeit, weil die Annahme des Vorschlages davon abhängig gemacht worden sei, daß die Transvaalregierung vorher Bedingungen annehme, welche sie dem Volksraade nicht unterbreiten könne. Die Regierung hege den begierigen Wunsch nach schiedsgerichtlicher Entscheidung und nehme solche freudig an, da sie fest entschlossen sei, die Bedingungen der Konvention von 1884 einzuhalten.

England würdigte diese Note erst am 22. einer unbestimmten Antwort, benutzte aber die Zwischenzeit, um die militärische Macht in Südafrika zu verstärken und sich auf den Krieg vorzubereiten. Es fehlte nur noch am richtigen Mut, gleich loszuschlagen, denn vor der ganzen Welt, die für Transvaal sich aussprach, wollte und durfte sich England nicht bloßstellen. Es war deshalb für das Burenvolk und auch für die Welt wie eine Erlösung, als Transvaal der für ersprießliche Verhandlungen aussichtslosen Zeit ein Ende machte und der mit fieberhafter Thätigkeit betriebenen Vollendung der englischen Rüstungen Einhalt gebot, indem es am 9. Oktober England ein Ultimatum stellte. In dieser Note wird verlangt: 1. daß alle zwischen England und Transvaal schwebenden streitigen Angelegenheiten durch Schiedsspruch oder auf andere freundschaftliche, zwischen England und Transvaal zu vereinbarende Weise geregelt werden; 2. daß die englischen Truppen sofort von den Grenzen Transvaals zurückgezogen werden; 3. daß alle englischen

Verstärkungstruppen aus Südafrika zurückgezogen werden. Die Regierung von Transvaal fordert dringend von der englischen Regierung eine sofortige zustimmende Antwort bezüglich der obigen Punkte, und zwar soll sie diese Antwort nicht später als Mittwoch, 11. Oktober, um 5 Uhr abends geben. In London hieß es: daß Transvaal das letzte Wort Großbritanniens nicht abgewartet und in seiner Anmaßung und Unverschämtheit dem souveränen Staate den Krieg erklärt habe. Da die zustimmende Antwort von England ausblieb, nahm der Krieg in der festgesetzten Frist seinen Anfang.

In der ganzen zivilisierten Welt erhob sich ein Schrei der Entrüstung gegen England, man begeisterte sich für die Buren und wünschte ihnen Glück und Sieg. Krüger war das Schiedsgericht verweigert worden, die öffentliche Meinung übernahm die Rolle des Richters und entschied zu Gunsten Transvaals. Mochte auch Salisbury im November 1899 über den Einfall spotten, daß „der Zweck des Krieges die Befriedigung der Gelüste habgieriger Lords sei, die das Gold und die Diamanten Transvaals begehrten; England als Ganzes würde keinen Vorteil von dem Besitz der Goldminen haben, ausgenommen insofern, als die Regierung durch England eine gute Regierung für die in jener Industrie Thätigen bringen würde; England suche keine Goldfelder, kein Gebiet, sondern es wünsche gleiche Rechte für alle Rassen, Sicherheit für die englischen Unterthanen und das Reich" — die Welt hielt ihm entgegen, daß sie die Botschaft wohl höre, ihr aber der Glaube daran fehle. Ein Engländer hatte es herausgefühlt, als er schrieb: „Die gebildete Menschheit, die in ihren Jugendjahren das Herz schwellen fühlte bei der Erzählung von den tapfern Dreihundert von Thermopylä, kann nicht gefühllos bleiben, wenn sie dies einfache Landvolk durch die Bergpässe ziehen sieht, um den blutigen Tod auf dem Schlachtfelde zu finden, wohlgemut hinsterbend, wenn es nur durch seinen Tod das Vaterland vom britischen Joche befreit."

In England konnten sich viele Kreise mit dem trotzigen Säbelgerassel und den hochgeschraubten Forderungen Chamberlains nicht einverstanden erklären. So stolz und selbstbewußt das englische Volk im Hinblick auf seine weltumspannende Macht auch ist, besitzt es doch Ehrgefühl und Edelmut genug, um nicht einen ungerechten Krieg vom Zaune zu brechen. Indes verstanden es die Finanzmänner, dem Ganzen den Schein der Gerechtigkeit zu geben, und führte die Presse die Geister irre. Es liegt nun einmal im Charakter eines jeden Volkes, daß es schon beim bloßen Schatten eines Angriffes auf die nationale Ehre in Harnisch gerät, in der Aufregung aber jeder kühlen Erwägung unfähig ist und blindlings seinen Führern vertraut. Die Opposition in England unterlag, gerade wie vor 100 Jahren der größte englische Staatsmann, Lord of Chatham, trotz seiner überwältigenden Beredsamkeit nicht siegte, als er gegen den Krieg mit Amerika Verwahrung einlegte. Die Worte, die der Lord damals sprach, passen ganz auf die Frage,

die uns beschäftigt; einige Sätze wollen wir citieren: „Die Amerikaner, welche für ihre Rechte gegen willkürliche Erpressungen sich verteidigen, liebe und bewundere ich; es ist der Kampf freier und tugendhafter Patrioten. Daß sie völlige Unabhängigkeit und Lostrennung von England erstreiten wollen, dazu kann ich ihnen als Engländer kein Glück wünschen. Denn in einer gebührenden Unterordnung besteht das gegenseitige Glück und Gedeihen Englands und Amerikas." Wie erst die Nachwelt der Weisheit dieser Politik gerecht wurde, so wird später das englische Volk auch das Verbrechen ihres Kolonialministers erkennen, der wahrlich nicht wagen darf, sich in Charakter und Begabung mit dem großen Pitt zu messen.

Die Buren schritten gegen den unversöhnlichen Feind, der ihnen die Freiheit rauben wollte, in einheitlich geschlossener Masse, erfüllt mit Starkmut und Begeisterung. Der Mann ließ die Pflugschar stehen, hängte sich den Patronengurt um und faßte sein sicheres Gewehr; die Besorgung der Farm überließ er seiner verständnisvollen Frau und den erwachsenen Töchtern. Denn auch der Jüngling, dem kaum der erste zarte Flaum Kinn und Wange beschattete, schloß sich dem Vater an, und der Greis fühlte den Arm noch stark und das Auge hell genug, weil er sich sagte, daß er zu lang gelebt hätte, wenn er den Untergang seines Landes überlebte. Diese wackern Krieger verkannten keineswegs den Ernst des gewaltigen Ringens mit einer Großmacht, aber alle Kräfte waren geweckt und angespornt, ihr Schlachtruf war der Ruf ihres Präsidenten: „Besser ohne Leben als ohne Land", ihre Hoffnung und ihr Vertrauen das andere Wort ihres Oom: „Fürchten wir nicht, denn der Herr ist der letzte Richter, er wird entscheiden."

Vom 12. Oktober bis zum 15. Dezember dauerte die erfolgreiche Offensive der Buren im nördlichen Natal. Die Schlachten bei Glencoe, Dundee und Nicholsons Nek sind unangenehme Erinnerungen für England; der Verlust an Offizieren, Mannschaften und Ausrüstungsgegenständen war groß. Geringe Entschädigung brachte der Erfolg bei Elandslaagte. Diese erste Campagne endete mit der Einschließung von 12000 Engländern in Ladysmith (Bild 96). General Buller will mit 30000 Mann der bedrängten Stadt zu Hilfe kommen, vermag indes die nur wenige Tausende zählenden Buren, die sich auf den Ladysmith einschließenden Hügeln verschanzt hatten, nicht zu vertreiben; am 15. Dezember verliert er sogar eine Anzahl Kanonen. Lord Methuen marschierte auf Kimberley, das gleichfalls von den Buren eingeschlossen ist; die „siegreichen" Gefechte bei Belmont, Graspan und Modderriver kosteten ihm ungeheuer viel Mannschaften. Auch im nördlichen Kapland bringen die Buren den Engländern bei Stormberg und Rendsburg derbe Schlappen bei.

Während der englische Oberbefehlshaber Lord Roberts mit seinem Generalstabschef Lord Kitchener in Kapstadt über eine neue Kriegführung

berät und die mit jeder Woche neu eintreffenden Truppenteile um sich vereinigt, versucht Buller das erschöpfte Ladysmith durch Umgehung der Flanken des Feindes zu befreien. Aber er erlitt die Niederlage auf dem Hügel Spionskop (24. und 25. Januar 1900), wo allein an 800 Tote blieben; ebenso kläglich fielen seine folgenden Durchbruchsversuche aus, bis endlich am 28. Februar, wegen der für die Buren ungünstigen Wendung des Kriegsglückes auf dem westlichen Schauplatz, die Belagerung von den Buren aufgegeben wurde und sie unter glänzender Deckung ihrer Rückwärtsbewegungen sich nach dem Freistaate und den Biggardsbergen im nördlichen Natal zurückzogen.

Der Burengeneral Cronje hatte zwischen Kimberley und der englischen Armee feste Stellung genommen. Auf einen Frontangriff von einer Armee von 50000 Mann hinlänglich gerüstet, konnte er nicht verhindern, daß der englische Reitergeneral French im Osten ihn umging und in kühnem Ritt in Kimberley eindrang. Cronjes Stellung war unhaltbar geworden. Mit bewunderungswertem Geschick verstand er es, mit einem Teile der Armee den Rückzug nach Osten anzutreten, während ein anderer Teil nach Norden entkam. Roberts verfolgte mit Aufgebot aller Kräfte den beinahe entschlüpfenden Feind und holte Cronje bei Paardeberg ein, wo dieser in eine Mulde des Modderriver gedrängt wurde. In verzweiflungsvollem Kampfe hielt sich Cronje mehrere Tage gegen die ungeheure englische Truppenmacht und ergab sich mit seinen 4000 Getreuen nicht eher, als bis 100 feindliche Feuerschlünde seine Position unhaltbar gemacht hatten. Roberts verfolgte seinen Weg nach Bloemfontein, wo er nach kurzem Kampfe am 13. März einzog. Während er hier den erschöpften Mannschaften und Tieren wochenlange Ruhe gönnt, muß er sehen, wie der geniale Burenführer Dewet den Anfang des Guerillakrieges beginnt und dem Sieger rasch aufeinander empfindliche Verluste beibringt. Am 24. Mai überschreiten die Engländer den Vaal, am 30. Mai übergiebt sich Johannesburg und am 5. Juni wird Pretoria genommen. Inzwischen war die von den Buren belagerte Stadt Mafeking entsetzt worden.

Die Hauptstädte der beiden Republiken waren genommen, aber die Buren waren nicht besiegt, und kein entscheidender Schlag war gethan. Im Freistaate operierte Dewet, dessen Ruhmesstern immer höher stieg, in Transvaal hielten die ausgezeichneten Generale Botha und Delarey die Engländer in ständiger Aufregung. Die Proklamationen Roberts', durch welche der Freistaat (28. Mai) und Transvaal (3. September) annektiert wurden, machten auf die Buren keinen Eindruck. Große Schlachten blieben auch jetzt aus. Es wäre eine lange Reihe von Namen, wollten wir die Schachzüge der beiden Partner erwähnen. Monate vergingen, und niemand konnte sagen, welche Farbe schlecht stehe oder wer gewinnen würde.

Der Geschichtschreiber des Krieges kommt vorläufig nicht zu seinem Rechte. Später, wenn beide Parteien reden können, werden die Dinge in das volle Licht des klar erkannten Zusammenhanges treten und dürfen wir die Lösung vieler Rätsel erwarten.

* * *

Der Bur zeigte sich im Verlaufe des ganzen Krieges nicht als gedrillten Soldaten, wohl aber als tüchtigen Jäger. Viele vermißten an ihm das wildstürmische, feurige Wesen eines wahren Freiheitskämpfers, der mit dem Bajonett den Feind aufspießt; im Gegensatz fanden andere, daß seine Kriegsführung die einzig richtige sei. Die Buren tragen ungern ihre Haut zum Markte, sie opfern nicht unnütz ihr Leben, weil sie keine Reserve haben. In den europäischen Militärkreisen war man vielfach enttäuscht, daß die

Bild 96. Ladysmith.

englische Artillerie zu durchschlagenden Erfolgen wenig beigetragen, zumal nach den glänzenden Erfolgen der deutschen Artillerie in den Jahren 1870/71 man sich den kühnsten Träumen von der unwiderstehlichen Gewalt der Kanonen hingegeben hatte. Die Burenartillerie war noch in den ersten Anfängen begriffen, und wenn auch europäische Offiziere sie befehligten, so blieb doch die Zahl der erprobten Schützen eine verhältnismäßig sehr geringe (Bild 97). Die Zahl der Batterien aber war den englischen gegenüber eine geradezu unbedeutende. In der Schlacht bei Graspan standen auf Burenseite drei Geschütze gegen drei englische Batterien, und in der Schlacht am Modderriver brachten die Buren nur fünf Geschütze gegen vier englische Batterien ins Gefecht. Die Buren suchten vor allem eine gute Position hinter natürlichen und geschaffenen Verschanzungen, hinter Felswällen; die ruhige und feste Hand hielt das Gewehr neuesten Modells, und das scharfe, geübte Auge wählte sich den Mann. Bevor die Engländer genau wußten, wo der Feind stand, und während sie sich

zum entscheidenden Angriffe rüsteten, sprühten die Burenflinten schon Tod und Verderben. Einen Frontangriff haben die Engländer, obgleich in überwältigender Stärke, stets vermieden; sie schlugen und drängten sie nur zurück durch Umgehung der Flanken, wodurch aber an die Mannschaft und die Pferde die größten Anforderungen gestellt wurden, die sich immer bitter rächten.

Wenn die Buren es über sich gebracht hätten, vor dem Kriege längere Zeit in die Schule der europäischen Offiziere zu gehen; wenn sie die Fremdenlegion, die sich beim Ausbruch der Feindseligkeiten ihnen zur Verfügung stellte, unterstützt, durch Versprechungen und Belohnungen ermutigt und besser organisiert hätten; wenn Buren und Ausländer in treuer Waffenbrüderschaft Schulter an Schulter gestanden wären: dann hätten sie nach der Meinung großer Strategen eine unbesiegbare Phalanx gebildet, und die Engländer hätten sie aus den Bergen und Engpässen, die zu dem Lande führen, nie und nimmer vertrieben. Franzosen und Deutsche, die als Augenzeugen und meistens als Mithandelnde auf der Seite der Buren den großen Freiheitskampf durchlebt und durchlitten haben, üben in den von ihnen veröffentlichten Skizzen bei voller Anerkennung vieles Guten eine scharfe Kritik an der Kriegführung ihrer Freunde, sprechen von Zerfahrenheit, Nachlässigkeit und Unfähigkeit einiger Burenführer, von dem Elend einer mangelhaften Organisation, dem Jammer einer ungenügenden Disziplin, von dem unüberwindlichen Mißtrauen gegen die Fremdenlegion und von der Trägheit oder wenigstens der unverzeihlichen Schlaffheit einzelner oder ganzer Kommandos in entscheidenden Schlachten. Wer den Burencharakter kennt, wird diese Kritik nicht als unberechtigt zurückweisen. So sehr man aber auch die Schwächen und Mängel ihrer Kriegführung hervorheben muß, wird doch der Freiheitskampf der Buren seinen Strahlenglanz nicht verlieren, solange die Frage gestellt werden kann: „Wie war es denn möglich, daß der Zwerg den Riesen so zäh und so lange in seinem Marsche aufhielt, ihm ganz gewaltige Steinblöcke in den Weg warf, so daß dieser stolperte und sich die Nase des öfteren blutig fiel.

Lord Roberts (Bild 98) gesteht selbst: „Mit den organisierten Truppen des Feindes fertig zu werden, war eine verhältnismäßig leichte Aufgabe. Die südafrikanische Frage ist erst dadurch verwickelt geworden, daß sich einige der Burenführer zur Fortsetzung des Kampfes in Gestalt eines Guerillakrieges entschlossen. Die Beschaffenheit des Landes ermöglicht es dem Feinde, mit Leichtigkeit Kanonen, Gewehre und Munition versteckt zu halten, wodurch das Problem ein besonders schwieriges wird. Zu seiner Lösung gehört neben Zeit auch Geduld." Diesem fügt der britische General Hunter folgendes hinzu: „Die Lokalkenntnis des Feindes, seine Kenntnis von drei Sprachen gegenüber der von unsern Offizieren beherrschten einen, die Unter-

stützung in Bezug auf die Mitteilung von gewichtigen Neuigkeiten von seiten seiner Landsleute, das Fehlen von Uniformen bei den Burenkommandos, der Wechsel vom friedlichen Farmer (bei der Anwesenheit unserer Truppen in jenen Gebieten) zum aktiven Feinde (nach deren Abzuge), die zähe Ausdauer und physische Stärke des Feindes, seine anerkannte Bedürfnislosigkeit betreffs der Ernährung, seine Erfahrung mit zudem an das Gelände gewöhnten Pferden, seine Kenntnis im südafrikanischen Transportwesen: das sind bedeutende Vorzüge, die der Bur in diesem Kriege uns gegenüber besitzt."

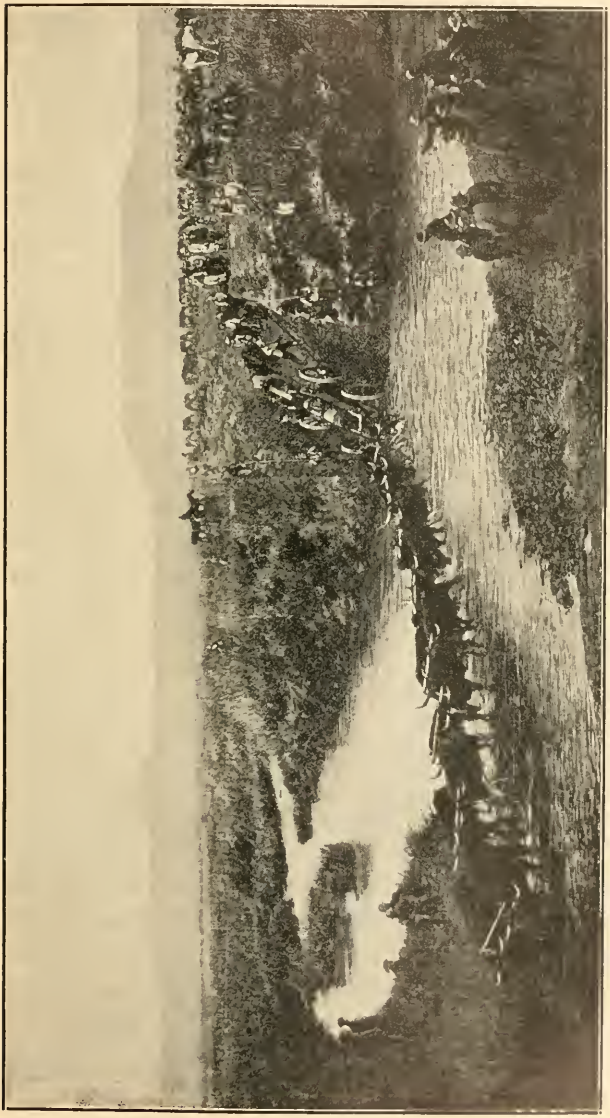

Bild 97. Burenbatterie, den Klip River passierend.

Der außerordentlich begabte und in jeder Hinsicht tüchtige Burenführer Dewet (Bild 99) herrschte mit seinen wenigen Tausenden im östlichen bergigen Teil des Oranje-Freistaates ein ganzes Jahr gleichwie ein Herrscher in seinem Reiche. Es hatte den Anschein, als ob die Engländer sich gar nicht vom Staunen erholen könnten, daß Dewet, obgleich von Truppen

umringt, sich so wohl und sicher fühlte. Bald war er hier, bald dort, an allen Ecken und Enden, den Feind beunruhigend, den englischen Generalen, die ihn in toller Jagd verfolgten, stets entschlüpfend. Sehr oft giebt er ihnen noch einen unfreundlichen Denkzettel mit auf den Weg, zerstört die Eisenbahnlinie und bringt die Proviantmeister der englischen Armee in Sorge, verzettelt die englischen Kräfte, um den andern Buren Luft zu machen oder ihnen zu einem Siege zu verhelfen, kurz, der militärische Charakter des „schwarzen Christian" war mitunter so ausgelassen heiter und die Situation des ihm „auf den Fersen folgenden" englischen Generals derart tragikomisch, daß die Welt gleichwie in einem humoristischen Theater den Schluß eines jeden Aufzuges mit stürmischem Applaus begleitete.

Bild 98. Lord Roberts.

Man versteht dann auch die üble Laune des englischen Oberbefehlshabers, wenn er diese unermüdlich kämpfenden Buren „Marodeure" nannte. Ein siegreicher General ist nun einmal ein empfindliches Menschenkind, das nicht verträgt, daß seine schwer erkämpfte Errungenschaft in Frage gestellt werde. Die Bezeichnung Marodeure war eine verfehlte, falsche und ungerechte, denn die beiden Burenrepubliken hatten keineswegs sich ergeben, und die Staatsoberhäupter kämpfen noch an der Spitze ihrer Unterthanen. Wie England wohl seinen wackern „Tommy Atkins" gepriesen und auf den Schild gehoben hätte, wenn er, von den Buren in die Enge getrieben, den Guerillakrieg bis zum äußersten Ende fortsetzen würde! Den Guerillakrieg, die eigentliche Kriegführung der Buren, muß sich jeder gefallen lassen, der mit ihnen Streit anfängt (Bild 100).

Bild 99. Christian Dewet.

Mit der Ankunft Lord Roberts' und Kitcheners, der besten Generale Britanniens, trat für die Engländer eine sichtbare Wendung zum Besseren

ein. Roberts hatte allerdings größere Macht in seinen Händen, um einen entscheidenden Schlag zu thun und siegreiche Schlachten zu schlagen, aber es war und blieb doch eine gewaltige Aufgabe, in diesem so großen Lande sicher voranzuschreiten, ohne den Rückhalt mit Kapstadt und dem Meere zu

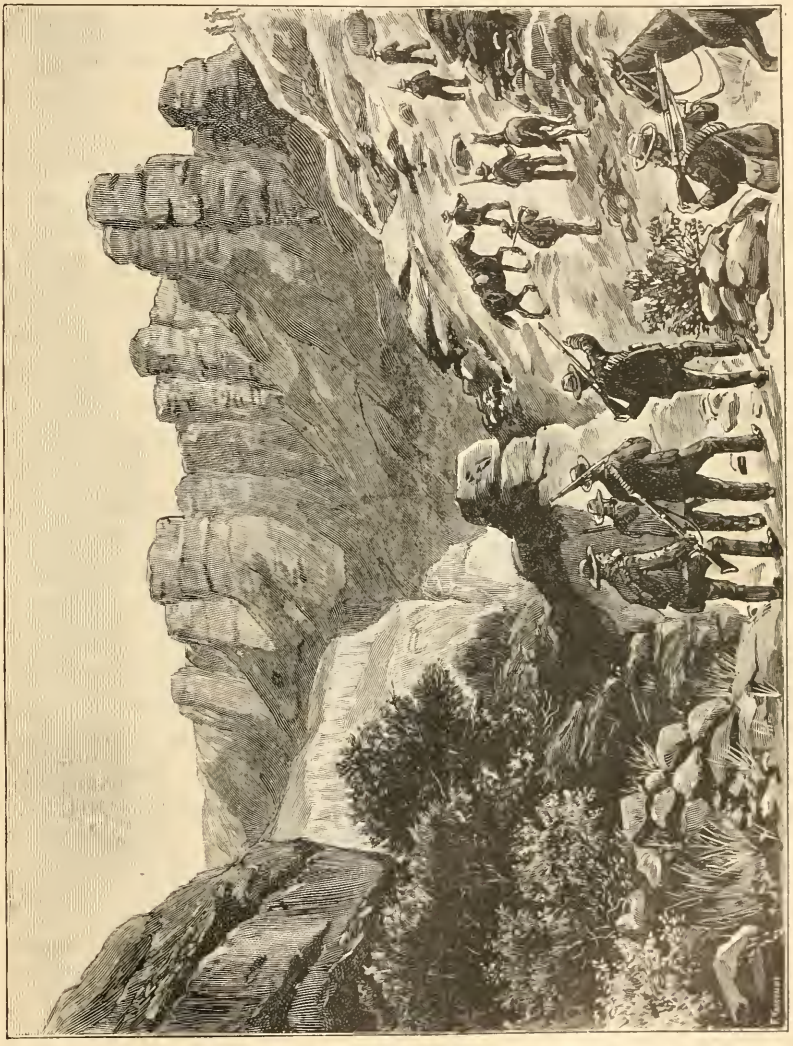

Bild 101. Kriegführende Buren in den Drakenbergen zwischen Natal und Oranje-Freistaat.

verlieren und sich von dem beweglichen Feind umzingeln und absperren zu lassen. Die Schiffe hinter sich verbrennen, ist mehr als ein Wagnis, es ist stets eine Unklugheit; der Riese Antäus schöpfte nur aus der Berührung mit der Mutter Erde neue Macht zum Ringen. Roberts zeigte sich als einen Feldherrn von kaltblütiger Erwägung, sorgfältiger Vorbereitung

und kräftiger Durchführung des ernstlich erwogenen Planes; deshalb auch dem Verdienste seine Krone. Hinter der ordengepanzerten Brust anderer englischen Generale, auf die mancher hoffende Blick sich richtete, schlug wohl ein feuriges Herz, aber im schwarzen Wolkendampf der donnernden Geschütze leuchtete der Geniefunke nicht immer hervor. Die Welt schüttelte den Kopf, wenn der eine von einem Siege sprach, welcher einer förmlichen Niederlage täuschend ähnlich war, oder wenn der andere meinte, den Schlüssel zur belagerten Stadt zu besitzen, und doch das Schlüsselloch nicht fand und sich die Stirn gegen die Mauer blutig rannte.

Aber noch andere Kriegsbilder müssen wir entrollen. Als der Präsident Krüger im November 1900 in Marseille landete, sagte er zu dem mit Enthusiasmus ihn begrüßenden Franzosenvolke: „Der Krieg, den England gegen die Republiken führt, ist ein unheilvoller und grausamer. Ich habe in meinem Leben oft gegen barbarische Stämme kämpfen müssen, aber die Barbaren, mit denen wir uns jetzt im Kampfe befinden, sind viel schlimmer als die andern. Sie sind so weit gegangen, die Kaffern gegen uns zu bewaffnen, sie stecken unsere Gehöfte in Brand, sie jagen Frauen und Kinder fort und überlassen sie ohne Brot ihrem Schicksal." Das sind allerdings schwere Anschuldigungen, um so mehr, als sie aus dem Munde eines Staatsoberhauptes stammen, aus dem Munde des ernsten, überlegenden Oom Paul. In jedem Kriege sind Ungerechtigkeiten und Grausamkeiten die Spuren der vorübergegangenen zornentbrannten und rachsüchtigen Truppen. Ist jedoch beim gewöhnlichen Soldaten die Überwallung der niedern Leidenschaften noch begreiflich, so muß man beim gebildeten Offizier mehr Selbstbeherrschung und ein größeres Maß von menschlichen Tugenden voraussetzen. In den oben angeführten Worten wollte aber Krüger unzweideutig die Führer an den Pranger stellen. „Was macht bei dem Soldaten die Ehrsucht zur Tugend?" fragte der schon erwähnte Lord of Chatham, und seine Antwort war: „Das Gefühl der Ehre, ein Gefühl, das aber unverträglich ist mit dem Geiste der Plünderung und des Raubes." Es ist das ein scharfes Wort, aber die Schuldigen haben es verdient; denn das feindliche Land verwüsten, Wohnungen zerstören, das Geschlecht und den Namen des Feindes ausrotten wollen, wie es viele auszusprechen wagten, schutzlose und unschuldige Frauen und Kinder den unsittlichen und grausamen Schwarzen überliefern: das spottet wahrhaft jedem menschlichen und christlichen Gefühl. Die nationale Ehre sollte doch höher stehen als der Triumph und der Glanz der Eroberungen. Zur Entschuldigung dieser Ausschreitungen wird die Kriegführung der umherstreifenden Marodeure angeführt und der Eidbruch vieler Farmer; doch das könnte nur in einzelnen Fällen eine Rechtfertigung sein, im großen und ganzen sind es leere Ausflüchte. Mehrere englische Offiziere haben bis jetzt unwidersprochene Berichte über

anwidernde Grausamkeiten gebracht, und der Kongreß der Afrikanderinnen zu Paarl (Kapkolonie) im November 1900 nahm keinen Anstand, eine Liste von Beschwerden vorzutragen, die alle ehrlichen Menschen mit tiefem Bedauern erfüllen. Mögen einige Schriftsteller Englands den südafrikanischen Krieg in den glänzendsten Farben schildern, dies „Heroische in der Geschichte" wird gewiß kein Carlyle mit seiner Feder verherrlichen.

Ein lichter Zug in dem blutigen Schauspiel ist die Hingabe und Aufopferung der katholischen Priester und Schwestern. Unter dem bunt zusammengewürfelten Troß, der sich im Gefolge eines Heeres bewegt, sind sie stets die anziehendste Erscheinung. Sie scheuen keine Gefahr und Anstrengung, um den Soldaten im Moment der Todesgefahr mit den Segnungen der Kirche beizustehen, sie sind unablässig am Bette der Verwundeten und Sterbenden und spenden Trost und Hilfe. Wo es mehr Überwindung und Aufopferung kostet, entweder auf dem Schlachtfelde oder im Lazarett, ist schwer zu entscheiden. Sowohl im Heere der Briten als auch der Buren waren katholische Priester, darunter mehrere Oblaten, als Feldgeistliche thätig, und in den Spitälern Südafrikas waren katholische Schwestern um das leibliche und geistige Wohl der armen Kriegsopfer in gewohnter edler Selbstvergessenheit besorgt. Die Feldgeistlichen sind hart mitgenommen worden, so daß viele wegen ernstlicher Krankheit oder zur Stärkung und Erholung nach Europa zurückkommen mußten. Hören wir den Bericht eines Oblaten aus Natal:

„Meine Tage im Militärspital gleichen sich; ich bin ständig unter Toten und Sterbenden. Anfänglich schreckt der Mensch vor diesen Scenen zurück, er gewöhnt sich aber schließlich an alles. Bis zum 16. Dezember v. J. hatten wir hier wenig zu thun. Dann aber begann die traurige Zeit. Die Soldaten kamen zu Tausenden vom Kriegsschauplatze zurück in die Lazarette.

„Nach der mörderischen Schlacht am Tugelaflusse trat der Typhus auf, der vielleicht noch mehr Opfer forderte als das sichere Gewehr und die großen Kanonen der Buren. Gegen 2000 Mann lagen in unserem Spital. Ein Doktor, 20 Wärter und 6 Pflegerinnen wurden dahingerafft. In der Woche starben durchgängig 40 Soldaten und unter ihnen stets 10 bis 12 Katholiken. . . ."

Diese Männer haben gewiß das Eiserne Kreuz verdient. Höhere Offiziere haben denn auch ihren Gefühlen der Hochachtung für diese Männer, deren Heroismus sie bewunderten, ehrenvollen Ausdruck gegeben. Lord Roberts lobte den deutschen P. Hecht O. M. I., der im Spital zu Bloemfontein monatelang thätig war und unter der Last der Arbeiten seine schwächliche Gesundheit völlig ruiniert hatte, bei dreimaligem öffentlichen Anlasse. Bei einer von einer katholischen Schule Durbans veranstalteten Festlichkeit gab der Bürgermeister der Stadt den katholischen Priestern und Schwestern

ein schönes Zeugnis. Niemand habe mehr als die Katholiken für die Pflege der kranken und verwundeten Soldaten gethan, da sie öfters ihre eigenen Anstalten und Häuser in Lazarette umgewandelt hätten. Jeder Offizier und jeder Soldat werde stets sich mit Dank der Freundlichkeit erinnern, die ihnen die Katholiken Natals in hohem Maße erwiesen. Über die wackern Ordensfrauen sind auch akatholische englische Zeitungen voll Lobes. Lord Roberts, Kitchener, French, Baden-Powell statteten den Klöstern einen Besuch ab und dankten in echt ritterlicher Gesinnung. Während der Belagerung von Kimberley sandte Cecil Rhodes den Schwestern alle zwei Tage einige Körbchen Pfirsiche. In England bildeten sich Vereine, um den Schwestern, die im Kriege die größten materiellen Verluste erlitten hatten, unter die Arme zu greifen.

Der südafrikanische Krieg ist für England ein kostspieliger geworden; niemand hatte ihn sich so vorgestellt. Die gewaltigen Summen, die bereits verausgabt worden sind und später noch verausgabt werden, wären noch das gelindeste Übel, wenn die ungeheuren Strapazen und die Krankheiten Englands Legionen nicht noch dezimiert, sie sogar ruiniert hätten. Im Parlamente sprach man von den erholungsbedürftigen Generalen, schwieg aber von den Mannschaften, die schon längst des Krieges überdrüssig und müde sind. Um die einige Milliarden zählenden Kriegskosten aufzubringen, kann England die Buren nicht auf die Steuerfolter strecken, weil diese nichts mehr besitzen als ihr nacktes Leben; auch darf es nicht die Minenbesitzer zur Steuer zwingen, weil diese Herren sich wie ein Mann gegen England erheben würden, wie sie früher gegen Transvaal gewaltig protestiert haben. Diese Goldfürsten würden erklären, daß nicht sie, sondern England den Krieg geführt habe; sie würden die frühere Regierung liberaler nennen als die neue, würden vielleicht Geheimnisse preisgeben und schließlich eingestehen, daß das letzte Ziel der Denkschrift der treuen englischen Patrioten nicht so sehr die Erlangung einer gebührenden Rechtsstellung im öffentlichen Leben Transvaals gewesen sei, als die Hoffnung auf ein lukratives Geschäft.

Der Einsatz war groß, der Gewinn aber nicht entsprechend. Die Burengewässer, die vor dem Kriege in friedlichen Wogen anscheinend keinen Schaden anzurichten drohten, im stillen aber — wie die englischen Ausländer sagen — langsam durch tausend kleine Rinnen in die englischen Kolonien eindrangen, an dem festen Besitz Englands leckten und die Treue der Buren des Kap und Natals unterwühlten, hatte Chamberlain nicht aus dem Auge verloren, und als die Hochflut plötzlich tobend dahergeschossen kam, hat er derselben einen starken Damm entgegengesetzt. Ist nun die Gefahr vorüber? Ist England für ewige Zeiten am Kap sicher und fest? Werden alle Buren nunmehr im Fahrwasser von Cecil Rhodes schwimmen? — Das steht fest: die Buren der beiden Republiken, mögen sie nun siegen oder unterliegen,

werden niemals mit dem Erbfeinde sich aussöhnen können. Und war ihr Haß gegen die Barbaren groß während des Krieges, so wird die Abneigung und das Rachegefühl sich noch tiefer ins Herz einfressen, wenn sie zurückkehren und allenthalben die schauerliche Kirchhofsöde gewahren, wenn sie ihre Farmen zerstört sehen und ihre Viehherden nicht mehr antreffen, ihre Familien zersprengt, vermindert, im tiefsten Elend und gramerfüllt wiedererblicken. Den alten rauhen Kriegern werden dann Thränen in die Augen stürzen. Stets und immer wieder werden sie den Söhnen und Enkeln das Wort Talleyrands vorhalten: „Wer nicht (vor dem Kriege) gelebt hat, kennt nicht die Wonne des Lebens"; sie werden den jungen Generationen die Liebe zur engeren Heimat, die Begeisterung für die Freiheit und den Haß gegen die „verdomde Engels" einpflanzen.

Die Buren der Kapkolonie und Natals werden die trauernden Vettern so bald nicht vergessen. Es ist möglich, daß England in Südafrika viel gewinnen wird, aber sicher ist es, daß es noch mehr verloren hat und bei den meisten Buren aller Sympathie verlustig gegangen ist. Man denkt unwillkürlich an die alte Fabel, die vom Adler erzählt, welcher mit dem vom Opferstein gestohlenen Fleische eine glühende Kohle in seinen Horst trug und so denselben in Brand setzte; der Raub ward sowohl ihm als auch seinen Jungen zum Verderben.

Die Frage, ob denn die völlige Vorherrschaft Englands in Südafrika nicht unschätzbare Vorteile mit sich bringe, weil aus dem Schutte der stagnierenden Welt eine neue, frische, gesunde entstehen wird, kann und darf wohl bejahend beantwortet werden, ohne daß wir damit den rechtlichen Standpunkt preisgeben wollen. Bei allen Einsichtigen wird es auch nicht Befremden und Widerspruch hervorrufen, wenn wir sagen, daß die englische Regierung dem Transvaaler Regime in mehr denn einer Hinsicht überlegen ist, und daß das Land unter englischem Einflusse rascher einen politischen und wirtschaftlichen Aufschwung nehmen wird. England ist in seinen Kolonien liberal, tolerant, gewährt allen die möglich größte Freiheit und allen guten und edlen Zwecken thatkräftige Unterstützung. Indes ergeht man sich in ausschweifenden Hoffnungen und trügerischen Illusionen, wenn man annimmt, daß die Landwirtschaft ohne die Buren besser gedeihen wird. In die Industriegegend werden allerdings Scharen von Engländern und andern, von tüchtigen und klugen Kaufleuten, von erfahrenen Industriellen hinströmen, aber nicht in die übrigen Gebiete, wo nur die zähe, geduldige und ausdauernde Arbeit des Buren etwas erreicht. Indes wollen wir uns zu keiner längeren vorschauenden Betrachtung verleiten lassen. Nur noch ein Wort.

Obgleich dieses große blutige Drama sich in der fernen Südspitze des dunkeln Erdteils abspielte, wird es die Nachwelt trotz ihrer Leichtvergeßlichkeit so bald nicht aus dem Gedächtnis verlieren. Ganz Europa starrt in

Waffen, eine Nation fürchtet die andere, der Stärkere nimmt sich Vorrechte heraus und macht durch Drohung die Stimme des Schwächeren verstummen. Da erhebt sich ein kleines Volk, das Freiheit verlangt, und als man sie ihm verweigert, entschlossen gegen eine Weltmacht auftritt und sich tapfer seiner Haut wehrt. Es war ein gewaltiges Ringen, wie kaum ein anderes in der Weltgeschichte. Und was lehrte dies Ereignis? Es zeigte, wie größer als alle materielle Macht die Kraft einer Idee und inneren Überzeugung ist; es lehrte, daß auch die größten Reiche schwache Stellen und Mängel wie alles Irdische haben und den Keim der Vergänglichkeit in sich tragen. — Der Krieg an der Jahrhundertwende ist alsdann der Abschluß der glorreichen Geschichte eines wackern, freiheitsliebenden Volkes, das durch das ganze 19. Jahrhundert gegen die stets herzlose und fast immer ungerechte Politik Englands ankämpfte. England, das zu Beginn des 19. Jahrhunderts den Fuß auf den Boden Südafrikas setzte, brauchte ein volles Säkulum, um Alleinherrscher in der Südspitze zu sein. Transvaal aber, obgleich erniedrigt, besiegt und begraben, lebt immer noch fort, solange das Gefühl der Freiheit und Gerechtigkeit in der Menschenbrust wohnt.

Was vergangen, kehrt nicht wieder,
Aber ging es leuchtend nieder,
Leuchtet's lange noch zurück. —

Als das tapfere und edle Volk der Ostgoten den Vernichtungskampf auf Leben und Tod gegen die byzantinische Staatskunst kämpfte, schrieb der einzige Geschichtschreiber ihrer Thaten von dem letzten Gotenkönig Teja und seinen Getreuen: „Hier wurden Thaten verrichtet, würdig eines Homer, der sie der Nachwelt verkünde." Ja, während ein gottbegnadeter Mann die alten schönen Tage Transvaals besingt, wird die ernste Geschichte, die Richterin und Rächerin, ihren Blick über das weite, von Trümmern einstiger Freiheit übersäte und vom Heldenblut durchdrängte Stück Erde gleiten lassen, und sie wird dann ihren schrecklichen, unerbittlichen Griffel ansetzen, um zu erzählen, was Gewalt und List alles angerichtet und zerstört haben.

Schluß.

So sind denn auch diese schönen und buntbewegten Tage und Jahre vorüber! Sie sind wahrlich zu schnell verflogen. Auf der Fahrt von Swakopmund nach Hamburg dachte ich immer wieder an Südafrika zurück, denn die Erinnerung an die „goldene Zeit", die ich verbrachte auf den Diamanten- und Goldfeldern, ist mir ein „freudenerweckender Edelstein" geworden, den ich über viele andere Erinnerungen stelle und stets hochhalten werde. Ich machte keine neuen Notizen mehr, denn ich glaubte nichts Bemerkenswertes mehr vorzufinden. Nur das Niedergeschriebene las ich durch, und dies klang mir wie die Melodie eines schönen Liedes. Aber noch einmal mußte ich mich dransetzen und alle Tongebilde in einem vollen Schlußakkord ausklingen lassen. Ein Wort der südafrikanischen Dichterin Miß Olive Schreiner kam mir in den Sinn: „Das schöne Blau unseres Himmels, die Unermeßlichkeit unserer Berge, die Heftigkeit unserer Flüsse, die unendliche Weite unserer Felder, die rauschende Brandung unserer Meeresküste, das ist das Charakteristische unseres Landes." Dann erzählt die Miß weiter, wie eine Touristin aus England nach Südafrika kam und einen Ausflug ins Veld machte. Gegen Mittag hielt sie Rast auf einer Anhöhe, schaute um sich und gewahrte, soweit das Auge reichte, nichts als das niedrige Gestrüpp der Karru und keine menschliche Wohnung. Da seufzte sie auf und sprach zu ihren Begleitern: „O, es ist fürchterlich, es ist zu viel von dem allen." Fürwahr, das ist es gerade: nach diesem „Zu viel" sehnt sich ein jeder zurück, der Südafrika einmal bereist hat.

Ich bin im Lande des Goldes und der Diamanten gewesen, und bin dennoch nicht durch den Glanz geblendet worden, ich habe auch die Schattenseiten gesehen. Niemand wird es mir wohl übel nehmen, wenn ich bei aller objektiven Beobachtung und Darstellung meine Meinung frei und frank zum Ausdruck brachte; ich that es mit demselben Rechte, das der Gegner für seine Meinung beansprucht. Südafrika ist das Land des schimmernden Goldes, aber es beherbergt den Dämon der Lüge und der Habgier; es ist das Land des hell leuchtenden Diamanten, aber es schmachten dort unten auch Tausende in den eisernen Fesseln der Unfreiheit und in der Nacht des Heidentums.

Und dennoch habe ich Südafrika liebgewonnen. Wie ist doch der Norden so alt und kalt! Wo ist da noch Freiheit und Leben! Ach wie

so eng und so schnell man hier lebt, wie alle rennen und hasten, und wie alles, das heute die Menge noch lebhaft beschäftigt, schon morgen vergessen ist! Der jugendfrohe muntere Knabe am Kap der guten Hoffnung, verwöhnt durch das jugendlich frische Land, über welches die ewig vom tief blauen Himmel strahlende Sonne die beglückendsten Lichtstrahlen hinzaubert, er will nichts wissen von Beschränkung und den Schablonen des Lebens, von dem engen Gewebe der Etikette, der Pflichten und Gesetze, mit denen die Jahrhunderte den behäbigen europäischen Mann zu umspinnen verstanden. Wenn ich durch die Karru oder das Kaffernland schritt, kam ich mir vor als ein Herrscher, der die Welt besäße. Und wie allem Großen die Ruhe innewohnt, empfand auch ich keinerlei Drang und Zwang, und genoß sogar die Zeit, als wenn sie mir gehörte. In Afrika hat man Zeit, nimmt sich Zeit und genießt mit den Buren das Leben in aller Gemütsruhe.

In der deutschen Hafenstadt sah ich zwei Straßenkehrer, die sich in den Haaren lagen und um einen Lappen stritten, und nicht weit davon saß eine Leidensgestalt, eine arme Frau mit hungrigem Kinde, die mit stillem Blicke um ein Almosen bat. Aber unaufmerksam ging daran vorüber ein anderes Menschenpaar, das, elegant gekleidet, auf den Lippen ein frivoles Lächeln, im Herzen aber kein Erbarmen hatte, weil keine Gottes- und Menschenliebe darin vorhanden war. Unwillkürlich dachte ich an den dunkeln Erdteil, dachte an zwei Zulukaffern und meinte schon das Mark und Bein durchdringende Wort zu hören, das sie stolz diesen Vertretern der Zivilisation zurufen würden: „Wir Wilde sind doch bessere Menschen."

Je näher ich der Heimat kam, desto freudiger war ich gestimmt. Die heimischen Laute, die Heimatsluft, alles grüßte mich und hieß mich willkommen. Aber eine liebe Stimme klagte mich an, den ewig Wanderlustigen, und drang zitternd leis in Ohr und Herz hinein:

Du sehnst dich, weit hinauszuwandern,
Bereitest dich zu raschem Flug;
Sei selbst dir treu und treu den andern,
Dann ist die Enge weit genug.

Register.

A.

Abel, Fred., Sir, Chemiker 499.
Abercrombiefluß 250.
Abessinien 225, 270, 634.
Abraham, Schriftsteller 234.
Adamastor (Mythologie) 54.
Affen 198, 214, 222.
Afrikander 61, 168.
Afrikanderbund 637.
Agisymba 225.
Ägypten 220, 248, 631, 634.
Ägyptische Flotte 46, 47.
Aidans-Kolleg, St. 557.
Albuquerque, portugies. Eroberer 22.
Alemquer, portugies. Schiffer 19, 20.
Alexander, J. E., Sir 545.
Alfred, Prinz 36, 39.
Allard, Msgr., O. M. I. 172, 173, 174, 291, 292, 392, 478.
Almeida, d', portugies. Seefahrer 22, 64.
Amajubaberg 134—136.
Amatongaland 292, 379, 381.
Amelia Augusta, Donna, Herzogin von Braganza 27.
Amerika, Amerikaner 85, 222.
Amiens, Friede von 89, 631.
Amok 70.
Amsterdam 23.
Anderson, Reisender 70, 157.
Angoraziege 104, 197, 539.
Angra Pequeña 54.
Anstruther 125, 127.
Anti-Convict Association 525.
Antilopen 67, 104, 198.
Antilopenberg (Basutoland) 408.
Antoninus Pius, röm. Kaiser 225.
Äquator 29.
Araber, die 224, 225, 270, 386.
Arabien 222.
Arnold, Bur 232.
Astrolabium (Seekunde) 20.
Atherstone, Dr. 484, 485, 492.
Atlantis, Epos 8.
Augustinerinnen 294, 311.
Augustinerpatres 388.
Aussatz 295.
Australien 56, 57, 222, 233, 489.
Auswanderung nach Südafrika 92, 294.
Axomiter 225.

B.

Baden-Powell, engl. General 666.
Bai Algoa 39, 54, 57, 92, 547.
— Falsche 52, 55.
— Hout 49.
— Mossel 103.
— Saldanha 32, 75.
— St. Braz 20.
— St. Francis 55.
— Simons 36, 84, 525.
— Tafel 36, 65, 67.
Baird, Sir, engl. General 89, 549.
Bakalahari, Eingeborene 573.
Bakuenas oder Bakwenas 114, 583.
Ballarat (Australien) 250.
Banguaketsis, Eingeborene 582, 583.
Banjanen, Eingeborene Asiens 398.
Banket, goldhaltiges Gestein 235.
Baralongs, Eingeborene 578, 583.
Barber, Mr. 228.
Barberton, Stadt 228, 301.
Bare (Mozambique) 387.
Barends, Führer eines wilden Stammes 452.
Barkly West 521.
Barnato 180, 515, 522.
Barret, P. O. M. I. 165.
Barretto, Francisco, Portugiese 386.
Barros, João de, Portugiese 223.
Bartle Frere, Sir, engl. Gouverneur 119, 121, 137, 364, 530, 531, 558.
Barwas, Eingeborene 573.
Bastards, die 452, 614.
Basutoland 292, 401, 420.
Basutos 431, 453, 579.
  Bevölkerung 420
  Eigenschaften, körperliche 431, 432, 434; geistige 432, 433.
  Fauna 412, 416, 417.
  Gebräuche, religiöse 410, 418, 428, 429, 440 ff.; weltliche 411, 417.
  Geschichte 333, 420, 456.

Basutos, Heirat 436, 438, 439.
Kleidung 432.
Legenden 442, 443.
Missionsthätigkeit, katholische 426, 446 ff.; protestantische 425, 426, 451.
Religion 439, 440.
Sprache 445, 446.
Wohnung 435.
Bathlapings, Eingeborene 578, 579, 583.
Bathurst 249.
Baudry, P. O. M. I. 374, 376, 377, 378, 418.
Baumgartner, P. S. J. 23, 54.
Baviaanskloof 55.
Beaconsfield, engl. Minister 120.
Beers-Mine, de 491, 512.
Behaim 17, 20.
Beit, Goldgrubenbesitzer 180, 182.
Belem (Portugal) 16.
Belmont 657.
Bergenaars, Räuber 452.
Bergriver 77.
Berguem, Louis de 503.
Beschneidung (Kaffern) 284.
Bethanien (Deutsch-Südwestafrika) 606.
Bethell, Leutnant 157.
Betschuanaland 572.
Bodenbeschaffenheit 574.
Einteilung: a) Britisch Betschuanaland 576—581; b) Protektorat 576, 582 bis 584; c) Kalahariwüste 576, 581, 582.
Fauna 576.
Flora 576.
Klima 575.
Wasservorrat 575.
Betschuanen oder Betschuanas 74, 452, 576 ff.
Bezuidenhout, Bur 92.
Bieberstein, Marschall v. 193.
Biggardsberge 658.
Bihan, le, P. O. M. I. 173, 174, 175, 410.
Biscaya, Golf von 12.
Bismarck, Fürst v. 5, 149, 565, 607.
Blattern, die 81.
Blauberge 89.
Blauw-Kranz 258.
Bloemfontein 111, 113, 115, 172, 453, 461, 462, 464, 467, 658, 661—665.
Bloemhof 197, 198.
Bloemplaats, s. Boomplaats.
Bluff, Hügel bei Durban 295, 306, 320.
Bogenmänner (Buschmänner) 72.
Bokkeveld 57.
Boklein, Pondohäuptling 332.
Boksburg 235.
Bompard, P. O. M. I. 392, 467.
Boomplaats (irrtümlich gesetzt Bloemplaats) 113, 454.
Boschveld 197.
Boshoff, Präsident 115.
Bosjemans 71.
Botha, Burengeneral 658.
Bottomley 502.
Bouta-Bouta, Berg im Basutolande 408.
Boyes, Lorenz, Mr. 484.
Brady, Mfgr. 551.
Brand, Jan, Präsident 116, 459, 465, 530.
Brandfort 465.
Branntwein 430, 431.
Bras, le, P. O. M. I. 338.
Brasilien 488.
Bret Harte, Schriftsteller 221.
Bronhorst-Spruit 124.
Brüder des hl. Johannes von Gott 388.
Bruintjes-Hoogte (Kapkolonie) 85.
Bryce, engl. Professor 646.
Buchdrucker, Dr. 489.
Buckingham, Duke of 529.
Buffalo, Fluß 363, 364.
Büffel 104.
Bulfontein-Mine 513.
Buller, engl. General 366, 367, 368, 657, 658.
Buren, die 61, 69.
— Charakteristik 130, 157—171.
— Farm 62, 63.
Burgers, Präsident 117—119, 122, 147, 186.
Burgersdorp (Kapkolonie) 639.
Burke, Ed., engl. Staatsmann 633.
Burke, P., Priester 553.
Buschland (Transvaal) 196.
Buschmänner 20, 47, 60, 69, 71, 74, 82, 410 ff., 452, 581, 582, 609.
Buschmann(s)fluß 91, 92, 258.
Button, Mr. 228.
Byron, Lord, engl. Dichter 13, 15, 294, 321.

C.

Cabo de Nero 17.
Cadamasto, portugies. Schiffer 17.
Caia (Mozambique) 387.
Cala (Kaffraria) 338.
Calderon, Dichter 21.
Caledon, Earl 90.
— Fluß 408, 420.
— Stadt 113.
Camoens, Dichter 21, 22, 54.
Camperdown 631.
Cannes (Südfrankreich) 180.
Carey, engl. Hauptmann 375.
Carnac, Lewis, Mr. 632.
Carnarvon, engl. Staatsmann 118, 120, 458.
Cäsar 487.
Cathcart, engl. General 423, 425.
Cenez, P. O. M. I. 405, 411.
Cetywayo, Häuptling 361, 362, 363, 365, 369, 370.
Ceylon, Insel 23, 222.
Chaka, Häuptling 109, 254 ff., 361 ff., 585.
Chalmers, amerikan. Industrieller 242.

Chamberlain, engl. Minister 139, 149, 154, 156, 192, 640, 643, 644, 650, 651, 653, 654, 656, 666.
Champagne Castle, Berg 408.
Chard, Leutnant 365.
Charlestown (Natal) 311.
Chartered Company 235, 570, 591, 593, 595, 651.
Chatham, Lord of, engl. Staatsmann 656, 664.
Chavonnes, Pasques de, Gouverneur 81.
Chelmsford, engl. General 364, 366, 368, 369.
Childe Harold, Gedicht 13, 14.
China 632.
Chinesen 246, 489.
Chumiefluß 91.
Claim (Anteilschein in der Diamant-Mine) 507.
Claremont 59.
Clarke, Sir Marshall 74.
— Major 127, 128.
Coano, Diego, portugies. Schiffer 17.
Cobra, Schlange 576.
Colenso, Dr., Prediger 304, 305.
Colley, engl. General 132, 133, 134, 136.
Compounds (Kimberley) 518, 519.
Congelfluß 264.
Constantia 50, 79.
Coodes, Sir, Ingenieur 36.
Cooper, Simon, Häuptling 625.
Cosmus II., Großherzog 497.
Cradock, Sir, Gouverneur 90.
Craig, engl. General 86, 87.
Cromwellsche Navigationsakte 24.
Cronje, Burengeneral 131, 191, 658.
Crookes, William, Physiker 500.

D.

D'Almeida, Portugiese 22, 64.
Damaras, die, Eingeborene 614, 615.
Dänemark 630.
Dante, ital. Dichterfürst 21, 358.
Dartmouth (England) 6.
Darwin, engl. Naturforscher 74.
Davidskraal 212.
Delagoa-Bai 99, 117, 194, 255, 263, 382, 635, 638.
Delarey, Burengeneral 658.
Deltour, P. O. M. I. 433.
Depelchin, P. S. J. 558.
Deportationsfrage 524, 525.
Derby, Lord 137.
Deutschland 24, 632, 634, 635.
Deutsch-Südwestafrika 596.
Ackerbau und Viehzucht 618—621.
Bevölkerung 608.
Bodenbeschaffenheit 599.
Fauna 599.
Geographie 605.
Geschichte 604—608, 624—626.
Deutsch-Südwestafrika, Grenzen 604, 605.
Klima 616.
Metalle 621—622.
Missionsthätigkeit 627—629.
Strafkolonie 622, 623.
Wasserfrage 617, 618.
Devereux, Msgr. 554, 555.
Dewet, Burengeneral 658, 661.
Diamanten:
Entstehung 496, 497, 498, 499, 500, 501, 502.
Flußwäschereien 489, 490.
Fundorte 198, 461, 488, 520, 521.
Geologie 496.
Produktion der Welt 521, 522.
Schleifen 503.
Schmuggelei 518, 519, 520.
— berühmte:
Excelsior 506.
Großmogul 504.
Grüne Diamant in Dresden 503.
Kohinoor 504, 505.
Orloff 504.
Porter Rhodes 506.
Regent 506.
Reitz 506.
Stern des Südens 506.
Stern von Südafrika 485.
Toskaner 506.
— falsche 506, 507.
— im Altertum 486, 487.
— im Mittelalter 487.
— in der Neuzeit 488.
Diamantenfelder 57, 58, 482 ff.
— deren Annexion 116, 457, 458.
Diamantenminen, Geschichte, Gesellschaften 489, 507—515, 520, 521.
— trockene 490, 491, 492.
Diaz, Bartholomäus 17, 18, 39, 54, 64, 547.
Diego, Portugiese 17.
Dieppe 3.
Dilke, Engländer 24.
Dingaan 257, 258, 259, 260, 263.
Dingaanstag 262.
Dingiswayo, Häuptling 253, 254.
Dinizulu, Häuptling 370.
Diosma 71.
Domingo, San 89.
Dominikaner 386, 387, 388.
Dominikanerinnen 559, 594.
Donoghue, H., Mr. 174, 175.
Doornboom 103.
Dopperjekte 152, 168.
Drake, Franz 64, 249.
Drakenberge 112, 133, 197, 198, 237, 260, 333, 407, 408, 461.
Dudley, Earl of 485.
Duivels-Kantoor (Transvaal) 232.
Dundas, engl. General 89.
Dundee 657.

Dunn, John 362, 371.
Duparquet, P. S. J. 616.
Durban 142, 252, 256, 257, 260, 262, 264, 292, 305, 306, 307, 374, 377, 400, 401, 665.
Dutoits-Mine 513.
Dwarsberge 202, 211, 214, 257.

E.

Ebeling, A., Schriftsteller 378.
Eckstein 180, 182.
Edrisi 224.
Eisenbahnen, südafrikanische 100, 101, 117, 145, 146, 193, 228, 568, 571, 572.
Elandslaagte 657.
Eldorado 248.
Elefant 104, 198, 599.
Elfenbein 222.
Eliott, Major 334.
Elizabeth, Port 54, 92, 95, 103, 538, 552.
Elphinstone, engl. General 86.
Emanuel d. Gr., König von Portugal 17, 18.
England 23, 24, 41, 64, 84, 86, 87, 89.
Kolonialkriege 630, 631.
Kolonialmacht 631, 635; in Afrika 633, 635.
Kolonialpolitik 640, 644.
Estorff, deutscher Hauptmann 617.
Etshowe (Natal) 366, 370.
Études religieuses 224.
Eugenie, Exkaiserin 377, 506.
Eukalypten 236.
Ewards, Major 584.

F.

Fairbain 525.
Faku, Häuptling 263, 333.
Farrelly 149.
Faschoda 154.
Faure, Prediger 647.
Ferreira, Burenkommandant 135, 136.
Fetischismus 589.
Ficksburg 461, 467.
Fingus und Fingoes 533.
Fischfluß, Großer 57, 90, 91, 92, 523.
Fitzherbert, Humphrey 65.
Flußpferd 324.
Flynn 2, 3, 9, 11, 14, 49, 51, 501 ff.
Fortnightly Review 158.
François, v., Major 607, 623, 624.
Frankreich 24, 84, 630, 631, 632, 634, 635.
Franz I., Kaiser 498.
Franz, Trappistenabt 353, 356, 558.
Franz Xaver, hl. 21, 386.
Französische Adelsgeschlechter, alte 77.
Fraser, amerikan. Industrieller 242.
Frederiks, Joseph, Häuptling 606.
Freiligrath, Dichter 46.
French, engl. General 666.
Friedländer 500.
Fritsch, Dr. 73, 106.
Frölich 499.
Froude, engl. Geschichtschreiber 34, 530.
Frue vanner 238.
Funchal 25, 26.

G.

Gaberone (Betschuanaland) 206, 207, 583.
Gaika, Häuptling 91.
Gallaländer 220.
Gariep, Fluß 408.
Garnet, Sir 369.
Gathing, Fluß 411.
Gebrokenveld (Transvaal) 197.
Geibel, Em., Dichter 15.
Geldenhuis, Bur 232.
Genua 16.
Gerard, P. O. M. I. 393, 426.
Genfen 95.
Gewehrkrieg 426 ff.
Ghau-Damaras, Eingeborene 615.
Ginginhlovo (Natal) 368.
Giraffe 104, 198, 203.
Gladstone, engl. Staatsmann 122, 123, 152, 154, 524, 567.
Glencoe (Natal) 657.
Glenelg, Lord 97, 98, 99, 523.
Globe-trotters 12.
Goa 386, 397.
Godlonton, Redakteur 546.
Goethe, Dichter 220.
Golconda (Indien) 488.
Goldberg (Schlesien) 248.
Goldfelder Südafrikas:
Entdeckung 117, 232.
Fundorte 231, 232.
Geologie 57, 58, 229, 230.
Geschichte 232—235.
Goldausscheidung, Methoden, verschiedene 233, 237, 238.
Goldflöze 235.
Goldmühlen 237.
Goldproduktion Transvaals 240; der Welt 247 ff.
Kaap-Thal-Goldfeld 228, 232.
Minen 236.
Moodie-Goldfeld 228.
Personal 243, 244.
Scheba-Goldfeld 229.
Tati-Goldfelder 226.
Goldman 182.
Gordon, engl. General 564.
Gorongoza (Mozambique) 390.
Goske, holländ. Gouverneur 75.
Gotik 308.
Gottesidee bei den Eingeborenen 287, 288, 439.
Graa(f)f-Reinet 85, 88.
Grahamstown 91, 265.
Graspan, Schlacht 657, 659.
Gregory 485.

Grey, Earl 454, 525.
— George, Gouverneur 39, 40, 115, 456, 526, 528.
Griechenland 248.
Griffith, Msgr. 451—454.
Griquas, Eingeborene 350, 428, 452, 453, 455.
Grondwet (Verfassung Transvaals) 114, 144.
Groote River 408.
Groote Zwarteberge 55.
Guana-Inseln 572.
Guerillakrieg (Transvaal) 660.
Guinea 633.

H.

Haenertsburg (Transvaal) 231.
Hagelstürme (Natal) 327.
Hahn, Dr., Prediger 74, 627.
Haiti 89.
Halske 238.
Hamilton, Ingenieur 234.
Hammersmith 215.
Hammond, J. H., Ingenieur 648.
Hardenberg, Trappistenmission 404 ff.
Harris, Lord 648.
Harrismith, Stadt 467.
Hartley, Elefantenjäger 221.
Harts River 490.
Hase 480.
Hau-Khoin, Eingeborene 614.
Hecht, P. O. M. I. 665.
Heidelberg 131, 197.
Heilbron (Oranje-Freistaat) 465.
Heilsarmee 303.
Helena, St., Insel 19, 27, 36, 66, 547.
Helpmakaar (Natal) 364.
Hemozura, See in Mozambique 390.
Henrique, Prinz von Portugal 17.
Henry, Sir 641.
Hereros, Eingeborene 610—614.
Herodot 46, 47, 248.
Herrmann, P. O. M. I. 604.
Hesibes, Eingeborene 333.
Heuschrecken 205, 326.
Hibiscus, Strauch 106.
Hidien, P. O. M. I. 410, 448, 493.
Hieroglyphen der Buschmänner 74.
High Commissioner 531.
Hintza, Häuptling 98.
Hoenderwanger, P., Prämonstratenser 172.
Hofmeyr, J. H., Staatsmann 191, 566, 638, 639, 643.
— N. J., Schriftsteller 456.
Holland 23, 41, 84, 86, 87, 89, 630, 631.
Holländer 23, 36, 65, 85.
Holländisch-afrikanische Republik 113.
Holländisch-ostindische Gesellschaft 36, 51, 65, 66, 75, 80, 84, 85, 87.
Hoogeveld (Transvaal) 197.
Horaz, Dichter 48.
Horn, Kap 221.
Hottentotten 37, 44, 47, 60, 68, 69, 70, 71, 75, 88, 89, 90, 270.
Hout-Bai, s. Bai.
Houtboschberg, Goldfeld 231.
Howit (Natal) 316.
Howlett, P. O. M. I. 346, 348, 349, 351, 404.
Hugenotten 40, 50, 76 ff.
Hulmann, Hofmeister des Prinzen Louis Napoleon 374.
Humboldt, Alex. v. 22, 489.
Hunt & Co. 485.
Hunter, engl. General 660.
Hyäne 46, 104, 324, 599.

I (i).

Indien 20, 24, 56, 57, 85, 86, 248, 488, 630.
Indier 267, 268, 294, 307, 311.
Indischer Seeweg 20, 54.
Ingeli, Bergkette 333.
Ingogo River 133, 134.
Inyak, Insel 382.
Irene, Farm in Transvaal 139, 196.
Isandhlwana, Schlachtfeld in Natal 364, 367.
Islam 43.
Italien 635.

J (j).

Jagersfontein-Mine 520.
Jaggas, Volksstamm 224.
Jahrbuch, koloniales 617.
Jameson 155, 190 ff., 570, 639, 646, 651.
Janssens, holländ. Gouverneur 89.
Java 23.
Jemen 225.
Jesuiten 203, 385, 386, 387, 548, 559, 594.
Jete (Mozambique) 387.
Johannes I., König von Portugal 17, 20.
— II., König von Portugal 17, 20, 21.
— Priesterkönig 18.
Johannes von Gott, Brüder des hl. 388.
Johannesburg 100, 107, 108, 109, 138, 139, 177, 178, 179, 186, 191, 192, 200, 215, 216, 234, 235, 236, 246, 247, 658.
Johannesburger Ausländer, s. Uitlanders.
Johns River, St. 57, 255, 263.
Johns, St., Stadt 322, 324, 333, 338, 340.
Jolivet, Msgr., O. M. I. 127, 132, 297, 378, 401, 402, 464.
Jones, Ed., Ingenieur 512.
Jorissen, Transvaaler Staatsmann 137, 150.
Joseph Emmanuel, König von Portugal 388.
Josephine, Kaiserin 378.

Joubert, Burengeneral 121, 123, 124, 134, 137, 148, 149, 187.
Juden in Transvaal 182.

K.

Kaffern 37, 83, 269.
Beschäftigung 282, 283.
Bier 217, 282, 411.
Charakteristik 244, 245, 271 ff., 286, 290, 342, 344, 345.
Häuptlinge 253, 287, 361.
Heirat 285.
Kleidung 274 ff.
Korn 217, 280, 281.
Krieg 83, 98, 253 ff.
Märchen 325, 480.
Missionsthätigkeit, katholische 292, 353; protestantische 302, 353.
Nahrung 281, 282.
Religion 287, 288, 290.
Sprache 271.
Sprichwörter 481.
Wohnung 278, 280.
Kaffraria 320 ff.
Kalahariwüste 103, 576, 581.
Kalifornien 182, 221, 233, 249.
Kalipi, Matabelenfeldherr 110.
Kambula (Ostafrika) 366.
Kamelbaum 576.
Kan, Dr., Transvaaler 178.
Kanada 630.
Kanye, Stadt 581, 582.
Kap der guten Hoffnung 18, 53, 64.
Kapflakte 60.
Kap Horn 221.
Kapkolonie 333, 482, 631.
Besitznahme, erste, durch England 86; zweite, durch England 89.
Bevölkerung 533 ff., 635, 636.
Fauna 67, 104.
Flora 68, 102, 103, 104, 106.
Geschichte 64.
Gouverneure, engl. 88, 90, 95, 523; holländ. 75, 89.
Handel 94, 483, 537, 538.
Kriege mit den Kaffern 70, 523, 524, 531.
Missionsthätigkeit, katholische 547, 554, 560, 561; protestantische 88, 544, 547.
Regierung 531, 532.
Revolution vom Jahre 1795 85.
Schulen 532, 533.
Viehzucht 104, 537, 539.
Kapstadt 34, 47, 50, 88, 96, 100, 143, 253, 369.
Bevölkerung 42, 59.
Fauna 46.
Flora 39, 40.
Gärten 39.
Gebäude, öffentliche 38, 39, 59, 100.
Hafen 36.
Kapstadt, Handel 37.
Kastell, altes 38, 41.
Kirchen 42.
Klima 40.
Museen 40, 223.
Straßen 37, 38.
Kapuziner in Ostafrika 388.
Kapverdische Inseln 84.
Kapwein 50.
Karangas, Eingeborene 585.
Karat 502, 503.
Karru oder Karroo, südafrikan. Hochebene 55, 101, 102, 103.
Katharina II. von Rußland 504.
Kathlambaberg 408.
Kathlamba-Peak 410.
Katzfluß 545.
Kaulen, Prof. Dr. 222.
Keetmannshoop 608.
Keifluß 56, 270.
Keiskammafluß 91, 524.
Kelly, P. O. M. I. 297 ff.
Kenilworth 59, 520.
Kerskenfluß 91.
Khama, Häuptling 573, 584.
Khanas-Hottentotten 626.
Khoi-Khoin 71.
Khotla (Kaffernland) 436.
Kiholumo-lumo 442.
Kimberley, Lord of 531.
— Mine 492.
— Stadt 216, 492 ff., 507, 657, 658.
King, Richard 265.
King Williams Town 264.
Kiri, Keule 424.
Kitchener, Lord 657, 662, 666.
Kleeneberge 55.
Klein-Letaba, Goldfeld 231.
Klerksdorp, Goldfeld 231.
Klimafieber 208, 213, 216.
Klip River 257.
Klondyke 249.
Kloof, Schlucht 55.
Klu-Klu 98.
Knudsen, Prediger 627.
Koch, Professor 380.
Kockstadt (auch Kokstadt) 336, 341, 347, 348, 350, 404.
Kohlenlager von Johannesburg 57, 58, 200, 242.
Kok, Adam, Häuptling 333, 350, 452, 455, 456.
Kolobeng 114.
Kolumbus, Christ. 25.
Komatifluß 231.
Kompaßberge 56.
Konga 55.
Kongo 17, 634, 635.
Koodveldberge 56.
Kopje 55.
Korannas, Eingeborene 452.

Kosmas Indikopleustes 225.
Kraal 278.
Kreolen, französ., in Natal 294.
Kretschmar 545.
Kreuzschwestern 336.
Krokodil 212, 214.
Krokodilfluß 214.
Kroonstadt 465.
Krüger, Präsident 115, 121, 123, 124, 137, 142, 145, 146, 163, 187, 188, 189, 190, 192, 193, 195, 234, 459, 568, 570, 649, 651 ff.
— Frau 153.
Krügersdorp 190, 191, 200, 235.
Krupp 242.
Kudu 203.
Kupferminen 58, 621.
Kuruman 578.

L.

Labouchere, engl. Staatsmann 528.
Ladybrand (Oranje-Freistaat) 461.
Ladysmith (Natal) 657, 658.
Laings Nek 133, 134.
Lambert, And., Häuptling 625.
Landdrost 85.
Landmann, Pieter, Bur 260.
Langenberge 55.
Langibalele, Häuptling 370.
Langkloofberge 55.
Lanyon, Sir, Gouverneur 121.
Lavoisier, Franzose 498.
Lawrence, St. (Amerika) 630.
Leguat, Franzose 77.
Leibbrandt, Archivar 79.
Lenokaning 211.
Leo XIII., Papst 152, 353, 558.
Leopard 46, 104, 217, 218, 324, 599.
Letsie, Häuptling 426, 431.
Leutwein, Gouverneur 623 ff.
Levert, engl. Kapitän 226.
Lewis, Engländer 607, 608.
Leyds, Dr., Transvaaler Gesandter 145.
Liberia, Republik 634.
Lichtenburg 197.
Liebig, Chemiker 498.
Liesbeekfluß 69, 70.
Lihutatong (Kalahariwüste) 581.
Lilienfeld, Gebr. 485.
Limpopo, Fluß 109, 198, 200, 214, 585.
Linkoh, Häuptling 91.
Linokaning 200.
Lissabon 12, 16, 19, 23, 388.
Litaolane 442.
Livingstone, Prediger und Forscher 57, 114, 162, 304, 390, 398, 573, 579.
Lobengula, Häuptling 569, 573, 584, 585, 586, 589, 592, 593, 594.
Loch, Henry, engl. Gouverneur 189, 417.
London 3 ff.
Lotsche, Matabele 592, 593.
Lourdes-Mission (Ostafrika) 351.
Lourenzo-Marquez 143, 384, 392, 397, 398.
Löwe 46, 104, 198, 480, 481, 599.
Löwenkopfhügel 36.
Löwenrumpfhügel 36.
Lüderitz, Handelshaus 606.
Ludwig XIV., König von Frankreich 76, 164.
Lusiaden, Epos 20, 21, 22.
Lydenburg (Transvaal) 112, 124, 228, 231.
Lytton, Bulwer 528.

M.

Mabele, Kaffernkorn 217.
Mac Arthur, Chemiker 238.
— Artney, Earl of 88.
Machado, J. J., Oberst 384.
Mackenzie, Prediger 573.
Mac Mahon, Herzog v. Magenta, französ. Feldmarschall und Staatsmann 382.
Macquarie, Fluß 250.
Macudi, Geschichtschreiber 225.
Madagaskar 56, 69, 252, 635.
Madeira, Insel 17, 24, 51.
Madzimbaumombe, Goldfeld 231.
Mafeking, Stadt 190, 577, 578, 658.
Magaliesberge 197, 231.
Mahabiskraal 211.
Maharero, Häuptling 607.
Maillard, Chemiker 498.
Mais 217, 280, 281.
Maitland, Ortschaft 59.
— Peregrine, Sir 333.
Majorana, Quirino, Professor 499.
Makapan, Negerhäuptling 114.
Makololo(s), Eingeborene 382.
Malakka, Halbinsel 222.
Malan, Burenkommandant 136.
Malariafieber 380, 616.
Malayen, die 42, 69, 89.
Malherbe, Dr., Prediger 152.
Malta, Insel 631.
Malutiberge 74, 408, 416, 461.
Mambraschlange 576.
Manche, La, Kanal 3.
Manika 585.
Manning, Henry Edward, Kardinal 558.
Mapootos, Eingeborene 381.
Marabastad, Ortschaft 231.
Marais, Bur 226.
Marangue (Mozambique) 388.
Marawas, Eingeborene 573.
Mariannhill, Trappistenabtei 354—357.
Mariazell, Trappistenmission 400.
Marico-Distrikt 200, 231.
Marico-Fluß 211, 212.
Marico-Krokodile 212.
Maritz, Gert, Burenführer 99, 111, 311.
Maritzburg (s. auch Pietermaritzburg) 262.
„Marodeure" 662.
Marokko 634.
Marshall Clarke, Sir 74.

Maschonaland 221, 222, 381, 382, 585.
Massupa, Basutohäuptling 446.
Masupha, Basutohäuptling 431.
Matabelen, die 109, 110, 111, 285, 431, 585, 586, 588, 589.
  Geschichte 584—595.
  Land 381, 571, 584.
Matatiele (Natal) 404.
Mathew, P., Priester 430.
Matopo (Matabelenland) 571.
Mauch, Karl, Dr. 221, 222, 226.
Mauritius, Insel 311.
Maximilian, Kaiser von Mexiko 27.
Medizinmann 444.
Meerbetrachtung 11.
Meerleuchten 29.
Meleikoff 250.
Mendoza, Manuel, P. S. J. 387.
Merinoschafe 104, 197.
Meteorit 496, 497.
Methuen, Lord, engl. General 657.
Mexiko 248.
Meyer, Lukas, Burengeneral 370.
Meyer, P. O. M. I. 123, 131, 351.
Milner, Gouverneur 651, 652, 654.
Minenkammer, Johannesburger 188.
Missionsschwestern, rote, von Mariannhill 355.
Mist, de, holländ. General 549.
Moderriver 469, 657, 658, 659.
Moffat, Dr. 573, 579, 590.
Mohammed 44.
Moissan, Chemiker 499.
Mokuena, Basutowort 421.
Molimo, Basutowort 439.
Molopofluß 579.
Molototsi-Goldfeld 231.
Molteno, John, Sir, Gouverneur 529.
Monomotapa 68, 220, 224, 386, 585.
Mont aux Sources (Basutoland) 408.
Mooi-River 109.
Moral, Thomas, P. O. Pr. 551.
Moran, Dr. 556.
Moroosi, Häuptling 429.
Mosega, Ortschaft 111.
Moselekatse, Häuptling 109, 110, 111, 226, 380, 422, 577, 585.
Moshesh, König d. Basutos 420 ff., 433, 448.
Mosutu 444.
Motito, Ortschaft 579.
Mount Frere, Ortschaft 336, 341.
Mount Hamilton (Basutoland) 408.
Mozambique 20, 53, 220, 223, 252, 381, 382, 384, 386, 387, 390, 391, 635.
Mozimba, Negerhäuptling 391.
Muizenberg 50, 52, 57, 87.
Mulatten, die 336.
Müller, Johannes v., Geschichtschreiber 23.
Murchison, Geologe 249.
Murchison-Bergkette 231.
Murrufluß 250.

N.

„Nacht-Maal" 468.
Nagters Nek, Ortschaft 92.
Namaland, Namaqualand 57, 58.
Namas, Eingeborene 609, 610.
Napier, Geschichtschreiber 546.
— Sir, Gouverneur 111.
Napoleon I. 89, 375, 376, 506, 630, 631.
— Louis, Prinz 373 ff.
Natal 56, 103, 244, 266, 333, 354.
  Bevölkerung 267.
  Bodenbeschaffenheit 317, 318.
  Fauna 318, 322, 474.
  Flora 307, 310, 311, 318.
  Geschichte 252 ff.
  Handel 319.
  Regierung 269.
Natalia, Kolonie 262.
Natal Witneß, Zeitung 299, 301.
National-Union (in Johannesburg) 235.
Naukluft, Gebirgsstock 625.
Necho Pharao 46.
Nekelo, Häuptling 434.
Nelson 631.
Neuseeland 250.
New Haven 3.
Newlands 59.
Newton 497.
Nguika, Häuptling 93.
Ngua 74.
Nicholsons Nek 657.
Nicolau do Rosario, Fra, Priester 391.
Niekerk, van, Bur 483.
Nieuweveld 56.
Niger, Fluß 635.
Nizza 180.
Nobel, Andrew, Sir, Chemiker 499.
Noel, P. O. M. I. 208, 209, 214.
No-man'sland 333.
Noord, Gouverneur 40.
Nquilifo, Häuptling 324, 330, 332, 333.
Nubien 220.
Nyassa-See 390.

O.

Oblaten der unbefleckten Jungfrau Maria (O. M. I.) 176, 184, 203, 290, 314, 426, 465, 600, 628.
Oceana, Buch 34.
Ochsen in Südafrika 596, 597.
Oliphants Hoek 99.
Ons Klijintje, Zeitschrift 134.
Oom (Oheim) 146.
Ophir, Land 222 ff., 248.
Oranien, Prinz von 86, 87.
Oranjefluß 71, 74, 112, 113, 408, 410, 412, 453, 485.
Oranje-Freistaat 105, 106, 111, 112, 193, 262, 266, 292, 452 ff.
  Bevölkerung 458.

Oranje-Freistaat, Bodenbeschaffenheit 461.
Bündnis mit Transvaal 454, 459, 570.
Fauna 460.
Flora 106, 461.
Freistaatler-Bur 459, 460.
Geschichte 425, 452 ff.
Handelsvertrag 193.
Krieg mit den Basutos 454 ff.; mit England 454.
Regierung 455.
O'Reilly 483.
Origstad (Transvaal) 112.
Otaviberg (Deutsch-Südwestafrika) 621.
Otjimbingue (Deutsch-Südwestafrika) 608.
Outeniquaberge 55.
Ovambos, Eingeborene 616.

P.

Paardeberg 658.
Paardekraal, Stadt 124.
Paarl, Stadt 665.
Palaphye, Eingeborenendorf 573.
Panda, Häuptling 263, 361, 362.
Paris 3, 4.
— Friede von 89.
Parnell, ir. Abgeordneter 567, 569, 591.
Parys (Oranje-Freistaat) 466.
Pearson, engl. Colonel 364, 366, 368, 369.
Peete, Häuptling 431.
Pennefather, engl. Oberst 594.
Perestrello, portugies. Forscher 252.
Peru 248.
Pfau 222.
Pferde, südafrikan. 197, 336, 341, 416.
Philips, Lionel, Industrieller in Johannesburg 190.
— Prediger 96, 162, 180, 304.
Phönizier 16, 17, 46, 47.
Pietermaritzburg (Natal) 262, 265, 297, 305, 306, 311, 312, 376, 377, 401, 405.
Pilane, Eingeborenendorf 583.
Pinetown, Stadt in Natal 265, 267, 311.
Pinto, Portugiese 382.
Pitt, der jüngere, engl. Staatsmann 630.
Plettenburg, van, holländ. Gouverneur 84.
Plinius, Geschichtschreiber 248, 487.
Pniel, Stadt 490.
Pointers 234.
Pombal, portugies. Staatsmann 385, 388.
Pondoland 323, 329 ff.
Pondos, Eingeborene 263, 285, 331, 332, 334, 428.
Pongola, Fluß 363.
Porte, P. O. M. I. 208, 574.
Porter, William, engl. Kronanwalt 554.
Porto Santo, Insel 25.
Portugal 16, 17, 22, 391, 392, 635, 640.
Portugiesen in Südafrika 17, 109, 111 ff., 220, 294, 547.
Potchefstroom (Transvaal) 109, 124, 127, 172 ff., 190, 197, 231.
Potgieter, Burenführer 99, 109, 111 ff., 259, 260.
Potong (Basutoland) 408.
Pottinger, Sir, Gouverneur 266, 546.
Pretoria (Transvaal) 121, 122, 124, 125, 127, 131, 138 ff., 190, 192, 198, 231, 658.
Pretorius, Andreas, Burenführer 112, 113, 114, 260 ff., 454.
— Wessels, Präsident 114, 115, 116, 124, 137, 148, 173, 176.
Prince Alfred County 333.
Pringle 92, 452.
Prinsloofarm (Transvaal) 122.
Ptolemäus 17, 225, 488.
Puffotter 576, 599.
Pulleine, Colonel 364.
Pynter, Msgr. 55.

Q.

Quagga, Zebra 480.
Qumbu, Stadt 338, 339.

R.

Ra-Mutsa, Eingeborenendorf 584.
Rand, Hügelkette in Transvaal 107.
Ra-Sichele, Eingeborenendorf 583.
Rauhe Alb 501.
Reclus, Elisée, französ. Geograph 408.
Regengott 74.
Regenmacher 444.
Rehoboth (Deutsch-Südwestafrika) 614.
Reitz, Präsident 146, 459.
Rendsburg, Stadt 657.
Republik, erste südafrikan. 85.
Retief, Pieter, Burenführer 99, 112, 257, 259, 262, 311.
Rheede v. Drakeenstein, Baron van 76.
Rhinozeros 104.
Rhodes, Cecil 59, 149, 154, 155, 156, 180, 190, 193, 235, 391, 515, 516, 562, 572, 590, 591, 592, 595, 639, 666.
Rhodesia, Land 569.
Ricards, Msgr. 352 ff.
Richmond, Stadt 357.
Riebeek, J. Auth. 39, 41, 59, 65 ff., 73, 382, 540, 544.
Riksha, Vehikel 307.
Rinderpest 205, 210, 618, 619.
Rishton, P. O. S. B. 550.
Rissik, Joh. 179.
Ritter, Geograph 47.
Riviera 1, 49.
Robben-Island 67, 89, 91, 524.
Roberts, Lord, engl. Feldmarschall 136, 657, 658, 660, 662, 663, 665, 666.
Robinson, Hercules, Sir, Gouverneur 192, 429, 574, 637.
Roebuck, engl. Schriftsteller 642.
Roggeveldberge 56.
Roma, kathol. Missionsstation im Basutolande 175, 417 ff., 446, 448.

Rondebosch, Städtchen 59, 69.
Roos, Stephan, Bur 134.
Rorkes Drift (Natal) 365.
Rose, die, Roman 39.
Russel, John, Lord 263, 524.
Rußland 632.
Rustenberg od. Rustenburg, Städtchen 190, 200, 202, 231.

S.

Saba, Goldland 225, 248.
Sabon, P. O. M. I. 292, 293, 374.
Sacramentofluß (Brasilien) 249.
Saldanha, Antonio, Portugiese 64.
Salisbury, Lord, engl. Staatsmann 154, 591, 595, 644, 650, 653, 656.
Saltfluß 70.
Sambesistrom 385 ff., 585.
Sandfluß-Vertrag 113, 115, 454.
Sandilli, Häuptling 523, 530.
San Francisco (Amerika) 34, 249.
Sansibar 634.
Santa Clara, Kloster (Madeira) 27.
Santos, P., Priester 224.
Saulspoort, Städtchen 200.
Scaulen, Th., Sir 566.
Schafe in Südafrika 539.
Schakale 324.
Schantung (China) 489.
Schenk, Dr. 231.
Scherf, Burenführer 109.
Schiffahrt, alte 30, 65.
Schiller, Dichter 86.
Schillinge, engl. Kapitän 65.
Schlangen 576, 599.
Schmeisser, Geologe 230, 234.
Schneespitze (in Südafrika) 56.
Schneider, Dr. 445.
Schoch, P. O. M. I. 152, 178, 213, 215, 216.
Schoemann, Präsident 116.
Schreiner, Afrikanderführer 566.
— Miß, Dichterin 669.
Schunke, Geograph 408.
Schwestern, Arme, von Nazareth 215, 294, 559.
— der hl. Familie 294.
— Kreuz- 294, 336.
— Töchter Jesu 294.
Scully, Priester 550.
Sea Point 48, 49.
Sebastiao, König von Portugal 252, 385.
Secchi, P. S. J. 557.
Secheli, Häuptling 114.
Seekrankheit 3, 10.
Seidel, A. 89, 230.
Sekokoeni, Häuptling 117, 119, 122.
Selati, Fluß 231.
— Goldfelder 231.
Selous, Afrikajäger 593.
Sena (Mozambique) 387, 390.
Shakespeare, engl. Dichter 21, 26, 39.
Shepstone, Sir 118, 119, 120, 121, 361, 362, 363, 530, 570.
Sheridan, engl. Redner 51.
Shoshong (Betschuanaland) 573.
Sibirien 489.
Siemens 239.
Sigcau, Häuptling 330, 334, 335.
Signalhügel (Kapstadt) 36, 48.
Sihong-hong oder Shong-hong (Basutoland) 74, 408 ff.
Silberbaum 50, 236.
Siloh (Kapkolonie) 546.
Silvio Pellico, italien. Dichter 30.
Simeoni, Kardinal 558.
Simon, Pierre, Prediger 77.
Simonstown (Kapkolonie) 52, 53.
Sklaven 69, 87, 633.
Sklavenemancipation 95 ff.
Skorbut, Seemannskrankheit 31, 65.
Sluyskeu, Gouverneur 86, 87.
Smit, Burengeneral 133, 137.
Smith, Harry, Gouverneur 112, 113, 266, 454, 456, 525.
— Hauptmann 264, 265.
Smitsdorp 231.
Sneeuw-Kop, Bergspitze 56.
Sofala (Mozambique) 17, 226, 252.
Somaliländer (Afrika) 220, 634.
Somerset, Charles, Lord, Gouverneur 91, 92, 93, 94, 549, 550.
Sonntagsfluß 353.
Southampton 6.
Southey, Mr. 483.
Spanien 23, 24, 248, 630, 635, 640.
Spionskop (Natal) 658.
Spitzkop, Bergkette 231.
Stalagmiten 201.
Stalaktiten 201.
Standerton, Stadt 122, 124, 131, 197.
Stanford, Mr. 335.
Statthalter der Niederlande 85.
Steijn, Präsident 570.
Stel, Adriaan van, Gouverneur 38, 79, 80.
— Simon van, Gouverneur 38, 60, 75, 78, 79, 548.
Stellaland (Betschuanaland) 577.
Stellenbosch, Stadt 60, 77.
Steynsdorp 231.
Stiergefecht (Basutoland) 428.
Stockenstro(o)m 90, 523.
Stormberge 56, 408, 657.
Strabo, Geschichtschreiber 225, 248.
Strauße 104, 539—544.
Streeter 504.
Struben 232.
Südafrika, Bevölkerung 73, 74, 81, 87, 89.
Bodenbeschaffenheit 53.
Eisenbahn 100; s. Eisenbahnen.
Fauna 68, 104, 324, 327, 371, 447, 474, 576, 597, 598, 599.
Flora 68, 103, 327, 330, 576.

Südafrika, Gebirge 55.
Geologie 56, 57, 58.
Handel 87, 483.
Missionsthätigkeit, katholische 386 ff.; protestantische 96, 97, 118, 372, 584.
Reise zu Fuß 392 ff.
— im Ochsenwagen 469, 598.
— im Postwagen 346, 347, 403.
Sklavenfrage 96.
Südafrikanische Republik 114; s. Transvaal.
Suezkanal 37, 634.
Suffren, französ. Admiral 84.
Sulpitius, Trappistenpater 405 ff.
Sumatra 222.
Surmon, Mr. 583.
Sutherland Hills 231.
Sutter, Hauptmann 249.
Swakopmund (Deutsch-Südwestafrika) 596.
Swaziland 292, 379, 380.
Swinburn 226.

T.

Tacitus, röm. Geschichtschreiber 51.
Tafelberg 32, 34, 44, 46, 55, 64.
Tafeltuch 44.
Taillefer 77.
Talleyrand, Prinz v., französ. Staatsmann 149, 305, 667.
Tanganikasee 634.
Tartar Tree 472.
Tasso, Torquato, italien. Dichter 449.
Tättowieren bei den Basutos 432.
Termiten 478.
Teufelspik 36.
Texel 631.
Thaba-Bosigo (od. Bossigo) 421, 456, 457, 465.
Theal, Dr., Schriftsteller 385.
Thitsasfluß-Wasserfall 339, 341.
Thomann, Moritz, P. S. J. 388.
Thüringen 248.
Thurlow, Lordkanzler 51.
Times, engl. Zeitung 139.
Togtgangers (Tauschhändler) 83.
Tongas, kaffrischer Volksstamm 585.
Topographie, christl. (Buch) 225.
Torrend, P. S. J. 287.
Transvaal 100, 262, 266, 292, 379, 634, 638.
Annexion durch England 120.
Bevölkerung 156.
Bodenbeschaffenheit 196.
Bündnis mit dem Oranje-Freistaat 115.
Eingeborene 133, 162, 171.
Fauna 197, 198, 203, 217.
Flagge 138.
Flora 139, 140, 196, 215.
Geschichte 109, 186, 187.
Grenzen 138.
Klima 196.
Konvention von 1881 u. 1884: 137, 195, 648.
Transvaal, Kriege 123—136.
Metalle 198.
Missionsthätigkeit, kathol. 132, 172, 179.
Regierung 144.
Wappen 138.
Trappisten 290, 351, 404, 406.
Trekking 82, 89, 98, 99.
Trichard, Bur 136.
Triechardt, Burenführer 99.
Tropfsteinhöhle 200.
Tsaobis, Fluß in Deutsch-Südwestafrika 607.
Tsetsefliege 198.
Tsiliquefluß 413.
Tugelafluß 257, 266, 361, 364, 408, 665.
Turonfluß 250.

U.

Uitlanders (Ausländer) in Johannesburg 188, 189, 234, 646 ff.
Ulundi, Zulukraal 369.
Umbandine, Häuptling 381.
Umbeline, Häuptling 363, 366.
Umbulazi, Häuptling 361.
Umgenifall (Natal) 316.
Umgunguhlowa (Zululand) 257.
Umklangaso, Häuptling 334, 335.
Umquikela, Häuptling 333, 334.
Umswazi, Häuptling 380.
Umtamvuna, Fluß 333.
Umtata, Stadt 327, 338, 340.
Umtatafluß 329, 333.
Umwolosi, Fluß 231.
Umwoti, Fluß 228.
Umzikulu (Kaffraria) 403.
Umzimkulu, Fluß 333.
Umzimwubu, Fluß 322, 324.
Unabhängigkeitskrieg, amerikanischer 84, 630.
— Transvaals, s. Transvaal.
Usibepu, Häuptling 370.
Ussif-u-trab (Afrika) 1.
Utrecht (Natal) 364.
Uys, Pieter, Bur 259, 260, 364.

V.

Vaal, Fluß 109, 111, 112, 113, 172, 221, 408, 423, 461, 466, 483, 490, 501, 521, 658.
Valois, Margareta v. 39.
Vasco da Gama 16, 18, 21, 22, 54, 64.
Väter vom Heiligen Geist 628.
Velloso, Ferd., Portugiese 20.
Venedig 16, 20.
Verburg 75.
Verdaguer, Jac., katalanischer Dichter 8.
Vereinigte Staaten 632.
Vespucci, Amerigo, Seefahrer 21.
Vet River 109.
Vielweiberei 69, 280, 286, 290, 291, 304, 326, 433.

Viktoria, Königin von England 44.
— Fort (Maschonaland) 223.
Virginien 633.
Vleeschfontein, katholische Missionsstation in Transvaal 200 ff.
Vögel in Südafrika 474.
Volksraad (Transvaal) 112, 114.
Volksstem, Transvaaler Zeitung 122, 123.
Vorgebirge, das grüne 17.
Vos, de, Afrikanderführer 638.
Vrede, Stadt 466.
Vrijburg oder Vryburg 577, 578.
Vrijheid, Stadt 231.

W.

Wacht een beetjen (Strauch) 103.
Wagenburg der Buren 110, 261.
Wagener, Priester 550.
Wahrsager (Kaffern) 444.
Wakkesstroom (Transvaal) 122.
Walfischbai 572, 608.
Warden, engl. Major 453.
Warren, engl. Oberst 568, 574, 584.
Washington, George 85, 146.
Wassermelonen 281.
Waterboer, Häuptling 452, 457.
Waterloo 261.
Weenen (Natal) 259.
Weihnachtsland (Natal) 252.
Weinbau 50, 51, 77.
Weinrich, P. O. M. I. 338, 351.
Weinsteinbaum 472, 473.
Weld, P. S. J. 557.
Wellington, Herzog v. 261, 641.
Wellington-Distrikt 249.
Wepener, Louis, Bur 464, 465.
Wepener-Distrikt (Oranje-Freistaat) 461.
Wernher, Industrielle in Johannesburg 182.
Westindien 630, 631, 633.
Wildböcke 104, 198.
Wilhelm II., deutscher Kaiser 192, 208.
Williamson, Prediger 489.
Wiltshire, engl. Oberst 91.
Winburg, Stadt 113, 465.
Windhoek, Stadt 600, 602, 603.
Winter, Sir Francis de 381.
Winterberge 56.
Winterhoek, Berg 55.
Witbooi, Häuptling 603, 610, 624 ff.
Witteberge 55.
Witwatersrand (Transvaal) 57, 107, 179, 230 ff.
Wodehouse, engl. Gouverneur 529.
Wolseley, engl. General 122, 304, 369.
Wood, engl. General 132, 134, 364, 366, 367, 368.
Woodstock (Kapkolonie) 59.
Wynberg (Kapkolonie) 59, 79.

Z.

Zauberer, Kaffern 288, 428, 443, 444.
Zebra 104.
Zeerust, Städtchen 190.
Zendj, Volksstamm 225.
Zimbabwe-Ruinen (Maschonaland) 40, 64, 222 ff.
Zimmermann 89.
Zoutpansberg 112, 116.
Zuckerrohr 330.
Zuid-afrikaansche Taalbond 638.
Zululand 244, 292, 370, 408.
Zulus 37, 112, 268, 270, 285, 361 ff., 372, 373.
Zuurberge 408.
Zwaartbois-Hottentotten 626.

SÜD-AFRIKA

Verlag von Herder in Freiburg

Zu Streeker, Südafrika

Illustrierte Bibliothek der Länder- und Völkerkunde.

Eine Sammlung illustrierter Schriften zur Länder- und Völkerkunde, die sich durch zeitgemäßen, interessanten und gediegenen Inhalt, gemeinverständliche Darstellung, künstlerische Schönheit und sittliche Reinheit der Illustration, sowie durch elegante Ausstattung auszeichnen sollen.

Die Entdeckungsgeschichte der Erde — die physische Geographie — sowie die spezielle Länder- und Völkerkunde werden in geeigneten Bearbeitungen vertreten sein.

So hoffen wir eine Reihe geographischer Werke zu bieten, die für jeden Gebildeten höchst interessant und lehrreich sind, die den Lehrern der Erdkunde zur Belebung und Vertiefung des Unterrichtes dienen können, die endlich bei der studierenden Jugend Freude und Lust an der geographischen Wissenschaft wecken sollen.

Die bereits vorliegenden Bände (gr. 8°) enthalten:

Himmelskunde. Versuch einer methodischen Einführung in die Hauptlehren der Astronomie. Von **J. Plaßmann.** Mit einem Titelbild in Farbendruck, 216 Illustrationen und 3 Karten. (XVI u. 628 S.) *M.* 13; geb. in Original-Einband: Leinwand mit reicher Deckenpressung *M.* 15.

Die Hochgebirge der Erde. Von **R. von Lendenfeld.** Mit Titelbild in Farbendruck, 148 Abbildungen und 15 Karten. (XIV u. 532 S.) *M.* 14; geb. *M.* 17.

Unsere Erde. Astronomische und physische Erdbeschreibung. Eine Vorhalle zur Länder- und Völkerkunde. Von **A. Jakob.** Zweite, unter Mitwirkung von J. Plaßmann wesentlich erweiterte und verbesserte Auflage. Mit einem Titelbild in Farbendruck, 138 Abbildungen, einer Spektraltafel und 2 Karten. (XIV u. 532 S.) *M.* 8; geb. *M.* 10.

Davon ist apart erschienen:

Der Mensch, die Krone der irdischen Schöpfung. Zeitgemäße Betrachtungen über Verbreitung, Einteilung, Abstammung und Alter des Menschengeschlechtes — mit einer kritischen Beleuchtung der Affentheorie. Von A. Jakob. Mit 53 Text-Illustrationen und einer Karte in Farbendruck. gr. 8°. (VIII u. 160 S.) *M.* 2.40; in Original-Einband: Leinwand mit reicher Deckenpressung *M.* 3.

Das Wetter. Eine populäre Darstellung der Wetterfolge. Von **R. Abercromby.** Aus dem Englischen übersetzt von Dr. **J. M. Pernter.** Mit 2 Titelbildern und 96 Figuren im Text. (XVIII u. 326 S.) *M.* 5; geb. *M.* 7.

Der Weltverkehr. Seeschiffahrt und Eisenbahnen, Post und Telegraphie in ihrer Entwicklung dargestellt von Dr. **M. Geistbeck.** Zweite, neu bearbeitete Auflage. Mit 161 Abbildungen und 59 Karten. (XII u. 560 S.) *M.* 8; geb. *M.* 10.

Assyrien und Babylonien nach den neuesten Entdeckungen. Von Dr. **F. Hauſen.** Fünfte Auflage. Mit Titelbild, 97 Illustrationen, einer Inschriftentafel und 2 Karten. (XVI u. 318 S.) *M.* 5; geb. *M.* 7.

(Fortsetzung s. auf der folgenden Seite.)

Turkestan, die Wiege der indogermanischen Völker. Nach fünfzehnjährigem Aufenthalt in Turkestan dargestellt von **F. v. Schwarz.** Mit einem Titelbild in Farbendruck, 178 Abbildungen und einer Karte. (XX u. 606 S.) *M.* 13; geb. *M.* 15.

Persien. Das Land der Sonne und des Löwen. Aus den Papieren eines Reisenden herausgegeben von **J. Bleibtreu.** Mit 50 Abbildungen, großenteils nach photographischen Aufnahmen, und einer Karte. (X u. 212 S.) *M.* 6; geb. *M.* 8.

Ägypten einst und jetzt. Von **Dr. Fr. Kayser.** Zweite, erweiterte und völlig durchgearbeitete Auflage. Mit einem Titelbild in Farbendruck, 118 Illustrationen im Text, 17 Tonbildern und einer Karte. (XII u. 302 S.) *M.* 5; geb. *M.* 7.

Die Sudânländer nach dem gegenwärtigen Stande der Kenntnis. Von **Dr. Ph. Paulitschke.** Mit 59 in den Text gedruckten Holzschnitten, 12 Tonbildern, 2 Lichtdrucken und einer Karte. (XII u. 312 S.) *M.* 7; geb. *M.* 9.

Der Amazonas. Wanderbilder aus Peru, Bolivia und Nordbrasilien. Von **D. Freiherrn von Schütz-Holzhausen.** Zweite, durchgesehene und erweiterte Auflage, unter besonderer Berücksichtigung der vom Verfasser gegründeten tirolisch-rheinischen Kolonie Pozuzo herausgegeben von **A. Klassert.** Mit Bildnis und Lebensabriß des Freiherrn von Schütz-Holzhausen, 98 Abbildungen und 2 Karten. (XX u. 444 S.) *M.* 7; geb. *M.* 9.

Kanada und Neu-Fundland. Nach eigenen Reisen und Beobachtungen von **E. von Hesse-Wartegg.** Mit 54 Illustrationen und einer Übersichtskarte. (XII u. 226 S.) *M.* 5; geb. *M.* 7.

Nach Ecuador. Reisebilder von P. **J. Kolberg** S. J. Vierte, ergänzte Auflage. Mit einem Titelbild in Farbendruck, 150 Illustrationen im Text und 2 Karten. (XVI u. 536 S.) *M.* 9; geb. *M.* 11.

Australien und Tasmanien. Nach eigener Anschauung und Forschung wissenschaftlich und praktisch geschildert von **Dr. J. Lauterer.** Mit Titelbild in Farbendruck, 158 Abbildungen und einer Karte. (X u. 482 S.) *M.* 11; geb. *M.* 13.

Die Balkanhalbinsel (mit Ausschluß von Griechenland). Physikalische und ethnographische Schilderungen und Städtebilder von **A. E. Lux.** Mit 90 Illustrationen, einem Panorama von Konstantinopel und einer Übersichtskarte. (XII u. 276 S.) *M.* 6; geb. *M.* 8.

Das Mittelmeer. Von **A. Freiherrn von Schweiger-Lerchenfeld.** Mit 55 Illustrationen und einer Karte. (XII u. 316 S.) *M.* 6; geb. *M.* 8.

Jeder Band besteht als ein selbständiges, in sich abgeschlossenes Werk und ist einzeln käuflich. — Einbanddecken pro Band M. 1.20.

Verlag von Herder zu Freiburg im Breisgau.

Joh. Bassmann
Nürnberg

3 5282 00186 5586

DATE DUE

AFRICAN INSTITUTE

DT767
S83

STACKS DT767.S83
Strecker, Carl Christoph,
Auf den Diamanten- und Goldfeldern Suda
3 5282 00186 5586